Princeton University Library
32101 064481847

0902
.896
v.3,
pt.2

Library of

Princeton University.

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG-ANTIQ.
LEIPZIG

Die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

herausgegeben von

Eugen Diederichs

9. Jahrgang 1917/18

Band II. Oktober/März

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1918

Z. XI

Printed in Germany

Inhalt des neunten Jahrganges

II. Halbjahrband

Verfaſſer-Verzeichnis

Adelmann, Konrad, Stadt und Land . . . . . Seite 677
" " Dorf und Jugend . . . . . " 748
" " Verſchiebung des ländlichen Grundbeſitzes . . . " 972
Albert, Fritz, Eine Religion des Allgefühls . . . . . " 1043
Barge, Hermann, Neue Reden an die deutſche Nation . . . . . " 644
" " Schriften zum Weltkrieg aus dem Jahre 1917 . . " 804
" " Ein philoſophiſches Vermächtnis . . . . . " 914
Behne, Adolf, Biologie und Rubismus . . . . . " 694
Berlage, H. P., Baukunſt und Religion . . . . . " 615
Billigheimer, Paula, Förderung der Heimbegründung im Kriege . . " 737
" " Welt und Krieg (Gedanken zur Zeit) . . . . " 1055
Blüher, Hans, Familie und Staat . . . . . " 710
Bonus, Arthur, Zur Freideutſchen Woche . . . . . " 895
Brandt, Andreas, Fichtes „Reden" als Quellpunkt geiſtiger Gemeinſchaft mit Schülern . . . . . " 797
Braun, Felix, Der Volksdichter (A. Petzold) . . . . . " 763
Bröger, Karl, Lauenſteiner Worte . . . . . " 728
" " Das Rätſel der Demokratie . . . . . " 1027
Buchwald, Reinhard, Volkstümliche Bücherſammlungen . . . . . " 720
" " Alte und neue Wege der volkstümlichen Kunſtpolitik . . . . . " 754
" " Die Bücher des deutſchen Volkes . . . . . " 803
Budde, Gerhard, Eine neue „hohe Zeit der Pädagogik"? . . . . . " 889
Buß, J. P., Der Tag des Deutſchen . . . . . " 983
Corbach, Otto, Bevölkerungspolitik . . . . . " 1032
Deinhard, Ludwig (†), Plato redivivus . . . . . " 635
Delitſch, Hermann, Schreiben im neuen Geiſte . . . . . " 891
Delius, Rudolf von, Talingo . . . . . " 688
" " " Gedichte . . . . . " 743
" " " Rodin † . . . . . " 867
" " " Organiſches Denken . . . . . " 981
Diederichs, Eugen, 400 Jahre Reformation . . . . . " 577
" " Pſeudo-Deutſchtum . . . . . " 654
" " Religiöſe Verkündigung . . . . . " 656
" " Zur Seelſorgefrage an der Front . . . . . " 725
" " Vom Pſeudodeutſchtum . . . . . " 729

Diederichs, Eugen, Vom Proteſtantismus . . . . . Seite 814
„ „ Bedenkliche Erſcheinungen im Proteſtantismus . . „ 736
„ „ 2. Lauenſteiner Kulturtagung . . . . . „ 737
„ „ Vom Weſen einer Kulturtagung . . . . . „ 950
„ „ Vom neuen Geiſt . . . . . „ 953
„ „ Vaterlandspartei und Heidelberger Studentenſchaft „ 977
„ „ Vom preußiſchen Wahlrecht . . . . . „ 1024
„ „ Das Völkiſche . . . . . „ 1026
„ „ Vom Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker (Gedanken zur Zeit) . . . . . „ 1054
Dieſendruck, W., Erziehung zur Muſik . . . . . „ 942
Dresdner, Irma, Kriegs-Volksakademie des Rhein-Mainiſchen Verbandes . . . . . „ 817
Dresler, Adolph, Ein akademiſches Problem . . . . . „ 896
Eger, Heinrich, Zum Verhältnis zwiſchen den Geſchlechtern . . . . „ 877
Ehmer, Willi, Bauordnung und Kleinhaus . . . . . „ 1041
Erdberg, R. von, Das freie Volksbildungsweſen . . . . . „ 898
Falk, Ernſt, Bekenntnisentwurf (nach Drews) . . . . . „ 638
Feiler, Arthur, Das Weltreich der deutſchen Arbeit . . . . . „ 665
Feldner, J., Das franzöſiſche Volk und der Krieg . . . . . „ 708
„ „ Unſere Stellung zum Krieg . . . . . „ 808
„ „ Lenin, Trotzki, Bolſchewiki . . . . . „ 955
„ „ Franzöſiſche Publikationen, Schweizer Eindrücke, Forderungen an Deutſchland . . . . . „ 1029
Furtmeyer, Joſ., Vom Weltkrieg und vom neuen Geiſte . . . . . „ 641
Gogarten, Friedrich, Das Mittelalter, Luther und unſere Zukunft. Bemerkungen zu den Schriften von Richard Benz . „ 600
Gottſchalk, Hermann, Deutſchlands Entpolitiſierung . . . . . „ 839
Haebler, Rolf Guſtav, Viſion . . . . . „ 821
Heinke, C., Die Zerſtörung der Ehe . . . . . „ 970
„ „ Die kulturelle Bedeutung des Entwicklungsgedankens . . „ 1003
Hertlein, E., Martin Luther, aus dem Chriſtlichen ins Menſchliche überſetzt . . . . . „ 790
Hodann, Max, Der Krieg . . . . . „ 869
„ „ Grete Meiſel-Heß: Die Bedeutung der Monogamie . . „ 1039
Hülße, Friedrich, Volksherrſchaft und Volksführerſchaft . . . . . „ 832
Johannes, Martin, Gegen die Militariſierung der Jugend . . . . „ 897
Jolles, André, Von der niederdeutſchen Wahlverwandtſchaft . . . „ 924
Kaim, Julius Rud., Über Carl Hauptmann . . . . . „ 787
Keller, Klara, Zu Blühers Antifeminismus . . . . . „ 855
Körner, Joſef, Franz Werfel . . . . . „ 775
Korſch, K., „Akademiſch-Soziale Monatsſchrift“ . . . . . „ 973
„ „ Jugendbewegung und Jugendpolitik . . . . . „ 1051
Kreuſch, Edmund, Alfred Loiſy und der Krieg . . . . . „ 1015
Krieck, Ernſt, Freie Religion . . . . . „ 638
„ „ Gloſſen zum Theater . . . . . „ 1042
Kühn, Julius, Martin Luther. Ein Gedichtkreis . . . . . „ 582

507489

Kühn, Hans, Sterben und Leben . . . . . Seite 639
Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht 656, 657, 659, 737, 738, 739, 816, 817, 820, 898, 977, 1058
Kurella, Alfred, Die neueſte Entwicklung der Freideutſchen Jugend . Seite 739
„ „ Die Vorbedingungen einer Kulturtagung . . . . „ 1047
Lask, Berta, Wie kann unſere Zeit Richtlinien für die Erziehung der weiblichen Jugend finden? . . . . . „ 843
Lewinſohn, Richard, Die hygieniſche Forderung . . . . . „ 1037
Loew, Fritz, Umriſſe zu einem deutſchen Volksſport . . . . . „ 994
Molo, Walter von, Erlebnis mit einem Buch . . . . . „ 792
Müller, Hermann H., Wer iſt ein Dichter? . . . . . „ 1047
Mutzenbecher, Hans Codras, Vom religiöſen Erleben und dem Strom der Zeit . . . . . „ 1046
Neumann, Fritz, Offener Brief an den Herausgeber . . . . . „ 705
Nicolaus, Paul, Sexualität und Erotik . . . . . „ 1040
Oeſtreich, Paul, Krieg und Kulturentwicklung . . . . . „ 714
„ „ Nach dem Chaos das Schema . . . . . „ 734
„ „ Ein deutſcher Edelmann . . . . . „ 813
„ „ Gewerkſchaftliche Kriegsarbeit . . . . . „ 871
„ „ Das „Fiasko der Umwertungen“ . . . . . „ 932
„ „ Völkerfriedenspolitik . . . . . „ 985
Otto, Rudolf, Nochmals Vereinfachung von Schrift und Schreibart . „ 893
Petzold, Alfons, Neue Gedichte . . . . . „ 762
Pfannkuche, Auguſt, Das Gewiſſen in Luthers Frömmigkeit . . . . „ 589
Picard, W., Kriegsgewinne . . . . . „ 957
Pick, Georg, Die Kirche im Urteile des Frontſoldaten . . . . . „ 881
Planck, Reinhold, Vom deutſchen Proteſtantismus . . . . . „ 882
„ „ Deutſch oder Überdeutſch . . . . . „ 959
Prellwitz, Gertrud, Das Heilige . . . . . „ 594
„ „ Wie wir es ſchaffen . . . . . „ 822
„ „ Vom Führertum der deutſchen Seele . . . . . „ 901
Rauecker, Bruno, Nochmals zur „Kritik des Werkbundes“ . . . . „ 885
Rößle, Wilhelm, Ein Goethebuch . . . . . „ 785
Sachs, Franz, Löſungen . . . . . „ 733
Samm-Glogau, Seelſorge an der Front . . . . . „ 812
Scheffels, Walter, und Vogler, Paul, Bericht über den Weſtdeutſchen Jugendtag . . . . . „ 659
Scheiner, Karl, Werkkunſt und Menſchengeſtalt . . . . . „ 986
Scherer, Johannes, Offene oder verkappte Parlamentsregierung . . „ 661
Schoenberner, F., Gemeinden und Kriegerheimſtätten . . . . . „ 816
„ „ Zukunftsausſichten für Bodenreform und Kriegerheimſtätten . . . . . „ 1056
Schüller, H., Faſſadenſtudententum . . . . . „ 731
„ „ An einen chriſtlichen Studenten . . . . . „ 860
Schultz-Hencke, Harald, Die erſte „Freideutſche Woche“ am Solling . „ 807
Siegmund-Schultze, F., Soziale Arbeitsgemeinſchaft Berlin-Oſt . . „ 657
Siemſen, Anna, Die Aufgaben der Erziehungswiſſenſchaft und ihre Gefahren . . . . . „ 651

Stapel, Wilhem, Volksbürgertum als Erziehungsziel . . . . . Seite 716
Strauß und Torney, Lulu v., Zeitloſe Bücher . . . . . „ 801
Studierende der Univerſität Heidelberg, Politiſche Freiheit für die Studierenden . . . . . „ 820
Sturmfels, Käthe, Ein Erziehungsſtaat . . . . . „ 648
Tormin, Helmut, Zum Weſtdeutſchen Jugendtag . . . . . „ 738
Uphoff, C. E., Offener Brief an Herrn Adolf Behne . . . . . „ 887
Voigtländer, Dr. Emmy, Zu einem Programm der „Neuen Kunſt“ . „ 795
Welzien, O., Kulturarbeit im Heer . . . . . „ 799
Wenzig, E., Kaſimir Edſchmid . . . . . „ 769
Wiener, Alfred, Vom Übergang der alten Menſchheit . . . . . „ 622
Wyneken, Guſtav, Luther-Goethe . . . . . „ 633
Zwei Feldgraue, Geiſtige Arbeit beim Kommiß . . . . . „ 653
. . ., Fructus ventris . . . . . „ 741
Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht:
*Zur Erneuerung des Wandervogels, Ein Aufruf . . . . . „ 1058

Sachverzeichnis

Akademiſch-Soziale Monatsſchrift. Von Karl Korſch . . . . . Seite 973
Antifeminismus, Zu Blühers. Von Klara Keller . . . . . „ 855
Arbeit, Geiſtige, beim Kommiß. Von zwei Feldgrauen . . . . . „ 653
Arbeitsgemeinſchaft, Soziale, Berlin-Oſt. Von F. Siegmund-Schultze „ 657
Baukunſt und Religion. Von H. P. Berlage . . . . . „ 615
Bauordnung und Kleinhaus. Von Willi Ehmer . . . . . „ 1041
Behne, Offener Brief an Herrn. Von C. E. Uphoff . . . . . „ 887
Bekenntnisentwurf. Von Ernſt Falk . . . . . „ 638
Bevölkerungspolitik. Von Otto Corbach . . . . . „ 1033
Biologie und Kubismus. Von Adolf Behne . . . . . „ 694
Bodenreform und Kriegerheimſtätten, Zukunftsausſichten für. (Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht.) Von E. Schoenberner . . . „ 1056
Brief, Offener, an den Herausgeber. Von Fritz Neumann . . . . „ 705
Bücher, Die, des deutſchen Volkes. Von Reinhard Buchwald . . . „ 803
Bücher, Zeitloſe. Von Lulu von Strauß und Torney . . . . . „ 801
Bücherſammlungen, Volkstümliche. Von Reinhard Buchwald . . . „ 720
Demokratie, Das Rätſel der. Von Karl Bröger . . . . . „ 1027
Denken, Organiſches. Von Rudolf v. Delius . . . . . „ 981
Deutſchen Arbeit, Das Weltreich der. Von Arthur Feiler . . . . „ 665
Deutſch oder Überdeutſch. Von Reinhold Planck . . . . . „ 959
Deutſchlands Entpolitiſierung. Von Hermann Gottſchalk . . . . . „ 839
Dichter? Wer iſt ein. Von Hermann H. Müller . . . . . „ 1047
Dorf und Jugend. Von Konrad Adelmann . . . . . „ 748
Edelmann, Ein deutſcher. (Gedanken zur Zeit.) Von P. O. . . . . „ 813
Edſchmid, Kaſimir. Von E. Wenzig . . . . . „ 769
Ehe, Die Zerſtörung der. Von K. Adelmann . . . . . „ 970
Entwicklungsgedankens, Die kulturelle Bedeutung des. Von C. Heinke „ 1003
Erleben, Vom religiöſen, und dem Strom der Zeit. Von Hans Codras Mutzenbecher . . . . . „ 1046

Erlebnis mit einem Buch. Von Walter von Molo . . . . . Seite 792
Erziehungsſtaat, Ein. Von Käthe Sturmfels . . . . . „ 648
Erziehungswiſſenſchaft und ihre Gefahren, Die Aufgaben der. Von Anna Siemſen . . . . . „ 651
Familie und Staat. Von Hans Blüher . . . . . „ 710
Faſſadenſtudententum. Von H. Schüller . . . . . „ 731
Fichtes „Reden" als Quellpunkt geiſtiger Gemeinſchaft mit Schülern. Von Andreas Brandt . . . . . „ 797
Franzöſiſche Publikationen, Schweizer Eindrücke, Forderungen an Deutſchland. Von Jacob Feldner . . . . . „ 1029
Franzöſiſche Volk, Das, und der Krieg. Von J. F.-Genf . . . . . „ 708
Freideutſche Woche, Die erſte, am Solling. Von Harold Schultz-Hencke „ 807
Freideutſchen Woche, Zur. Von Arthur Bonus . . . . . „ 895
Freiheit, Politiſche, für die Studierenden. Von Studierenden der Univerſität Heidelberg . . . . . „ 820
Fructus ventris. Von .... „ 741
Führertum der deutſchen Seele, Vom. Von Gertrud Prellwitz . . . „ 901
Gedichte. Von Rudolf von Delius . . . . . „ 743
Gedichte, Neue. Von Alfons Petzold . . . . . „ 762
Geſchlechtern, Zum Verhältnis zwiſchen den. Von Heinrich Eger . . „ 877
Goethebuch, Ein. Von Wilhelm Rößle . . . . . „ 785
Hauptmann, Carl, Über. Von Julius Rud. Kaim . . . . . „ 787
Heilige, Das. Von Gertrud Prellwitz . . . . . „ 594
Heimbegründung im Kriege, Förderung der. Von Paula Billigheimer „ 737
Hygieniſche Forderung, Die. Von Richard Lewinſohn . . . . . „ 1037
Jugend, Wie kann unſere Zeit Richtlinien für die Erziehung der weiblichen – finden? Von Berta Lask . . . . . „ 843
Jugendbewegung und Jugendpolitik. Von Karl Korſch . . . . . „ 1051
Jugend, Freideutſche, Die neueſte Entwicklung der. Von Alfred Kurella „ 739
Jugendtag, Bericht über den Weſtdeutſchen. Von Walter Scheffels und Paul Vogler . . . . . „ 659
Jugendtag, zum Weſtdeutſchen. Von Helmut Tormin . . . . . „ 738
Kirche, Die, im Urteile des Frontſoldaten. Von Georg Pick . . . . „ 881
Krieg, Der. Von Max Hodann . . . . . „ 869
Kriegerheimſtätten, Gemeinden und. Von F. Schoenberner . . . . „ 816
Kriegsarbeit, Gewerkſchaftliche. Von Paul Oeſtreich . . . . . „ 871
Kriegsgewinne. Von W. Picard . . . . . „ 957
Kriegs-Volksakademie des Rhein-Mainiſchen Verbandes. Von Irma Dresdner . . . . . „ 817
Krieg und Kulturentwicklung. Von Paul Oeſtreich . . . . . „ 714
Kulturarbeit im Heere. Von O. Weltzien . . . . . „ 799
Kulturtagung, Vom Weſen einer. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 950
Kulturtagung, Die Vorbedingungen einer. Von Alfred Kurella . . „ 1047
Kunſtpolitik, Alte und neue Wege der volkstümlichen. Von Reinhard Buchwald . . . . . „ 754
Lauenſteiner Kulturtagung, Zweite. Von E. D. . . . . „ 737
Lauenſteiner Worte. Von Karl Bröger . . . . . „ 728

Lenin, Trotzky, Bolſchewiki. Von J. Feldner . . . . . Seite 955
Loiſy, Alfred, und der Krieg. Von Edmund Kreuſch . . . . . „ 1015
Löſungen. Von Franz Sachs . . . . . „ 733
Luther-Goethe. Von Guſtav Wyneken . . . . . „ 633
Luther, Martin, Gedichte. Von Julius Kühn . . . . . „ 582
Luther, Martin, aus dem Chriſtlichen ins Menſchliche überſetzt. Von E. Hertlein . . . . . „ 790
Luther, Das Mittelalter, und unſere Zukunft . . . . . „ 600
Luthers Frömmigkeit, Das Gewiſſen in. Von Auguſt Pfannkuche . . „ 589
Meiſel-Heß, Grete, Die Bedeutung der Monogamie. Von Max Hodann „ 1039
Militariſierung der Jugend, Gegen die. Von Martin Johannes . . „ 897
Muſik, Erziehung zur. Von W. Dieſendruck . . . . . „ 942
Neuen Geiſt, Schreiben im. Von Hermann Delitſch . . . . . „ 891
Neuen Geiſt, Vom. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 953
„Neuen Kunſt", Zu einem Programm der. Von Dr. Emmy Voigtländer „ 795
Niederdeutſchen Wahlverwandtſchaft, Von der. Von André Jolles . „ 924
Pädagogik, Eine neue hohe Zeit der. Von Gerhard Budde . . . . „ 889
Parlamentsregierung?, Offene oder verkappte. Von Johannes Scherer „ 662
Philoſophiſches Vermächtnis, Ein. Von Hermann Barge . . . . . „ 914
Plato redivivus. Von Ludw. Deinhard (†) . . . . . „ 635
Problem, Ein akademiſches. Von Adolph Dresler . . . . . „ 896
Proteſtantismus, Bedenkliche Erſcheinungen im. Von E. D. . . . . „ 736
Proteſtantismus, Vom. (Gedanken zur Zeit.) Von E. D. . . . . „ 814
Proteſtantismus, Vom deutſchen. Von Reinhold Planck . . . . . „ 882
Pſeudo-Deutſchtum. (Gedanken zur Zeit.) Von Eugen Diederichs . . „ 654
Pſeudo-Deutſchtum, Vom. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 729
Publikationen, Franzöſiſche, Schweizer Eindrücke, Forderungen an Deutſchland. Von Jacob Feldner . . . . . „ 1029
Reden, Neue, an die deutſche Nation. Von Hermann Barge . . . . „ 644
Reformation, 400 Jahre. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 577
Religion des Allgefühls, Eine. Von Fritz Albert . . . . . „ 1043
Religion, Freie. Von Ernſt Krieck . . . . . „ 638
Rodin †. Von Rudolf von Delius . . . . . „ 867
Schema, Nach dem Chaos das. Von P. O. (Gedanken zur Zeit) . . . „ 734
Schrift und Schreibart, Nochmals Vereinfachung von. Von Rudolf Otto „ 893
Schweizer Eindrücke, Franzöſiſche Publikationen, Forderungen an Deutſchland. Von Jacob Feldner . . . . . „ 1029
Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker, Vom. Von E. D. (Gedanken zur Zeit) „ 1054
Sexualität und Erotik. Von Paul Nicolaus . . . . . „ 1040
Stadt und Land. Von Konrad Adelmann . . . . . „ 677
Seelſorge an der Front. Von Samm-Glogau . . . . . „ 812
Seelſorgefrage an der Front, Zur. Von Eugen Diederichs . . . . „ 725
Stellung zum Kriege, Unſere. Von J. Feldner . . . . . „ 808
Sterben und Leben. Von Hans Kühn . . . . . „ 639
Studenten, An einen chriſtlichen. Von H. Schüller . . . . . „ 860
Tag des Deutſchen, Der. Von J. P. Buß . . . . . „ 983
Talingo. Von Rudolf von Delius . . . . . „ 688

Theater, Gloſſen zum. Von Ernſt Krieck . . . . . Seite 1042
Übergang, Vom, der alten Menſchheit. Von Alfred Wiener . . . . „ 622
Umwertungen, Das Fiasko der. Von Paul Oeſtreich . . . . . „ 932
Vaterlandspartei, Die Agitation der. Von E. D. (Gedanken zur Zeit) „ 975
Vaterlandspartei und Heidelberger Studentenſchaft. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 977
Verkündigung, Religiöſe. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 656
Viſion. Von Rolf Guſtav Haebler . . . . . „ 821
Völkerfriedenspolitik. Von Paul Oeſtreich . . . . . „ 985
Völkiſche, Das. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 1026
Volksbildungsweſen, Das freie. Von R. v. E. . . . . „ 898
Volksbürgertum als Erziehungsziel. Von Wilhelm Stapel . . . . „ 716
Volksdichter, Der. Von Felix Braun . . . . . „ 763
Volksherrſchaft und Volksführerſchaft. Von Friedrich Hülße . . . „ 832
Volksſport, Umriſſe zu einem deutſchen. Von Fritz Loew . . . . . „ 994
Wahlrecht, Vom preußiſchen. Von Eugen Diederichs . . . . . „ 1024
Wandervogels, Zur Erneuerung des . . . . . „ 1058
Welt und Krieg. Von Paula Billigheimer . . . . . „ 1055
Weltkrieg, Vom, und vom neuen Geiſt. Von Joſ. Furtmeyer . . . „ 641
Weltkrieg, Schriften zum, aus dem Jahre 1917. Von Hermann Barge „ 804
Werfel, Franz. Von Joſef Körner . . . . . „ 775
Werkbundes", Nochmals zur „Kritik des. Von Bruno Rauecker . . „ 885
Werkkunſt und Menſchengeſtalt. Von Karl Scheiner . . . . . „ 986
Wie wir es ſchaffen. Von Gertrud Prellwitz . . . . . „ 822

die Tat
Monatsſchrift für die Zukunft deutſcher Kultur

9. Jahrgang | Heft 7 | Oktober 1917

Eugen Diederichs
400 Jahre Reformation

Wird Deutſchland den Gedenktag der Reformation am 31. Oktober nur offiziell oder auch innerlich als Selbſteinkehr begehen? Dieſe Frageſtellung ſchließt in ſich: Wird man die Reformation rein hiſtoriſch anſehen oder vielmehr als einen noch der Erfüllung harrenden Verſuch, ein Neuchriſtentum zu ſchaffen, das ſich nicht bloß in Proteſtſtellung zum katholiſchen Chriſtentum befindet? Jenes ging vom orientaliſchen Denken aus, orientierte die Menſchheit in einem ſpekulativ gewonnenen Jenſeitsbild und bog ihre gewalttätigen Inſtinkte erzieheriſch zur Himmelsſehnſucht um. Jetzt haben wir aber weitere Aufgaben.

Der Durchſchnittsdeutſche iſt beruhigt, wenn er wieder einmal um geſchehene Dinge Beſcheid weiß, darum liebt er offizielle Feiern, wo die Berufenen ſeinem Gemüt eine Stunde der Erhebung ſchaffen. War doch urſprünglich eine Prunkfeier unter Beteiligung der deutſchen Fürſten in Wittenberg geplant. Werden nicht ſämtliche deutſche Zeitungen genau zur rechten Zeit ſchwungvolle Leitartikel bringen, die ja keinen Abonnenten vor den Kopf ſtoßen dürfen, werden nicht von allen Predigtkanzeln am 31. die Errungenſchaften der Reformation in allen Tonarten geprieſen werden? Man wird dann wieder über die Äußerlichkeiten von Luthers Leben und Lehre Beſcheid wiſſen.

Wer aber wird geſtehen, daß der Proteſtantismus als Volksreligion ſchon längſt verſagte, daß die Kirche nicht den geringſten Einfluß mehr auf die Bildung neuen Denkens, eines neuen religiöſen Lebens hat? Auf eine religiöſe Vertiefung, die von der Selbſtverantwortlichkeit des Menſchen ausgeht, die Gott im Glauben ſucht und ihn im Leben er-

greift? Wer wird ausſprechen, daß der für die Entwicklung einflußloſe orthodoxe Teil des Proteſtantismus in Gemütsberuhigung erſtarrt und daß ſein liberaler Teil in ſentimentalem Jeſugeſchwätz verſunken iſt? Wer wird feſtſtellen, daß die proteſtantiſche Kirche über die Fürſorge für Unmündige noch nicht hinaus kam? Wer wird ſagen, daß religiöſe Sentimentalität Selbſtbetrug iſt, doppelter Betrug angeſichts des Weltkrieges, daß Religion das geſamte Leben eines Volkes durchdringen und daher geſtalten müſſe? Denn Religion iſt Handeln, nicht Gemütsbeduſelung. „Dieſes Gemüt", ſagt Rudolf von Delius ſehr richtig (Auguſtheft Seite 475), „nenne ich Faulheit. Man ſitzt im Ofenſeſſel und bildet ſich ein, der liebe Gott flüſtere einem Wahrheiten ins Ohr."

Daß ein Volk politiſch-religiös handeln kann, beweiſen die Kreuzzüge. Faſt möchte man meinen, es gehöre dazu die tranſzendente Himmelsſehnſucht des gotiſchen Menſchen im Mittelalter, und ſeit dieſer durch die Renaiſſance in einen diesſeitigen Gegenwartsmenſchen umgewandelt ſei, ſei es endgültig damit vorbei. Herrſcht nicht ſeitdem Machiavell, behauptet nicht der moderne Machtpolitiker, der Staat ſei als Zweckorgan amoraliſch und die Religion gelte nur für die Einzelperſönlichkeit? Zwar wurde der dreißigjährige Krieg angeblich der Religion wegen geführt, aber ſeine Art der Durchführung zeigt deutlich, daß die Religion nur als Vorwand galt, als Aushängeſchild, wie in dieſem Weltkriege die Ideale von der Freiheit und Selbſtändigkeit der Völker. Sollten wir aber in Zukunft nicht wieder politiſch-religiös handeln können?

Der auf Luther und ſeinen Nachfolgern beruhende proteſtantiſche Schrift- und Buchſtabenglaube hat kein neues religiöſes Gebäude, das der Gegenwart Zuflucht gibt, aufzuführen vermocht, und man könnte faſt mit Recht ſagen, Luther habe das Chriſtentum zerſtört, indem er der Menge jene religiöſen Bindungen nahm, die als überindividuelles dogmatiſches Produkt der Vergangenheit ihre Lebensformen feſt beſtimmte. Die Freiheit des Chriſtenmenſchen beſteht heute innerhalb unſeres Kultur- und Staatslebens in der Freiheit und Möglichkeit, möglichſt ſchnell vorwärts zu kommen, um Mammon oder Macht zu erraffen. Zwar haben Puritanertum und Pietismus innerhalb des Proteſtantismus die Jenſeitsüberlieferung des katholiſchen Chriſtentums fortgeſetzt, aber ihr lebengeſtaltender Einfluß iſt längſt erloſchen, ſie waren nur der Ausklang des Mittelalters innerhalb des Werdens neuer Formen.

Aber wenn auch Luther keine neuen Formen ſchuf, ſondern nur das erſtarrte Gehäuſe einer ehemals abgeſchloſſenen religiöſen Entwicklung ſprengte, ſo iſt doch die Aufgabe, die er hinterlaſſen, weitergeführt worden, freilich außerhalb der Kirche. Mit Luther kam eine diesſeitige

Geiſtigkeit zu uns, die Gott in der Heiligung des Lebens erfaßt und deren Untergrund das Selbſtverantwortlichkeitsgefühl des Menſchen iſt. Es war die germaniſche Gottesauffaſſung, die weniger ſpekulativ als handelnd iſt, die die Vorſtellung des Überſinnlichen aus der Geſtaltung der Realität gewinnt und es daher aus der Einfühlung ins Organiſche als Idee erwachſen läßt. Die Fortſetzer Luthers waren nicht etwa die wiederkäuenden Theologen der Kirche, ſondern die Denker unſeres klaſſiſchen Zeitalters. Freilich weiß der offizielle Proteſtantismus nichts von ihnen, die Religion der Klaſſiker iſt die „Geheimreligion der Gebildeten", nach Arthur Bonus' Ausſpruch.

Weil aber das proteſtantiſche Kirchentum trotz Schleiermacher nichts von ihr weiß und ſich fortgeſetzt mit Hiſtorie befaßt, ſetzt es auch Luthers Werk nicht fort. Der Proteſtantismus arbeitet mit Wortgeklingel, ihm fehlt nach Lagarde das Verhältnis zu Ideen, die über Vergangenheit und Gegenwart hinausführen, er gleicht klappernden Mühlen, die leer gehen. Er iſt zum Abſterben verurteilt, denn das, was er noch an religiöſen Werten der Vergangenheit beſitzt, hat der Katholizismus in noch viel ſtärkerem Maße. Deſſen autoritäre überſinnliche Einſtellung iſt noch heute eine ſtarke religiöſe Macht, die ſogar dem neuen Lebensgefühl, nämlich der Wirklichkeitseinſtellung der Renaiſſance durch entſprechende Ausdeutung ſeiner Symbole Spielraum ließ.

Will man das Reformationsfeſt innerlich erfaſſen, muß man zu dem Eingeſtändnis kommen: Es iſt trotz 400 Jahren noch alles zu tun, die Reformation ſteht immer noch im Anfang. Weder Luthers Selbſtverantwortlichkeitsgefühl im Glauben, noch die Vergeiſtigungsforderungen unſerer Klaſſiker ſtehen als feſte Norm hinter den Lebensformen unſeres Volkes. Die Menge lebt zwar nicht mehr im Autoritätsglauben des Mittelalters, aber ſie iſt haltlos geworden und würde noch haltloſer ſein, wenn ſie nicht unbewußt noch vom alten religiöſen Gut, das noch in dünnen Kanälen zu ihr kommt, zehrte.

Was iſt nun zu tun? Ich möchte es mit folgenden Sätzen zu ſagen ſuchen: Die Gotik war Blüte und Frucht des jenſeitig orientierten orientaliſch-europäiſchen Chriſtentums. Das Neuchriſtentum, das mit Luther einſetzt, iſt eine germaniſche Diesſeitsreligion. Wie der gotiſche Menſch Dome baute, ſo fordert es von uns das Schaffen ſinnvoller Lebensordnungen, die den geiſtigen Menſchen aus ſeiner Vereinzelung erlöſen.

Dieſer Diesſeitsglaube iſt nicht etwa ein bequemes Anpaſſen an die Welt, ein nur Sich-einfühlen in das organiſche Leben, ein Den-Dingen-Freien-Lauf-laſſen und In-pantheiſtiſchem-Gefühlsüberſchwang-leben. Diesſeitsglaube iſt ein über ſich Hinauswollen, er iſt Drang zur Ver-

geiſtigung (Neugotik des Expreſſionismus) und dazu gehört das Schauen in großen, einfachen Linien, das Schauen des Lebens unter der Perſpektive des Ewigen. Diesſeitsreligion heißt nicht in Diesſeits-Behaglichkeit ſtecken bleiben, ſondern klar zu fühlen: das menſchliche Ich wurzelt zwar im Diesſeits, aber der menſchliche Wille wächſt in kosmiſche Weiten und erlebt Gott in dem Leben für die Idee. Diesſeitsreligion iſt das Ideal der civitas dei.

Denn kein Menſch kann nur ſich ſelbſt leben, er bedarf der Gemeinſchaft zur Entwicklung, er ſpürt die Notwendigkeit des ſozialen Empfindens aus ſeinem Wachstumsdrang heraus, ſobald er handelt und nicht bloß ſpekuliert. Religion als eine Spekulation aufgefaßt, macht unſozial und beſchränkt ſich höchſtens auf eine enge Gemeinſchaft der Gläubigen. Darum war für das mittelalterliche Chriſtentum die Menſchenliebe noch ein äußerliches Gebot Gottes, der heutige religiöſe Menſch erlebt ſie bereits als inneres Geſetz ſeeliſchen Wachſens. — Brudergefühl zu jeder Kreatur, Einſtellung auf den Rhythmus des eigenen Blutes wie alles Geſchehens, Entdeckerfreude bis in ferne kosmiſche Weiten iſt der germaniſche Beitrag zu einem Neuchriſtentum.

Gewiß war die Zuführung des jüdiſch-abſtrakten Gottesbegriffes zur Zeit Karls des Großen für unſere germaniſche Kultur eine innere Notwendigkeit, die in chaotiſchen Stammesfehden zu enden drohte. Ganz deutlich ſieht man dies aus den Sagas, den Quellen, die uns die Einführung des Chriſtentums in Island etwa 200 Jahre ſpäter verdeutlichen. Eine ewige Friedloſigkeit lag hinter der Forderung der Blutrache, man kam nicht über Abenteuerluſt, Habgier und Gebanntſein in die Maßloſigkeit ſeiner leiblichen Bedürfniſſe hinaus. Darum empfanden die Isländer im Chriſtentum eine Erlöſung aus dem Chaotiſchen ihres Sippenlebens. Alle geſteigerte Innerlichkeit des Mittelalters, alles Sinnvolle ſeiner religiöſen Ordnungen war die Frucht der Vereinigung des germaniſch-realiſtiſchen und des orientaliſch-ſpekulativen Geiſtes.

Aber die Dynamik der europäiſch-germaniſchen Seele mußte über die Formen gotiſcher Gottinnigkeit hinaus, ſie drängte zur Weltgeſtaltung, darum verdichtete ſich die Einwirkung des alten Griechentums nach der Zerſtörung von Byzanz zur Perſönlichkeitskultur der Renaiſſance, zur religiöſen Verinnerlichung der Reformation und zur Forderung der Vergeiſtigung ſeitens unſerer Klaſſiker.

Wollen wir heute die Reformation weiterführen, brauchen wir vorerſt nichts weiter tun, als mit den Forderungen Goethes, Schillers und ihrer Zeitgenoſſen Ernſt zu machen. Nicht auf einen religiöſen Propheten ſollen wir warten, ſondern jeder hat ſich ſelbſt aus ſeinem geiſtigen Kern heraus zur Entfaltung zu bringen. An religiöſem Gerede

haben wir ſogar in unſerer glaubensloſen Zeit Überfluß, aber uns fehlen wirklich „ſeiende" Menſchen, die das Weſentliche im Leben erkennen und dann ernſthaft dafür leben, uns fehlen Charaktere!

Blicken wir als Schaffende in die Zukunft. Wir müſſen vorerſt neue, kleine Gemeinſchaften bilden, bei deren Gliedern Denken und Handeln eins iſt, Arbeitsgemeinſchaften am Reiche Gottes auf Erden.

Die religiöſe Forderung unſerer Tage iſt, wahrhaftig zu ſein, denn nur ſo kann man dem Geiſte dienen. Wer dieſes tut, erlebt, was der Chriſtusgedanke bedeutet, nämlich freudig ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen. Darin liegt keine Schwärmerei oder unpraktiſcher Idealismus, ſondern ſchwerer Lebenskampf eingeſchloſſen. Darin liegt ein Überwinden des Chaos in ſich durch den Willen. Goethe drückte dieſe Erkenntnis in der Forderung der Selbſtbeſchränkung aus:

Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.

Damit aber das menſchliche Ich in die Weite wachſe, bedarf es Geſetz und Form. Der heutige Menſch kann nicht aus jenem mittelalterlichen Lebensgefühl handeln, das das Sittliche ſich von überkommener Überlieferung vorſchreiben läßt, einfach deswegen nicht, weil der Weg durch Verlogenheit, Heuchelei und Feigheit verunreinigt iſt. Der moderne religiöſe Menſch fühlt ſich zuerſt autonom, denn er fühlt die Eigengeſetzlichkeit ſeines und der anderen Leben, und fern der Gier empfindet er die Heiligkeit alles Lebens. Es wäre aber ein Irrweg, chaotiſch in der Überfülle des Erlebens ſtecken zu bleiben, darum ſucht er nach Vereinfachung auf beſtimmte Linien, gleichwie die Griechen ihre Kunſt im Kanon bannten.

Nicht um individualiſtiſche Willkür handelt es ſich bei dem neureligiöſen Menſchen, ſondern um den Willen zur letzten Erkenntnis, daß Schönheit und Sittlichkeit zuſammenfallen und daß der Menſch das heilige Feuer in ſich nicht verlöſchen laſſen darf. Von den im Mythos, in Philoſophie und Kunſt überlieferten Anſätzen zu menſchlicher Entwicklung, von Prometheus und Plato bis zu Lionardo und Goethe ſchufen die menſchlichen Kräfte an dem Reiche der Seele auf Erden. Der religiöſe Menſch will heute weiter an ihr bauen.

Immer kämpft der Geiſt mit der Materie und droht zu erliegen. Wo er aber herrſcht, lebt Gott unter uns. Das Bindeglied zwiſchen Himmel und Hölle iſt auch heute noch die menſchliche Seele. Wir blicken aber zum Himmel ſtatt zur Hölle. Daß neue Kräfte in uns wachſen, um in der Tat des geiſtigen Lebens Gott zu finden, das iſt der Mythos der Entwicklung, und ihm gilt es zu leben, ſtatt Luther hiſtoriſch zu betrachten.

Julius Kühn/Martin Luther
Ein Gedichtkreis

Luthers Wappen als Vorſpruch

Sag an: wie iſt dein Herz ſo rot,
darin das Kreuz aufdunkelnd ragt?
„Ohne das Kreuz wärs blaß und tot.
Weißt du nicht, was der Apoſtel ſagt?
Der Gerechte wird ſeines Glaubens leben!
Des iſt ihm das fröhliche Rot gegeben."

Doch rundum die Roſe — ſo bleich und weiß?
„Der Glaube gibt mir Troſt und Frieden.
Die Freuden der Welt ſind wild und heiß —
die Freuden des Glaubens ſind ſchon hinieden
ſo ſanft und rein wie unſer Meiſter;
denn weiß iſt die Farbe der Engel und Geiſter."

Und warum die Roſe auf blauem Grund?
„Weil die Freude im Geiſt nur der Anfang iſt
von der himmliſchen Freude, die künftig iſt.
Sie iſt uns nur durch Hoffnung kund
und wird doch ſelige Ewigkeit ſein:
drum ſchließt ein goldner Ring ſie ein."

(Nach einem Brief von der Veſte Coburg, 8. Juli 1530)

Ein Schulweg in Mansfeld

„Mann, wär es nicht beſſer — ſchau nur hinaus —
wir ließen den Buben heut zu Haus?
Es hat die ganze Nacht geſtürmt,
ſchier ellenhoch
iſt auf dem Weg der Schnee getürmt.
Du weißt es doch:
Der Junge iſt zart — und mit naſſen Socken
den Morgen in der Schule hocken. . . ."
„Frau, ſpar das viele unnötige Wort.
Wem die Pflicht nicht über allem ſteht
— ich mußte auch immer zur Arbeit fort —
und kurz und gut: der Junge geht!"

Die Lutherin holt ſeufzend das Kränzlein herfür,
geleitet den Buben vor die Tür
und ſtreift mit halb unſchlüſſigen Blicken
die Gaſſe entlang.
Da kommen mit fröhlichem Geſang
die Großen des Nachbars, grüßen und nicken.
„Komm, Martin!“, ruft einer. „Es iſt ſo naß —“
„So trag ich ihn huckepack fürbaß.
Meine Schultern ſind ſtark, es macht mir nichts
ein ſolches Knäblein leichten Gewichts.“
„Dank dirs Gott, lieber Niklas.“ „Ich bitt, Frau Luther!
Wer weiß, was der Martin unentwegt
einſt alles auf ſeinen Schultern trägt —“
In holdem Traume ſteht die Mutter,
der Schritt und das ferne Lachen verhallt.
„Frau, ſchließ die Haustür! Es wird zu kalt!“
Sie ſtößt ſich fröſtelnd den Schnee vom Schuh
und wendet ſich eilends der Küche zu.

In der Eiſenacher Kurrende

Windſtiller November. Schwebende Flocken
ſinken aus grauem Abendraum.
Leiſe ſchwingen die Dämmerglocken.
Schatten gleiten über den Flaum.

Frau Urſel Cotta auf ihrem Fenſtertritt
blickt über den Markt. Vermummte Geſtalten
huſchen mutwillig in kullerndem Schritt
querüber heran — halten
vor ihrer Tür. Sie lauſcht.
Aus grauer Tiefe, dreiſtimmig, rauſcht
ein Pſalm empor —
und jene Stimme vom Kirchenchor,
die ſie ſo innerlich gerührt,
ſteigt aus dem Schwarm der andern, führt
ſie flügelnd an, wie eine weiße Taube,
ſo hell, ſo jubelnd, ſo voller Glaube.

Der lauſchenden Frau, in Ergriffenheit,
iſt ein Entſchluß gekommen:
Sie hat den Sänger — treubereit —
in ihrem Hauſe aufgenommen.

Die Theſen

Am Nachmittag vor dem Weihefeſt,
eh der Gottesdienſt begann,
kam ein Mönch und ſchlug ein Manifeſt
an die Pforte der Schloßkirche an.
Er hatte, von heißem Zorn durchdrungen,
von der Kanzel gegen den Sündenſchacher
die Geißel ſeines Worts geſchwungen;
nun trat er — ein mahnender Widerſacher —
offen vor alle Chriſtenheit,
den wild aufwuchernden Frevel zu merzen
und wahre Buße und Gläubigkeit
wieder zu wecken in jedem Herzen.

Wer hat
die ſtaunende Kunde
ſo ſchnell verbreitet in der Stadt?
Sie wellte durch alle Gaſſen fort,
flatterte von Mund zu Munde
und rührte und klopfte an jede Bruſt.
Was ungewußt
ſchon Tauſend gefühlt, gedacht,
hier war es zum erlöſenden Wort
erwacht:
Hell ſtand es wie ein Stern — weit
über der Dämmerung der dumpfen Zeit.

Die Verbrennung der Bulle

Zu Wittenberg aus dem Elſtertor
kommt ein ſeltſamer Zug hervor:
Profeſſoren im Ornat, Studenten im Flaus
ſchreiten zu Paaren. Dem Zug voran,
in den ſonnigen Wintermorgen hinaus,
als Herold ein Reiter.
Volk ſchließt ſich lärmend und lachend an;
denn mit Büchern hochgepackt und ſchwer
lahmt ein Karren hinterher.
Breit ſtaut ſich der Zug am Seuchenplatz.
Martin Luther, im Doktorhut,
tritt vor und häuft die päpſtlichen Bücher
auf kniſternde Scheiter.

Voll Übermut
ſchwenken die Studenten Barette und Tücher.

Und Martin Luther tritt abermals vor.
Schweigend nimmt er aus einer Schatulle,
umringt von atemlos lauſchendem Chor,
die päpſtliche Bulle.
Und ſpricht mit Kraft:
„Mir war das Wort der Kirche teuer,
doch iſt ſie ſo von der Wahrheit geirrt,
daß wahrer Glaube verurteilt wird.
Drum lös ich mich aus ihrer Haft —
und dich verzehre das ewige Feuer!"
Doch die Bulle fliegt auf die lohenden Scheiter.
„Ein Kainsopfer!"... Wer ſprach das Wort?
Scheu weicht die Menge von dem Ort.
Doch die Freunde grüßen den furchtloſen Streiter,
und es iſt, als tät es Gott-Vater auch:
In ruhiger Säule ſteigt der Rauch...

Der Reichstag in Worms

Als Luther vor dem Kaiſer, den verſammelten Fürſten und Herrn geendet,
da hätte der Kurfürſt mit allen Freunden ihm gern
von Herzen ermunternden Beifall geſpendet.
Doch der päpſtliche Bote, bleich, verſtört,
ſchlug ſtampfend mit der Fauſt auf den Tiſch,
daß die Pergamente erſchrocken entrollten,
daß die Biſchöfe und Äbte, ergrimmt, empört,
in dumpfem Gemurmel dem Ketzer grollten.
Die Welſchen begannen ein Geziſch,
immer lauter, das Toben ward zum Geſchrei,
eine girrende Stimme rief: „Kreuziget ihn!"
Der Kaiſer ſaß gelaſſen dabei
und blickte erſtaunt auf den Mönch, der kühn,
erhobenen Hauptes im Saale ſtand,
den heiſchenden Blick ihm zugewandt.
Breit ſtand er auf den Flieſen, wuchtig, ſchwer,
in dem zornigen Drohen um ihn her:
wie ragendes Schickſal im Branden der Welt,
die gebrochen an ſeinem Fuß zerſchellt.

Die Predigt in Möhra

Das Kirchlein faßte die Frommen nicht —
Luther ſteht unter der Linde.
Tauſend Blicke hängen an ſeinem Geſicht,
tauſend Ohren lauſchen, was er ſpricht,
das ganze Landgeſinde.
Sein Wort iſt ſtark und ſchüttert ſchwer
wie eines Bauern feſter Tritt,
der hinter dem grabenden Pfluge her
den Acker lüftet, Schritt vor Schritt.
Was in den Seelen litt und ſtritt,
das pflügt ſein Wort hervor ans Licht,
es ſchüttelt die Herzen und läßt ſie nicht,
bis alles ſich in Demut fügt,
bis in den aufgelockerten Schollen
der Glaube an Gottes Güte liegt.

Die Arme gebreitet auf groß und klein,
ſteht er ſegnend im Sonnenſchein.

Aus der vorderſten Reihe, einer der Alten
ſpricht mit ſeligem Händefalten:
„Nun will ich gern in Frieden gehen,
da meine Augen ihn noch geſehen. . .“
Mit ſchurfenden Schritten, gewölkt in Staub,
verläuft ſich das Geſinde.
Luther lauſcht in das Lindenlaub.
Schwalben jagen im Winde.

Auf der Wartburg

Ich bring euch eine gute Gift:
den Troſt und Hort der Heiligen Schrift.
Ich hämmerte Wort um Wort
wie Stein
und fügte jedes am rechten Ort
zu einem feſten Turmwerk ein.
Dank ſei dem Herrn, der meine Kraft,
wenn ich kleingläubig ihr mißtraut,
bis zur Vollendung angeſtrafft.
Kommt nun, ihr deutſchen Brüder, ſchaut
den Dom des Wortes, zaudert nicht einzutreten —
erfüllt die Wölbung mit euren Gebeten!

Der Reichstag der Vögel

Auf der Veſte Coburg am Fenſter ſtand
Doktor Luther, die Blicke weit im Land.
Hügel und Gründe allum grün,
ein einziges ſonnenwarmes Blühn.
Doch unter der Brüſtung im Brombeerhain,
welch krähendes Krächzen, welch heiſeres Schrein!
Da diskurieren, lärmen und johlen
ganze Scharen von eifernden Dohlen.
Ei, denkt er, was ein läſtig Getier,
wollen ſie gar etwas von mir?
Meinen ſie ſingend mich zu ergetzen?
Oder will mir Satan den Reichstag erſetzen?
Will er mir in dem Rabenreigen
die giftig tobenden Pfaffen zeigen?
Das ſchreckt mich nicht! Ich nehm alsdann
dies ungeſtüme Gleichnis an.

Die Krähen haben ſich verſchworn
gegen Weizen und Gerſte, Hafer und Korn;
doch eh ſie die gute Ernte verderben,
werden ſie elend am Zaunspfahl ſterben.
So die Sophiſten und Papiſten!
Machen ein jämmerlich Geſchrei
wider die unerſchrockenen Chriſten
und haltens für fromme Litanei.
Mögen ſie nur kecken und ſchrein,
ſie können das Wort nicht übertönen —
es leuchtet fort in mildem Schein
Enkelzeiten und Enkelſöhnen.

Feierſtunde

Luther hatte mit ſeinen Kindern getollt,
die auf den Stufen ihr Weſen trieben,
hatte Lenchens Püpplein liebenswert
ein Streicheln gezollt,
des Hänſchens dräuenden Türkenhieben
mit der Fliegenpatſche wacker gewehrt,
bis Frau Käthe der Lärm zu groß gedeucht
und ſie alle von der Treppe geſcheucht.

Nun ſaß er, den Tiſch von Schriften umhäuft,
in ſeinem Zimmer,
das laubig gegen den Garten hin läuft.
Glutender Sonnenſchein
füllte die Kronen mit lichtem Geſchimmer,
doch das liebliche Zwitſchern der Vögelein
von Baum zu Baum
— er neigt ſich vor in innigem Lauſchen —
kann er kaum
hören.
In ſeinem Ohre war ein Rauſchen,
das donnernd durch ſein Haupt erſcholl
wie feſtliches Dröhnen
von feiernden Chören,
die hallenden Glanzes voll
— er lauſcht entzückt —
ſternher aus dem Weltraum tönen,
wie jauchzender Engel Flügelſchlag,
der ihn der Zeit — in ewigen Tag
entrückt. . . .

Das Begräbnis

Auf der Straße nach Wittenberg geht ein Zug,
feierlich, ſtumm.
Herren und Bürger und Volks genug
aus allen Höfen und Flecken ringsum
ſind das fromme Geleite.
Zum grauen Himmel, regenverhangen,
von allen Kirchen und Türmen der Weite
ſchwillt Trauerläuten wie Schrei und Bangen.
In Dorf um Dorf, am Wegesrand,
ſchluchzt klagend auf der Trauerpſalm,
die Kinder weinen an der Mutter Hand,
es weinen Wolke, Strauch und Halm —
das ganze Volk, das ganze Land.

Auguſt Pfannkuche/Das Gewiſſen in Luthers Frömmigkeit

Luthers Frömmigkeit iſt nicht gleichbedeutend mit Luthers Theologie. Luthers Theologie iſt geworden in der Auseinanderſetzung mit der Scholaſtik des Mittelalters. Durch ſie war Frageſtellung und Begriffsbildung gegeben. Sie iſt darum dem gegenwärtigen Geſchlecht weithin unverſtändlich geworden. Gegenwartswert gewinnt ſie überhaupt erſt in der Umbildung und Fortbildung, die ſie durch die großen Theologen und Philoſophen des Proteſtantismus, Kant, Schleiermacher uſw. gefunden hat. Luthers Frömmigkeit iſt urſprünglich und ſchöpferiſch, wie nur bei den ganz großen Geiſtern der Religionsgeſchichte. Sie wurzelt in der deutſchen Myſtik, iſt nicht weniger tief und innig wie dieſe, aber mehr auf den Willen und die Tat eingeſtellt, wie bei Tauler und Suſo. Es war Luthers Verhängnis, daß ſeine Frömmigkeit zu ſehr durch die theologiſche Formulierung, die ihr durch die Zeit aufgedrängt war, verdeckt worden iſt. Dadurch ſind der religiöſen Bewegung Werte von unſchätzbarer Bedeutung verloren gegangen. Es gilt gerade für die Gegenwart, Luthers Frömmigkeit ihrer theologiſchen Formulierung zu entkleiden.

Bezeichnend für Luthers Frömmigkeit iſt die Rolle, die das Gewiſſen in ſeinem inneren Leben ſpielt. Es waren die Schrecken des Gewiſſens, die den jungen Mönch im Kloſter durchſchauerten. Das Bewußtſein ſeiner Sündhaftigkeit drückt ihn: „Wann wirſt du einmal fromm werden und genugtun, daß du einen gnädigen Gott kriegſt?“ Und dieſe Martern waren ſo groß, „daß keine Zunge ſie ausſprechen, keine Feder ſie beſchreiben, noch jemand, der es nicht erfahren, glauben könne.“ Luther beſchreibt ſelbſt dieſe Marter als die Qualen eines „ängſtlichen, unruhigen, verwirrten Gewiſſens“. Sie rauben ihm jedes Vertrauen zu ſich ſelbſt, zu Gott, zur Welt: „Da erſcheinet Gott erſchrecklich zornig und mit ihm die ganze Kreatur. Alsdann weiß man nicht, wo aus noch ein; da iſt kein Troſt, weder von innen noch von außen, ſondern alles iſt Ankläger... Derwegen liebete ich dieſen Gott gar nicht, ſondern haſſete denſelben und zürnete heimlich und mit rechtem Ernſte wider Gott.“ In dieſen Seelenkämpfen — man vergleiche ſie einmal mit Carlyles Bekenntniſſen im Sartor resartus — erreicht ſein Gewiſſen jene Zartheit und Weichheit, die zum Grundzug ſeines Weſens wurde. Hier geht ihm die Erkenntnis auf, daß es „nichts

zärtlicheres im Himmel und auf Erden gibt, und das weniger Schimpfs leiden kann, denn das Gewiſſen. Man ſpricht, es ſei ein zärtlich Ding um ein Auge; aber das Gewiſſen iſt noch viel zärtlicher und weicher". Das war der erſte große Gewinn der Kloſterjahre.

Durch ſeine Vertiefung in den Römerbrief fand Luther endlich ſeinen gnädigen Gott und das Vertrauen zu ihm: „Hie fühlete ich alsbald, daß ich ganz und neu geboren wäre, und nun gleich eine weite aufgeſperrte Tür, in das Paradies ſelbſt zu gehen, gefunden hätte." Einen gnädigen Gott finden, das bedeutete ihm aber im Grunde nichts anderes als ein gutes, ruhiges Gewiſſen finden: „Freude über alle Freude iſt ein gut, ſicher Gewiſſen, und Leid über alles Leid iſt das Herzleid, das iſt ein böſes Gewiſſen. Denn ein böſes Gewiſſen iſt die Hölle und ein gut Gewiſſen iſt das Paradies und Himmelreich." So gewinnen die Begriffe Himmel und Hölle einen neuen, geiſtigeren Inhalt. „Wie mich dünkt," ſchreibt Luther ſchon in den 95 Theſen, „unterſcheiden ſich Hölle, Fegfeuer, Himmel genau ſo wie verzweifeln, beinahe verzweifeln und des Heiles gewiß ſein."

In ſeinem Gewiſſen erlebt er Gott ſelbſt: „Wie ſich das Gewiſſen gegen Gott hält, alſo iſt er. Hältſt du, daß er gnädig ſei, ſo iſt er gnädig; fürchteſt du dich vor ihm als vor einem ſchrecklichen Richter, ſo iſt er's auch; richtet ſich immerdar nach deinem Gewiſſen. Wie nun ſolch Gewiſſen ſich ändert gegen Gott, ſo ändert ſich auch die Sprache der Schrift, die redet davon gerade wie man fühlet." Der Gott der Spekulation und der Kirchenlehre iſt ihm zerfallen. Es iſt eine völlige Neugeburt Gottes im Tiefſten ſeiner Seele. Das wird er nicht müde zu betonen. „Gott überwinden, das heißet nun, nicht ſeine Gewalt überwinden, ſondern dasjenige, das er in unſerem Gewiſſen iſt und gefühlet wird, überwinden; wie die Schrift redet, daß ſich Gott verwandelt, wenn wir verwandelt werden. Er iſt ohne Wandel an ihm ſelbſt, dennoch verwandelt er ſich uns ſo wunderlich. Das machet, daß ſich unſer Gewiſſen verwandelt; wie der Pſalm ſagt: bei den Heiligen biſt du heilig, und bei denen ohne Wandel biſt du ohne Wandel, und bei den Verkehrten biſt du verkehrt. Er bleibt immer gütig. Dennoch iſt's in meinem Gewiſſen oft nicht anders, denn daß er zornig iſt. Alſo iſt er den Verdammten Nichts, denn eitel Zorn, er ſtraft ſie nur mit ihrem eigenen Gewiſſen."

Nun, wo er ſprechen kann: „mein Gewiſſen iſt frei und erlöſet", erſcheint er ſich ſelbſt, erſcheint ihm Gott und Welt in einem neuen Lichte. Die Nebel weichen, die Spukgeſtalten, die ihn umſtanden und ihn

marterten, löſen ſich auf. Als die Haupturſache ſeiner Qualen erſcheint ihm jetzt die Knechtung der Gewiſſen unter Menſchenſatzungen und Menſchengebote. Er erklärt das näher: „Das Unglück, das daher kommt, daß man Menſchenſatzungen folgt, iſt ein dreifaches: das erſte iſt ein irrtümlich böſes Gewiſſen; wenn du von Menſchengebot meinſt, du mußt es halten, ſo iſt dein Gewiſſen ſchon gefangen, denn wenn du das Gebot übertrittſt, ſpricht dein Gewiſſen: du haſt geſündigt — und dabei iſt's nicht wahr, und iſt nicht anders, als wenn du dich vor deinem eigenen Augapfel fürchteſt. Denn wenn du feſt glaubſt, der Wolf iſt hinter dem Ofen, wenn er auch nicht da iſt, ſo iſt er doch für dich da, der du nicht anders tuſt und dich benimmſt, als wäre er da. Zweitens, wenn du glaubſt, daß du vor Gott ein gutes Werk tuſt, wenn du Menſchengebote hältſt, und dir vornimmſt, dadurch fromm zu werden und Verdienſte zu ſammeln, ſo haſt du ein verkehrtes gutes Gewiſſen und es geht dir, wie einem Menſchen im Traum, von dem Jeſaias ſchreibt, der ſich einbildet, er eſſe und trinke, wenn er aber aufwacht, iſt er noch leer und hungrig. Daraus folgt als drittes die Abgötterei, nämlich, wenn du ſolch verkehrtes Gewiſſen erträumter Sünden oder eingebildeter Frömmigkeit haſt, ſo ſteht dein Herz nicht mehr auf dem Vertrauen zur Gnade Gottes, ſondern auf der vermeſſenen Zuverſicht auf ſolche Werke. Dieſe Vermeſſenheit richtet in dir den Götzen deiner eigenen guten Werke auf und du verläßt dich auf ſie, während du dich allein auf Gott verlaſſen ſollteſt. Denn wenn du dich nicht auf ſie verließeſt, würdeſt du nicht ſo darauf geben und an ihnen hängen, ſondern frei wandeln, ſie tun oder laſſen, wie es gerade käme."

Luther hat eben erkannt, daß ſchlechterdings *nichts wahrhaft gut zu nennen iſt, als die frei aus dem Inneren, aus dem Vertrauen auf den im Gewiſſen ſich offenbarenden Gott herausgeborene Tat*. Daher ſein ſcharfer Widerſpruch gegen die „*Werkgerechtigkeit*", d. h. die Gerechtigkeit der äußeren Legalität, die an dem Maßſtabe des von außen an den Menſchen herangetragenen Geſetzes gemeſſen wird — mag ſich dies Geſetz nun geiſtlich oder weltlich nennen —, die nicht aus der Tiefe der Seele und damit aus der Tiefe der Gottheit, oder mit anderen Worten, die nicht aus dem *Glauben* ſtammt. Damit hat Luther die von Chriſtus (Lukas 6, 45) und Paulus (Römer 14) geforderte Grundlage aller Sittlichkeit und Frömmigkeit neu entdeckt. In wahrhaft klaſſiſcher Weiſe hat er ſie in der Schrift „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen" entwickelt. Hier führt er

aus, daß „allewege die Perſon zuvor gut und fromm ſein muß vor allen guten Werken, und gute Werke folgen und ausgehen von der frommen, guten Perſon". Denn es ſei ja offenbar, „daß die Früchte nicht den Baum tragen, es wachſen auch die Bäume nicht auf den Früchten, ſondern wiederum, die Bäume tragen die Früchte, und die Früchte wachſen auf den Bäumen. Wie nun die Bäume eher ſein müſſen denn die Früchte, und die Früchte nicht die Bäume weder gut noch böſe machen, ſondern die Bäume machen die Früchte, alſo muß der Menſch in der Perſon zuvor fromm oder böſe ſein, ehe er gute oder böſe Werke tut ... wie es mit ihm ſteht im Glauben oder Unglauben, danach ſind ſeine Werke gut oder böſe. Und nicht wiederum, wie ſeine Werke ſtehen, danach ſei er fromm oder gläubig; die Werke, gleichwie ſie nicht gläubig machen, ſo machen ſie auch nicht fromm. Aber der Glaube, gleichwie er fromm macht, ſo macht er auch gute Werke".

Was aber heißt Glaube? Luther antwortet: „Laſſet uns hier als unſeren feſten, ſtarken Fels das Wort Pauli (Röm. 14) nehmen: ‚Alles, was nicht aus dem Glauben kommt', das iſt Sünde, ... Das ‚nicht aus dem Glauben ſein' heißet nun ſo viel wie: ‚gegen das Gewiſſen handeln'... Wer wider das Gewiſſen handelt, der baut ſich den Weg zur Hölle... Wenn du ein Werk tuſt, von dem du nicht feſt glaubſt, daß es Gott gefalle, oder ſo du zweifelſt, daß es Gott gefalle, handelſt du da nicht wider das Gewiſſen?" So hängen Glaube und Gewiſſen aufs engſte zuſammen „und iſt ganz unmöglich, daß dieſe zwei Dinge beiſammen ſtehen ſollten: Glaube, der auf Gott vertraut, und böſer Vorſatz, wie mans nennet, bös Gewiſſen... wo nicht gutes Gewiſſen iſt, da iſt kein Glaube und keine Heiligkeit; wo aber Glaube und gut Gewiſſen iſt, da iſt gewiß der Heilige Geiſt". „Daraus denn weiter folgt, daß ein Chriſtenmenſch, der in dieſem Glauben ſteht, nicht eines Lehrers guter Werke bedarf, ſondern was ihm vorkommt, das tut er und iſt alles wohlgetan." Damit iſt denn auch das Fundament der vollkommenen chriſtlichen Freiheit gegeben. „Ein Chriſtenmenſch, der in dieſer Zuverſicht gegen Gott lebt, weiß alle Dinge, vermag alle Dinge, vermißt ſich aller Dinge, was zu tun iſt, und tut alles fröhlich und frei. Nicht um viele gute Verdienſte und Werke zu ſammeln, ſondern weil es ihm eine Luſt iſt, alſo Gott zu gefallen, in Lauterkeit Gott umſonſt zu dienen, zufrieden, daß es Gott gefällt."

Bekanntlich hat Luther Glaube und Gewiſſen gebunden an „Gottes

Wort". Gott ſoll ſich ja im Gewiſſen offenbaren. Offenbarung aber iſt nur möglich durch Vermittlung des Wortes. Man hat ſpäter daraus der Gewiſſensfreiheit eine Schranke errichtet und die Gewiſſen wieder unter das Geſetz der „Heiligen Schrift" geſtellt. Das war aber keineswegs Luthers Meinung. Er ſelbſt hat ſich bekanntlich das Entſcheidungsrecht, was denn Gottes Wort ſei, auch den Büchern der Heiligen Schrift gegenüber ſehr nachdrücklich gewahrt. Erſt da, wo er ſich von dem, was die Heiligen Männer ſchreiben, innerlich gepackt fühlt, erkennt er in ihren Worten Gottes Stimme. Das gilt ganz allgemein. Auf die Frage, was denn Gottes Wort ſei, antwortete er: „Du kannſt deine Zuverſicht nicht darauf ſtellen (was Papſt, Konzilien oder irgend ein Menſch dir ſagt), noch dein Gewiſſen befrieden, du mußt ſelber beſchließen, es gilt dir deinen Hals, es gilt dein Leben. Darum muß dir's Gott ins Herz ſagen: das iſt Gottes Wort; ſonſt iſt's ungeſchloſſen." Das letzte Entſcheidungsrecht iſt alſo auch hier dem ehrlich und ernſtlich ſuchenden Herzen und Gewiſſen des Einzelnen gewahrt.

Es iſt wunderbar, mit welcher Energie Luther ſchlechthin alles auf das Gewiſſen zurückführt, Trotz und Troſt, Freude und Traurigkeit, Freiheit und Knechtſchaft. Es kann das hier leider nur kurz angedeutet werden.

In ſeinem Gewiſſen findet Luther vor allem auch ſein trotziges Selbſtbewußtſein: „Stolz nennen ſie mich und kühn. Beides habe ich nicht geleugnet. Aber ſie ſind nicht ſolche Leute, die wüßten, was Gott und was wir ſelbſt ſind." So klingt's in ſeinen Predigten wieder: „Niemand laſſe den Glauben daran fahren, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will, wie's die machen, welche Gott in ihrer Gewalt nicht fürchten und in ihrem Elend und Gedränge kleinmütig verzagen. Ein Glaube wie der letztere iſt nichts und völlig tot, ein Wahn, von einer Fabel erzeugt; vielmehr mußt du ohne alles Wanken und Zweifeln Gottes Willen über dich ins Auge faſſen und feſt glauben, daß er auch mit dir große Dinge tun will. Solch Glaube iſt lebendig, der dringt durch und ändert den ganzen Menſchen." Denn: „Wo gutes Gewiſſen iſt, da iſt ein kecker Mut und kühnes Herz."

Gertrud Prellwitz / Das Heilige

Ein Buch iſt erſchienen, welches für die beſondere Übergangsſtufe, die unſere Zeit in der Entwicklung des Menſchengeiſtes bedeutet, ſo charakteriſtiſch iſt, daß es noch in kommenden Zeiten für den rückſchauenden Blick von brennendem Intereſſe bleiben wird. In unſere Zeit ſelber wird es ſtark hineinwirken und ein gut Stück von der — poſitiven und negativen — Arbeit ſchaffen, die da zu leiſten iſt. Von der Umbildungsarbeit, von der Räumungsarbeit.

Ein Charakteriſtiſches an unſerer Zeit iſt, daß ſie den Weg ſucht heraus aus der Dürre des bloßen Intellekts in die friſche grüne Weide des weſenhaften Erlebens. Eine Epoche liegt hinter uns, in der die Menſchheit das koſtbare Werkzeug des Intellekts (die Fähigkeit, den Begriff einer Sache außer ſich zu ſetzen und ſie in der Spiegelung anzuſchauen) zu einer früher unbekannten Vollkommenheit ausgebildet hat. Dies aber geſchah — wie denn jeder Reichtum zunächſt durch ein Opfer erkauft wird! — dadurch, daß die Menſchheit eine Zeitlang ihre Kräfte faſt mit Ausſchließlichkeit in die Sphäre dieſes Intellekts ſammelte und faſt vergaß, daß das Leben noch zu etwas anderem da iſt, als in Begriffen geſpiegelt zu werden. Die Fähigkeit, ſeinen Kraftſtrom unmittelbar in ſich aufzunehmen, freudig von ihm ſich tragen zu laſſen, als Ich-Kraft ſich zu fühlen im Gewoge der Kräfte, voll innerer Zielſetzung, voll innerer Selbſtverantwortung, ging faſt verloren — wurde auch vom Begriff wegphiloſophiert. Es begann das ſeltſame innere Hohlwerden, das im modernen Menſchen ſo tragiſch, es begann die innere Unſicherheit, die an ihm ſo erſtaunlich iſt. Weſentliche Gebiete des Lebens, die unbedingt erlebt werden müſſen, wenn man ſie überhaupt beſitzen ſoll, gingen ihm verloren. Die Kunſt ging ihm verloren. Er verlernte, ſie als Kraft zu trinken, ihr Einfließen unmittelbar zu fühlen, weiß darum auch längſt nicht mehr, was ihm wohltut oder nicht, was ihn bereichert, baut, nährt oder was ihn zerſtört. Er ſteht ihr nur mit Begriffen gegenüber, er gibt Zenſuren und lauſcht ſie heimlich dem ab, was mit Begriffen jonglierende Kritiker als normſetzendes Schlagwort ausgeben und was der ſpekulierende Handelsmann vorſchreibt.

Und auch die Religion ging ihm verloren. Nur noch der Begriff davon blieb übrig; hohl, unwirkſam, ohne Kraft der Erlöſung.

Nun, es iſt mit der Menſchheit in Ordnung! Scheint ſie ſich ganz zu verlieren, ſo ſteht ſie kurz vor der Wendung. Ein wiſſender Geiſt

führt ſie zurück. Nicht zurück, ſondern höher hinauf — wo aus der ſcheinbaren Verirrung ein neuer Gewinn wird.

Eine ſtarke Reaktion hat eingeſetzt. Schon vor zehn Jahren hörte ich in dem Kreis der Freunde der „Chriſtlichen Welt" einen berühmten Geiſtlichen ſagen: Daß wir aus dem Intellektualismus herausmüſſen, das wiſſen wir alle. Nur den Weg kann keiner ſagen. — Und die Menſchheit ſucht. Und das Schickſal kam und half erziehend nach.

In den Gemütern der ganz Wenigen fing es an: daß ſie etwas wie ein Rauſchen vernahmen, wie eines ſtarken Sturmes, der um eine Zeitenwende weht; von ganz weitem, unſichtbar noch, hörten ſie ihn; und es brachen, ihn zu grüßen, dunkle Tiefen in ihrer Seele auf und redeten Geheimnis —

Und nun kam er heran, allen ſichtbar, und ſplittert die Wälder, und ſtürzt die Felſen, und zerſchmilzt die Gletſcher und ſchafft die Welt um! Neue innere Wirklichkeiten brechen auf. Kraftſtröme brauſen durch die Zeit. Ein Neues ergießt ſich über alle dahin. — Iſt es ein Pfingſtgeiſt? iſt es ein Schwefelregen wie über Sodom und Gomorrha? Wer lehrt Unterſcheidung? und wo iſt ein Halt? und wo iſt Rettung?

Wohl dem, der nun in ſich wahrnimmt, ſchlicht und geſund, was ihn zerſtört oder was ihm Heil bringt. Der iſt geborgen. Wenn der treu ſeinen Weg geht, entdeckt er heute den lebendigen Gott — unter welchem Namen es ſei.

Denen aber, die nichts wahrnehmen, die nur begrifflich ſich zurechtzufinden wiſſen — wie hilft man ihnen? Sie taſten ängſtlich mit Begriffen umher, und der Begriff läßt ſie im Stich. Denn hier iſt eine Wirklichkeit, weit über alle Begriffe hinaus, die Menſchen jemals zu formen lernten.

Wie führt man Menſchen, die nur Begriffe kennen, zum weſenhaften Erlebnis? Zu dem Erlebnis, das über alle Begriffe hinausgeht? Zur weſenhaften inneren Wirklichkeit, dem lebendigen Gott? Das iſt das Problem.

Das aber hat ſich das Buch, von dem ich reden will, bewußt zur Aufgabe geſtellt. Und es weiß eine geniale Weiſe, ſie zu löſen. Der Verfaſſer hat ſich eine beſondere Technik erfunden. Das Weſentliche an dem Buche iſt dieſe Technik.

Das Buch heißt: „Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und ſein Verhältnis zum Rationalen" und iſt von Rudolf Otto, Profeſſor der Theologie zu Breslau; jetzt nach Marburg berufen*.

* Verlag von Trewendt & Granier, Breslau. M 2.40.

Es iſt ein wiſſenſchaftliches Buch. Es arbeitet mit dem theologiſchen Rüſtzeug, auf der Linie der begrifflichen Forſchung; aber ſein Ziel iſt das Unbegriffene, das Unbegreifliche nahezubringen, und zwar, da es ja eben nicht begriffen werden kann, durch das innere Erlebnis.

Für den chriſtlichen Gottesbegriff — ſo führt es aus — wird Gott in ſchärfſter Beſtimmtheit gefaßt, als Geiſt, als Wille, in Analogie zum Perſönlich-Vernünftigen, wie es der Menſch in ſich trägt, aber ins Abſolute erhoben. Inſofern als das Chriſtentum ſolchen klaren, deutlichen, analyſierbaren, definierbaren Begriff von Gott hat, iſt Gott ihm etwas Rationales, iſt es eine rationale Religion. Hier wird „Glaube" möglich im Gegenſatz zum bloßen Gefühl, — eine große Überlegenheit des Chriſtentums über andere Religionsſtufen und -formen.

Andererſeits: dieſe rationalen Prädikate erſchöpfen nicht das Weſen der Gottheit (ſo leicht auch dieſer Mißverſtand aufkommt, infolge der Redeweiſe unſerer erbaulichen Sprache und der Lehrbehandlung in Predigt und Unterricht), erſchöpfen ſie ſo wenig, daß ſie geradezu nur dann recht verſtanden werden, wenn man ſich deſſen bewußt wird, daß in ihnen ihr Träger noch nicht erfaßt iſt, daß er auf eine ganz andere Weiſe erfaßt werden muß. Hier iſt der Gegenſatz zwiſchen Rationalismus und tieferer Religion.

Die Orthodoxie ſelber iſt, in gewiſſem Sinne, die Urheberin des Rationalismus, nämlich inſofern als ſie die Bedeutung des irrationalen Momentes verkannte und nicht den Weg fand, in ihrer Lehrbildung ihm auf irgendeine Weiſe gerecht zu werden und es dem frommen Erleben lebendig zu erhalten, — ſo daß ſie die Gottesidee einſeitig rationaliſierte. Dieſer Zug zum Rationaliſieren herrſcht bis heute noch vor, in der Theologie wie in der allgemeinen Religionsforſchung, bis zum Unterſten hin, bis in die Erforſchung der Religion der Primitiven uſw. Immer ſieht man es auf Begriff und Vorſtellung ab, und zwar auf ſolche, die in der allgemeinen Sphäre menſchlichen Vorſtellens auch vorkommen, und verſchließt die Augen vor dem ganz Spezifiſchen des religiöſen Erlebens, auch in ſeinen primitivſten Äußerungen; und nur die Feinde wiſſen, „daß der ganze myſtiſche Unfug mit Vernunft nichts zu tun hat". Was ein heilſamer Anſporn iſt, zu bemerken, daß die Religion in ihren rationalen Ausſagen nicht aufgeht, und daß das Verhältnis ihrer Momente ſo ins Reine gebracht werden muß, daß ſie ſich ſelber deutlich wird.

Um nun ſeinerſeits das Verhältnis der beiden Momente der Reli-

gion ins Reine zu bringen, hebt ſich der Verfaſſer den Begriff des „Heiligen“ heraus. Der Sprachgebrauch verſteht darunter heute gewöhnlich das abſolut Sittliche, das vollendet Gute. Aber noch für unſer Gefühl ſchließt das Wort etwas ein, was ein deutlicher Überſchuß darüber hinaus iſt. Und urſprünglich iſt nur dieſer Überſchuß mit dem Wort bezeichnet worden und das Moment des Moraliſchen überhaupt noch nicht mit eingeſchloſſen geweſen. Es gilt denn, für das „Heilige“ einen beſonderen Terminus zu finden, der bezeichnen ſoll das Heilige minus ſeines ſittlichen Momentes, und zwar minus ſeines rationalen Momentes überhaupt. So gelangen wir denn zu einem Sonderelement, und dies iſt es, was in allen Religionen als ihr eigentlich Innerſtes erlebt wird, und ohne dieſes wären ſie gar nicht Religion.

Der Verfaſſer nennt es das Numinoſe (gebildet von Numen — Gottheit); er erfindet den fremdartigen Ausdruck, weil er ſich nicht feſtlegen laſſen will durch irgendeinen ſchon gebrauchten, der doch nur einen Teil bezeichnet oder mit einer beſtimmten Vorſtellung ſchon verbunden iſt, während er die Vorſtellung doch erſt neu erzeugen will. — Da nun das, um was es ſich handelt, „ein Elementares iſt, ſo iſt es nicht definibel, ſondern nur erörterbar“. Der Verfaſſer kann nur verſuchen, indem er dem Leſer in ſeinem eigenen Gemüt, in bereits bekannten, vertrauten Gefühlsſphären Ähnliches oder Entgegengeſetztes nennt, und hinzufügt: Unſer X iſt dies nicht, iſt aber dieſem verwandt, iſt jenem entgegengeſetzt, es den Leſer ſelber in ſich entdecken zu laſſen.

Und nun hebt er an: „Wir fordern auf, ſich auf einen Moment ſtarker und möglichſt einſeitiger religiöſer Erregtheit zu beſinnen.“

(Und mit erquickendem Humor fährt er fort: „Wer das nicht kann, oder ſolche Momente überhaupt nicht hat, iſt gebeten, nicht weiter zu leſen. Wer ſich zwar auf ſein Pubertätsgefühl, Verdauungsſtockungen oder auch ſoziales Gefühl beſinnen kann, auf eigentlich religiöſe Gefühle aber nicht, mit dem iſt es ſchwierig, Religionspſychologie zu treiben.“)

Alſo durch Beobachtung eigener innerer Zuſtände bei ſtarken frommen Gefühlserregungen, ferner auch durch Einfühlen in andere, unter Zuhilfenahme charakteriſtiſcher Stellen aus Dichtungen und vor allem aus der Bibel, arbeitet der Verfaſſer allmählich das Weſen des inneren Erlebens heraus.

Zum Beiſpiel I. Moſe 18, 27: „Ich habe mich unterwunden, mit dir zu reden, ich, der ich Erde und Aſche bin.“ Was ſich hier bekennt,

den Schleiermacherſchen Ausdruck Abhängigkeitsgefühl lehnt der Verfaſſer dafür ab; denn er ſieht dieſes wohl auch darin, aber zugleich noch mehr und anderes. Er nennt es das „Kreaturgefühl". Es iſt „das Gefühl der Kreatur, die in ihrem eigenen Nichts verſinkt und vergeht gegenüber dem, was über aller Kreatur iſt".

So arbeitet er nach ihren einzelnen Elementen die Geſtimmtheit heraus, in die der Menſch durch die Berührung des Numinoſen verſetzt wird, und arbeitet daran das Weſen des Numinoſen ſelber heraus.

Dies alſo iſt die Technik, die der Verfaſſer braucht: Er entwickelt auf dem Wege der begrifflichen Forſchung den Begriff des Unbegriffenen, des Unausſprechlichen. Er kann es ja aber nicht in Begriffen entwickeln; er käme ja immer nur zu Negationen. „Myſterium", zum Beiſpiel — es bedeutet nur „das Verborgene". Gemeint aber iſt damit etwas ſchlechterdings Poſitives, welches erlebt wird rein in Gefühlen. Dieſes Gefühl nun ſucht er in der Seele zum Anklingen zu bringen.

So muß denn das Buch nicht nur geleſen, es muß durcharbeitet werden, wenn es ſeinen Zweck erfüllen ſoll; und nicht nur durchdacht, ſondern durchfühlt. Man muß verſuchen, die Stimmung, die der Verfaſſer angibt, in ſich wie eine Melodie erklingen zu laſſen, ſie gleichſam nachzuſingen. Man muß auch die vielen Zitate aus der Bibel und aus Dichtern, die er als Beiſpiele bringt, nicht gedächtnismäßig hinnehmen, ſondern ſich die Stellen aufſuchen und neu in die Stimmung davon hineinleben.

In praktiſcher Pſychologie, in pädagogiſcher Meiſterſchaft verſteht der Verfaſſer die innere Seele zur Mitarbeit aufzurufen; ſie muß ihre Wahrnehmungs-, ihre Unterſcheidungsfähigkeit in Tätigkeit ſetzen, ſie muß ſich hineintaſten in die Wunderwelt der inneren Wirklichkeit, und ſo gelangt, wer ſeiner ſicheren Führung folgt, unbedingt über den Begriff hinaus in das Erlebnis hinein, in das Erlebnis der Menſchheit von der lebendigen Berührung der Gottheit.

Es iſt nun das Buch im weſentlichen für die Menſchen des Begriffs geſchrieben; in ihrer Sprache ſpricht es, an ihnen wird es ſeine Hauptaufgabe erfüllen. Aber natürlich werden auch die andern, die längſt im Erlebnis daheim ſind, große Freude und großen Gewinn davon haben. Denn wie eine volle rauſchende Flut brauſt der religiöſe Reichtum der Welt in herrlichen Akkorden über ihre auftönenden Seelen hin.

Am meiſten beglückt fühlte ich mich, als ich in dem Kapitel über

Luther ſah, mit welcher Sicherheit der Verfaſſer den ganzen alten ſtaubigen Wuſt intellektuell gewordener, flach gewordener, ſeelenarm gewordener lutheriſcher Glaubensbegriffe beiſeite räumt, um in urſprünglicher Kraft und Tiefe die majeſtätiſche Herrlichkeit von Luthers Gotteserlebnis vor uns aufſteigen zu laſſen, — mit jenen beiden charakteriſtiſchen Gegenſätzen, deren Gegenſpiel und Ergänzung erſt den ganzen Reichtum davon ausmacht: der dunkelſtarken Geheimnistiefe voll Schauer und Grauen vor dem Unnahbaren, und dem klaren Erlöſungslicht des gnadenvoll ſich Neigenden.

Für Laien iſt das Buch leider ſehr ſchwer zu leſen. Schon wegen der vielen unüberſetzten Zitate aus dem Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen. Es iſt ja für Theologen geſchrieben! Dennoch — da in der inneren Not, daß ſie zwar aus dem Intellektualismus herausmöchten, aber den Weg nicht finden, nicht nur viele unſerer beſten Geiſtlichen ſtehen, ſondern auch alle die Laien, die in ihrem Innenleben durch ſie geführt worden ſind, in den Intellektualismus hineingeführt —, ſo möchte ich allen Gebildeten, die von dieſer Not etwas wiſſen, dringend raten, dieſes Buch zu leſen, trotz der Mühe, die es koſtet. Am wünſchenswerteſten freilich iſt, daß die Geiſtlichen es verſtehen, gebrauchen und nützen lernen — jene ganz ehrlichen, ganz lauteren, ſuchenden evangeliſchen Geiſtlichen mit heißem inneren Verantwortungsgefühl, an denen unſere Kirche heute ſo reich iſt. Die nicht nach Rechts und Links der intellektuellen Meinung fragen, ſondern nach Lebendig und Unlebendig der inneren Herzenskraft. Für ſie, inſofern ſie noch in der Not des Intellektualismus ſtecken, wird das Buch ein wundervoller Wegweiſer ſein.

Obwohl das Buch ſehr klar denkt, iſt es doch kein gedachtes Buch, ſondern ein geſchaffenes. Es muß entſtanden ſein wie eine künſtleriſche Konzeption: nach langer innerer Vorbereitung ſehr raſch, in einem ungeheuren Brennen, wie ein Wunder hinauswachſend in die Welt des Worts. Den Gelehrten wird es zu ſchaffen machen. Es ſpricht in ihrer Sprache, es benutzt ihre Mittel und lebt doch in einer ganz anderen Sphäre. Es iſt ein Kind einer neuen Zeit, ein geſegneter Bote mit der Verkündigung, daß eine ſtärkere, lebendigere Welt nun aufgeht.

Friedrich Gogarten
Das Mittelalter, Luther und unſere Zukunft / Bemerkungen zu den Schriften von Richard Benz

I

Es war wohl ſchon vor dem Kriege ein ſtarkes Bewußtſein dafür lebendig, daß bei uns das innerſte Verhältnis zum Leben und zu den großen Dingen des Lebens, zur Kunſt, Weltanſchauung und Religion, brüchig ſei, daß wir da freilich viel wüßten und gelernt hätten, daß wir aber nicht aus dem Eigenen heraus lebten; ja, daß wir da ſogar etwas gelernt hätten, was unſerem eigenen Weſen und ſeinen Anlagen gründlich widerſpreche und uns fremd ſei; daß wir gleichſam einen fremden Spruch gelernt hätten, der entweder alle eigene Sprache in uns tötete und auch alles, was in uns ſprechen wollte, oder der doch, wenn er das nicht konnte, im Gegenſatz ſtände zu allem, was ſich in uns ſeinen eigenen Ausdruck ſuchte, und der uns dadurch unſer gutes Gewiſſen um ſo mehr nähme, je ſtärker die eigene Art in uns ſei und je ungebrochener ſie ſich ausſpreche. Arthur Bonus iſt es vor allem geweſen, der das Bewußtſein hierfür beſonders in Fragen der Religion, aber auch der Schule und damit der geſamten Kultur geſchärft hat. Der Krieg, der in weite Kreiſe ein Beſinnen auf das eigene Volkstum brachte, hat uns ein gutes Stück auf dieſem Wege weiter geführt. Gut, daß wir die Richtung ſchon vorher hatten und wußten. So war es leichter möglich, allerhand Irrwege zu vermeiden.

In einem anderen hat uns der Krieg vielleicht Neues gebracht. Seine bedeutendſte Folge in der allgemeinen Lebensgeſtaltung iſt für uns Mitlebende wenigſtens — aber das wird wohl auch für die Zukunft ſo bleiben — eine erſtaunliche und beinahe alles ergreifende Organiſation. Ergreift dieſe Organiſation nun auch nicht unmittelbar das geiſtige Leben, ſo wächſt zum mindeſten das Verſtändnis dafür, daß auch für die geiſtige Habe eines Volkes die private Willkür des Einzelnen nicht die beſte Verwalterin iſt, daß auch da erſt die Organiſation die Kräfte der Gemeinſchaft und damit auch des Einzelnen bis zum höchſten Maß entwickeln kann. Freilich läßt ſich da wenig mit Zwang machen. Eher wird dadurch alles verdorben. Schon bei der Produktion

der Nahrungsmittel verſagte die Organiſation, die mit Zwang arbeiten wollte, ſie würde es erſt recht bei der geiſtigen Produktion und damit beim geiſtigen Leben, denn es iſt kein geiſtiges Leben denkbar, das nicht ſchöpferiſch wäre. Man mußte erſt verſuchen, die Geſetze, die ſachlichen Notwendigkeiten zu finden, nach denen die Nahrungsmittel produziert werden. Dann erſt war es möglich, mit einer Organiſation, die ſich dieſen Notwendigkeiten anpaßte und ihnen die Hemmungen aus dem Wege räumte, die Produktion zu heben. Aber ſo viel ſchwerer es iſt, den Organismus des geiſtigen Lebens zu erforſchen als den des leiblichen oder wirtſchaftlichen, um ſo viel ſchwerer iſt es auch, eine Organiſation des geiſtigen Lebens zu ſchaffen. Es iſt da wohl überhaupt nichts künſtlich zu machen. Man wird nur warten können, bis es wächſt, und dann aus dem Weg räumen, was hindert, und Pfähle ſtecken, die ſtützen, und wilde Triebe beſchneiden, die wuchern.

Man kann eben keine Kultur machen, denn um die handelt es ſich und um ihre Vorausſetzungen. Ohne eine tiefe Gemeinſamkeit des geiſtigen Lebens, ohne ein ruhiges Bewußtſein davon, daß ſich in Allen und in Allem ein und derſelbe Geiſt ausſpricht, gibt es keine Kultur. Ohne die mag es hie und da einzelne glänzende Erſcheinungen künſtleriſcher und ſeeliſcher Bildung geben, aber keine künſtleriſche und ſeeliſche Bildung, die durch das ganze Volk ginge und alle ſeine Erſcheinungen trüge, ſo daß eine jede von ihnen mehr oder weniger von dem gemeinſamen ſchöpferiſchen Grund offenbart, aus dem ſie wachſen. Ohne eine ſolche Gemeinſamkeit mag nach einem feinen Wort von Richard Benz es Künſtler geben, aber keine Kunſt.

2

Zeiten wie unſere, die ihr eigenes kulturelles Ungenügen ſpüren und bei einer weiten Unſicherheit und Umgeſtaltung faſt aller Lebensgebiete das Werden einer neuen Kultur ahnen, ſehen ganz unwillkürlich in der Vergangenheit ein Bild deſſen, was werden will. Ein Bild nicht in dem Sinne, daß das Neue eine Wiederholung des Alten ſein ſollte, ſondern man macht ſich an dem Alten klar, was werden kann, wenn einmal alle Kräfte zu einer einheitlichen Lebensgeſtaltung zuſammengefaßt ſind. Man ſucht dann nach der letzten großen Kultur, die es gab, und illuſtriert ſich an ihr den Gegenſatz des Kommenden zum Gegenwärtigen. Dabei iſt das Bild, das man ſich von der Vergangenheit macht, gewöhnlich ſchon ſehr ſtark beſtimmt durch das, was man in der Zukunft will.

Seit mehr als vierhundert Jahren holte man ſich das Bild deſſen,

was man wollte, von dem, was wir die Antike nennen. Seit einiger Zeit aber wendet man ſich von der Antike dem Mittelalter zu und ſieht in ſeiner Kultur die Grundzüge deſſen, was werden ſoll. Die Romantiker gaben das Vorſpiel und bis jetzt wohl auch die ſtärkſten Anſtöße. Heute ſtehen ihre Gedanken mit großer Macht über die Geiſter wieder auf. In veränderter Geſtalt freilich, viel geladener mit Wiſſen um die tatſächlichen Dinge der Vergangenheit und um die Wege der Entwicklungen. Aber man denkt an das ſchöne Wort aus Novalis' merkwürdig moderner Schrift „Die Chriſtenheit oder Europa": „Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird ſie bei einem künftigen Verſuch erreichen oder bei einem abermaligen; vergänglich iſt nichts, was die Geſchichte ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Geſtalten erneut wieder hervor."

Es ſind drei große Gedankenkreiſe, aus denen heraus wir Modernen uns dem Mittelalter nähern und uns ſeinem Geiſte verwandt fühlen.

Einmal iſt es das Nationale. Von ihm aus gilt die Antike und das humaniſtiſche Ideal, das wir aus ihr ſchöpften, als das Fremde und unſerer Art Entgegengeſetzte. Man erhofft da von der deutſchen Kultur des Mittelalters eine Stärkung und Vertiefung unſeres nationalen Weſens und ſeiner Art, in der es ſich zu den Dingen der Welt und des Lebens ſtellt.

Zweitens iſt es die ſtarke Strömung, die ſich gegen den Intellektualismus richtet und die will, daß der Menſch mit der Ganzheit ſeines geiſtigen und ſeeliſchen Weſens auf die Fragen des Lebens antwortet und nicht nur mit ſeinem Intellekt. Da iſt dann der Humanismus der Verführer zu der einſeitigen Verſtandeskultur, unter der wir leiden. Und man erhofft vom Mittelalter, nicht zum geringſten von ſeiner Myſtik, aber auch von ſeiner Kunſt mit ihrer großen Kraft des Erlebniſſes eine Stärkung des Unmittelbaren und Schöpferiſchen im Menſchen.

Dazu kommt dann noch in der allerletzten Zeit als drittes etwas, von dem ich eben ſchon ſprach und was ich einmal kurz den geiſtigen Sozialismus nennen will. Es iſt das Verlangen danach, daß die geiſtige Welt gerade ſo ein Organismus werde, wie die Welt einer iſt, die wir für gewöhnlich allein die organiſche nennen. Man iſt da überzeugt davon, daß ein geiſtiges Leben, das in lauter Atome zerfällt, weil ſein herrſchendes Prinzip Kritik und Individualismus iſt, keine Lebenskraft hat. Da ſieht man in der Renaiſſance oder, wenn man lieber will, im Humanismus den Schöpfer jenes Liberalismus, der allem Geiſtigen

gegenüber nach dem fragt, was er Wahrheit nennt, und deſſen Maß für geiſtige und ſeeliſche Werte ſchließlich nichts anderes iſt als das Maß der Faſſungskraft für ſie, die das Individuum mit ſeiner jeweiligen Aufklärung und Bildung aufbringt.

Im Gegenſatz dazu ſieht man in der mittelalterlichen Menſchheit eine, deren erſtes und ſtärkſtes Gefühl allem Geiſtigen gegenüber Ehrfurcht war als vor Offenbarungen einer Welt, die größer iſt als die, die jeder mit ſeinem Maß an Verſtand erforſchen kann. Wie dann aber auch in ihr nicht der Einzelne als Einzelner ſchuf, ſondern als Vertreter, als Organ der Geſamtheit. So erlebte man die geiſtigen Schöpfungen nicht als die eines fremden Individuums, ſondern man erlebte in ihnen ſich ſelbſt, aber größer und tiefer als in den eigenen individuellen Erlebniſſen, und die Ehrfurcht vor ihnen war die Ehrfurcht, die man vor ſich ſelbſt hat, wo das Tiefſte in einem laut wird, und vor dem Ganzen, zu dem man gehört.

3

Richard Benz verſucht ein Bild der mittelalterlichen Kultur zu zeichnen*. Nicht um als Hiſtoriker Vergangenes wieder ans Licht zu holen und in Erinnerung zu bringen, ſondern um zu helfen, dem Zukünftigen Geſtalt zu geben. Es iſt deshalb gut, daß er nicht nur ſeine Gedanken über das Mittelalter gibt, ſondern daß er auch verſucht, einige Schöpfungen der mittelalterlichen Kultur neu zu beleben. So hat er ſchon vor fünf Jahren eine Reihe der alten deutſchen Volksbücher und einige deutſche Legenden herausgegeben. Und jetzt erſchien auch, ſchon lange angekündigt, die Legenda aurea des Jacobus de Voragine**. Das Beſondere an dieſen Ausgaben iſt, daß Benz mit einer großen Feinfühligkeit den Satzbau, den Klang und den Rhythmus und damit die große Farbigkeit und die plaſtiſche Kraft der alten Sprache bewahrt hat. Da iſt denn wirklich noch „jedes Wort Erfüllung des Inhalts". Man begreift, wenn man ſie lieſt, was Benz an anderer Stelle ausführt, daß es für die deutſche Dichtung keinen Unterſchied gibt zwiſchen Poeſie und Proſa und daß der Rhythmus in der deutſchen Sprache nicht an eine beſtimmte Form gebunden iſt, ſondern an den, auch im eigentlichen Wortſinn, gedichteten, ganz eigentlichen und mit Bedeutung geſättigten Ausdruck deſſen, was geſagt werden ſoll.

* Richard Benz, Blätter für deutſche Art und Kunſt. Heft 1: Die Renaiſſance. Das Verhängnis der deutſchen Kultur. Heft 3/4: Die Grundlagen der deutſchen Kunſt. I. Mittelalter. Jena, jedes Heft M. 1.— ** Die ſieben weiſen Meiſter. D. Johann Fauſtus. Triſtan und Iſalde. Till Eulenſpiegel. Fortunati Glückſeckel und Wunſchhütlein. — Alte deutſche Legenden. — Legenda aurea. — Alle bei Diederichs, Jena, erſchienen.

Man ſpürt, daß in der deutſchen Sprache, wo ſie zur echten Dichtung wurde, etwas von dem iſt, was Luther vom „Worte Gottes“ ſagt und was ſeine eigene Sprache ſelbſt ſo ſtark macht, daß „das Wort nit allein das Zeichen und Bild mit ſich bringt, ſondern auch das ganze Weſen und ebenſo voller Gott iſt als der, des Bild oder Wort es iſt.“ Es kommt das wohl von der gänzlichen Erfüllung des Dichters mit dem Stoff. Er gebraucht ihn nicht, um irgendwelche feſtſtehenden Formen an ihm anzuwenden und vorzuführen, ſondern will in gläubiger Ehrfurcht vor dem, was geſagt werden ſoll, nichts anderes als das, was ihn erfüllt, ganz Wort werde. Da gibt denn der Stoff ſelbſt ſeinem Ausdruck, den eigenen Rhythmus, den eigenen Klang, das eigene Weſen. Regellos und formlos für den, dem Regel und Form ein feſtſtehendes Schema iſt, das unbekümmert um Stoff und Inhalt „angewendet“ wird. Aber bis in den kleinſten Gedanken und jedes feinſte Gefühl hinein geformt für den, der begriffen hat, daß, wie jedes Ding in der Welt ſein eigenes Geſetz hat, das ihm aus ſeiner Weſenheit, aus ſeiner Individualität kommt, ſo auch jeder Gedanke und jedes Gefühl, wenn ſie durch eine Seele gehen und aus ihr heraus Wort werden, ihre eigene Form mit ſich bringen. Daher kommt den Worten dies immer Neue und ewig Junge, als wären ſie nie vorher gehört, als kämen ſie von den Dingen ſelbſt; daher ihre ſtarke Wirkung auf die innere Bildkraft; daher ihre Plaſtik und Sinnlichkeit; daher alles das, was uns das Weſentliche der Dichtung iſt.

Dieſe Fähigkeit der Sprache, die das Weſen der Dichtung iſt, beſaß das Volk. Und in den Volksbüchern trat ſie, wie Benz in ſeiner Schrift (Die deutſchen Volksbücher. Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. Jena 1913) ſagt, „ein einziges Mal, im 14. und 15. Jahrhundert, aus dem Dunkel der mündlichen Überlieferung ans Licht und gab der ganzen Literatur einer Zeit ihren Charakter.“ Und in der Predigt jener Zeit wurden in dieſer Sprache die höchſten Angelegenheiten der Menſchen behandelt. Daher denn wohl auch ihre für unſere Verhältniſſe unbegreifliche Wirkung.

Es iſt für uns keine Kultur denkbar ohne eine ſolche Sprache, die ganz und gar Organ geworden wär für das, was uns zu innerſt bewegt, die unſere tiefſten, das Ganze der Welt berührenden Erlebniſſe hineintrüge in den Alltag und in die Maſſen und die Tiefe der Seelen aufweckte, weil ihre Worte ganz mit der Kraft des Erlebten geladen wären und „ebenſo voller Gott wie der, des Bild oder Worte ſie ſind.“ Es iſt daher jede Berührung mit der Sprache des Mittelalters, die dieſe Fähigkeit

beſaß, gut. Und darum ſind dieſe Überſetzungen von Benz eine wertvolle Gabe. Freilich, es iſt gar keine Frage, daß wir eine ſolche Sprache, wie wir ſie nötig haben, ſchließlich doch ganz allein dadurch gewinnen werden, daß das religiöſe Erlebnis über uns kommt und uns zum Sprechen zwingt. Nicht ein Erlebnis, das aus dem Einzelleben käme, ſondern eins, das die Geſamtheit des Volkes bewegte. Das Nationale und der Staat allein geben uns das nicht, wie viele in der erſten Zeit des Krieges hofften. Das haben uns dieſe Jahre gründlich genug gelehrt.

Es iſt wohl kein Zufall, daß die deutſche Proſa (die Proſa, die gerade ſo Dichtung iſt wie irgendeine gebundene Rede), daß die aus der Predigt der Bettelmönche entſtand, die der religiöſen Bewegung Ausdruck gab, von der das ganze Volk damals ergriffen wurde.

4

Durch die Darſtellung der Kultur des Mittelalters, die Benz gibt, geht als beherrſchender Gedanke, daß der geiſtige Boden dieſer Kultur die Religion geweſen ſei. Und ſeine Meinung ſcheint doch auch zu ſein, daß eine Kultur auch in der Zukunft nicht möglich iſt, wenn ſie nicht ebenſo aus der Religion herauswächſt und aus ihr ſich immer neue Kraft holt. Aber damit dieſer Gedanke nicht falſch verſtanden wird, iſt es nötig zu ſagen, was nach Benz das Weſentliche dieſer Kultur iſt und was bei ihm Religion heißt.

Das eigentliche künſtleriſche Grundvermögen der Deutſchen ſei die Dichtung und ſie liege allen ihren anderen künſtleriſchen Äußerungen ſichtbar oder unſichtbar zugrunde, ſagt Benz. Das iſt ſo zu verſtehen, daß die deutſche Dichtung „unmittelbarer ſinnlicher Ausdruck des Geiſtigen" iſt, ſie iſt Deutung des Erlebten oder Geſchauten in dem tiefen Sinn, daß ſie ſich bemüht, ſeinen geiſtigen Sinn im Wortklang und Rhythmus ſinnlich werden zu laſſen. Ganz dasſelbe wollen mit ihren Mitteln alle anderen künſtleriſchen Äußerungen des Deutſchen: Ausdruck des Geiſtigen, das er ſchaut; Deutung des Sinnes der Dinge. (Zu den künſtleriſchen Äußerungen gehört auch das, was wir das philoſophiſche Denken nennen, die Weltanſchauung. Wie das Wort ſelbſt es ja auch beſagt).

Ganz im Gegenſatz dazu iſt die griechiſche Dichtung „Darſtellung des Geiſtigen in einer für ſich beſtehenden ſinnlichen Form." Und dasſelbe ſind wiederum mit ihren Mitteln die anderen Künſte. Die griechiſche Kunſt wurde dann maßgebend für das Abendland, aber erſt nachdem ſie gelöſt war von dem Urgrund, aus dem ſie gewachſen war. Aus ihrem Leben kamen den Griechen die Viſionen, nach denen ſie die Ge-

ſtalten ihrer Kunſt ſchufen. Dieſes Leben ging unter, und es blieb nur „die reine Darſtellung menſchlicher Schönheit“. So wurde „die reine Bildform, die Darſtellung der Schönheit nach Geſetzen der Körperwelt das eine wichtige Erbe der Griechenkunſt an das übrige Abendland“.

Das andere Erbe Griechenlands iſt das abſtrakte begriffliche Denken. Auch in ihm iſt das Ernſtnehmen der Körperwelt und die Beurteilung nach dem, was begriffen werden kann, ſtatt nach dem Sinn, den man deuten, aber nicht greifen, begreifen kann.

Dieſe Auffaſſung der Kunſt und des Denkens haben die romaniſchen Völker übernommen und ſeit der Renaiſſance auch das deutſche. Daher die Renaiſſance das Verhängnis der deutſchen Kultur! In der Schrift, die dieſen Titel trägt, zeigt Benz, wie unter dem Einfluß der Renaiſſance in unſerem ganzen ſeeliſch-geiſtigen Leben das urſprünglich einheitliche, durchaus religiös beſtimmte Verhalten zerfallen iſt „in begriffliches Denken und ſinnlich-formales Vergnügen“, weil die Renaiſſance „das geſamte künſtleriſche Schaffen von ſeinem geiſtigen Mutterboden loslöſte, von Religion und Mythus“.

Bis zur Renaiſſance war die deutſche Kunſt nicht Darſtellung der Wirklichkeit und das deutſche Denken nicht ein Begreifen, ſondern ſie verſuchten beide, den Sinn der Welt und des Lebens zu deuten; ſie gaben der Seele Ausdruck für das, was ihr die Wirklichkeit war und was ſie in ihr und über ihr ſah. Freilich hatte das Chriſtentum dem Deutſchen die Möglichkeit genommen, in voller Freiheit aus dem eigenen Weſen heraus ſich ſeine Deutung der Welt zu ſchaffen; er gab „das eigentlich erſchaffende, erfindende Denken, die freidichteriſche ſelbſtherrliche Weltdeutung auf, die er eben in Mythus und Epos zu entfalten begann. Das Denken wurde gebunden, wurde einem fremden Gedanken dienſtbar, ſtand nicht mehr als freie Tätigkeit im Mittelpunkt aller geiſtigen Nöte und Bedürfniſſe. Dichtung im höchſten Sinne, die zugleich Erfinderin und Geſtalterin iſt, fehlte ihm fortan in der vollen Wortdeutlichkeit, da alle Wortdeutlichkeit und Gedankenfreiheit gegen die herrſchende Glaubenswahrheit verſtieß. Er behielt die umſchaffende dichteriſche Fähigkeit, die Kraft der Phantaſie und des erſchütternden Ausdrucks, die wir, ganz abgeſehen von Gedanken und Inhalt, als ſeine urſprüngliche künſtleriſche Begabung erkannten“. Allerdings ſchufen ſich die Deutſchen während des Mittelalters den chriſtlichen Mythus und ſeine Lehre um zu Mitteln, um mit ihnen nun doch zu ſagen, was ſie zu ſagen hatten. Und es kam wohl dadurch in ihre Kunſt

und Kultur die große Farbigkeit der Bilder und der überſtrömende Reichtum an Geſtalten.

In dieſer Umbildung des chriſtlichen Mythus und ſeiner Lehre in die Legende und das deutſche Epos, „das das fremde neue Weltbild von der Welterſchaffung bis zum jüngſten Gericht im Ganzen geſtaltet und Geſchichte und Sage, Chriſtentum und Heidentum in einer Bilderfülle ſpiegelt", zeigt ſich nun das Charakteriſtiſche der deutſchen Religion im Gegenſatz zum Chriſtentum, zur orientaliſchen Religion. Wenn die Deutſchen überhaupt eine Religion haben, d. h. urſprünglich zur Religion veranlagt ſind. Benz leugnet das und meint, der nordiſche Menſch habe im Gegenſatz zum Orientalen, bei dem es gerade umgekehrt ſei, „keine Religion — ſondern Kunſt". Damit iſt der Gegenſatz nun freilich auf eine ſehr ſcharfe Formel gebracht, die weniger die beiden tatſächlichen Beſtände bezeichnet, als vielmehr die Richtung, in der ſie auseinandergehen. Benz ſpricht einmal an einer anderen Stelle von dem Unterſchied zwiſchen Religion und Mythus und ſpricht die Religion dem Orientalen, den Mythus dagegen dem Nordländer zu. Damit kommt er dem tatſächlichen Beſtand ſchon näher.

Religion und Mythus unterſcheiden ſich nach Benz ſo voneinander: Die Religion iſt ethiſch fundiert, ſie geht deshalb auf das Tun, ſie überſchätzt den Willen, ſie nimmt das Tun zu ernſt und ſie glaubt, das Seligwerden des Menſchen ſei bedingt durch ſein Handeln; ſie iſt darum im weſentlichen moraliſche Belehrung. Das iſt nach Benz auch der Sinn des Chriſtentums, es iſt nach ihm überhaupt das Verhalten des Orientalen zum Leben. Er ſucht das zu erklären durch den klimatiſchen Einfluß.

Im Gegenſatz zu dieſer ethiſch fundierten Religion des Orientalen iſt nun des nordiſchen Menſchen Verhalten zum Leben durch den Mythus beſtimmt. Der Nordländer erlebt das Geiſtige nur im Schauen. Er will nicht, wie der Orientale, in der Willensekſtaſe, durch irgendein Tun eins werden mit der Gottheit, ſondern er vereint ſich der Gottheit dadurch, daß er ſie ſchaut. Und das tut er eben im Mythus. Dabei bleibt das Leben ſelbſt unangetaſtet. Das Religionserlebnis, wenn man es ſo nennen will, das der Nordländer hat, iſt ein „lediglich äſthetiſches und von der Kunſt in unſerem Sinn nur dadurch unterſchieden, daß für es noch als wahre Welt das ganze Daſein erfüllt, was für die Kunſt als eine nur im Kunſtwerk vorhandene Scheinwelt exiſtiert". Das Schauen des eigentlichen Sinnes dieſer Welt und dieſes Lebens im Mythus bringt dem Menſchen die Erlöſung von dem vergänglichen

Leben. Die andächtige Schau des Mythus, der in ſeiner Geſtaltenfülle das Leben und alle ſeine Inhalte deutet, iſt der Gottesdienſt des nordiſchen Menſchen, in ihm wird das Irdiſche vom Geiſtigen „auf Augenblicke berührt und verwandelt". „Geſchieht dieſe Berührung und Verwandlung tief und häufig; gewöhnt ſich der Menſch an geiſtige Erlebniſſe und Eindrücke und ſucht ſich nach ihnen zu ‚bilden': ſo entſteht Kultur."

Das iſt der Sinn der Benzſchen Behauptung, daß die deutſche Kultur des Mittelalters aus der Religion, nach ſeiner Terminologie müßte es heißen: aus dem Mythus gewachſen ſei.

5

Ich habe dieſe Gedanken von Benz über die religiöſe Fundierung der mittelalterlichen Kultur ſo ausführlich wiedergegeben, einmal weil es hier um eine Frage geht, die wichtig iſt für unſere eigene Zukunft, ſodann weil mir ſcheint, daß man von ihnen aus das Weſen der germaniſchen Frömmigkeit ſehr gut beſtimmen kann. Denn die Benzſche Beſtimmung halte ich freilich für falſch. Recht hat er, wenn er das religiöſe Verhalten des Germanen ein Schauen nennt und es von „Tun" ſcharf unterſcheidet. Falſch iſt es, wenn er dieſes Schauen ohne jeden Einfluß auf das Leben ſein läßt. „Dieſe Weltanſicht läßt das Leben unangetaſtet", das ſind ſeine eigenen Worte. Freilich, er iſt an dieſem Punkte nicht beſtimmt in ſeinen Ausdrücken. Er verneint ein andermal nur eine Wirkung, die „mit Willen" geſchieht. Es ließen ſich noch einige Unſtimmigkeiten im Ausdruck anführen, die gerade die Frage der Einwirkung jener Schau auf das Leben betreffen. Ich merke das nur an, damit man ſchon daraus ſieht, daß an dieſer Stelle etwas nicht richtig iſt.

Durchaus recht hat Benz, wenn er ſagt, daß der Mythus, alſo die germaniſche Religion, keine Lehre ſein will. Benz ſtellt als Beiſpiel der deutſchen Religion die mittelalterlichen Myſtiker auf. Freilich weiſt er darauf hin, wie in dieſer Myſtik ein Reſt orientaliſchen Geiſtes ſich noch darin zeige, daß ſie auch jene, der orientaliſchen Religion weſentliche, Tötung des Willens predigt. Das ſtimmt wohl. Aber wo wir dieſe Myſtik als ganz deutſch, ganz echt empfinden, da geht dieſe „Tötung des Willens" doch in Wahrheit darauf, ihn, den Willen, ganz zu löſen, daß er nicht mehr aus moraliſcher Belehrung, nicht aus Reflexionen und Überlegungen ſeine Richtung und Antriebe ſich hole, ſondern daß er frei ausſtröme aus dem unmittelbaren Weſen des Menſchen, „daß das Leben aus ſeinem eigenen Grunde lebe, aus ſeinem

Eigenen quelle". Das will letztlich auch alles „Schauen" und „Erkennen" der Myſtiker, daß die letzten Gründe in der Seele lebendig werden, daß ihre Kräfte ſtrömen, ein Leben „oberhalb aller Notdurft der Tugenden", daß man wiſſe: nicht von ſeinen Taten und Werken lebt der Menſch und nicht in ihnen iſt er fromm, ſondern er lebt allein davon, daß ſeine Seele die Augen aufſchlägt, um ihre eigene, unendliche Wirklichkeit zu ſchauen. Und nur in ſolchem Schauen iſt ſie fromm.

Was bei den Myſtikern das Eigentum eines verhältnismäßig kleinen Kreiſes von ſeeliſch fein gebildeten Menſchen blieb, ſchon wegen ſeiner Verbindung mit außerordentlich tiefſinnigen, dafür aber auch ſchwierigen Spekulationen, das wurde in Luther zur nationalen Tat, die verheißungsvoll war wie keine andere vor und nach ihr, die aber bald ſo entſetzlich entſtellt wurde, wie auch keine andere vor und nach ihr. Es iſt einem großen Frommen immer beſſer, er bleibt, was er iſt, nämlich Ketzer, denn die böswilligen Entſtellungen, mit denen ihn dann die Religionsvertreter beſchenken, ſind nicht ſo ſchlimm, wie die gutwilligen. Darum wendet man dieſe gerade bei den Größten an und macht Propheten und Heilige aus ihnen.

So kann man heute nur durch einen Wuſt von Mißverſtändniſſen und Entſtellungen hindurch zu Luther kommen. Und ich muß hier für meine Auffaſſung Luthers vorläufig um freundliche Aufnahme bitten, da mir der Raum fehlt, ſie zu beweiſen und durch Zitate zu belegen.

Wer nun Luther kennt und die Benzſchen Ausführungen über den deutſchen Mythus lieſt, der iſt erſtaunt, wie klar da Luthers Religion erkannt iſt, freilich, ohne daß Benz dabei an Luther denkt. Ja, Benz zeichnet ſein Bild der deutſchen Religion zum guten Teil im bewußten Gegenſatz zu Luther, d. h. zu dem Bilde Luthers, das er hat und das das unter uns verbreitete iſt. Da iſt Luther nach einem kurzen, von den Myſtikern beeinflußten, aber dann ohne Folgen gebliebenen Intermezzo der moraliſche Lehrer und buchſtabengläubige Glaubensheld. Nun aber iſt Luthers Glaube an das „Evangelium" kein Fürwahrhalten, ſondern er iſt ein tiefes, die ganze Seele bewegendes und erſchütterndes Schauen. Benz hat nicht recht, wenn er das Gegenteil behauptet.

Freilich iſt dazu zu ſagen, daß hier in Luthers Verhältnis zur Bibel, zum geſchriebenen Wort Gottes — denn er kennt auch ein anderes — die Tragik ſeines Werkes liegt. Es iſt eine Tragik deshalb, weil es auf der einen Seite für ihn eine Notwendigkeit war, ſich für ſeine Arbeit —

eine Neuordnung des ganzen Lebens von innen her, wie es wenige gegeben hat in der ganzen Weltgeſchichte — einen feſten, für ſeine Zeit unantaſtbaren Grund zu ſchaffen: den gab es für ihn und für ſeine Zeit nur in der Bibel, und weil andererſeits durch dieſe Notwendigkeit, ſeine Arbeit an das Wort der Bibel zu binden, ſein Werk bis heute gebunden blieb an ein Wort, das für uns, gerade weil ſo viel auf ihm ruhte, zu dem unſicherſten und antaſtbarſten geworden iſt. Ich kann dieſe Frage hier nicht weiter aufrollen. Wer aber Luther kennt, ſollte wiſſen, daß ſein Glaube alles andere iſt als ein Für-wahr-halten des geſchriebenen Wortes, wenn er ſich auch tauſendmal ſo gibt.

Nebenbei: Ricarda Huch ſagt in ihrem Buch „Luthers Glaube", daß alle Worte Luthers, in denen er vom Glauben ſpreche, „Gedicht' ja Liebesgedicht" ſeien. Meint man, daß ein Für-wahr-halten einen Menſchen ſo begeiſtern kann? —

So wenig Luthers Glaube ein Für-wahr-halten war, ſo wenig war ihm das „Evangelium" moraliſche Lehre. Es war ihm auch nie Hiſtorie. Man hat ſchlechterdings gar nichts begriffen von Luther, wenn man dies nicht begriffen hat. Das „Evangelium" iſt ihm Mythus geweſen, in dem Sinn, in dem Benz ihn auffaßt und ihn als weſentlich für die germaniſche Religion hinſtellt, nämlich Deutung des ewigen Weltgeſchehens. Es ſpannt über dieſe Erde, wie Benz es vom Mythus will, „einen Horizont, an welchem die Bilder eingeſchrieben ſind, in denen ſich dem Menſchen der Sinn des Daſeins deutet."

Und nicht durch gehorſame Nachfolge verehrt man es — dieſe Weiſe mache nur Gleißner, ſagt Luther; auch nicht durch ein intellektuelles Für-wahr-halten — das ſei leerer Wahn; ſondern ganz allein durch andächtiges Schauen.

Luther ſpricht in ſolchem Zuſammenhang ſelbſt oft vom Sehen und Schauen. Freilich ſein eigentliches Wort iſt „Glauben". Es iſt heillos heruntergekommen, aber es ſcheint mir trotzdem beſſer als das Benzſche „Schauen". Denn im „Glauben" iſt etwas von der elementaren Gewalt dieſes Erlebens, von dem Hinnehmen aller Kraft, die einem da geſchenkt wird, von dem Sichverſenken in die ewige Welt, von der man im „Glauben" berührt wird.

Aber man mag das „Schauen" als Wort für dieſes Erlebnis behalten, nur: man nehme es dann tief genug; man vergeſſe nicht, daß es ſich bei einem Erlebnis, das zur Grundlage einer ganzen Kultur werden ſoll, wie Benz es doch will, unmöglich um ein augenblickliches Annähern des Menſchen handeln kann, ſondern um ein Er-

regen und Erſchüttern der Seele bis auf den tiefſten Grund. Dann begreift man aber wieder nicht, wie dieſes Erlebnis ohne Einfluß auf das Leben bleiben kann. Man begreift aber andererſeits auch nicht, wie ein Erlebnis, das „das Leben unangetaſtet" läßt, wie das zum Schöpfer einer Kultur werden ſoll.

6

Immerhin, hinter dieſem Widerſpruch verſteckt ſich etwas außerordentlich Wichtiges, was Benz, wie es mir ſcheint, deshalb nicht geſehen hat, weil er ſich durch ſeine Theorie vom Gegenſatz der orientaliſchen Religionen zum germaniſchen Mythus den Blick verdunkeln läßt für die breite Lebensfülle. Er ſieht eben nur von dem Gegenſatz aus und darum gleichſam nur das Schema der deutſchen Religion. Das ſieht er außerordentlich ſcharf und darin liegt der große Wert ſeiner Ausführungen. Er ſieht aber nicht die Bewegung in der deutſchen Religion, das Lebende und Schaffende in ihr. Darum macht es ihm auch Schwierigkeiten, zu erklären, wie aus dieſem Mythus eine Kultur entſtehen kann. Benz erklärt es ſo: im Kultus der mythiſchen Viſion, der „im Grunde dasſelbe iſt wie alle Aufführung und Darbietung des Kunſtwerkes", wird das Irdiſche vom Geiſtigen auf Augenblicke berührt und verwandelt. Geſchieht dieſe Berührung und Verwandlung tief und häufig, gewöhnt ſich der Menſch an geiſtige Erlebniſſe und Eindrücke und ſucht ſich nach ihnen zu „bilden": ſo entſteht Kultur. Gewöhnung, denn jene tiefen und häufigen Berührungen und Verwandlungen müſſen doch nach den Benzſchen Ausführungen auch Gewöhnung ſein — das „bilden" gehört wohl auch dorthin — iſt gewiß für eine Kultur viel notwendiger, als wir, auf den Fortſchritt und damit auf den Wechſel und das Neue und Neueſte eingeſtellten, Modernen ahnen. Aber daß eine Kultur aus ihr „entſtehen" könnte, das ſcheint mir nicht ſehr glaubhaft.

Was ſich hinter dieſem Widerſpruch verſteckt und von Benz nicht geſehen iſt, das iſt nun nichts anderes als das bedeutendſte Religionserlebnis, das auf deutſchem Boden ſich ereignete. Wie geſagt, Benz beſchreibt es erſtaunlich genau, aber nur im Schema, er ſieht nicht das Stoßende und Formende und Weltgeſtaltende, eben das Kulturſchöpferiſche, das in ihm iſt.

Will Benz mit ſeiner Theſe, daß der Mythus, die germaniſche Religion, das Leben unangetaſtet läßt, will er damit ſagen, daß dieſer nicht moraliſches Geſetz und Lehre iſt, dann hat er recht, tauſendmal recht. Will er damit aber ſagen, daß das Schauen des Mythus

neben dem Leben hergehe, ohne irgendeinen Einfluß auf es zu haben, macht er das Schauen lediglich zum äſthetiſchen Erlebnis, mit dem einzigen Unterſchied, daß für die mythiſche Viſion „noch als wahre Welt das ganze Daſein erfüllt, was für die Kunſt als eine nur im Kunſtwerk vorhandene Scheinwelt exiſtiert", dann kann er ſchon deshalb nicht recht haben, weil nicht zu verſtehen iſt, wie aus dieſem Schauen eine Kultur entſtehen kann.

Der Unterſchied des religiöſen vom künſtleriſchen Erlebnis iſt noch ein anderer als Benz ihn beſtimmt. Es mag dem Künſtler die Umwelt wichtiger ſein als er ſelbſt und ſein eigenes Leben, dem Religiöſen aber iſt nichts in der ganzen Welt ſo wichtig wie er ſelbſt. Und ſucht er ſeinen Gott bis ans Ende der Welt, er ſucht doch in Wahrheit ſich ſelbſt, das Stück Ewigkeit in ſich, das, was nicht von geſtern iſt, was nicht nur eine Summe von Zufällen und Alltäglichkeiten iſt, ſondern aus dem ewigen Quell der Dinge ſtrömt. Schaut er in den mythiſchen Geſtalten den Sinn der Welt, er will doch in Wahrheit nur ſeines eigenen Lebens Sinn ſehen. Immer deutet mir der Mythus das Weltgeſchehen, denn er ſieht, wo er ſieht, in kosmiſchen Maßen, aber er deutet es mir vor allem an der Stelle, die mir die nächſte und die wichtigſte iſt, er deutet mir mein Leben, und zwar deutet er das ſo, daß er mich mit meinem Leben hineinſtellt in den Mittelpunkt alles Daſeins, gerade an die Stelle, wo ſich ſein tiefſter und mächtigſter Sinn offenbart. Das iſt durchaus ein Schauen, zunächſt gar nichts anderes als das. Aber wo man ſeines Lebens Sinn ſo ſchaute, da werden alle ſchöpferiſchen Kräfte geweckt und ſtrömen aus und wollen zur Tat werden. Sie wollen Form nnd Geſtalt werden, wie dieſes ganze Leben voll iſt von Geſtalt und Form. Das iſt kein moraliſches Handeln, ſo wenig wie das künſtleriſche Schaffen das iſt. Nur: es iſt ein Schaffen in Fleiſch und Blut.

Und nun wird alles Tun, jedes „Werk" danach gewertet, wie weit es ſeinerſeits zur Deutung deſſen wurde, oder, beſſer, eine Deutung deſſen bleibt, was auch der Mythus deutet und woraus es ſtrömt als aus ſeinem geſtaltenreichen Quell; wie weit ſie „frei umſonſt geſchehen, als von denen, die ſchon die Seligkeit und das Erbe Gottes durch den Glauben haben". Benz hat wieder ganz recht, wenn er ſagt: „Das Geiſtige läßt ſich nicht durch ein Tun verwirklichen, ſondern nur durch ein Schauen erleben." Denn nicht im Tun wird Wirklichkeit, was der Fromme ſucht; wurde es nicht im Glauben erlebt, dann bleibt alles Tun ſinnlos. Und nicht das Tun bringt die Seligkeit: es muß einer

ſchon ſelig ſein, will er gute Werke tun. Aber das Tun, das Werk bezeugt die Seligkeit.

Da iſt dem Tun aller Wert, aller eigene Wert genommen. Der Glaube an das „Werk" als an das Seligmachende iſt geſchwunden, ſo ganz und gar wie niemals vorher in der Weltgeſchichte, und aller Wert iſt in das Geiſtige gelegt, das man nicht tun, ſondern nur „glauben", nur ſchauen kann; das einem aber, wenn es geſchaut wird, alles Tun, lauter „gute Werk" ſchenkt, die „ſich dann ungefordert tun". „Wo ein Menſch voll Glauben und Geiſt iſt, da ſcheint's, als ob er trunken wäre, und ſeine Werke gehen ihm ab, ehe er daran denkt, gerade als trüge ihn ſeine Natur zu guten Taten." Und was der Menſch auch immer tut, alles holt ſeine Kraft, ſeinen Willen, ſeinen Sinn aus dem Schauen, dem Glauben. Alles Tun wird ſelbſt zur Deutung des Weltſinnes.

7

Beſteht wirklich, wie Benz es im Vorwort zur Legenda aurea ausſpricht, Hoffnung, daß ein neuer Mythos kommen werde, weil der alte, den das Mittelalter ſchaute, geſtorben ſei, dann liegen jedenfalls hier bei Luther ſeine Wurzeln. Benz hofft auf einen neuen Mythus, weil der Mythus die ewige Schöpferkraft des Lebens ſelbſt ſei. Ja, aber ihre ſegnenden Geſtalten ſchafft ſie nicht am Leben vorbei, ſondern aus den Notwendigkeiten, den großen ſchaffenden Gewalten des Lebens ſelbſt. Und weil Luther die erkannte und „glaubte" — das will ſagen, ſie deutete als die ewigen Worte Gottes — ſo tief wie keiner vor ihm und nach ihm, darum wird er den Mythus ſchaffen, der uns das Leben deuten wird. (Zwar: es ſchafft ihn nie einer, es ſchaffen die Geſchlechter an ihm, aber in ihnen die Einzelnen, die — um einen Ausdruck Schleiermachers zu gebrauchen — die Kapazität von Geſchlechtern haben*.)

Ob dieſer Mythus ein ganz neuer ſein wird, ob er, wie Benz meint, „an den alten nicht wird anknüpfen können", ob „kein Wort und Bild von dem alten mehr *in ihm* ſein wird"? Doch wozu prophezeien? Luther, der noch erſt werden wird, was Benz ihm nur als unerfüllte Möglichkeit zuſpricht, nämlich der „Befreier und Vollender des deutſchen Werks" und vielleicht mehr als des deutſchen allein, Luther fand jedenfalls noch die tiefſte Deutung ſeines Lebens und ſeines Werkes im alten Mythus, der für ihn freilich keiner Zeit angehörte. Wir aber

* Ich darf hier wohl verweiſen auf meine demnächſt bei Diederichs, Jena, erſcheinende Schrift „Religion weither", die auch eine Reihe anderer hier nur flüchtig berührter Fragen eingehender behandelt.

ſtehen trotz unſeres vierhundertjährigen Vorſprunges in Sachen der Religion keinen Schritt vor Luther.

Wie Luthers „Glaube" ein Deuten der Welt nach den großen Ordnungen iſt, die ſie beieinanderhalten, nach den ſchaffenden Gewalten, den großen Trieben und Leidenſchaften, die durch ſie gehen und alles Leben bewegen vom Kleinſten bis ins Größte hinein; wie ihm der Unglaube aber iſt, daß man dieſe natürlichen Ordnungen nicht ſieht, daß man „nicht verſtehet, was Gottes Werke ſind"; wie dieſer Glaube „das reiche Werk Gottes erkennet. Denn es iſt Gottes Meinung keine, daß man die Natur brechen will. Er hat die Augen geſchaffen zu ſehen, die Hände zu arbeiten, den Magen zu verdauen, eine jegliche Kreatur, wie er ſie gemacht hat, ſo läſſet er ſein Werk bleiben. Alſo hat er den Weibern ein Mutterherz gegeben, für die Kinder zu ſorgen, welches niemand kann wehren noch hindern"; wie dieſer Glaube die Welt deutet nach der Weiſe, die uns allein helfen wird, weil ſie unſer ganzes Leben wieder hineinſtellen kann in das ewige Schaffen Gottes ſelbſt, „daß wir dahin kämen und ließen's gehen, wie Gott es gemacht hat", — das alles kann ich hier im einzelnen nicht ausführen. Aber man wird ſchon aus dieſen Andeutungen erkennen können, wie hier in Luther der Anſatz iſt zu einer Kultur, die ganz und gar auf dem Mythus ſteht, die ſelbſt Mythus, Evangelium ſein will, Deutung des Daſeins.

Dieſe Kultur wäre „keine Verwirklichung des Geiſtigen", ganz wie Benz es von der abendländiſchen Kultur behauptet, denn alle irdiſche, äußere Wirklichkeit, alles Tun, jedes Werk iſt an ſich wertlos, es hat Wert nur, „wenn es aus dem Glauben gehet", wenn es ein Gleichnis des geſchauten Sinnes iſt, nur im Glauben, im Schauen iſt die „Wirklichkeit", ſoweit wir Menſchen an ihr teilhaben.

Was das „Evangelium", das Luther verkündigt, von dem, was Benz den Mythus nennt und was nach ihm der Kulturſchöpfer iſt, unterſcheidet, das iſt eben dies, daß Luthers Evangelium immer neu ſich ſchafft aus dem gegenwärtigen Leben — „Wiſſe, daß es ein ewig Wort ſei, das von Ewigkeit geſprochen iſt und immer geſprochen wird. Darum ſo lang eine Kreatur währet, ſo lang währet das Wort auch; ſo lang die Erde trägt oder vermag zu tragen, ſo gehet immer das Sprechen ohne Aufhören." —, während der Benzſche Mythus auf das Lebendige verzichtet und dem Leben nichts anderes zu geben weiß als die Schau von etwas, an dem es nicht teilhaben kann.

Benz ſagt einmal, Luther ſei wegen ſeiner tätig-künſtleriſchen Begabung zu ſo großer Bedeutung gekommen. Darin hat er gewiß recht.

Ohne künſtleriſche Begabung iſt in Religionsſachen gar nichts zu machen. Und Luther war wie alle großen Frommen Künſtler, aber er war, wie ſie, noch mehr als Künſtler oder, wenn man will, er war ein Künſtler, der aus dem lebendigen Menſchen ſelbſt, nicht nur aus toten Bildern, nicht nur aus der Vergangenheit, ſondern aus allen dreien, aus Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, den Mythus ſchaffen wollte von dem Gott, deſſen ewiges Werk dieſe werdende Welt iſt, und der uns in ſeinen Werken unſere „Werke" aufgab, nicht daß wir ſie täten — als unſere eigenen, ſondern daß ſie uns geſchenkt werden „im Glauben".

H. P. Berlage
Baukunſt und Religion*

Es iſt eigentümlich, daß die ſtiliſtiſche Wandlung in der Architektur mit der Arbeiterbewegung zuſammenfällt; es iſt, als ob ſich die eigentliche Volkskunſt, zugleich mit der Entwicklung der Arbeiterklaſſe verändere, als Reaktion gegen die Scheinkunſt. Überdies iſt bereits in Übereinſtimmung mit dieſer Bewegung ein Gebäudetypus entſtanden — das Geſchäftsgebäude — das Kontor und der Laden —, ein Wachstum, das auf dem Untergrunde religiöſer Strömungen emporſtrebt. Und dem ſteht gegenüber, daß der Kirchenbau abſolut unbedeutend iſt, d. h. ſich nicht als imſtande erweiſt, einen einigermaßen ſelbſtändigen Typus zu ſchaffen.

Denn während die vergangene Zeit ihre Kunſtformen ſtets Idealgebäuden entlehnt hat, trachtet die Jetztzeit aus profanen Bauwerken neue Formen zu entwickeln. Das organiſierte Geſchäftsleben iſt gegenwärtig das einzige Gebiet, auf dem man danach ſtrebt, Konventionen über notwendige Lebensformen zu ſchließen. Überall befinden ſich die ſozialen Verhältniſſe noch im Stadium der Anarchie, der zeitlichen Übereinſtimmung oder der toten Tradition; nur im Geſchäftsleben iſt ein ſelbſtändiger Geiſt zu verſpüren. Alſo auch hier iſt es wieder die beſchränkende, ſtärkende Konvention, die der Kunſt die Entwicklungsmöglichkeit gibt. Ich ſehe mit Scheffler hierin Kauſalität, alſo Gottesidee, denn das Kontorgebäude und das Kontormöbel praktiſch, ſachlich

* Dieſe Ausführungen bilden den Schluß eines Büchleins des bekannten Erbauers der Amſterdamer Börſe, das unter dem Titel „Kunſt und Geſellſchaft" im Verlag von Eugen Diederichs erſcheinen wird.

und einfach zu konſtruieren, iſt ein Streben, das von religiöſen Ideen beeinflußt wird.

Das iſt jedoch noch nicht alles. Als Urſache der Kunſtloſigkeit des 19. Jahrhunderts wird im allgemeinen die Maſchine bezeichnet, und es iſt vor allem Ruskin geweſen, der in ſeinem blinden Haß gegen die Maſchine danach geſtrebt hat, das Handwerk wieder zu Ehren zu bringen. Doch meine ich, daß bei aller Achtung und bei der größten Bewunderung vor dem Handwerk dieſer Streit ein ziemlich hoffnungsloſer, und dabei auch ein unbilliger iſt. Nicht die Maſchine als ſolche trägt die Schuld an der verzweifelt unkünſtleriſchen Warenproduktion, ſondern die Weiſe, wie der induſtrielle Kapitalismus die Maſchine anwendet. — Der Menſch hat übrigens immer die Maſchine benutzt, man denke nur einmal an die Drehſcheibe des Töpfers, die ja auch nichts anderes als eine Maſchine iſt.

Nein, ich gehe ſogar ſo weit, zu behaupten, daß die Maſchine, wenn ſie gut angewendet wird, der größte Freund der Menſchheit iſt und gerade zur Erreichung einer Kunſt dienen kann. Und ich werde in dieſer meiner Anſicht geſtützt durch den engliſchen Schriftſteller Lee, der in ſeinem ſehr intereſſanten Büchlein, „Die Stimme der Maſchine“ u. a. folgendes ſchreibt: „Keine Poeſie in den Maſchinen unſerer Zeit zu ſehen, bedeutet, keine Poeſie in dem Leben unſerer Zeit zu ſehen. Ich weiß nur, daß, ſolange die ſchönen Künſte in einer Zeit, wie dieſer, herabſehen auf die mechaniſchen Künſte, ſie gar keine ſchönen Künſte ſein werden.“

Und er ſagt meiner Meinung nach ſehr mit Recht weiter, daß die Griechen, die wirklichen Griechen alle dieſe Dinge, wie elektriſche Straßenbahnen, elektriſche Leitungen und Lokomotiven ebenſo freudig begrüßt und die Schönheit derſelben begriffen hätten, wenn ſie die Gelegenheit gehabt hätten, alle Tage ſich damit zu beſchäftigen.

Gerade in der Maſchine ſehen wir ja das große Streben unſerer Zeit am ſchärfſten in den Vordergrund treten, nämlich das Streben nach Verallgemeinerung. — Läßt nicht z. B. die Schreibmaſchine uns deutlich erkennen, daß die perſönliche Hand, die Kunſt des Schreibens, verſchwindet? So iſt es auch mit der Kunſt. Auch ihr Streben geht auf Verallgemeinerung, weil das Wachstum der demokratiſchen Idee dies fordert. Und auf dieſe Forderung kann nur die Maſchine Antwort geben, wenn ſie nur gut angewendet wird. Sogar Morris erwartete von der Maſchine, die Ruskin, wie ich bereits ſagte, durch einen allgemeinen Machtſpruch aus ſeinem Reiche verbannen zu müſſen meinte,

die langſame Verwirklichung ſeiner Ideale. Denn nicht ihre techniſche Anwendung, ſondern ihre kapitaliſtiſche Benutzung haßte er.

So kommen wir alſo zu der Schlußfolgerung, daß infolge der Entwicklung der demokratiſchen Idee als geiſtiger Triebfeder eine Baukunſt von ebenſolcher ſachlichen Einfachheit iſt, im Erblühen die in ihrem innerſten Weſen ſogar religiös wäre. „Höhere Wahrhaftigkeit", ruft Carlyle aus, „möge euch jetzt tröſten über den Mangel an griechiſcher Anmut. Wahrheit iſt jedoch beſſer als Anmut". — Gerade, weil die ſchönen Künſte zu einem „Thron der Heuchelei" geworden ſind, weil ſie ſich von der Wahrheit abgewandt haben, darum ſind ſie krank.

Aber iſt dieſe ſelbe Triebfeder, nämlich die demokratiſche Idee mit ihrem Ideal ökonomiſcher Gleichheit, nicht in hohem Maße eine religiöſe? Und folgt denn nicht aus dieſen Betrachtungen, daß in dieſem Falle wachſende und neue Kultur vorhanden iſt, gerade darum, weil Baukunſt und Religion zuſammen eine Kultur bilden? — Und weil Übereinſtimmung herrſcht zwiſchen reiner Baukunſt und Religion, gerade darum trachtet man danach, daß die neuere Architektur wieder aufs neue den Prinzipien reiner einfacher Konſtruktion entſpreche.

„Ich habe die Hoffnung", ſagt Morris, „daß gerade aus den, dem praktiſchen Bedürfniſſe entſpringenden anſpruchsloſen Gebäuden die neue und echte Baukunſt hervorgehen werde, viel eher jedenfalls, als aus dem Experimentieren mit den Methoden einzelner beliebter Bauſtile."

Es bedarf alſo keiner näheren Darlegung, daß alles Stilkopieren vermieden werden muß. Und mehr noch: die Architektur, die nicht dieſen reinen Prinzipien entſpricht, wird auch keinen Wert für die Zukunft haben; ſie wird nur als Epiſode betrachtet werden, und die Baumeiſter, die damit fortfahren, in den verblühten traditionellen Formen zu bauen, oder die da meinen, durch einen eigenſinnigen perſönlichen Stil für eine beſondere Baukunſt zu wirken, werden ein Werk verrichten, das in der Entwicklung der zukünftigen Architektur nicht mitzählen wird, weil ſie unſere Zeit nicht begreifen.

Im Bewußtſein deſſen kann man mit aller Ruhe auf die Reaktion ſehen, die jetzt wieder aufs neue ſich bemerkbar macht, weil man weiß, daß ſie nur vorübergehender Art ſein kann. Denn man bringt den Stil Ludwigs XVI. nicht etwa darum nicht zur Blüte, weil er ein hiſtoriſcher Stil iſt, ſondern weil man inzwiſchen entdeckt hat, daß man damit gegenwärtig noch leben kann.

Aber neben der ohne Zweifel mächtigen reaktionären Strömung, die

ſich wiederum in der Richtung der verblühten Ludwigſtile und des Empireſtiles einerſeits, und des Neuromaniſchen und des Neugriechiſchen anderſeits bewegt, beſteht und wächſt als geſunder ſtarker Kern der Typ eines modernen Stiles. Und da es ſich letzten Endes handelt um die Kunſt einer neuen Gemeinſchaft, handelt es ſich alſo auch um die Schaffung des modernen Gemeinſchaftsgebäudes. „Denn mit dem Suchen nach dem Schönheitsverlangen in der Gemeinſchaft", ſagt H. Roland Holſt, „befindet ſich die Neigung des Proletariats in Übereinſtimmung, und auch in dieſer Hinſicht tritt uns die Analogie mit klaſſiſchem Altertum und Mittelalter entgegen, nämlich, wie ich dies ſtipulieren möchte, äſthetiſchen Genuß und Befriedigung zu ſuchen, weniger in dem ärmlichen Aufputz der individuellen Wohnung, als in gemeinſchaftlichem Beſitze und der Benutzung ſchöner Gebäude und Gegenſtände."

Es iſt intereſſant, wahrzunehmen und feſtzuſtellen, welche Fortſchritte in der Tat in dieſer Richtung ſchon gemacht worden ſind. Denn, möge auch das eigentliche Volksgebäude noch nicht zu großer Vollkommenheit gediehen ſein, das ſogenannte Warenhaus iſt es wohl; denn manche dieſer Gebäude gehören wirklich zu den beſten architektoniſchen Schöpfungen unſerer Zeit. Und das iſt begreiflich, weil allein das Schaffen neuer Formen für neue Aufgaben die Phantaſie zu reizen vermag. Gewiß findet darauf Anwendung, was Oscar Wilde ſo ſchön ſagt, daß die Kunſt erſt beginnt, wo die Nachahmung endet.

Aus dieſen Betrachtungen hebt ſich allmählich ein Bild der Geſellſchaft der Zukunft ab, deren geiſtige Triebfeder verſchieden von der der vorhergehenden Zeiten ſein wird. Ihr wird eine neue Religion, eine irdiſche Religion, zugrunde liegen. Denn welche Ideen dieſe Geſellſchaft auch über das Verhältnis des Menſchen zu der überſinnlichen Welt haben wird, ſo wird ſie doch das Leben, den Wert des irdiſchen Beſtehens dergeſtalt emporheben, daß die Zuſammenfaſſung aller menſchlichen Gedanken über das ethiſche Ideal ſich nicht auf ein mögliches Beſtehen im Jenſeits richten wird, ſondern auf ein wirkliches Beſtehen hier auf dieſer Erde.

Und dieſe Religion wird dann aus einer materialiſtiſchen Lebensanſchauung erwachſen ſein. Aber die Materie iſt nicht verächtlich, und es iſt der Fluch des Chriſtentums geblieben, daß es Geiſt und Körper hat trennen wollen.

Man ſtrebt aufs neue nach einer Pflege des Körpers, wie nach einer Veredlung desſelben durch Sport und durch rhythmiſchen Tanz. Wie

einſt im Altertum, aber jetzt mit keiner anderen Abſicht als der, die Menſchheit zu durchdringen, daß Seele und Körper eins ſind, ſo daß eine geſunde Seele auch in der Tat nur in einem geſunden, d. i. einem ſchönen Körper wohnen kann.

Der wahre Menſch iſt der vollkommene Menſch, d. h. nicht allein der geiſtig vollkommene und nicht allein der körperlich vollkommene Menſch, ſondern der Menſch in geiſtiger und körperlicher Vollkommenheit zugleich.

Und dieſes Streben bildet nur einen Teil des großen allgemeinen Strebens nach Organiſation nach allen Richtungen, d. h. prinzipiell will es eine Organiſation der Arbeit.

Man fängt jetzt an, gegenüber der Willkür beſonnene geiſtige Regelung zu ſtellen, oder aber, und das iſt prinzipiell die große Abſicht: gegenüber einer ſubjektiven eine verallgemeinernde Einſicht. Und das Reſultat iſt ſchließlich Ordnung und Ruhe, was gleichbedeutend iſt mit Stil, ſo daß das Endziel eine ſtiliſierte Geſellſchaft iſt.

Damit iſt die Entwicklung der Kunſt in Übereinſtimmung, die vom Naturaliſtiſchen zum Stiliſierten ſchreitet. Und Stiliſieren iſt Vereinfachen, iſt Schaffen.

Man fühlt heute ein Wachſen des großen Begriffes in der Architektur, und kommt damit zum Erhabenen, zur Schöpfung des Kunſtwerkes, das wieder tatſächlich ein ſtiliſierter Teil des Univerſums ſein wird.

In allen ſtilvollen Künſten finden wir dieſe Ruhe; dagegen war es gerade ein Kennzeichen des Naturalismus in ſeiner weiteſten Bedeutung, daß er ſtets ebenſo ruhelos wie ſtillos geweſen iſt. Es iſt wahrlich mehr wahrhafte Bewegung in der herrlichen Ruhe der egyptiſchen und der griechiſchen Bildhauerkunſt, als in den genialſten Erzeugniſſen der modernen Zeitabſchnitte ſeit der Renaiſſance — mehr Bewegung in der ſtill emporſteigenden weißen Welle von Schönheit einer Venus von Milo, ja mehr Bewegung in der ewigen Stille einer egyptiſchen Sphinx als in den wildeſten und leidenſchaftlichſten Entwürfen eines Rodin. Die erſteren offenbaren die Ruhe, die ſich aus der ewigen Bewegung des Lebens zuſammenſetzt, das iſt alſo die ſtiliſierte Verallgemeinerung der Bewegung zur Ruhe — die letzteren bilden die Zerlegung einer zeitweiligen, vorübergehenden äußerlichen Bewegung, d. i. das ins Beſondere Gehende des zufälligen Lebens zur Unruhe.

In der Literatur hat der pſychologiſche Roman ſeine Zeit gehabt, während in der Muſik auch ſchon eine neue Bewegung wahrzunehmen

iſt, obwohl dieſe Kunſt als die empfindſamſte aller Künſte am längſten in der ſubjektiviſtiſchen Gefühlsſphäre gefangen bleibt.

Die bildenden Künſte ſuchen gegenſeitige Wiedervereinigung, ſuchen nach einer allgemeinen Baukunſt, nach Ordnung, nach Stil. Und darum ſucht die Baukunſt nach Vereinfachung, d. h. nach Verallgemeinerung.

Eine neue Kultur iſt alſo im Wachstum begriffen, die ſich in Übereinſtimmung befindet mit einem neuen geiſtigen Ideal, der demokratiſchen Idee, alſo einer irdiſchen Religion. — Galt bei den Griechen die Kategorie als Mittel und Zweck, im Mittelalter das Symbol, ſo wird die demokratiſche Idee jetzt „Wirkung" werden. Wurde im Drama, der Syntheſe aller Künſte, bei den Griechen die verhängnisvolle Erfüllung eines Müſſens, im Mittelalter das verzweifelte Mißglücken eines Willens zum Ausdruck gebracht, ſo wird die Menſchheit zu dem jetzt hoffnungsvollen Bewußtwerden eines Sollens kommen.

Was werden endlich die bildenden Künſte uns bringen? Wie wird das Gemeinſchaftsgebäude aus den jetzigen erwachſen? Es wird wieder ebenſo wie das frühere einen erhabenen Charakter haben, weil die geiſtige Triebfeder aufs neue religiöſer Art ſein wird. Aber dieſe Erhabenheit wird höherer Ordnung ſein, weil das geiſtige Ideal auch höherer Ordnung iſt.

Es gibt viele Menſchen, welche an dieſe neue Baukunſt nicht glauben, wenn ſie die törichten Äußerungen der modernen Architektur ſehen, weil dieſe Äußerungen das noch niemals Geſehene erreichen wollen. Aber ſie begreifen nicht, daß dieſe Äußerungen die des ſubjektiviſtiſche Sichverlierens ins Beſondere ſind, worauf ich bereits hinwies. Sie werden von ſelbſt als Modelaune verſchwinden, weil ſie keine Entwicklungsmöglichkeit haben. Solche Äußerungen kommen in Übergangszeiten immer vor. Aber daneben iſt, nur durch einzelne Beiſpiele bisher vertreten, eine einfache ſachliche Architektur im Wachſen begriffen, die den Keim des Zukünftigen in ſich birgt. Und dieſe leitet zu einem neuen Stil, weil dieſer eine hiſtoriſche Notwendigkeit iſt.

Dieſer Stil wird ein anderer ſein, als irgendeiner der früheren, wenn er auch unter dem gleichen Prinzip ſtehen wird.

Denn ebenſo wie die Natur ſtets ihren eigenen Geſetzen gehorchen muß und die Natur nichts anderes als ſich ſelbſt wiederholen kann, ſo daß ihre Urtypen dieſelben bleiben durch alles hindurch, was ihr Schoß in Äonen hervorbrachte, ſo kann auch ein ſtiliſierter Teil des Univerſums, wie dies in der Tat jedes wahre Kunſtwerk iſt oder lieber ſein ſoll, nichts anderes als Natur bleiben.

Wird alſo dieſe Kunſt prinzipiell keine andere ſein, ſo wird ihre Zuſammenſtellung zeigen, daß ſie eine andere Form beſitzen wird. Denn ſie wird in dem allgemeinen Entwicklungsgang ſtehen, und wird alſo als eine ins Beſondere gehende Verallgemeinerung betrachtet werden müſſen.

Dieſe Kunſt wird keine höhere ſein als die der beiden großen Zeitabſchnitte, des klaſſiſchen und des gotiſchen, weil die Art des Ideals relativ, und das abſolut Heilſame, d. i. das abſolut Moraliſche, eine Phraſe iſt; aber in ihrem Weſen wird ſie jene beiden übertreffen müſſen, weil die Kultur ſelbſt geiſtig um vieles höher ſtehen wird.

Dann wird das Volk aufs neue zum religiöſen Gemeinſchaftsgebäude pilgern, deſſen architektoniſche Majeſtät zur Ehrfurcht zwingt. Dieſem wird man ſich nur auf einem triumphalen Zugangswege nähern können.

Und der große Raum im Innern wird aufs neue tief bewegen, nicht durch die Weihe heiliger Myſtik, die das Verlangen nach einer überſinnlichen Welt weckt, ſondern durch eine Weihe gleichſam wiedergeborener dionyſiſcher Freude. Auf den Wänden dieſes Saales werden die großen Taten dargeſtellt ſein, die zu dieſem Ziele geführt haben, und in Niſchen und auf Poſtamenten werden die Tugenden der Gemeinſchaft im Bilde ſich darbieten. Und von der großen Chorniſche her rauſcht orcheſtrale Muſik, nicht zur Begleitung liturgiſcher Geſänge, und nicht zur Begleitung von Sang und Tanz, ſondern zur Begleitung des großen Chores, der in ſtilvollen Melodien die Friedenshymne hinausjubelt. Denn es muß eine geſellſchaftliche Ordnung und eine ſtiliſierte Kunſt wiederkehren. Aber beide größer als die, welche jemals waren, weil die kommenden Zeiten ſowohl geſellſchaftlich als künſtleriſch kraft einer vollkommeneren Einſicht höher aufgebaut ſein werden. Und dieſe beiden Faktoren werden ſich aufs neue in einer Kultur abſpiegeln, welche dann die erſte einer neuen Zeitperiode der Kulturgeſchichte ſein wird, denn die Konvention der neuen Religion wird die Gleichheit aller Menſchen bedeuten. Die Religion wird dann eine irdiſche ſein, und die Menſchheit, nicht Gott, wird die Sonne ſein, um die dieſe neue Kunſt ſich bewegen wird. Aber ihre Lehre wird befriedigen, wird Frieden geben, wird aufs neue Ruhe bringen, ſo wie früher Ruhe war im großen Stil, trotz der heftigen Bewegung der Zeiten. Und weil dieſe Ruhe dann eine erhabene Ruhe ſein wird, nicht die Ruhe des Todes, nein, die des wahren Lebens, darum wird auch erſt dann die eigentliche Kultur der Menſchheit beginnen können.

Alfred Wiener / Vom Übergang der alten Menſchheit

Motto: Gewißheit einem neuen Bunde!
(Goethe, Fauſt I)

Alle einfachen Dinge ſtreben nach Vereinheitlichung. Dieſe Vereinheitlichung iſt ein Kompliziertes ihrer Teile, ein Einfaches ihrer höheren Gemeinſchaft. Das Streben aller Dinge iſt demnach konzentriſch und deſto ausgedehnter konzentriſch, je umfaſſender der Ring von Gemeinſchaften iſt, den die Dinge zu durchlaufen haben. Die Endlichkeit alles Daſeins ſetzt alſo die Endlichkeit alles Strebens voraus. Die Unendlichkeit des Daſeins jedoch auch die Unendlichkeit dieſes Strebens.

Nehmen wir ſomit in der unendlichen Natur ein unendliches Streben nach Vereinheitlichung, ſo ergibt ſich rein hypothetiſch folgendes: Aus einem urſprünglich einfachen Urſtoff entwickeln ſich in ihm der Möglichkeit nach ſchon vorhandene kompliziertere Zuſtände. Dieſe komplizierteren Zuſtände führen wiederum zu komplizierteren Weſen und dieſe wieder über ſich hinaus zu noch zuſammengeſetzteren Produkten des ewigen Schöpfungsaktes. Jeglichen Zuſtand aber, ſei er nun kompliziert oder nicht, zeichnet als Hauptmerkmal das Streben nach Vereinheitlichung aus, der Wille, die bisher durchlaufenen Kombinationen in immer höhere Syntheſen zuſammenzufaſſen. Wenn wir daher als alte Einheit ein notwendig zuſammengeſetztes Reſultat aller früheren Entwicklungsfaktoren, aller früheren Einheiten, darſtellen, ſo werden wir, in die neue höhere Ordnung hinübergelangt, nur ein Faktor ſein mit andern Faktoren, mit denen wir uns zu verſchmelzen haben und aus deren Zuſammenwirken mit uns wiederum das komplizierte Reſultat dieſer allmählich altwerdenden Epoche herauswächſt. Dieſer Aſſimilationsprozeß, der die Seele eines altgewordenen Zuſtandes oder einer altgewordenen Weſenheit als ganz einfachen Faktor dem übergeordneten Gebilde einverleibt, bewirkt, daß ſich das eigentliche Individuum durch ungezählte Kriſen hindurch zum Ewigkeitsweſen erweitert. Es iſt dies wie bei einer Reichsverfaſſung, bei der beiſpielsweiſe der Oberpräſident die Summe der unter ihm ſtehenden Provinzial- und Kommunalbehörden darſtellt, alſo ein Reſultat, während er ſelber wieder einen Faktor bildet, der ſich mit andern gleichartigen um einen höheren Mittelpunkt konzentriert und ſo fort bis hinauf zum Reichskanzler,

der die Summe aller tieferen Einheiten iſt und in deſſen monumentalem Wirkungsfeld ſie ſich alle wiederfinden. Dieſes Bild iſt nur eine grobe Verſinnlichung des Hauptgedankens, der ſich folgendermaßen präziſieren läßt: Alle Entwicklung iſt ein Streben nach Vereinheitlichung. Komplizierte Zuſtände oder Reſultate vorausgegangener Faktoren geſtalten ſich unter dem Geſichtspunkte der höheren Syntheſe zu einfachen Zuſtänden oder Faktoren kommender Reſultate. Das erhoffte Aufgehen der Dinge im Ganzen wird allmählich zu einem Aufgehen des Ganzen in den Dingen. Denn da alle Dinge nach Konzentration ſtreben, wird ſich der Plural aller Entwicklungszuſtände in der Unendlichkeit in einen Singular, der dem Entwicklungsziel gleichkommt, verwandeln.

Was hauptſächlich an dieſem univerſalen Geſetz feſſelt, iſt weniger die Frage nach den Verhältniſſen der einzelnen Einheiten zueinander, als der Prozeß, durch den eine alte Einheit in eine neue übergeht: Wie muß dieſer Prozeß beſchaffen ſein? — Welche Zuſtände müſſen ihm vorausgehen, welche ihm nachfolgen? —

Naturgemäß kann dieſes beſtändige Sich-Höhereinordnen aller Dinge nicht in glatt aufſteigender Linie vor ſich gehen, vielmehr iſt es dauernden Retardationen unterworfen, die ſich jedoch geſetzmäßig dem Entwicklungsprozeß einordnen. Da aber alle Entwicklung als das Weſen des Naturganzen ſchlechthin Bewegung iſt, ſo vollzieht ſie ſich auf Grund eines Bewegungsprinzipes, das in einem Axiom folgendermaßen lautet: Alle Entwicklung iſt nach vorausgegangener Degeneration eine beſtändige Regeneration, die die Einheiten über die jemals erreichte Stufe hinaus in einer höheren Ordnung konzentriert.

Mit anderen Worten: Jeder zu einer gewiſſen Entwicklungsſtufe gelangte Zuſtand muß in Zerſetzung geraten ſein, ehe die Regeneration oder die Höherentwicklung auf die nächſte Stufe des großen Entwicklungsprozeſſes vor ſich gehen kann. Aber nicht nur in der Menſchheitsentwicklung iſt dieſe fortgeſetzte Regeneration durch Degeneration wirkſam, ſondern überhaupt in der Geſamtheit des organiſchen und anorganiſchen Lebens. Dieſes Geſetz gleicht einer vielgliedrigen Raupe, die ſich vorwärtsbewegen will, die aber dieſen Vorwärtsdrang nur durch Zuſammenballen und Ausſchleudern ihrer Glieder in die Tat umſetzen kann, nicht aber durch glatte Vorwärtsbewegung. Hierbei iſt zu unterſcheiden zwiſchen Regenerationsmittel und Degenerationsmittel. Das gerenReationsmittel iſt die Umwälzung jeder Art, das Degenerations

mittel jedoch ein Ruhezuſtand, der ungenutzte Kräfte einer widernatürlichen Betätigung anheimfallen läßt.

Wenn wir daraufhin die Menſchheitsentwicklung einer kurzen Betrachtung unterziehen, ſo bietet ſich uns folgendes Bild: Aus einer gewaltigen Geneſis windet ſich eine Menſchheit empor, deren erſtes Streben Vereinheitlichung iſt, in dem ſelbſtredend eingeborenen Naturtrieb, daß eine Vereinigung Aller eine Steigerung der Lebensfähigkeit des Einzelnen bedeutet. Familien, Stämme und Völker kennzeichnen rein äußerlich dieſen Willen zur Einheit. Das natürliche Expanſionsbedürfnis führt zu Eroberungskriegen, der Triumph des Stärkeren über den Schwächeren wird Ereignis. Den Stärkeren macht dieſer Triumph ſorglos, er läßt ſich einlullen von dem Bewußtſein erkämpfter Macht, um in ſeinen Träumen die Fata Morgana zukünftiger, noch viel gewaltigerer Größe, zu erblicken. Dieſes Sorgloswerden, dieſes nach höchſter Einheitsſpannung ſcheinbar wohlverdiente Faulbett iſt jedoch das erſte Kennzeichen eingetretener Degeneration, der Punkt, an dem das Reſultat einer Einheit bereits abgeſchloſſen vorliegt, wo ihr Wirken auf Erden in dieſer Form als Beherrſcherin der Realität nicht weiter vonnöten iſt.

Die notwendig gewordene Regeneration erfolgt durch das Regenerationsmittel. Das Regenerationsmittel iſt, wie bereits geſagt, die Umwälzung. Dieſe iſt entweder individuell, dann iſt ſie eine große Perſönlichkeit, oder ſie iſt ſozial, dann iſt ſie ein Aufbäumen geſunder Elemente gegen degenerierte, ein Aufſtand unverbrauchter Volkskraft gegen verbrauchte. Individuelle Regenerationsmittel beziehen ſich meiſtens auf die Regeneration innerhalb einer Einheit, inſofern durch das Auftreten jener die gehemmte oder gehinderte Entfaltung dieſer wieder befreit und ihrem endgültigen Ziele nähergeführt wird. Umfaſſende Umwälzungen wie ſie der Übergang einer alten Einheit in eine neue bedeuten, treten aber nur dann ein, wenn der Einheitsſtifter oder Menſchheitsregenerator zuſammenwirkt mit einer alles erſchütternden Revolution, wenn alſo das individuelle und ſoziale Regenerationsmittel kombiniert auftreten, wie dies beim Erſcheinen Chriſti und dem verhältnismäßig kurz darauf erfolgten Zuſammenbruch der römiſchen Weltherrſchaft der Fall war. Je tiefer ſich die Notwendigkeit einer Regeneration fühlbar macht, deſto nachhaltiger wird auch die revolutionäre Bewegung ſein, die dieſes Bedürfnis auslöſt, deſto größer auch die Gefolgſchaft, die das befreiende Individuum nach ſich zieht, denn jede Bewegung hat ihren Herzog, unter deſſen

Seele ſich die Völker verſammeln und deſſen Vaſallenſchaft um ſo zahlreicher ſein wird, je dringender die Notwendigkeit ſeines Hervorganges geweſen iſt.

Um für das Folgende möglichſt klare Grundlagen geſchaffen zu haben, ſei der Begriff „Einheit" nachſtehend kurz definiert: Eine Einheit iſt eine um ein geiſtiges Zentrum verſammelte Summe von Realitäten, die teilweiſe aus dieſem Zentrum hervorgingen, teilweiſe durch Syntheſe ſich mit ihm verſchmolzen haben. Daß wir nun den Begriff „neue Einheit" im Sinne einer noch nicht erſchienenen Ordnung unmöglich einer Tatſachenanalyſe unterziehen können, denſelben höchſtens als eine Summe von Wahrſcheinlichkeiten in unſerem geiſtigen Auge zu ſpiegeln vermögen, leuchtet wohl ein: denn erſtens wiſſen wir nichts von der annähernden Dauer der alten Einheit, geſchweige denn etwas von dem Beginn der neuen; zweitens nichts von der Beſchaffenheit der neuen, über die wir uns nur in Mutmaßungen durchaus relativer Natur erſchöpfen können. Was uns daher am meiſten anzieht, iſt zunächſt der Prozeß des Übergangs der alten in die neue, nämlich, welcher Art dieſer Prozeß, mit den wenigen Beiſpielen verglichen, wohl ſein wird und welche Vermutungen uns daraufhin über den wahrſcheinlichſten Umriß der neuen Einheit erlaubt ſind.

Der einfachſte chemiſche Prozeß gibt ein deutliches Gleichnis des Übergangs: In einer Verbindung mehrerer Elemente liegen ſolche verborgen oder gebunden, die ſich bei Hinzutritt wahlverwandterer Elemente befreien, um ſich den hinzugekommenen zu vereinigen. Es entſteht eine neue Verbindung ſowie von der alten ein Rückſtand. — Aus der Berührung von Judentum und degeneriertem Römertum entſtand als neue Verbindung die chriſtliche Einheit. Die Notwendigkeit ihres Eintritts ſteht außer aller Frage. Ihre ungeheure Lebensberechtigung im ſittlichen Erziehungsplan der Menſchheit wird heute keiner mehr zu leugnen verſuchen. Trotzdem bedeutet die chriſtliche Einheit gegen die beiden vorausgegangenen, Judentum und Antike, einen gewiſſen Rückſchritt, da wenigſtens im Judentum in vieler Hinſicht die ſittlichen Errungenſchaften chriſtlicher Lebenshaltung ſchon vorhanden ſind, wenn auch nicht ſo ſehr als Prinzipien des Judentums wie ſpäter als ausgeſprochen chriſtliche Prinzipien. Die Errungenſchaften der Antike ſind gleichfalls nie zu überſchätzen. Sie bilden einen unzweifelhaft über das Chriſtentum ſich erhebenden Gipfel menſchlicher Geſamtentwicklung. Was iſt nun die Urſache, daß das Chriſtentum die andern Einheiten ſo ſehr in den Hintergrund drängt, daß es ihnen alle reale

Exiſtenzkraft raubt, ſich ſelbſt aber als real lebensfähiger erweiſt als beide vorher? — Es iſt die Neugeburt der menſchlichen Seele, — das Hinübertreten dieſer Seele aus dem Zuſtand der Latenz in den Zuſtand geſteigerter Bewußtheit.

Durch den Degenerationszuſtand, der dem Chriſtentum vorausging, war tatſächlich die menſchliche Seele dermaßen in den Hintergrund gedrängt worden, daß dieſes edelſte Beſitztum unſeres individuellen und typiſchen Daſeins wohl ein gutes Recht darauf hatte, ſich über ſtiefmütterliche Behandlung zu beklagen. Das tat es denn auch redlich, ſo redlich, daß es die Kontinente unterjochte unter die Sonne des einen Stifters, ſie zwang, die von ihm ausgehende Atmoſphäre als die einzig geſunde Luft ihres Lebens einzuatmen. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß die vorausgegangenen Einheiten nicht auch ſchon die Seele in ſich getragen hätten, die mit dem Chriſtentum zu ſolch ſpontaner Bewußtheit emporflammte. Im Gegenteil, das Judentum iſt nicht denkbar ohne die große einheitliche Seele ſeiner Familien, die Antike nicht denkbar ohne die Seelenharmonie, die die Mutter ſo vieler weltbefruchtender Kunſtwerke geworden iſt. Gerade aber weil dieſe Seele in beiden Einheiten der Degeneration verfallen war, ſetzte ſie das Chriſtentum in um ſo nachhaltigerer Weiſe wieder in ihre alten Rechte ein indem es der Menſchheit kundtat, daß hier und nirgends anders die ſtarken Wurzeln ihrer Kraft ſeien, die Seele allein das teuere Vaterland ſei, an das ſie ſich anſchließen müſſe, wenn ſie nicht untergehen wolle. Ja man kann die jahrhundertelange reale Autokratie des Chriſtentums als eine Art Bußfriſt des menſchlichen Geiſtes betrachten, in der ganz und gar nur der gute, gottgegebene, wenn auch „geiſtlich arme" Menſch etwas galt, wenn er nur von der Seelenkraft und Liebesſtärke ſeiner ſelbſt in ſeinem Gott ſo durchdrungen war, als er es zur Erlangung des Himmelsreiches bedurfte.

Der Prozeß des Übergangs der damals alten in die damals neue Ordnung ſtellt ſich alſo kurz folgendermaßen dar: Die Seele des Menſchen innerhalb zweier großen Einheiten gerät in Verfall. Die lebenskräftigere dieſer Einheiten bringt durch Reibung an der anderen mit ihr in enger Berührung ſtehenden gleich einem chemiſchen Prozeß die neue chriſtliche Einheit hervor, die inſofern eine Steigerung über die alten hinaus bedeutet, als ſie die Seele nicht nur wieder in ihre vollen Rechte einſetzt, ſondern dieſer Seele als Alleinherrſcherin über Erd' und Himmel huldigt.

Ehe wir nun den Blick auf die Möglichkeiten der neuen Einheit

richten, wollen wir kurz den Verlauf der chriſtlichen Einheit verfolgen, um ſie auch innerhalb ihres Organismus auf ihre Abhängigkeit von dem oben entwickelten Bewegungsprinzip zu unterſuchen.

Alle großen Einheiten ſind Religionseinheiten, das heißt ihre Stifter verkündigen den Bund eines über der Menſchheit für die Menſchheit wirkenden Weſens, deſſen Weſensäußerungen mit denjenigen der ſie anbetenden Gemeinde übereinſtimmen, das aber zugleich die Perſonifikation derjenigen Macht iſt, über die ſich der ſeiner Machtloſigkeit frühzeitig bewußte Menſch keine Rechenſchaft abzulegen vermag. Daher ſchreitet alle Religion in dem Gewand der Mythe einher, daher ſchmückt ſie den Himmel mit den Geburten der menſchlichen Phantaſie, denen ſie zwar die Bedürfniſſe der eigenen Unzulänglichkeit beigibt, die ſie aber zugleich mit der Macht ausſtattet, dieſe Bedürfniſſe in ſich und in der ſie anbetenden Gemeinde aus übernatürlicher Machtvollkommenheit heraus auszugleichen. Und warum dies? — Weil dieſer Gemeinde noch die feſte Burg in ſich ſelbſt fehlt, weil ſie die Kraft ihres ureigenſten Weſens noch nicht genügend erfaßt hat, um einem außerhalb ihres Weſens liegenden Stützpunkt entſagen zu können. Wie ein junger Baum einer Stütze bedarf, die ſein gerades Wachstum gewährleiſtet, ſo band ſich auch die Menſchheit mit ganzem Herzen an eine ſcheinbar außerhalb ihres Weſens, in Wirklichkeit aber weder außerhalb ihres Weſens noch außerhalb ihres Geſichtskreiſes thronende Macht, nicht ahnend, daß dieſe Macht nur der Reflex ihrer eigenen tiefinnerſten Sehnſucht nach einem Halt in ſich ſelbſt war. Der erwachſene Baum braucht keine Stütze außerhalb, und auch die erwachſene Menſchheit wird ihre Stütze haben in ſich ſelbſt.

Wie ſich ein neugeborenes Kind an einer ſchlechten Amme verderben kann, das zeigt die Geſchichte des Chriſtentums vor der Reformation. Das koſtbare Gut der neuerwachten Seele war in die gefährlichſten Hände geraten, in die es nur hätte geraten können, — in die Hände degenerierten Romanentums. Der Seelenhirte der Chriſtenheit war der romaniſche Papſt, das Zentrum dieſer Statthalterſchaft die Hauptſtadt des römiſchen Reiches, die der Wallfahrtsort wurde für alle Vaſallen des Oberherrn der Chriſtenheit, der mit romaniſchem Blut und romaniſchem Geiſt ſeines Amtes waltete. Das jungſtarke Germanentum empfing den chriſtlichen Schatz aus zweiter Hand und war in ſeiner Geiſtesruhe „tumb“ genug, ihn ſich in dieſem filtrierten Zuſtand vorſetzen zu laſſen. „Heiliges römiſches Reich deutſcher Nation“ ward zur vorläufigen Exiſtenzformel des Chriſtentums. Chriſtlich-romaniſcher

Geiſt war im heiligen römiſchen Reich der Deſpot, der die innere germaniſche Welt in feſtem Beſitz hatte, und der darum auch in der äußeren ſtarke Bewegungen auszulöſen vermochte (Kreuzzüge). Je länger aber das chriſtliche Weltgut ausſchließlich in romaniſchen Händen verblieb, deſto ſicherer mußte dieſes Chriſtentum und ſomit auch das heilige römiſche Reich deutſcher Nation in Zerfall geraten, denn die romaniſche Raſſe hatte mit der römiſchen Weltherrſchaft ihren Glanzpunkt ſchon längſt überſchritten. Viele Jahrhunderte im Beſitz der Autokratie unter den Völkern der Welt war dieſe Raſſe lange vor dem Aufkeimen der chriſtlichen Idee in Degeneration geraten, die mit der Völkerwanderung ihren äußerlichen Abſchluß erfuhr. Man ſollte eigentlich meinen, daß die römiſche Weltherrſchaft rein äußerlich wieder hätte rekonſtruiert werden können, indem ſie ſich ſo unbedingt in den Beſitz des weltaufbauenden Grals geſetzt hatte, aber dazu war es ſchon zu ſpät; die germaniſchen Stämme waren inzwiſchen ſtark geworden, das hatte die Völkerwanderung gelehrt und ſtatt eines heiligen römiſchen Reiches römiſcher Nation entſtand nur ein heiliges römiſches Reich deutſcher Nation. Der ſehr beſtändige Degenerationsprozeß der romaniſchen Raſſe war durch die Zentraliſierung des Chriſtentums in Rom nur aufgehalten worden. Je länger nun aber dieſe Zentraliſierung anhielt, deſto deutlicher mußte auch die romaniſche Degeneration wieder zutage treten, und was noch ſchlimmer war: dieſe Degeneration mußte das köſtliche Gut des ihr anvertrauten Chriſtentums in ihren Verfall mit hineinziehen. Und wirklich geriet das römiſche Chriſtentum in einen immer deutlicher wahrnehmbaren Zuſtand der Zerſetzung und man braucht ſich nur der ſcheußlichen Entſittlichung unter klöſterlichen und päpſtlichen Deckmänteln vor der Reformation zu erinnern, um von dieſer Degeneration hinlänglich überzeugt zu werden.

Dieſer Degeneration mußte im Sinne unſeres Bewegungsprinzips naturgemäß die Regeneration als Kind der vorausgegangenen Epoche folgen. Wie die Meeresſtille nur das Atemholen der Elemente zum Sturm iſt, ſo war auch die chriſtlich-germaniſche Geiſtesruhe nur der geheimnisvolle Anlauf zu einem Krieg der erwachenden deutſchen Chriſtenheit gegen eine gealterte römiſche. Die Reformation führte mit ihrem Erwachen der germaniſchen Seele das verödete Chriſtentum wieder dahin zurück, von woher es ſich unrechtmäßig entfernt hatte: zu der einfachen Tatſache der menſchlichen Seele. Der Menſch wurde wieder mehr auf ſich ſelbſt geſtellt, weil ihm viel innere Seelenhilfe abgeſchnitten war, wofür er aber einen Erſatz finden konnte in der

wiederaufgeſchaffenen Antike. So war das Zeitalter der Reformation der Regenerationspunkt zweier großen Faktoren im Wachstum der chriſtlichen Einheit und im Wachstum der Menſchheit: Erſtens ſchuf es dem Chriſtentum eine neue Form zum Fortbeſtehen in lebensfähigerem Gewand und zweitens ſchenkte es den klaſſiſchen Lebenswerten die Auferſtehung innerhalb derjenigen Einheit, die ſie anderthalb Jahrtauſende vorher verdrängt hatte.

Was das 16. Jahrhundert begonnen hatte, ſetzte ſich nach der Degenerationsepoche des Dreißigjährigen Krieges fort; die Mannwerdung der Menſchheit, ihre allmähliche Entwöhnung von der Amme Chriſtentum, mit deren Milch ſie eines der wichtigſten Wachstumselemente eingeſogen hatte: — das Bewußtſein ihrer Seele. Dieſes erwachte und erſtarkte Bewußtſein ſchuf an den Grenzpfählen ſeines Eintritts eine ſolche Summe ewig wirkſamer Regenerationsmittel, daß man dieſe Epoche, die ſich um das Jahr 1800 kriſtalliſiert, als einen einzigen Freudenſchrei bezeichnen kann über die zum erſtenmal reſtlos erſchaute Schönheit der eigenen ſtarken Seele, die das Chriſtentum der Menſchheit wiedergeſchenkt hatte. Etwa eine Art Prometheusluſt dieſer Seele, die erkannt hat, daß ſie nie aus dem Paradies vertrieben wurde, ſondern daß ein unverlierbares Paradies in ihrer eigenen Kraft erblühe, deren innerſter Ausdruck zwar ein ewig jünglingfriſches Streben nach dem Unendlichen ſei, das aber zugleich gepaart ſei mit einem ſtarken Willen zu männlicher Normalität.

Wir haben bis hierhin das Regenerationsprinzip in ganz groben Zügen verfolgt, zu dem einzigen Zweck, uns einigermaßen über die anfangs geſtellten Fragen klarzuwerden: Wie muß auf Grund vorliegender Entwicklungsſtadien der Übergang der chriſtlichen Ordnung in eine kommende höhere vor ſich gehen, und welche Vermutungen ſind uns über die etwaige Beſchaffenheit jener kommenden Menſchheitskonzentration erlaubt? —

Vor allem können wir dieſe Frage nur relativ beantworten, weil uns jede Handhabe fehlt für etwaige noch latente Entwicklungsmöglichkeiten der beſtehenden chriſtlichen Einheit. — Bei dem Übergang der vorchriſtlichen Einheit in die chriſtliche rettete das große Individuum vereint mit der großen Umwälzung das ſcheinbar verlorengegangene höchſte Gut, die menſchliche Seele, indem es dieſe Seele aus ſich ſelbſt heraus in ihrer ganzen Geſtaltenfülle gleichſam an den Himmel projizierte und der Menſchheit befahl, dieſer Projektion als einer hoch über ihr ſtehenden Weſenheit zu huldigen. Und indem die Menſchheit dieſem

Huldigungsgebot nachkam, wähnend, ein Reich anzubeten, das nicht von dieſer Welt ſei, kniete ſie in Wirklichkeit vor ihrer eigenen Seele nieder und befahl ihrer eigenen Seele das A und O ihrer Exiſtenz. Indem ſie ſang:

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!
Ein' gute Wehr und Waffen!

war es in Wirklichkeit ihre eigene Seele, die ſie ahnungslos als die feſte Burg pries, von der ſie Hilfe und Befreiung erwartete. Aber dieſe Projektion war darum Notwendigkeit, weil das Kind zu einer abſoluten Wertung des ihm eingeborenen Gutes unmöglich vordringen konnte, ehe ſeinem Drang nach ſcharfumriſſenen Anſchauungsformen nicht Genüge getan war, ehe nicht das Chriſtentum mit flammenden Händen der Menſchheit innerſten Schatz für einige Zeit über ihre Häupter erhob, damit ſie wenigſtens aus dem Abhängigkeitsgefühl eine Ahnung von deſſen Größe empfinge. Und dieſe Ahnung hat ſie empfangen —, Millionen haben ſie mit ihrem Blut beſiegelt.

Daraufhin könnte man die Vermutungen über einen Übergang der beſtehenden Ordnung in eine kommende etwa folgendermaſſen formulieren: Eine große Perſönlichkeit wird vereint mit einer großen Umwälzung die einſt altgewordene chriſtliche Einheit in die kommende höhere hinüberleiten. Wodurch wird aber jene kommende Einheit als höher im Sinne von reifer als die vorausgegangene erkannt werden? — Dadurch daß durch ihr Eintreten alle Projektionen, die die Menſchheit genötigt war, aus ſich ſelbſt über ſich ſelbſt als göttliche Weſenheiten einzuſetzen, wieder vollkommen in ihre Natur zurückgeſchlungen werden, daß ſie das Phantom ihrer Seele, das ſie am Himmel um des inneren Heiles willen aufpepflanzt hatte, wieder in ihren Buſen zu der echten Mutter hinunterholen wird, deren Größe ihr in Jahrtauſenden aufgegangen iſt, und angeſichts derer ſie keine Phantome mehr nötig hat. Nur wenn der Himmel von Bildern gereinigt ſein wird, wird die ſtarke Ahnung der Seele über ſich ſelbſt zum vollen Bewußtſein werden. Nur wenn die über unſeren Häuptern perſonifizierten beſten Kräfte der Seele wieder ihrem eigenſten Wohnſitz, der menſchlichen Natur, zugeführt ſein werden, wird der Durchbruch der Seele ganz Ereignis geworden ſein. Ekkehard erzählt von einem Meiſter, der behauptet hatte, ſein Durchbruch ſei größer geweſen als ſein erſter Hervorgang. Ebenſo könnte man von der alten Einheit ſagen, daß ſie der Hervorgang der Seele war, während die neue Einheit ihr Durchbruch ſein wird, der darum größer ſein wird als der

Hervorgang, weil die kommende Ordnung die Seele ganz und gar nur auf ſich ſelbſt ſtellen wird, nachdem ſie jahrtauſendelang mit ihrer beſten Kraft an den Himmel gekettet war. Eine Projektion iſt allemal ſchief und gibt kein rechtes Bild von der wahren Größe und Stärke der zu projizierenden Linie. So iſt es auch mit der menſchlichen Seele, deren überweſensgroße Bilder doch keine gerade Anſchauung geben von der unverfälſchten, nur geahnten Kraft und Reinheit des wahrhaften Gegenſtandes.

Um aber die Frage nach der etwaigen Beſchaffenheit der neuen Einheit zu beantworten, bedarf es keiner großen Sprünge. Wenn durch das völlige Hereinholen der menſchlichen Seele in ihren angeſtammten Wohnſitz der Himmel gereinigt ſein wird, und die menſchliche Gemeinde, ſowohl in realer, als auch in idealer Hinſicht ſich endlich zu einer männlich-reifen = normalen Ordnung entwickelt haben wird, dann wird eine neue Einheit geſchaffen ſein, die puritaniſcher ſein wird als die alte.

Dieſer Männlichkeitsbegriff iſt aber nicht dahin zu verſtehen, daß die Menſchheit in jenem kommenden Zeitalter eine Summe bedächtiger, abgekühlter Philiſter ſein wird, der das univerſale Streben abhanden kam, ſondern dieſes Streben wird im Gegenteil noch ungleich weitere Kreiſe ziehen als jemals zuvor, da ja dann die widernatürlichen Grenzen dieſes Strebens ſäkulariſiert ſein werden. Alles, was in früheren langwierigen Entwicklungskriſen den Körper und die Seele des Geſchlechtes erſchütterte, wird gereinigt und geläutert in dem endlich erreichten Hafen der kommenden Syntheſe verankert ſein, um an rechter Stelle und zur rechten Zeit in der Normalität dieſer Syntheſe wirkſam zu ſein. So notwendig muß dieſer Zuſtand über die Menſchheit kommen, ſo unerbittlich dem Jünglingsalter das Mannesalter folgt, um im wahrſten Sinne des Wortes das Mannesalter des menſchlichen Geſchlechtes zu bilden.

Noch iſt einiges über den Einheitsſtifter zu ſagen, über das individuelle Regenerationsmittel, das die einſt degenerierte chriſtliche Einheit in die neue überführen wird. Wenn wir den Puritanismus als das Hauptkennzeichen der kommenden Ordnung hervorhoben, ſo verſteht ſich für deren Schöpfer von ſelbſt, daß er ein Puritaner des Geiſtes und des Körpers ſein muß, in deſſen Natur ſich alle Strömungen vorausgegangener Einheiten konzentrieren und der ein ſtrenges Gleichmaß predigen wird. Seine Gebärde wird ein Pathos der Normalität ſein, unter deſſen Fahne alle früher durchlebten und durch-

rungenen Zuſtände in veredelterem Gleichmaß wiederkehren werden, um als eine Summe von normalen Eigenſchaften die geſunde Menſchheit ihres Daſeins frohwerden zu laſſen. Für dieſe Menſchheit endlich das Zeichen, daß ſie in jene Epoche ihres Daſeins eingetreten ſein wird, die ſich durch eine derart vollkommene Verſchmelzung des geiſtigen Daſeins mit dem materiellen auszeichnen wird, daß, mit ihr verglichen, alle früheren Zeitalter nur anmuten wie langwierige Ausbildungsjahre zur kommenden Klaſſizität der neuen Einheit.

Auf dieſer Normalitätsbaſis werden ſich die Menſchen der kommenden Ordnung entwickeln, ausgeſtattet mit robuſter Geſundheit, aller Verfeinerung zum Trotz. Und weshalb? — Weil ſie, obwohl es paradox klingen mag, Kinder der Mannheit ſein werden, während wir noch Männer der Kindheit ſind. Die Tat wird ihnen Gottesdienſt ſein, Gebet, — einzig mögliche Reinigung. Sie werden vor allem beweiſen, daß ſie den Kinderſchuhen und Pubertätsjahren entwachſen ſind. Sie werden ſich abhängig bekennen von Geſetzen, die ſie wiſſen, ſie werden dieſe Geſetze aber nicht zu ihnen homogenen Weſen ſtempeln, mit andern Worten, ihnen nicht die Geſetzmäßigkeit rauben. Gebot wird es ihnen ſein, ſich ſelbſt in den zerknirſchteſten Momenten an die Inhalte der Welt und des eigenen Weſens zu klammern, nicht aber an den nebelhaften Buſen eines eingebildeten Geiſtes. Dieſe Menſchen, denen Gott nichts anderes mehr als ein poetiſcher Begriff geworden ſein wird, werden die Natur nicht erniedrigen zugunſten der Individualität, ſie werden auch keine Auflöſung der Individualität in das Naturgeſetz dulden, ſondern die goldene Mittelſtraße, freilich in viel geſteigerterer Bedeutung, als ſie uns heute vorſchweben mag, wird ihre Bahn ſein. Denn wie im Mannesalter die Erfahrungen der Pubertätsjahre und Jünglingszeit nur noch ſehr beſchränkte, ja oft gar keine Gültigkeit mehr beſitzen, ſo können auch heute noch allgemein anerkannte Satzungen, in die höhere Normalität umgewandelt, als verdreht und eines männlichen Zuſtandes nicht mehr würdig, vollſtändig überwunden ſein. — Wer weiß es? — Jedenfalls wird allenthalben Geſundheit ſein, Geſundheit, die keinen Helfer außer ſich braucht, weil ſie doch Helfer in ſich iſt.

Heute ſind viele erfüllt von der Ahnung dieſer kommenden Einheit, hauptſächlich aber ſeit Beginn dieſes welterſchütternden Exiſtenzkampfes, der jeden Einzelnen von uns mehr denn je zwingt, ſeine Lebenshaltung als Rettenglied unſerer deutſchen Gemeinſchaft zu empfinden, in der die Menſchheit alle Urſache hat, ihren Bannerträger zu erblicken. Das

Geſchlecht der Mannheit kündet ſich an durch ein Heranwachſen weiter Kreiſe an die großen Lebensfragen. Vielleicht hat der Einheitsſtifter, in dem ſich die Syntheſe geiſtig vollzogen hat, ſchon längſt gelebt und wir befinden uns in noch zu geringem Abſtand von der ungeheueren Sphäre ſeiner Tat, um die Tragweite ſeines Wirkens ermeſſen zu können. Vielleicht wird er auch noch lange nicht geboren werden, um die gewaltige Bahn zu durchlaufen, in der ihm ſeine Gemeinde einſt nachfolgen wird. Das eine aber wiſſen wir, daß noch unabſehbare Geſchlechter zu Grab ſinken werden, ehe der lange ausgetragene Keim der kommenden Einheit als Körper den Leib ſeiner Zeit zerſprengt, um endgültiges Ereignis geworden zu ſein.

Umſchau

Luther — Goethe Bei den bevorſtehenden Ehrungen Luthers wird man wahrſcheinlich in erſter Linie den großen heldiſchen Menſchen, den Bahnbrecher des europäiſchen Geiſtes oder auch den Künſtler und den ſchöpferiſchen Deutſchen feiern, auch ganz allgemein ihn als Wiederherſteller und Vertiefer der perſönlichen Religioſität würdigen, dagegen weniger Gewicht legen auf das, was in ſeinem Bewußtſein die Hauptrolle geſpielt hat, auf ſeine Theologie. Man wird die theologiſche Ausprägung ſeines religiöſen Grundgefühls, ja, vielleicht ſogar weitgehend die beſondere Art und Richtung dieſes Gefühls ſelbſt für zeitgeſchichtlich bedingt halten und nicht recht etwas mit ihnen anzufangen wiſſen. Es iſt deshalb vielleicht nützlich, einen zentralen Gedanken der Theologie Luthers in einer uns zugänglicheren Form vorzuführen und zugleich ſein Fortwirken in der Geſchichte an einem Ort nachzuweiſen, wo man ihn kaum vermuten würde. Ich meine eine Dichtung Goethes, die für eine beſonders programmatiſche Darſtellung ſeines angeblich helleniſch-heidniſchen Ideals „reiner", d. h. von der poſitiven Religion gereinigter Menſchlichkeit gilt, die Iphigenie.

Man wird ſich erinnern, wie der von den Erinnyen, vom Bewußtſein ſeiner Schuld verfolgte Oreſt nach einem letzten, furchtbaren Anfall in der Nähe und nach einem Gebet ſeiner Schweſter plötzlich und endgültig geheilt wird. Von jeher iſt dieſer im Grunde völlig unmotivierte Umſchwung den aufmerkſameren und kritiſcheren Leſern aufgefallen, und man hat ſich bemüht, ihn künſtlich zu rechtfertigen. Goethe ſelbſt ſcheint ſich einfach des Deus ex machina zu bedienen. In ſeinem ſonſt ganz antiker Denkweiſe fremden Werk läßt er plötzlich die antike — oder ſagen wir lieber: mittelalterliche Begründung zu: weil es der Gott ſo verheißen hat. Apoll hat geboten, „die Schweſter" aus Tauris zu befreien, Oreſt gehorcht dem Gott, glaubt ſeiner Verheißung, und wird für ſeinen Glaubensgehorſam belohnt.

Ich zweifle nicht, daß Goethe hier Kindheitsreminiszenzen einen Streich geſpielt haben. Was hat in ſeinem Drama, dem er ſelbſt das Motto gegeben hat: „Alle menſchlichen Gebrechen ſühnet reine Menſchlichkeit", das Motiv vom belohnten Glaubensgehorſam, von Gebetserhörungen und vom Gottvertrauen, das in der Iphigenie eine ſo große, ſonderbare Rolle ſpielt, zu tun? Aber Goethe iſt in ſeiner Kindheit tief

eingetaucht worden in die Gedankengänge der proteſtantiſchen Orthodoxie, war nach der Sitte der Zeit ein regelmäßiger Kirchgänger und wohl beſchlagen in Bibel und Dogmatik. Und bekanntlich verſtand die proteſtantiſche Orthodoxie unter jenem „Glauben“, durch den der Menſch gerechtfertigt und von ſeiner Schuld befreit wird, eben das Vertrauen auf die göttliche Verheißung, in Anlehnung an gewiſſe Ausführungen des Paulus. „Abraham hat Gott geglaubt, und das ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet.“ Genau ſo Oreſt. Er hat den Auftrag des Gottes erfüllt, hat ſeiner Verheißung, in Tauris von ſeinem Leiden erlöſt zu werden, geglaubt — und um dieſes Glaubens willen befreit ihn die Gottheit wirklich.

Nun kann es aber doch keinem Zweifel unterliegen, daß es im Goetheſchen Drama „Iphigenie“ einen Apoll als Realität nicht geben kann. Götter können in dieſem „rein menſchlichen“ Drama nicht auftreten, wie ja auch die Erinnyen nicht ſichtbar und nicht objektiv wirklich werden, und die vorausgeſetzte objektive Realität des Apoll und ſeines Auftrags iſt, ſelbſt wenn in die Vorfabel zurückgedrängt, eine Niveauverwechſelung, eine Geſchmacksverirrung und eine Ausflucht. Pſychologiſch erklärbar allein als ein Übergriff der proteſtantiſchen Kanzel in das humaniſtiſche Theater, als ein Goetheſcher Infantilismus.

Aber dieſer Fehler betrifft nur das Mittel, nicht den Zweck; nur das Techniſche, nicht das Problem der Dichtung. Es geht ja ſchon aus dem erwähnten Motto hervor, wie Goethe ſelber den Sinn ſeines Werkes empfunden hat. Verſuchen wir alſo, dieſen Sinn aus der fremdartigen Hülle herauszuſchälen.

Oreſtes leidet unter der Schuld einer Tat, die er auf göttlichen Befehl hat tun müſſen. Er könnte ſich mit dieſem Müſſen, dieſer Zwangslage, ja, dieſer Pflicht beruhigen. Aber es iſt ihm nicht möglich, das Gewiſſen läßt ſich nicht damit beruhigen. Er hat ſich unter die Führung des Pylades begeben, des klaren, rationaliſtiſchen Freundes, der auch ihn zu einer vernünftigen Auffaſſung ſeiner Lage bekehren will: was man gezwungen getan hat, kann einem nicht als Schuld angerechnet werden. Aber dieſes verſtändige Zureden verſagt angeſichts der andersgearteten Natur des Oreſtes.

Nun trifft er mit Iphigenie zuſammen. Sie iſt ſeines Bluts, ſie hat dieſelbe Natur wie er; ſie ſind Geſchwiſter, d. h. vom gleichen geiſtigen Typ. Und nun übergibt er ihr das Steuer ſeines Lebens, an dem bisher Pylades ſtand. Er entbindet in ſich ſein eigentliches Weſen, will ſein wie ſie, fühlt, daß er es kann — und iſt geheilt. (Ein ſolcher Umſchwung iſt mit den — wie ſoll man ſagen — epoiden Mitteln eines antikiſch geſtikulierenden Dramas tatſächlich nicht darzuſtellen; Goethe hat ſich in den Mitteln vergriffen; hier wäre der Roman die richtigere Form geweſen.)

Iſt damit die Schuld des Oreſtes beſeitigt? Etwa durch irgendeine „Sühne“, deren Sinn ja immer iſt, das Minus der Sünde durch irgendein entſprechendes Plus der Leiſtung (etwa den Übergriff durch einen Verzicht, ein Opfer) mechaniſch auszugleichen? Mechaniſch — alſo nötigenfalls magiſch, durch ein Wunder, ein Sakrament, wenn ein Äquivalent auf andere Weiſe nicht zu beſchaffen iſt. Und im Grunde iſt ein Äquivalent für die Sünde nie zu beſchaffen, denn das Geſchehene läßt ſich eben nicht ungeſchehen machen, die Zeit iſt der Herrſchaft des Mechaniſchen nicht unterworfen, wie der Raum. Von dieſer ſakramentalen — alſo katholiſchen, prieſterlichen, heidniſchen — Auffaſſung iſt Oreſt ausgegangen (auch Pylades ein wenig; aber was dem religiöſen Menſchen eben Religion iſt, iſt für den Rationaliſten eine Inkonſequenz, ſogenannter Aberglaube). Die Entführung eines Götterbildes ſollte das

Wunder bewirken. Mit vollem Ernſt hat Oreſt ſich dieſer Prüfung unterzogen. Aber es konnte von vornherein kein Zweifel obwalten, daß dieſe äußere Tat ſein Leiden nicht würde beheben können. Was iſt es nun geweſen, was ihn erlöſt hat?

Die Schuld bleibt beſtehen. Aber ſie wird der Herrſchaft über die Seele beraubt. In Oreſt hat ſich eine Umſchaltung vollzogen. Er beſchließt mit einem Mal ſo zu leben, als ob die Schuld geſühnt ſei. Er beſchließt — das iſt vielleicht ſchlecht ausgedrückt; das Wichtige iſt, daß er dies beſchließen kann; daß er — angeſichts der harmoniſchen Erſcheinung Iphigeniens — an die Möglichkeit ſolches neuen Lebens glauben kann; und daß in ihm die Inſpiration, die Gnade eines ſolchen Glaubens mächtig wird. Die Erleuchtung: Du kannſt über dem wilden Meer des Lebens, über den Wellen von Sünde, Schuld und Wahnſinn, wandeln, ohne zu verſinken, glaube nur, daß du es kannſt, und wage es — dieſe Erleuchtung „ſühnt" zwar nicht die Schuld, aber überwindet ſie auf die einzige Weiſe, die dem Menſchen vergönnt iſt, indem ſie ihn befähigt, trotz der Schuld immer wieder einen neuen reinen Anfang zu machen, immer wieder zu handeln und überhaupt noch das Leben zu ertragen, auch in der Gewißheit, daß es immer wieder in neue Sünde hineinführen, in neue Schuld verſtricken wird.

Dieſer Gedanke von der Überwindung der Schuld iſt der Zentralgedanke Luthers. Er nennt ihn die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Gott macht den Menſchen nicht „heilig", d. h. ſündenlos durch irgendeinen Akt der Verwandlung, ſondern er „rechtfertigt" ihn, d. h. er ſieht ihn an, als ob er gerecht, heilig, ſündenfrei wäre. Und zwar eben auf Grund des „Glaubens", d. h. jener ſeeliſchen Umſchaltung im Menſchen, durch die er, allen magiſchen Verzweiflungskünſten entſagend, einfach ſelber jenen neuen Anfang wagt; theologiſch ausgedrückt: darauf zu vertrauen wagt, daß Gott ihn wie einen Gerechten anſehen und gelten laſſen wolle. Und wie dem Oreſt durch den Anblick der Iphigenie die rettende und beſeligende Erleuchtung wird, ſo dem Sünder durch den Anblick des konkreten Jeſus Chriſtus; er iſt Bahnbrecher und Bürge ſolchen neuen Lebens. Die Stelle des Heilands Jeſus im theologiſchen Syſtem vertritt alſo in Goethes Dichtung die Iphigenie. Man könnte im Nachweis des Parallelismus noch weiter gehen: wie im pauliniſch-lutheriſchen Syſtem das göttliche Geſetz nicht dazu da iſt, gehalten zu werden, ſondern gleichſam zum Schein und pädagogiſch gegeben iſt, ſo in Goethes Dichtung das Gebot des Apollon. Der Gehorſam gegen den Buchſtaben des Gebotes wird vielmehr abgelöſt durch die freie Glaubenstat.

Durch die wahrhaft kopernikaniſche Tat ſeiner Rechtfertigungslehre, des sola fide, ſtellt Luther die Seele auf ſich ſelbſt, macht die Religion unabhängig von den Beweiſen der Metaphyſik. Sie iſt das Wagnis, die Willenstat eines höheren Lebens. Aber freilich nicht im Sinn eines einmaligen ruckartigen Aufſchwungs, ſondern der Fähigkeit, Schuld und Sünde anzuerkennen und dann doch immer wieder von friſchem den neuen guten Anfang zu ſetzen. Gleich in der erſten ſeiner 95 Theſen hat Luther das ausgeſprochen.

Guſtav Wyneken

Plato redivivus In dem bekannten Werk des Jenenſer Philoſophen Prof. Dr. Rud. Eucken: „Die Lebensanſchauungen der großen Denker — eine Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit von Plato bis zur Gegenwart" — leſen wir in dem Abſchnitt über Plato: „Die Seele befindet ſich Plato zufolge im Körper wie in einem Kerker, ja in einem Grabe. Daraus erretten

kann ſie nur eine Fernhaltung von aller Luſt und Begier, von Schmerz und Furcht. Denn dieſe Affekte ſchmieden ſie an den Körper und täuſchen ihr die Welt des Sinnenſcheins als die wahre vor. Die Affekte kann aber die Seele nicht ablegen, ſolange die gewöhnlichen Schickſale ſie noch irgend erregen und bewegen; ſo muß ſie eine vollſtändige Gleichgültigkeit dagegen erlangen und das Glück ausſchließlich in die geiſtige Tätigkeit, d. h. in die Erkenntnis des Weſenhaften ſetzen ... Einen vollen Sieg erlangt nur, wer alles Empfindungsleben hinter ſich läßt und ſich über die Welt der menſchlichen Freuden und Leiden kräftigen Muts hinaushebt. Mit ſolcher Ablöſung des Lebens von dem ſinnlichen Daſein verliert der Tod allen Schrecken. *Nur der körperfreien Seele eröffnet ſich die volle Wahrheit*, denn nur Reines darf das Reine berühren. So wird die Ablöſung vom Sinnlichen, die Vorbereitung zum Sterben zur Hauptaufgabe der Philoſophie; ſie bedeutet jetzt ein Erwachen aus ſchwerem Traum zu lichter Klarheit, eine Rückkehr aus der Fremde in die Heimat."

Dies alſo war der Standpunkt Platos in bezug auf die Aufgabe, die der nach voller Wahrheit verlangende Philoſoph erfüllen muß: Ablöſung der Seele vom ſinnlichen Daſein, Errettung aus ihrem Kerker, Befreiung aus ihrem Körper.

Ähnliche Gedanken wie bei Plato finden ſich bei dem Bedeutendſten unter den Neuplatonikern, *Plotin* (205—270): „Bis zum Wege und zur Fahrt — ſchreibt Plotin — geht die Lehre. Das Schauen aber iſt die Sache deſſen, der ſehen will." Dieſes Schauen auf der Höhe myſtiſcher Einigung mit dem Grunde des Alls iſt natürlich nur im Zuſtand der Ekſtaſe, der *Befreiung der Seele aus dem Körper möglich* — ein Zuſtand, der Plotin zufolge im irdiſchen Leben nur in ſeltenen Augenblicken eintritt.

Die Vorſtellung einer Befreiung der Seele aus dem Kerker des Körpers iſt für heutige Moniſten, die die Exiſtenz einer Menſchenſeele überhaupt in Abrede ſtellen, natürlich undenkbar. Es trifft dies aber nicht bloß auf Moniſten, ſondern auch auf ſolche Dualiſten zu, die mit dem Begriff: Seele nicht die Vorſtellung von etwas Räumlichem verbinden. Wie könnte etwas aus dem Raum des phyſiſchen Körpers austreten, das nicht ſelbſt räumlicher Natur iſt?

Ganz ähnliche Gedanken wie bei Plato und den Neuplatonikern finden ſich nun aber auch bei einem deutſchen Philoſophen der Gegenwart, deſſen Bedeutung allerdings heute nur von wenigen anerkannt wird. Von ſeiten der Vertreter der Philoſophie an unſeren deutſchen Hochſchulen wird dieſem originellen Denker ſo gut wie gar keine Beachtung geſchenkt. Er gehört eben nicht zur Zunft. Dies verhindert mich nicht, ihn hier in gewiſſem Sinne einen Plato redivivus zu nennen, inſofern, als er ebenſo wie Plato das Erringen eines körperfreien Seelenzuſtandes betont, und als auch ihm ebenſo wie Plato nur *die* Wahrheit als wirklich voll gilt, die ſich der körperfreien Seele erſchloſſen hat.

Der Denker, von dem ich hier rede, iſt Dr. *Rudolf Steiner*. Von den zahlreichen Veröffentlichungen dieſes Philoſophen ſei hier nur auf deſſen 1915 erſchienenes zweibändiges Werk: „Die Rätſel der Philoſophie in ihrer Geſchichte als Umriß dargeſtellt" (Berlin, Siegfried Cronbach) hingewieſen, ein Werk, das man dem oben herangezogenen Buch: „Die Lebensanſchauungen der großen Denker" von Rud. Eucken würdig an die Seite ſtellen kann. Sein ganz beſonderer Vorzug beſteht aber darin, daß in einem einleitenden Kapitel darin darauf hingewieſen wird, wie der Entwicklungsgang der philoſophiſchen Fragen vier ganz beſtimmte und voneinander

zu trennende Perioden durchlaufen hat, und daß in einem Schlußkapitel der Weg ſkizziert wird, in den dieſer bisherige Entwicklungsgang der philoſophiſchen Gedankenarbeit notwendig einmünden muß. Und dieſer Weg führt eben auch zu der ſchon von Plato verlangten Befreiung der Seele aus dem Kerker des Körpers. Steiner gebraucht zwar andere Ausdrücke, aber der Sinn iſt doch der gleiche wie der bei Plato. So redet er z. B. von einem „leibfreien Drinnenſtehen in der geiſtigen Welt", das es ermöglicht, die volle Wirklichkeit zu erforſchen, nicht bloß die halbe Wirklichkeit, auf die der mit den gewöhnlichen Sinnesorganen operierende Naturforſcher angewieſen iſt.

Schwierig, ſehr ſchwierig iſt es allerdings für die Menſchen der Gegenwart, zu der hier geforderten Befreiung der Seele aus dem Körper zu gelangen oder „aus der Haut zu fahren" — wie man ſcherzweiſe ſagt, um den Zugang zur vollen Wahrheit und den Schlüſſel zur Erkenntnis höherer Welten zu erreichen. Aber dieſe Schwierigkeiten ſind bei nötiger Ausdauer doch zu überwinden, wenn man die von Steiner in einem beſonderen Band* zuſammengeſtellten Ratſchläge befolgt. Um dem Leſer eine Vorſtellung davon zu verſchaffen, um was es ſich in Wirklichkeit hierbei handelt, wollen wir hier einige Sätze von Steiner aus dem oben erwähnten Schlußkapitel ſeiner „Rätſel der Philoſophie" zitieren:

„Wenn der Menſch denkt, ſo iſt ſein Bewußtſein auf die Gedanken gerichtet. Er will durch die Gedanken etwas vorſtellen; er will im gewöhnlichen Sinne richtig denken. Man kann aber auch auf anderes ſeine Aufmerkſamkeit richten, man kann die Tätigkeit des Denkens als ſolche in das Geiſtesauge faſſen. Man kann zum Beiſpiel einen Gedanken in den Mittelpunkt des Bewußtſeins rücken, der ſich auf nichts Äußeres bezieht, der wie ein Sinnbild gedacht iſt, bei dem man ganz unberückſichtigt läßt, daß er etwas Äußeres abbildet. Man kann nun in dem Feſthalten eines ſolchen Gedankens verharren. Man kann ſich ganz einleben nur in das innere Tun der Seele, während man ſo verharrt. Es kommt hierbei nicht darauf an, in Gedanken zu leben, ſondern darauf, die Denktätigkeit zu erleben. Auf dieſe Weiſe reißt die Seele ſich los von dem, was ſie in ihrem gewöhnlichen Denken vollführt. Sie wird dann, wenn ſie ſolche innere Übung genügend lange fortſetzt, nach einiger Zeit erkennen, wie ſie in Erlebniſſe hineingeraten iſt, welche ſie abtrennen von demjenigen Denken und Vorſtellen, die an die leiblichen Organe gebunden ſind. Ein gleiches kann man vollziehen mit dem Fühlen und Wollen der Seele, ja auch mit dem Empfinden, dem Wahrnehmen der Außendinge. Man wird aber auf dieſem Wege nur etwas erreichen, wenn man nicht zurückſchreckt davor, ſich zu geſtehen, daß die Selbſterkenntnis der Seele nicht einfach angetreten werden kann, indem man bloß nach dem Innern ſchaut, das ſtets vorhanden iſt, ſondern man ſoll vielmehr nach demjenigen ſchauen, das durch innere Seelenarbeit erſt aufgedeckt werden muß."

So ſchreibt Steiner. Und er fügt an anderer Stelle hinzu, daß bei dem, der dieſe Innenarbeit mit Geduld und Ausdauer gewiſſenhaft fortſetzt, mit der Zeit ſeeliſche Fähigkeiten erwachen werden, die ihn zur Erkenntnis tiefer Wahrheiten führen; zur Erkenntnis nämlich, daß *das wahre Weſen der Seele hinter dem gewöhnlichen Erleben liegt*, daß ſich dieſes wahre Weſen *geiſtig im Tode erhält*, wie der Pflanzenkeim nach dem Hinſterben der Pflanze ſich phyſiſch erhält, und endlich die Erkenntnis, daß *die Menſchenſeele durch wiederholte Erden-*

* „Wie erlangt man Erkenntniſſe höherer Welten?" Philoſophiſch-Anthroposophiſcher Verlag Berlin W, Motzſtraße 17.

leben hindurchgeht und daß zwiſchen dieſen Erdenleben immer ein geiſtiges Daſein liegt.

Ich bin mir recht wohl bewußt, daß der großen Mehrzahl der Leſer dieſe von Steiner aufgeſtellten und von ihm als tiefe Wahrheiten bezeichneten Erkenntniſſe zunächſt weiter nichts bedeuten, als vorläufig noch unbewieſene Behauptungen. Den Beweis freilich, daß es ſich hier nicht um phantaſtiſchen Myſtizismus, ſondern wirklich um tiefe, das Schickſal der Menſchenſeele betreffende Wahrheiten handelt, dieſen Beweis muß ſich jeder ſelbſt erringen, und zwar dadurch, daß er denſelben Weg wandelt, den Steiner zur Erlangung dieſer Erkenntniſſe gewandelt iſt und den er hier kurz andeutet — jenen Weg, der zur Befreiung der Seele aus dem Kerker des Körpers führt, worin Plato die Hauptaufgabe der Philoſophie erblickt hat.

Ludw. Deinhard †

Ernſt Falk / Bekenntnisentwurf (nach Drews*)

Ich glaube an Gott,
an den unbedingten allwiſſenden und allmächtigen,
der da iſt Träger der Ordnung aller Welt,
in dem gegründet iſt aller Zweck,
deſſen Weſen raget über Zeit und Raum
und deſſen Wirken nicht kennt die Schranken des Bewußtſeins und der Perſönlichkeit;
denn Gott iſt abſoluter Geiſt:
das Wiſſende in allem Wiſſen,
das Wirkende in allem Wirken
und das Weſen aller Wirklichkeit.

Ich glaube, daß die Welt die Erſcheinung Gottes iſt,
der durch ſie hinausſtrahlt in Zeit und Raum,
und die uns offenbar wird im Lichte des Bewußtſeins
als die Fülle aller göttlichen Gedanken und Kräfte,
durch welche Gott im Menſchen zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelangt,
auf daß er in ihm und durch ihn ſeine göttlichen Zwecke verwirkliche.

Ich glaube an den Menſchen als an eine bewußt-geiſtige Perſönlichkeit,
welche die Kraft beſitzt, ſich ſelbſt von den Schranken der Endlichkeit, der Schuld und dem Übel zu erlöſen,
damit ſie, gegründet auf des Menſchen Einheit mit Gott,
teilnehme in Willenseinheit mit ihm an der Verwirklichung ſeiner göttlichen Zwecke,
auf daß der Menſch zum Frieden gelange,
der da iſt auch der Friede Gottes.

Freie Religion Unter dieſem Titel veröffentlicht Arthur Drews ein Schriftchen**, deſſen nähere Abſicht beſtimmt iſt als Vorſchlag zur Weiterführung des Reformationsgedankens. Praktiſch wendet ſich Drews mit ſeinem

* Vergleiche das im Juniheft, S. 277, veröffentlichte Original von Drews. ** Arthur Drews, Freie Religion, Vorſchläge zur Weiterführung des Reformationsgedankens, Diederichs, Jena 1917.

Vorſchlag zunächſt an die freireligiöſen Gemeinden, welchen er die Aufgabe der Weiterführung des Reformationswerkes zuweiſt. Um aber dazu fähig zu werden, müßten ſie ſich ſelbſt erſt einer Reformation unterziehen: deren erſtes Manifeſt iſt Drews' Traktat. Bisher waren die Gemeinden lediglich ein Sammelbecken für alle mit den Kirchen Unzufriedenen; ihr Weſen und ihre Freiheit beſtand ausſchließlich in der Negation der Kirchlichkeit, wo nicht in der Negation der Religion überhaupt. So fanden ſich dort Menſchen mit den unterſchiedlichſten Anſchauungen zuſammen, die innerlich nichts verband, kein gemeinſamer Geiſt, keine poſitive Religion.

Drews bringt nun eine Dogmatik in Vorſchlag, welche den Gemeinden untereinander wie ihren Gliedern einen gemeinſamen Gehalt geben ſollte. Damit unternimmt Drews einen kühnen Schritt in einer Zeit, der ſonſt beim Wort Dogma ſchon ein Schauder über den Rücken läuft. Drews ſieht weiter: Faſſung des religiöſen Lebens in klare, durchdachte Lehre iſt nötig, um die Gemeinde zu erbauen, ſo daß ſie ihrer Kultur- und Erziehungsarbeit gerecht werden kann. Durch Lehre werden die Glieder hingeführt zum Heiligtum, vorbereitet zum Erleben. Der ſchwierige Punkt liegt anderswo: wie kann man einer Gemeinſchaft, die zugeſtandenermaßen keinen poſitiven Geiſt, keine poſitive Religion beſitzt, eine Dogmatik ſchaffen wollen, die doch nur einen wirklich vorhandenen, frei gewachſenen religiöſen Gehalt in feſte Erkenntniſſe und Formen bringen könnte? Nun, Drews gibt eine Dogmatik modern religiöſen Erkennens und Empfindens überhaupt, ſchreitet damit alſo weit hinaus über die innere Angelegenheit der Sekte: es iſt die Religion des Geiſtes, deren Pflege er der freireligiöſen Gemeinde zur Aufgabe ſetzt: als Erben der Religion des Geiſtes ſollen ſie das Werk der Reformation fortſetzen. Und damit gewinnt das Schriftchen ſeine allgemeine Bedeutung: es iſt zugleich eine Mahnung für das proteſtantiſche Kirchentum!

In der letzten religiöſen Sondernummer der „Tat" iſt ſchon der Entwurf des Glaubensbekenntniſſes wiedergegeben, mit dem Drews ſeinen Katechismus abſchließt und ſeine Dogmatik krönt. In klaren Zügen bereiten die Fragen und Antworten der „Leitſätze" darauf vor, beginnend mit den allgemeinſten Fragen nach dem Weſen der Religion überhaupt, der freien Religion, der Gottes- und Unſterblichkeitsidee, des Verhältniſſes von Welt zu Gott, der Freiheit der Sittlichkeit, des Bewußtſeins und der Erlöſung.

Drews gibt hier auf wenig Seiten eine poſitive, abgeklärte, reife und allgemeinverſtändliche Zuſammenfaſſung ſeiner Religionslehre, an der er ſchon ſeit vielen Jahren mit Hingebung gearbeitet hat. Es wird nicht ausbleiben, daß das Schriftchen in weite Kreiſe dringt: bei vielen kommt es einem Bedürfnis entgegen, das anderwärts vergeblich nach Befriedigung ſucht. Es bedeutet eine Stufe im Aufſtieg des Idealismus.

Ernſt Krieck

Sterben und Leben

Die Betrachtung „Wandlungen" von K. Schäfer im Juliheft der „Tat" hat mich innig berührt, weil ich ſelbſt gerade im ſproſſenden Frühlingsgrün die klarſten Empfindungen der Gegenſätze zwiſchen Tod und Leben im Felde erlebte. Allerdings kam ich zu einem weſentlich anderen Schluß.

Man gewöhnt ſich im Felde ziemlich raſch an den Tod und verliert die übertriebene Achtung vor den toten Menſchenleibern. Wohl ehrt man die Hülle der darin geweſenen Perſönlichkeit, aber man iſt fern davon, ſolche Reſte von zerfetzten Menſchenknäueln, wie man ſie häufig ſieht, als den Menſchen anzuſprechen.

Wer von den Angehörigen daheim die Toten manchmal ſehen würde, würde wohl kaum ſo ſehr auf die Überführung der Leichen in die Heimat drängen, zwecks vergötternder Anklammerung an die verwandten Überreſte. Es iſt nicht der Zweck dieſes Aufſatzes, gegen die Überführung von Soldatenleichen zu ſchreiben, aber es muß doch betont werden, daß man im Felde größer über das Unſterbliche des Menſchen denkt. Wo es nicht möglich iſt, die Überreſte in Ehren zu beſtatten, da bleiben ſie eben liegen, ohne das geringſte Gefühl, daß dem Gefallenen dadurch ein Leid zugefügt würde. Wie geſagt, man wird hart gegen die hergebrachten und anerzogenen Gefühle, aber dafür hat man neue, echte Gefühle ſich erworben.

Im Felde iſt das Sterben anders als zu Hauſe. Der herrliche Anblick mancher verklärter Toten iſt ſelten, was darin ſeinen Grund hat, daß die menſchliche Natur nicht durch Alter oder Krankheit zerſetzt, noch nicht eigentlich am Ende ihrer Aufgabe angelangt iſt. Alle ſterben mit Schmerzen, höchſtens ganz wenige Glückliche waren ſich des Vorgangs kaum bewußt, wenn durch Kopfſchuß der ſofortige Tod eintrat.

Wie ganz anders ſieht es nach Gefechten aus, womöglich gar nach einem Handgemenge! Wie viele tote Leiber ſind dann kaum mehr als ſolche zu erkennen! Man denke ſich die Hitze des Gefechts: Dampf, Rauch, Staub, ſchmutzige, womöglich ſchlammige Erde, Schweiß, Blut, und ſo kollern die Körper in den Sand, eher mit Stücken Holz vergleichbar, als mit Menſchen.

Solche Bilder paſſen eher zu winterlicher Natur. Alle Vegetation iſt abgeſtorben, die braune durchwühlte Erde ſelbſt iſt tot.

Aber wenn der Frühling beginnt, wenn die alte Erde faſt über Nacht Gras und Korn hervorzaubert, wenn Vögel ſingen, die Bäume ausſchlagen und ſchließlich alles in voller Blüte ſteht, dann ſehen tote Menſchen, die im ſaftig jungen Gras verbluteten, unſäglich traurig aus. Sie dauern einen namenlos und das ganze Leid des Krieges kommt über einen. Man meint, es müſſe Frieden werden; kann der Menſch die Natur ſo verſpotten? Iſt die Erde nicht zu ſchön; ſollen das die Feinde nicht auch empfinden? Das Morden darf nicht ſein, es muß dieſe Läſterung der Natur aufhören! — Aber unſere Feinde laſſen ſich von Empfindungen nicht einſchüchtern, ſie führen den Krieg ohne Gefühl und allgemein menſchliches Bewußtſein nach ihrer vorurteilsvollen Berechnung.

Der Eindruck des ſproſſenden Frühlings, des ſprießenden Lebens, war dieſes Jahr ein ganz beſonders intenſiver durch die um Wochen verzögerte Wärme. Es war, als wollten die alten Bäume nicht mehr ausſchlagen, als wollte die Natur diesmal tot bleiben. Was ſollte werden, wenn den Menſchen auf dieſe Weiſe die Nahrung entzogen bliebe? Wollen ſich die alten Götter rächen für den undankbaren Haß der Menſchen? Wollen ſie die leidenſchaftliche Menge mit einer ſolchen Gewaltmaßregel zur Einſicht zwingen? Jedenfalls zur Einkehr kamen durch das Erlebte manche, und nachher war der Dank doppelt groß, als es endlich doch wieder Frühling wurde. Wie atmete alles auf. Alſo er hat uns nicht vergeſſen, der alte Gott, der große Weltengeiſt! Das Leben kehrte in der Natur wieder, das alles durchflutende Leben!

So erlebte man im Frühling 1917 die Gottheit. Wie aber ſah es mit den Toten aus? Wo ſich allüberall das Leben ſo herrlich kund gab, wo alles doppelt blühte und in kürzeſter Zeit ſchon Früchte reiften, ſollte da nur der Menſch unterliegen und allein verderben? Nein! Das Leben der in der Vollkraft ihrer Jahre dahingerafften Krieger konnte in ſolcher Umgebung nicht untergehen. Das Leben wurde nicht zer-

ſtört, nur der Körper; das Leben wurde befreit vom Leibe, aber reſtlos vergehen konnte es nicht, das würde allen Weltgeſetzen Hohn ſprechen.

Was iſt alſo im Grunde von dieſem maſſenhaften Sterben zu lernen? Das Leben feiert Triumphe, es wird befreit von den Feſſeln der Leiblichkeit. Die geiſtigen Ideen der Gefallenen können frei wirken, ohne an den beengenden Körper gebunden zu ſein. Sollte ein für Deutſchlands Zukunft begeiſterter junger Krieger durch den Tod plötzlich ſein Vaterland vergeſſen haben? Nimmermehr! Die unverbrauchten Kräfte, mit denen er die geiſtige Welt betritt, wirken weiter. Der Idealismus der Gefallenen ſteht hinter den zurückbleibenden Kämpfern und hilft ihnen das ſchwere große Werk mutig, unverzagt vollbringen.

So auch ſollte die Heimat mit ſtarken, geſunden und poſitiven Gedanken hinter unſeren Kriegern ſtehen, denn das gibt Kraft. Peſſimismus wirkt negativ.

Wie wir vorher ſahen, daß im ſproſſenden Werden der Gott lebt, ſo erkennen wir ihn hier beim Vergehen, beim Sterben. Aber der Geiſt offenbart ſich auf andere Weiſe. Im Frühling verbindet er ſich mit der Natur zu einem Ganzen und im Sterben zeigt er ſich erlöſt und frei. — In der Natur haben wir einen ähnlichen Vorgang im Herbſt, beim Vergehen und Verweſen aller Pflanzen. Beim Welken und Faulen verläßt der Geiſt die Pflanzenwelt, aber er verläßt nicht gleichzeitig die Erde. Haben wir im Winter nicht ein viel regeres geiſtiges Leben als im Sommer? Sind wir in den langen Abenden nicht viel mehr zu geiſtiger Arbeit aufgelegt, als an Sommerabenden, wo uns die Schönheit in die Natur lockt? Auch in der Natur wird der Geiſt frei im Herbſt, während er im Sommer an die Pflanzenwelt gebunden iſt, wie der menſchliche Geiſt im Leben an den Leib.

Wir haben geſehen, daß das Welken, Verblühen und Vergehen in der Natur gleichzeitig ein geiſtiger Befreiungsprozeß iſt, ein höchſter geiſtiger Vorgang. Und ſo ſehen auch viele Krieger durch tägliches Erleben die Vernichtung und Verweſung der Menſchenleiber als einen höchſten geiſtigen Vorgang an. Die Leiber ſind es nicht, die auferſtehen müſſen, ſondern die Geiſter. Die geiſtigen Menſchen, mit denen wir bisher unſere Ideen austauſchten, ſind nicht gefallen, ſie leben leibfrei um uns weiter. Wir müſſen ihren Geiſt nicht in den Gräbern ſuchen, ſondern in nächſter Nähe um uns.

Zu ſolcher Erkenntnis kommen die Feldgrauen. Ob ſich nun die Gefühle in ſolchen Gedanken oder rein kirchlicher Form ausdrücken, es bleibt dasſelbe. Aufs neue erleben ſie ſo die wunderbare Forderung Goethes:

Und ſolang du das nicht haſt,
Dieſes: „Stirb und Werde!“
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunkeln Erde.

Hans Kühn (im Felde)

Vom Weltkrieg und vom neuen Geiſte

Ich könnte mir einen Hiſtoriker denken, der ſein Buch über den Weltkrieg etwa mit dem bündigen Satze beſchließt: „Niemals hat eine weltgeſchichtliche Kataſtrophe geringere Veränderungen im hergebrachten Denken der Führenden hinterlaſſen.“ Überblicken wir den Berg unſerer deutſchen Kriegsliteratur, ſo haben wir an ſogenannten Umlernern zunächſt keinen Mangel. Und jener Politiker mag nicht Unrecht haben, der jüngſt in der Europäiſchen Staats- und Wirtſchaftszeitung ſchrieb: Umlernen ſei die Parole der Dilettanten. Man höre

das Wort nur deshalb ſo oft, weil bis in die verantwortlichſten Stellen unſerer Politik hinein alles von Dilettanten beſetzt ſei. — Sieht man indeſſen zu, wie ſich unſere Publiziſtik nach drei Kriegsjahren auf den „Boden der Tatſachen“ ſtellt, ſo gelangt man zu der Überzeugung, daß von realpolitiſchen Erwägungen wenig und von Umlernen überhaupt keine Rede ſein kann. Oder was ſoll man anderes ſagen, wenn z. B. Carl Jentſch in einem ſonſt ſehr verſtändigen Aufſatz über „Die Gefahren des Neumerkantilismus“ („Europäiſche Staats- und Wirtſchaftszeitung“ Nr. 25 vom 23. Juni 1917) als Ziel des Krieges die wirtſchaftliche und finanzielle „Vormundſchaft“ Deutſchlands über Rußland winken ſieht und deutſchen Bauern die Ausſicht eröffnet, „einen Teil ihrer Kinder mit wohlfeilem Land zu verſorgen“? Ein Prozeß, in den nach Jentſch auch Vorderaſien hineinzuziehen iſt. Oder wenn ein anderer (a. a. O. S. 631) noch immer unſere Gegner zwingen will, „große Teile von Afrika an uns und unſere Verbündeten herauszugeben, um ſo, von der Poſition eines ſtarken mittelafrikaniſchen Machtzentrums aus, dem Hauptgegner unſerer Ausbreitung im Stillen Ozean, Auſtralien, den freien Weg nach dem Indiſchen Ozean zu verlegen.“ Ich würde dieſe wenigen Ausſprüche nicht zum Belege für meine Behauptung heranziehen, wenn ſie ſich nicht mühelos ins Hundertfache vermehren ließen. Von Naumanns „Mitteleuropa“ und ſeinem ſonderbaren Schützengrabenſyſtem, das weiter nichts als eine chineſiſche Mauer um das Europäiſche Reich der Mitte bedeutet, ganz zu ſchweigen. Wohin man ſieht: einige Änderungen in der politiſchen Konjunktur, das iſt alles. Was bleibt, ſind die Prinzipien. Und was ferner bleibt, iſt der Geiſt neomerkantiliſtiſcher Daſeinsbewertung, dem Geld, Kapital und Unternehmertum zum Demiurgen der Welt geworden ſind. Ich war bisher immer der Meinung, Realpolitik ſei das: im Wechſel der politiſchen Strömungen die bleibenden Lebensbedürfniſſe der Nation zu erkennen und ihnen im Rahmen des politiſch Erreichbaren diejenigen Faktoren zuzuführen, die zu ihrer Befriedigung nötig ſind. Die modernen Illuſionspolitiker jedoch ſcheinen im ungehemmten induſtriellen Expanſionsdrang die bleibenden Lebensbedürfniſſe des deutſchen Volkes zu erkennen. Von einem organiſchen Volksgedanken nicht die Spur. Nation iſt ihnen offenbar das Unternehmertum. Und Realpolitik iſt dann wahrſcheinlich die rückſichtsloſe Hervorkehrung des Macht- und Intereſſenſtandpunktes, wann es gilt, dem Abſatzhunger der Exportinduſtrie die Wege in die Welt zu eröffnen.

Ich kann es mir nicht verſagen, in dieſem Zuſammenhange einer weiteren Erſcheinung zu gedenken, die mir zu den unleidlichſten der Kriegspubliziſtik gehört. Es iſt der Kriegsreligiöſe. Gewöhnlich Oberlehrer oder liberaler Paſtor. Ich habe im Felde ſchon manches Produkt dieſer faden, öligen Kanzel- und Kathederrethorik zum Fenſter meines Quartiers hinausbefördert. Wie es draußen zugeht, wiſſen dieſe Herren ja nicht. Und werden es nicht wiſſen. Ihre fortgeſetzten Verſicherungen, daß der Krieg der Bringer aller guten Dinge ſei, entbehren nicht einer gewiſſen unfreiwilligen Komik. Hoffentlich wird der ungeſunde und faule Friede demnächſt ganz abgeſchafft. Dabei beliebt es den Herren, vom Kriege in einem Jargon zu ſprechen, als ob ſein Entſtehen außerhalb der menſchlichen Willensſphäre liege. Der Krieg wird zum Fatum, zum Völkerſchickſal, eine Art von Elementarereignis wie ein Erdbeben oder Gewitter. Wie wenig es dazu ſtimmt, dann wieder Lord Grey, den Panſlavismus oder die franzöſiſchen Revanchepolitiker in Holzſchnittmanier als die verruchten Anſtifter des Krieges zu zeichnen, das ſtört dieſe Logiker nicht im mindeſten.

Neuerdings einen Mann wie Maurenbrecher gegen die erſtgenannte Richtung dieſer Kriegsapologetik inklinieren zu ſehen, wird vielleicht manchen Leſer der „Tat“ ſchmerzlich überraſcht haben. Um der ohne Zweifel wertvollen Erkenntniſſe willen, die ſein Aufſatz: „Der Krieg als Ausgangspunkt einer neuen Kultur“ (Mai-Heft der „Tat“ S. 97ff.) in ſich birgt, war es unnötig, den Krieg als „Durchbruch, Grundlage und Anfang eines neuen, höheren Lebens“ zu preiſen und den Krieg zu „ſegnen, der uns die Augen aufgetan hat“. Um ſolchen Panegyrikus zu rechtfertigen, ſind Maurenbrechers Geſichtspunkte doch nicht neu genug. Beklagen wir doch lieber die Paſſion des Kulturaktes, der immer nur dann beginnt, wenn die Menſchheit durch ihre eigene Gedankenträgheit ſich wieder einmal vor die Wand geſtellt ſieht. — Ich vermag es auch nicht, mit Dr. Maurenbrecher die leitmotiviſche Gedankenarbeit für die deutſche Kulturwerdung nur in der Ideenbewegung von 1780 bis 1830 und in allem, was nachher kam, „faſt nur Entartung“ zu ſehen. Deutſchlands Heil liegt in ſeiner Demokratiſierung*. Was ſoll uns hierzu die Ideologie jener Jahre? Sie iſt — übrigens weit weniger einheitlich und geſchloſſen, als Maurenbrecher anzunehmen ſcheint — viel zu zentrifugal, viel zu abſtrakt und unpolitiſch, um als Ferment lebendiger Tätigkeit für uns in Betracht zu kommen. Sie ſteht ganz im Bann jener heimlichen Renaiſſance, die ſich beſeligt „von den Kräften des Univerſums wiegen läßt“ und im Staub der politiſchen Arena für die Reinheit des Ideals fürchtet. Es iſt ganz im Sinne dieſer radikalen Geiſtigkeit, wenn z. B. Schlegel, heimgekehrt von entzückter Fahrt ins Land der Träume, im Athenäum 1799 ſchreibt: „*Nicht in die politiſche Welt* verſchleudere du Glauben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wiſſenſchaft und der Kunſt opfere dein Innerſtes in den heiligen Feuerſtrom ewiger Bildung.“ Der „Primat des Unpolitiſchen“, ein „Patriotismus ohne Erdgeſchmack“, wie Windelband einmal ſagt, liegt ſelbſt noch auf den Schöpfungen des gewaltigen Fichte. Was ſoll uns Deutſchen, die wir, hineingeſtellt in das demokratiſche Staatenſyſtem Europas, nun einmal anfangen müſſen, konſtruktive Politik zu treiben, die unhiſtoriſche Konzeption des iſolierten Staates, wie er bei den großen Syſtematikern zum Ausdruck kommt. Fichte ſpricht einmal davon, daß es im Verhältnis der Staaten zueinander *weder Geſetz noch Recht* gebe. Hegel nennt in ſeiner Philoſophie des Rechts ſein weltgeſchichtliches Volk auch das *weltbeherrſchende* und übergibt ihm die Regalien des „*abſoluten Rechts*“.

Die Lehren, die wir Rankes bekanntem Aufſatz „Die großen Mächte“ heute entnehmen können, ſind wohl nicht nach des Altmeiſters Sinn. Rankes Lehre iſt nunmehr großenteils verlaſſen und wird bald endgültig von der ſozial-pſychologiſchen Geſchichtsbetrachtung abgelöſt ſein. Nur als glitzernder Schaum krönt ſie noch einige imperialiſtiſche Wellen. Rankes Geſchichtsauffaſſung ſteckt doch noch zu ſehr in den Anſchauungen und Bewertungen des ancien régime und ſeiner verjährten Kabinettspolitik. Über dem Glanze der autonomen Staatsperſönlichkeit überſieht ſie das wahre Subjekt des politiſchen Prozeſſes, die Fülle der Einzelindividuen, die, entſtiegen dem Reiche des Anorganiſchen, *ihr eigenes Recht auf Glück und Leben haben*. Nicht *ſich auszuleben* iſt der Telos des Staates, ſondern der Entwicklung

* Wer ſich für das Werden der demokratiſchen Kulturart intereſſiert, den verweiſe ich auf „*Roigen: Die Kultur der Demokratie*“ (Eugen Diederichs, Jena 1912), dieſes prachtvolle kühne Buch, das wie ein Akkumulator alle Erkenntniſſe demokratiſchen Welterlebens ſammelt. Daß das Buch bei der Mehrzahl unſerer Gebildeten ſo gut wie unbekannt iſt, mag allein ſchon als Empfehlung gelten.

zu dienen und Werkzeug zu werden zum letzten Endzweck aller Geſchichte: der Darſtellung des reinen, vollkommenen Menſchenbildes. Auch im Verhältnis zu den anderen Staaten weiſt uns die Weltlage auf andere Bahnen. Die diſziplinierende Kraft des autonomen Staatsgedankens, die einſt ſo gewaltig das territorialſtaatliche Chaos durchdrang, iſt es nicht mehr für uns. Die Zukunft gehört dem univerſalen Prinzip, dem „Syſtem des Rechts“, in dem die Völker einſt ſicher wohnen werden. Gleichwie der eine Himmel ſich über alle ſpannt.

„Ein um ſein Leben kämpfendes Volk“, ſagt Maurenbrecher, „braucht nicht nur Brot und Granaten. Es braucht auch Klarheit, Ideen.“ — — Ein ſchönes Wort! Wir werden nach dem Kriege freilich das Brot nötiger haben als die Ideen. An Ideen war bei uns Deutſchen von jeher kein Mangel. Aber der pſychologiſche Zwang, den ſoziale Erforderniſſe auszuüben vermögen, iſt leider immer ſehr gering geweſen. Hat man — faſt möchte ich ſagen das Unglück — jetzt im Kriege für einige Monate nach Deutſchland kommandiert zu werden, ſo kann man ſich von dieſer Tatſache überzeugen. Nirgends ein gewaltiger Wille, eine heroiſche Wendung zur ſozialen Beſſergeſtaltung unſerer Zukunft. Das Roß der alten Gewohnheiten wird, ſoweit es noch möglich iſt, weiter getummelt, der alte Ritſch wird geleſen. Von jenen zukünftigen Müttern der neuen Generation ganz zu ſchweigen, die, den Sinn des Krieges auf ihre Weiſe erfaſſend und behaglich in die Polſter der Kaffeehäuſer geräkelt, als unermüdliche Veſtalinnen den Brand ihrer parfümierten Zigaretten hüten. Zu ſchweigen auch von den Kriegswucherern aller Schattierungen, für die der Krieg nach dem Worte des amerikaniſchen Diplomaten Edward Phelps dasſelbe iſt, was für die Diebe eine Feuersbrunſt; dort können ſie nämlich am beſten ſtehlen.

So können wir nichts als hoffend unſere Blicke dem Tage zuwenden, da Deutſchlands waffenfähige Mannſchaft die Friedensarbeit wieder aufnehmen kann. Wird das neue Vaterland des Arbeiters wieder in verräucherten Löchern liegen, einen Meter unter dem Erdboden, oder in ſchmutzigen Manſarden im fünften Stock? Wird das lächerliche Berechtigungsweſen verſchwinden, das unreifen Knaben, die fünf oder ſechs Jahre lang die Bänke einer Mittelſchule gedrückt haben, alle möglichen Privilegien verleiht und den autodidaktiſch gebildeten Literaten oder gewerkſchaftlich geſchulten Arbeiter mit dem Odium mangelnder Befähigung belaſtet? Wird endlich einmal, wenn die Fragen der Bodenreform und des politiſchen Selbſtbeſtimmungsrechtes des Volkes als einfache, ſittliche Forderungen erkannt worden ſind, ein friſches, rotwangiges Geſchlecht aus hellen Augen in den Lebenstag blicken, befreit von den Geſpenſtern der Vergangenheit, und Formen neuen Schaffensglückes um ſich türmen auf dem deutſchen Boden? Dieſem Boden, der auch uns der liebſte iſt, die wir in dieſer Stunde in dem klaſſiſch-romantiſchen Idealismus nicht das Wohl des Vaterlandes erblicken können!

Auf „Jahrtauſende zu ſchreiben wie auf Wachs“: hic Rhodus, meine Herren! —

Joſ. Furtmeyer (im Felde)

Neue Reden an die deutſche Nation

Unter den durch den Weltkrieg hervorgerufenen literariſchen Erzeugniſſen, aus denen uns der Odem eines neuen Geiſtes, das ſchöpferiſche Erleben bislang ungekannter, unter den Schmerzen des Weltkrieges geborener Wahrheiten entgegenweht, gebührt den „Reden an die deutſche Nation“ des Züricher

Predigers Hermann Kutter eine hervorragende Stelle*. An ihnen feſſelt, ungeachtet der ſtark ausgeprägten Eigenart des Verfaſſers, nicht eigentlich in erſter Linie die perſönliche Prägung, die er ſeinen Gedanken gibt. Bewußt bricht Kutter mit dem vor dem Kriege in Blüte ſtehenden Ichkultus, der in ſeiner Selbſtgefälligkeit nur zu oft peinlich berührte. Faſt möchte man ſagen: nicht Kutter redet zu uns, ſondern „es“ redet in ſeinen Reden durch ihn. Gelegentlich wird man an das Zungenreden der Apoſtel beim erſten Pfingſtfeſt erinnert. Sagt Kutter doch ſelbſt im Vorwort, man könne nicht eine neue Welt, die ſich ankündigt und hervorbrechen will, die unſere Seele mit ihren Sturmwellen übergießt, zum glatten Ausdruck bringen in klugen Sätzen und ausgeglichenen Kapiteln; mehr um ein Stammeln und ein Ringen, als um ein abgeklärtes Reden handle es ſich in dieſen „Reden“. Und nicht zuletzt darum heißen wir dieſe neue Botſchaft willkommen, weil der, welcher ſie kündet und ihren Inhalt erlebt hat, ſeine Seele in Keuſchheit und Demut als ein Gefäß jenes Ewigen, Göttlichen weiß, das zwar nicht anders als im perſönlichen Erlebnis Kraft und Geſtalt gewinnen kann, aber darum doch eine objektive Wirklichkeit außerhalb dieſes Erlebniſſes und über es hinaus beſitzt!

Die neue Erkenntnis, die Kutter aufgegangen iſt, macht ihn zum gotterfüllten Verkünder des Evangeliums von der unerſchöpflichen Keimkraft der in den Tiefen der Seele ruhenden ſittlichen Triebkräfte. Innerlichkeit! predigt er als Zukunftsloſung einem Geſchlecht, das ſich ganz an die Umwelt zu verlieren drohte und durch deren tyranniſche Gebote ſeine Lebenshaltung beſtimmen ließ. Das Eine, das not tut, iſt die Abkehr von der Dingkultur unſerer Tage, die Losſage von dem Zwange, den ihre Satzungen unſerem Tun und Laſſen auferlegten. Dieſe Dingkultur, die ihre vollkommenſte Ausprägung im Mammonismus erhalten hat, übte bislang eine unheimliche Macht auf das Seelenleben der Gegenwart aus. Mehr und mehr gelang es ihr, auch die geiſtigen Kräfte unſeres Zeitalters in ihren Bann und Dienſt zu zwingen. „Kommt es uns doch bisweilen ſo vor, als regiere eine unheimliche, aber höchſt geniale geiſtige Macht unſer mit grauenerregendem Raffinement, mit haarſcharfer Treffſicherheit funktionierendes Geldſyſtem, als feiere eine rückſichtslos grauſame, teufliſche Herrſchaft ihre Triumphe inmitten fanatiſcher, blind anbetender Sklavenmaſſen.“

An eine Wiedergeburt der ſittlichen, geſellſchaftlichen, politiſchen Kultur der Menſchheit iſt nicht zu denken, wenn dieſe nicht dazu gelangt, das Leben von innen nach außen zu bauen, ſtatt — wie bisher — die Grundſätze ihres Handelns ſich durch Normen, die der Welt der äußeren Dinge entſtammen, vorſchreiben zu laſſen. Dabei iſt es mit der Wiederbelebung einer bloß innerlichen Geſinnung allein nicht getan. Jegliche Myſtik bedeutet ein Sich-Zurückziehen der Seele aus der Welt und damit einen Verzicht darauf, Einfluß auf die Geſtaltung der Wirklichkeit zu gewinnen. Das aber entſpricht nicht dem wahren Weſen des Geiſtes. „Er will heraus, er will offenbar werden, er will neue Kräfte zum Bau der Außenwelt verwenden.“

Von dem deutſchen Geiſte nun, deſſen unerſchöpfliche Tiefe und Innerlichkeit im Weltkriege offenbar geworden iſt, erwartet Kutter in Zukunft vertrauensvoll die Überwindung der Sachkultur durch Kräfte des perſönlichen Lebens. Denn unter den Kulturvölkern der Erde hat das deutſche allein noch eine ſtarke und unverbrauchte Seele. Nach all den Verunglimpfungen, die ſeit Beginn des Weltkrieges

* Hermann Kutter, Reden an die deutſche Nation. 227 S. Eugen Diederichs in Jena. 1916.

über unſere Nation ausgeſchüttet worden ſind, erfüllt es uns mit Genugtuung, aus dem Munde eines neutralen Beobachters das, was das Innerſte unſeres Weſens ausmacht, ſo eindrucksvoll gewürdigt zu ſehen, wie es Rutter tut. Sein tiefes Erfaſſen deutſcher Eigenart verſchafft ihm, obwohl er unſerer Staatsgemeinſchaft nicht angehört, einen gewiſſen Anſpruch darauf, durch den ſtolzen Titel, den er ſeinen Reden gibt, ſich an die Seite Fichtes, des großen Erziehers unſerer Nation, zu ſtellen, und wie jener dem deutſchen Volke die Höhenziele ſeiner künftigen Wirkſamkeit vorzuzeichnen.

Zur Wahl des Titels ſeiner Reden wurde Rutter offenbar auch durch die weitgehende innere Gemeinſamkeit ſeiner Grundanſchauungen mit denen Fichtes beſtimmt. Die mannigfachen Berührungen, die er gerade da, wo er aus eigenſtem Erleben ſchöpft, zu Fichte gewinnt, bringen uns zum Bewußtſein, wieviel von deſſen idealiſtiſchem Gedankengute heute noch lebendig iſt — oder vielleicht richtiger: wieder lebendig geworden iſt. Wenn Rutter ſich zu dem Glauben an die geiſtige Schöpferkraft des deutſchen Genius und an ihre Bewährung in dem kommenden Zeitalter bekennt, ſo denken wir an den prophetiſchen Ausſpruch Fichtes: der deutſche Geiſt werde „neue Schachten eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe, und Felsmaſſen von Gedanken ſchleudern, aus denen die künftigen Zeitalter ſich Wohnungen erbauen." Die Forderung des Schweizer Predigers, die ſchöpferiſchen Kräfte der Seele, in die uns umgebende Wirklichkeit einfließen zu laſſen, findet ihr Gegenſtück in der Mahnung des deutſchen Philoſophen, „ewig Dauerndes zu verflößen in das irdiſche Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen ſelbſt zu pflegen und zu erziehen." Rutter: „Man kann die Freiheit nicht dekretieren, und politiſche Freiheit iſt, recht verſtanden, nur die erweiterte moraliſche Freiheit." Fichte: „Der vernunftgemäße Staat läßt ſich nicht durch künſtliche Vorkehrungen aus jedem vorhandenen Stoff aufbauen, ſondern die Nation muß zu demſelben erſt gebildet und heraufgezogen werden."

Und doch bedingen die beſondere Zeitlage und die perſönlichen Vorausſetzungen, aus denen heraus die neuen „Reden an die deutſche Nation" entſtanden ſind, auch ganz weſentliche Abweichungen von den alten!

Fichtes Inneres erbebte, als er ſeine Reden hielt, noch unter den Nachwirkungen der furchtbaren Kataſtrophe, von der der preußiſche Staat wenige Jahre vorher betroffen worden war. Dem einſt weltbürgerlich Geſinnten war angeſichts der Demütigungen, denen ſich das deutſche Volk durch fremde Eroberer ausgeſetzt ſah, der Glaube an die Notwendigkeit eines ſtarken, unabhängigen nationalen Staatsweſens aufgegangen. Noch tappte er — wie damals alle Welt — im Dunkel betreffs der Wege, auf welchen die politiſche Einigung der deutſchen Nation zu erzielen ſei. Aber deutlich ſtand ihm vor Augen, daß das künftige deutſche Geſchlecht, ergriffen von der „verzehrenden Flamme der höheren Vaterlandsliebe", ſeine oberſte Aufgabe in der Geſtaltung der nationaldeutſchen Eigenart zu erblicken habe. Auch Fichte betont nachdrücklich, mit der Entfaltung der urſprünglichen deutſchen Weſensart würden gleichzeitig der geſamten Menſchheit geiſtige Werte vermittelt werden, weil das abſolut Erſte und Urſprüngliche im Menſchen — der Glaube an die „unendliche Verbeſſerlichkeit" und das „ewige Fortſchreiten unſeres Geſchlechtes" — im deutſchen Weſen ſeine vollkommenſte Ausprägung erfahren habe. Indeſſen gerade daraus folgt für ihn das Gebot, den nationaldeutſchen Typus ſo rein und unverfälſcht wie nur immer möglich zum Ausdruck zu bringen. „Die geiſtige Natur, ſagt er einmal, ver-

mochte das Weſen der Menſchheit nur in höchſt mannigfachen Abſtufungen an Einzelnen, und an der Einzelheit im großen und ganzen, an Völkern, darzuſtellen." Werden die Eigentümlichkeiten der Nationen „durch Vermiſchung und Verreibung abgeſtumpft, ſo entſteht Abtrennung von der geiſtigen Natur, aus dieſer Flachheit, aus dieſer die Verſchmelzung aller zu dem gleichmäßigen und aneinander hängenden Verderben."

Um die ſtimmungsmäßige Differenz zu verdeutlichen, die zwiſchen Fichtes und Rutters Anſchauungen über das Weſen der Nation und die nationalen Lebensformen obwaltet, ſtellen wir der eben angeführten Äußerung einige Ausſprüche Rutters gegenüber. „Gebieteriſch fordert die Stunde von den Deutſchen, von uns allen, daß wir uns auf das beſinnen, was *mehr iſt* als Raſſe, Nationalität, Volkstum, Staatsweſen." Der deutſche Geiſt habe „im Gewande der deutſchen Kultur mehr zu bringen als Deutſches" (S. 31). „Der beſte Staat iſt der, welcher die Elemente in ſich großgezogen hat, durch die er allmählich entbehrlich wird" (S. 103). „Sobald Gott in uns lebt, klärt ſich alles. Dann heißt es nicht mehr: Staat, Geſellſchaft, Parteien, Klaſſen, Einzelne, Nationen und Völker, dann heißt es: *Gott*" (S. 131). „Du, Menſch, lebſt, und alle deine Schätze, deine Ordnungen, Gebilde, Staaten, Raſſentümer und Volkstümer leben nicht. Sie ſind der Spiegel deines Lebens, ſie ſind es nicht ſelbſt" (S. 208).

Gewiß hat Rutter im Eingange ſeiner „Reden" — wie ſchon oben angedeutet wurde — Worte wärmſter Anerkennung für die ſtaatlichen Zuſtände Deutſchlands, für die deutſche Regierung und für das deutſche Heer gefunden. Gleichwohl ſtellt in ſeinem Sinne das deutſchnationale Weſen weniger eine in ſeiner individuellen Ausprägung notwendige Erſcheinungsform des Ewigen, als eine Brücke zur Verwirklichung des Humanitätsideals dar. Wenigſtens vermiſſe ich bei ihm eine klare Anerkennung des *grundſätzlichen* Eigenrechtes der Nation und der nationalen Lebensformen.

Der ſtarke weltbürgerliche Einſchlag in Rutters Denken hat eine dreifache Wurzel: eine religiöſe, eine politiſche und eine ſoziale. In *religiöſer* Hinſicht ſteht Rutter jener ſeit den früheſten Zeiten des Chriſtentums nie völlig ausgeſtorbenen Richtung nahe, deren Anhänger, auf den Lehren der Bergpredigt fußend, in ſcharfem Gegenſatze zu allem veräußerlichten Kirchentume ſtehen und die Welt mit dem Geiſte urchriſtlicher Geſinnungsreinheit zu durchdringen ſuchen. Indem ſie lediglich den gotterfüllten Menſchen als Träger urſprünglichen Lebens gelten laſſen, fällt es ihnen ſchwer, zu den Formen des irdiſchen Gemeinſchaftslebens, die der Auswirkung des Liebesenthuſiasmus nur in beſchränktem Maße Raum gewähren, und damit zu aller geſchichtlichen Entwicklung ein beſtimmtes Verhältnis zu gewinnen. In ſeinem *politiſchen* Denken iſt Rutter beeinflußt durch die Eigenart der Schweizer Demokratie, obſchon er für deren Unzulänglichkeiten ſich einen offenen Blick bewahrt hat (Vgl. S. 18). Da die Schweiz bisher den Beweis dafür geliefert hat, daß Angehörige verſchiedener Nationalitäten, durch eine ſtaatliche Gemeinſchaft zuſammengeſchloſſen, nebeneinanderleben und ſich vertragen können, liegt es für Rutter als Schweizer Bürger nahe, die Verträglichkeit zum allein maßgebenden Grundſatz der Beziehungen zwiſchen den Völkern zu erheben. Endlich iſt Rutter, wie man weiß, *Sozialdemokrat* und als ſolcher für internationale Gedankengänge ganz aufgeſchloſſen.

Eine Auseinanderſetzung mit der religiöſen, politiſchen und ſozialen Gedankenwelt Rutters läßt ſich in Kürze nicht wohl führen. Doch ſei es mir geſtattet, die Ab-

weichung meines Standpunktes von dem ſeinigen wenigſtens in einigen Sätzen feſtzulegen.

So ſtarke Ströme der Reinigung auch im Laufe der Jahrhunderte von dem chriſtlichen Liebesenthuſiasmus auf die Menſchheit herabgefloſſen ſind: es erſcheint doch bedenklich, ihn zum allein maßgebenden und alles beherrſchenden Prinzip des menſchlichen Daſeins zu erheben. Die Moral der Bergpredigt bedarf der Ergänzung durch eine Ethik, die dem geſunden Selbſterhaltungs- und Selbſtbetätigungstriebe des Menſchen und der menſchlichen Gemeinſchaften Rechnung trägt. Der über ſeinem Werke ſinnende ſchöpferiſche Künſtler, der ſeinen Acker beſtellende Bauer würde verkehrt und im weiteren Sinne des Wortes unſittlich handeln, wenn er altruiſtiſchen Motiven auf den Gang ſeiner Arbeit Einfluß gewährte. Statt ſich mit der Frage nach dem abſoluten Werte des Altruismus und des Egoismus abzuquälen, ſollte man ihr Nebeneinander als gegebene Tatſache hinnehmen und für die einzelnen Lebensgebiete den ihnen gebührenden Anteil feſtzuſtellen ſuchen — eine Aufgabe, die eben erſt vereinzelt in Angriff genommen worden iſt*.

Was für den einzelnen, das gilt auch für die Nationen: daß, wo es ſich um die Behauptung ihres eigenen Weſens handelt, die Rückſicht auf „die anderen“ völlig in den Hintergrund zu treten habe — was natürlich nicht ausſchließt, daß dies ihr Weſen nach fortdauernder Befruchtung durch die Kulturen anderer Völker verlangt. Wie tief das Bedürfnis nach ſolcher Befruchtung, nach einem Hinauswachſen in die Weite dem Deutſchen im Blute liegt, hat Kutter ſelbſt in ſchönen Worten anerkannt.

Hermann Barge

Ein Erziehungsſtaat

Die Stein-Fichte-Schule zu Darmſtadt iſt eine Tat. Sie iſt nicht erdacht oder aus Büchern zuſammengeleſen worden. Ihr Daſein iſt ein beſtändiges Geborenwerden aus der Notwendigkeit, aus der Forderung des Tages.

Der Mann, der an dem Werk Stein-Fichte-Schule wirkt, Johannes Langermann, iſt dem Künſtler vergleichbar, dem die Stunde ſchenkt, was werden muß. Daß er in Stein, in Fichte uud Peſtalozzi Zeugen von eminenter Bedeutung für ſeine Sache fand, iſt nur ein Beweis für das alte Wort: da die Zeit erfüllet war. Was der alten Väter Schar, was aller Edeln, Reinen Wunſch und Sehnen war: Einer kommt, der es lebendig herausſtellt, der das Werk wirkt, wenn die Zeit erfüllet iſt. Das wiſſen wir doch, daß die geiſtigen Strömungen einer Zeit ſchließlich ſich verdichten zu einem Einzelausdruck: dem Verkünder. Und daß hernach die Zeitſtrebungen ſich verdichten zu einem Einzelwillen: dem Schöpfer. Und daß der Schöpfer nicht einmal bewußt auf den Schultern der Verkünder zu ſtehen braucht. Was Langermann dranghaft begann, das fand er nachher gefordert in Steins, Fichtes Schriften, in Peſtalozzis Dichtungen, die hundert Jahre vor ihm entſtanden waren.

Langermann hat ſeine Tat nicht in Darmſtadt begonnen. Er hat vorher ſchon einen Verſuch in Barmen gemacht. Er hat auch in einer umfangreichen Schrift: „Steins politiſch-pädagogiſches Teſtament“** ſeine ſozial-pädagogiſchen Theoreme herausgeſtellt und begründet. Dieſe Schrift zeigt, daß einer ſie verfaßt hat, der nicht ſchreiben und philoſophieren, ſondern nur tun, bilden und ſchaffen kann. Sie iſt auch von geringer Bedeutung für das Werk Stein-Fichte-Schule zu Darmſtadt.

* Man vgl. dazu die glänzende Abhandlung von Eduard Spranger, „Lebensformen“ in der Feſtſchrift für Alois Riehl (Halle 1914) S. 415—522. ** Verlag: Mathilde-Zimmer-Haus, Berlin-Zehlendorf.

Die Vorgeſchichte der Schule wäre ein Dokument über Strebungen in dieſer Kriegszeit. Die Schule iſt gleichſam ein Denkmal für den Willen einzelner Eltern, ihre Kinder ſo zu erziehen, daß Konflikte wie der Krieg unmöglich werden zwiſchen den Menſchen. Der Idealismus dieſes Strebens verdient keinen Spott. Der Gedanke iſt ernſt, daß jeder Einzelne zum Mittragen der Verantwortung erzogen werde, daß nicht die äußerlichen Intereſſen, ſondern die innere Natur des Menſchen zur Grundlage aller menſchlichen Beziehungen werden müſſe. Wenn eine Entwicklung der ſogenannten Menſchheit denkbar wäre, dann könnte ſie nur von der Baſis des Sittlichen ausgehen, nur von der inneren Natur des einzelnen Menſchen, deſſen Fähigkeiten zum ſozialen Weſen durch Erziehung entwickelt werden könnten. Angewandte Geſchichte bietet keine Möglichkeiten für dieſe Ausſicht, aber warum ſollen diejenigen von vornherein Unrecht haben, die aus dem Chaos des Krieges die Entſtehung eines neuen Kosmos erhoffen?

Auf Hoffnung ſät man in der Stein-Fichte-Schule. Sie iſt ein Verſuch: ſoziale Menſchen zu erziehen. Für Langermann ſind die Beziehungen zwiſchen den Menſchen das Höhere gegenüber dem Wert des Einzelnen.

Die Stein-Fichte-Schule iſt ein Staatsweſen mit lauter gleichen, ſtimm- und wahlberechtigten Gliedern, die ſich nach Wahl ſelber regieren. Gewählt werden nur „Warte" für die äußerliche Ordnung. Die höhere Ordnung beruht auf der Mitverantwortung aller und auf der öffentlichen Meinung. Der Morgen beginnt in der Stein-Fichte-Schule mit einem Lied. Wenn das Lied verklungen iſt, wird erſt mit dem vergangenen Tag aufgeräumt, ehe der neue Tag anfängt. „Die Gerechtigkeitsfrage" nennen die Kinder dieſe erſte halbe Stunde; „es iſt unſere Religionsſtunde", ſagen ſie. Sie gehört der Ordnung: ob die Ordnung nicht verletzt worden iſt am vergangenen Tag. Freiwillig melden ſich die Kinder, die gegen die Ordnung gefehlt haben. Zur Ordnung gehört alles, was die jungen Gewiſſen beſchwert, auch das Allerperſönlichſte. Denn nach den Geſetzen der Stein-Fichte-Schule iſt jedes Kind Glied eines Ganzen, iſt verantwortlich für ſich ſelber wie für alle, und jeder Schaden, jede Schwäche, jede Übertretung geht die Geſamtheit an und wird von ihr beurteilt. Die Geſetze, die Ordnung haben die Kinder gemeinſam mit ihren Erziehern feſtgeſetzt, und Lehrer und Schüler ſind ihnen gleicherweiſe unterworfen. Nach dieſen Geſetzen gibt es in der Stein-Fichte-Schule weder Schuld noch Strafe, ſondern nur „Schwäche" und Emporwachſen aus der Schwäche zum Starken, Bewußt-Guten, zur Verantwortung. Das miteinander und füreinander Verantwortlichſein erzieht die Kinder zur gegenſeitigen Hilfe; ſie raten und warnen einander, ſie üben in einem hohen Sinne Freundſchaft als Grundlage eines idealen ſozialen Verbandes.

Weil die Strafe ganz wegfällt, hört alle Furcht auf. Es herrſcht völlige Offenheit.

Es herrſcht Frei-Willigkeit. Der freie, freudige Wille zur Tat, zur Gemeinſchaft mit allen, zum Emporwachſen aller iſt das einzige Kriterium für das Gedeihen dieſes Erziehungsſtaates, denn nach Stein und Fichte liegt der Schwerpunkt aller Menſchenbildung in der Bildung des Willens.

Eine wichtige Vorbedingung für dieſe Erziehung iſt das „Stück Vaterland" (der Garten), das als Eigentum der Jugend nach den Grundſätzen der Mitverantwortung und Mitbeſtimmung bearbeitet und verwaltet wird. Hier ſoll die Jugend als eine ſoziale Geſamtheit werdender ſittlich freier Perſönlichkeiten allmählich zu der Höhe ihrer ſpäteren Pflichten und Rechte, zu zukünftigen Staatsbürgern und

bürgerinnen hinaufwachſen*. Der Erziehungsſtaat unterrichtet alſo nicht in Staatsbürgerkunde, er übt ſie.

Aller Unterricht in der Stein-Fichte-Schule iſt auf die Tat eingeſtellt. Nach Langermann iſt der Menſch in erſter Linie Willens- und Tatweſen*. Das Wiſſen hat nur ſekundären, hilfeleiſtenden Wert. Wiſſen iſt Eindruck, Können iſt Ausdruck. Die Art und Weiſe des Ausdruckes iſt nachahmend (reproduktiv) und ſchöpferiſch (produktiv). Fichte fordert den ſchöpferiſchen Ausdruck, weil nur dieſer ſtets unter der Freude (der höchſten Frei-Willigkeit) entſtehe. Doch ſoll auch die reproduktive Tätigkeit des Kindes inſoweit gepflegt werden, als ſie für eine freudige produktive Tätigkeit die Vorbedingung bildet und darum ſelber dem Kinde Freude macht.

Die Sprache iſt es, ſeine Sprache, die das Kind als Ausdruck mitbringt, wenn es zur Schule kommt. Darum ſteht im Mittelpunkt aller Erziehung in der Stein-Fichte-Schule das Deutſche, die Mutterſprache. Wie die Mutter das Kind ſprechen lehrte, handelnd, gleichſam unbewußt, unreflektiert, dem Bedürfnis des Kindes folgend, ſo iſt Langermanns handelnder Sprachunterricht**. Die Handelnden ſind die Kinder ſelber, indem ſie verſuchen, ihr Erlebnis durch das Mittel der Sprache in ihrer Altersmundart auszudrücken; und wiederum die Kinder, die ſich gegenſeitig verbeſſern und zum klaren Ausdruck erziehen. Das Erlebnis, der Schatz an Erfahrungen wird geſammelt durch Anſchauung im Elternhaus, im Garten, in Feld, Wald und Wieſe, in ihrer bewußt erfaßten Umwelt. „Bilderfangen" nennen die Kinder dieſes Anſchauen. Und in der Deutſchſtunde üben ſie ſich, in freiem Vortrag vor der Klaſſe ihr Erlebnis ſo lebendig herauszuſtellen, daß die kleinen Zuhörer ſich dieſelben Bilder machen können. Langermann iſt der Anſicht, daß das Medium des Schreibens den lebendigen Eindruck hindert am lebendigen Ausdruck. Er will ſeine Zöglinge erſt ſchreiben lehren, wenn ſie völlige Freiheit und Genauigkeit im mündlichen Ausdruck erlangt haben. Er iſt auch ein Gegner des Leſens, weil ſich das geſchriebene Wort zwiſchen Erlebnis und Ausdruck drängt — weil er den mündlichen Ausdruck für den wertvolleren hält. Er iſt ſelber der geborene Erzähler. Wenn er vor ſeiner jungen Schar ſitzt und erzählt, wenn er mit Lippen, Augen, Händen, mit ſeiner ganzen eindrucksvollen Perſon, mit ſeiner Stimme und mit ſeinem jungen Temperament formt an den Bildern ſeiner Geſchichten, dann ſind die Kinder bald mäuschenſtill, bald laut vor Jubel, und ſie ſchauen und erleben alles, was er ihnen vorſtellt.

So hat er neuerlich auch angefangen, ihnen von der älteſten Menſchengeſchichte zu erzählen, die Moſes für Gottes Volk aufſchrieb, von der Schöpfung der Welt und vom Paradies. Aber er hat die alte Mär in ein neues Märchengewand*** eingekleidet, hat den Inhalt des myſtiſchen, lapidaren Berichtes der Bibel in die Sprache unſerer Kinder umgedichtet und gleichſam alle Antworten auf ihr kindliches Fragen und Forſchen darin vorbereitet. Langermann hat den Grundſatz, daß das Kind den Zweck jeglichen Geſchehens einſehen müſſe, um daran wachſen zu können. Auf das Wachſen kommt es ihm aber an. Er glaubt, daß alle Fähigkeiten von Natur im Kind liegen, nur graduell verſchieden in den einzelnen, und daß alles miteinander wachſen ſoll. Darum ſind alle ſeine Erziehungsmethoden nach der Forderung Steins

* Langermann: Ziele und Grundlagen des Erziehungsſtaates Stein-Fichte-Schule zu Darmſtadt. Verlag Stein-Fichte-Schule. ** Langermann: Mutterſprache und Schulreform. Falkenverlag, Darmſtadt. *** Langermann: Bibliſche Geſchichten im Märchenkleide. Falkenverlag, Darmſtadt.

auf die innere Natur des Menſchen gegründet. Man kann kaum von Lehrmethoden bei ihm ſprechen, denn ſeine Methoden zielen alle dahin, das Bedürfnis zum ſelbſttätigen Forſchen und Fragen, zum Handeln im Kind zu wecken, und handelnd entwickelt es ſich, wächſt empor bis zur möglichen Vollendung ſeiner natürlichen Fähigkeiten. Der Prüfſtein für dies ſelbſttätige Werden und Wachſen iſt die Freude des Kindes am Werk. Da kommt es denn vor, daß die Kinder von einem Gegenſtand, vom Rechnen oder von der Erdkunde ſo erfaßt ſind, daß ſie nicht locker laſſen, bis die Tageseinteilung zugunſten ihrer gegenwärtigen größten Freude geändert wird. Heller Jubel ſchallt dann den Beſuchern der Schule entgegen. Das iſt eine Eigenart der Stein-Fichte-Schule, daß jedermann hinkommen und dem Tagewerk beiwohnen kann. Langermann wünſcht, daß beſonders die Eltern kommen, damit Schule und Elternhaus Fühlung miteinander nehmen, voneinander lernen und ſich ergänzen. Dazu dienen ebenfalls die regelmäßigen pädagogiſchen Abende im Schulheim. Dann ſitzen auch die Wandervögel gerne in Vater Langermanns Gehege, und er ſtreicht ſeinen langen, weißen Bart und denkt: Wenn ich die Jugend hab', hab' ich die Zukunft.

Nun — wir disputieren auch wacker mit ihm. Dem Leſer dieſer Ausführungen wird nicht entgangen ſein, daß ſich viele Einwände machen laſſen. Ich wollte aber nur die Tat hinſtellen, ohne ſie zu kritiſieren. Denn ſie lebt, darum formt ſie ſich auch.

Käthe Sturmfels

Die Aufgaben der Erziehungswiſſenſchaft und ihre Gefahren

Ernſt Kriecks Aufſatz im Maiheft der „Tat" forderte wohl eine ausführliche Antwort, dazu aber wäre eine Auseinanderſetzung mit ſeinem ganzen Syſtem notwendig und das überſchreitet den Rahmen eines Umſchauartikels. Ich begnüge mich alſo feſtzuſtellen, worin ich die Gefährlichkeits eines Reformplanes ſehe.

Was will er? Die uns Deutſchen vor anderen eigne Idee einer einheitlich nationalen Erziehung aus der Vergeſſenheit, Verkümmerung und Verflachung der letzten Jahrzehnte retten, dadurch, daß er ſie wieder in den Mittelpunkt des öffentlichen Bewußtſeins rückt, auf der Dreiheit von Religion, Ethik und Geſchichtswiſſenſchaften eine neue Pädagogik gründet, die als zentrale Weltanſchauungswiſſenſchaft die Wechſelwirkung zwiſchen dem Wachstum des einzelnen und der Entwicklung der Gemeinſchaft zum Gegenſtand hat und auf Grund ihrer Forſchung uns befähigt die einzelnen zur Gemeinſchaft, zum wahren Staatsbürgertum heranzubilden. Davon verſpricht er ſich eine Sammlung und Steigerung all unſerer nationalen Kräfte. Und als Weg dahin ſieht er die ſyſtematiſche Ausbildung einer ſolchen organiſatoriſche Grundlagen ſchaffenden Gemeinſchaftswiſſenſchaft durch wiſſenſchaftliche Inſtitute, ihre öffentliche Propagierung, die Ausbildung eines nationalen Lehrerſtandes auf ihrer Grundlage und ihre Einführung in die öffentlichen Lehrpläne.

Was iſt dagegen zu ſagen? Gegen eine „Gemeinſchaftslehre", die zugleich Entwickelungslehre iſt, nicht das mindeſte. Nur gegen die Aufgaben, die ihr zugeſchoben werden. Wohl bedürfen dieſe Aufgaben noch — wie dringend — einer Löſung, aber eine wie immer beſchaffene Erziehungslehre und Syſtematik iſt unfähig dazu. Woran kranken wir heute? Krieck deutet es an, wenn ich auch wünſchte, er ſagte es deut-

* Von der Stein-Fichte-Schule ſind koſtenlos zu verlangen: Ziele und Grundlinien von Johannes Langermann. Die Stein Fichte Schule iſt mit einem Internat verbunden.

licher: an dem Mangel öffentlichen Verantwortlichkeitsgefühls, Gemeinſchaftsgeiſtes, Staatsbürgerſinns im engeren, Menſchheitsgefühls im weiteren Sinn. Uns fehlt das einfache Bewußtſein für Menſchenwürde in uns und anderen, daraus folgt die Überſchätzung ſachlicher, die Unterſchätzung menſchlicher Werte. — Ein Menſch wird durchweg und rein inſtinktmäßig erſt gewertet in irgendeiner Funktion: als Arbeiter oder Landwirt, als Produzent von geiſtigen oder materiellen Werten, als Vaterlandsverteidiger oder Steuerzahler, die Frau erſt, wenn ſie Kinder kriegt und die Kinder erſt als lebendes nationales Kapital — daraus folgt weiter das Urteil nur nach dem Erfolg, nicht nach dem Motiv des Handelns — ganz ſelbſtverſtändlich, da nicht der Menſch, ſondern, was der Menſch produziert, von Intereſſe iſt — es folgt die Unwahrhaftigkeit und Unſelbſtändigkeit, die unſer geſamtes öffentliches und privates Leben kennzeichnet und im Kriege am ſtärkſten hervorgetreten iſt. Wie läßt ſich dem abhelfen? Durch eine neue Wiſſenſchaft gewiß nicht, ſie mag ſo ſyſtematiſch und tiefgründig ſein wie ſie will, ſondern nur durch eine völlige Umſchaltung unſeres Bewußtſeins, durch eine Sinnesänderung ein μετανοεῖν im Sinne Jeſu. An ein ſolches Umſtellen unſeres Lebens glaube ich, aber ich erwarte es nicht von Wiſſenſchaften, ſondern vom Erleben ſelbſt, von den Erfahrungen dieſes Krieges, der uns gezeigt hat, in welchen Abgrund alle Weisheit, Wiſſenſchaft und Kunſt uns führt, ſolange wir das Ziel, menſchliche Gemeinſchaft — wovon nationale Gemeinſchaft nur eine Form iſt —, ſolange wir dies Ziel aus dem Auge verlieren. Und ich erwarte es von den ſchon Erleuchteten, deren Stimmen ſchon vor dem Kriege und — Gott ſei Dank — durch ſeinen Schrecken hindurch nicht verſtummte. Der Ruſſe Doſtojewſky, der Franzoſe Rolland, der noch immer — wie lebendige — Amerikaner Whitman, unſeres Werfels Inbrunſt und die Schar der gleichgeſinnten Brüder: von ihnen wird erſt jetzt eine Wirkung auf die wund- und wachgepeitſchten Völker ausgehen und — Gott gebe es — eine Erneuerung. Bevor aber dieſe erfolgt, bevor man wieder gelernt hat, ſich unter einem mit Hingebung gewollten Ziel zu ſammeln, bevor die Zahl der Gleichgeſinnten, jetzt noch ſo vereinzelten und zerſtreuten Wollenden groß genug iſt ihren Willen auch öffentlich zur Geltung zu bringen, vorher kann jeder Reform- und Organiſationsverſuch nur ſchädlich ſein in unſerem ſo zerſpaltenen, zielloſen, an materielle Intereſſen verkauften Deutſchland.

Kriecks Reformvorſchläge ſetzen öffentliches, ſtaatliches Vorgehen in ſeinem Sinne voraus. Woher will er in unſerem Obrigkeits- und Beamtenſtaat, in unſerem heutigen Staat der Regierungsverfügungen und Inſpektionen die Menſchen nehmen, die eine ſolche, innerliche, freiheitliche Emporbildung der Kinder und Lehrer fertig bringen? Das können nur Menſchen, die ſelber klug, frei, liebevoll und wahrhaftig, die eben Menſchen ſind und keine preußiſch-deutſchen Beamten. Mit Beſtimmungen, Inſtituten, Auswahl einer nationalen Lehrerſchaft, Lehrplänen aber wird gar nichts erreicht. Es wird nur verſchlimmert. Denn an Stelle von Geſinnung erhalten wir Geſinnungsſurrogate, an Stelle von Freiheit vermehrten Zwang (ſehr leicht Zwang zur Heuchelei), an Stelle einer Reform ein paar Beſtimmungen mehr zu den vielen ſchon vorhandenen. Eine Reform im Erkennen und Bewußtſein kann nur von Innen kommen. Und je weniger äußerer Apparat dabei iſt deſto beſſer.

Deswegen bleibt genug zu tun und genug zu fordern. Die ganze innere Umſtellung auf Wahrhaftigkeit, Verantwortlichkeits- und Gemeinſchaftsgefühl kann geleiſtet werden in unſeren Schulen, wenn ſie als freie, ſpontane Arbeit von Menſch zu Menſch erfolgt.

Vielmehr ſie könnte geleiſtet werden, wenn unſere Schulen die Freiheit dazu gäben. Sie ſind aber heute ſo überlaſtet mit Stoff, ſo eingezwängt in Vorſchriften, ſo überwacht von Behörden, daß eine ſolche Arbeit den Staatsſchulen und auch den immer ſtärker bevormundeten und mißtrauiſch beobachteten Privatſchulen verkümmert, wenn nicht unmöglich gemacht iſt. Dabei nimmt aber dieſe Obrigkeits- und Autoritätsſchule immer mehr Zeit und Kräfte, immer mehr das ganze Leben der Kinder in Beſchlag, ohne daß ſich in Elternkreiſen mehr als eine paſſive Unzufriedenheit zeigt. Hier hätte zunächſt eine Reform einzuſetzen. Es wäre Raum und Bewegungsfreiheit zu ſchaffen für einen freieren, menſchlicheren, einheitlicheren Unterricht, der unter Selbſtverantwortung der Lehrer erfolgte und der dann von ſelber Möglichkeiten bieten würde für alles, was in Kriecks Gedanken fruchtbar iſt. Die Aufgabe iſt gar nicht ſo ſchwer, aber ſie iſt anſcheinend zu einfach. Anna Siemſen

„Geiſtige Arbeit beim Kommiß"

Der Verfaſſer des Aufſatzes „Der andere Kampf" (im Maiheft 1917) hat Worte gefunden für Empfindungen, die ſchon lange in vielen Feldgrauen gelebt und gewühlt haben. Aber immer haben ſie geglaubt, dieſen Gefühlen nicht freien Lauf geben zu dürfen, es hemmte ſie einesteils pflichtgemäße Zurückhaltung, die nicht zuließ, daß ſich dieſe quälenden Gedankenwirrniſſe weiteſten Kreiſen offenbarten, andernteils ein Gefühl von Beſchämung, biſt du kein Mann? Biſt du nur ein halber Mann, deſſen ganzes Ich, auf realen Boden geſtellt, zerrinnt und zerſchmilzt? Die Maſſe geiſtesfremder Geſchöpfe, die froh um einen vegetierten und ſich leicht in alles fügten, ſchien ein Hohn zu ſein auf unſer ſchemenhaftes inneres Leben, das dem Anſturm der Wirklichkeit ſo gar nicht gewachſen war.

Nachdem aber Herr Hildebrand und ſein namenloſer Partner aus dem Oſten die Frage, die ſo lange in tiefſtem Seelengrunde brannte, ans Tageslicht hervorgehoben haben, glauben auch wir als Mitbetroffene und Mitleidende dazu ein paar Worte ſagen zu müſſen. Herr Hildebrand und ſein Partner haben die Frage von ganz verſchiedenen Punkten aus berührt; der erſtere legte den rohen Tatbeſtand dar, der zweite kam mit einem ſchon ziemlich befeſtigten Vorſchlag zur Sanierung der beſtehenden Mißſtände. Herrn Hildebrand gebührt das Verdienſt, ſcharf in das Dunkle qualvoller Zweifel hineingeleuchtet zu haben; aber es wäre nutzloſe Zeitvergeudung, hier neue Glieder und Jeremiaden unſererſeits anzufügen. Der praktiſche Vorſchlag des zweiten Verfaſſers bietet hiergegen die Baſis zu weiteren Betrachtungen.

Allerdings dürfte der Vorſchlag nicht ganz ohne Widerſpruch bleiben; denn iſt es ratſam, Menſchen, die ihre geiſtige Selbſtändigkeit im Drill des Alltags zu verlieren ſcheinen, für ihr geiſtiges Ausleben wiederum eine feſte Organiſation vorzuſchreiben? Man weiß es ja allzu gut, daß inmitten des militäriſchen Tatſachengeiſtes die beſtgemeinten Vorſchläge zur Pflege eines inneren Lebens gar zu leicht zum Schema werden (Kirchgang). Der Vorſchlag appelliert allzuſehr an Beihilfe von oben. Es würde ſchließlich auf Regelung dieſer Angelegenheit durch einen Erlaß hinauslaufen, und die Verſuchung wäre gegeben, die geiſtige Betätigung in der Garniſon ins Programm aufzunehmen, wie vielleicht „von 5 bis 6 Uhr Baden" oder „3 bis 4 Uhr Impfen" oder „Verlesappell", und das ſoll und muß vermieden werden. Geiſtige Arbeit duldet nicht ſo viel Schranken. Beſonders die geiſtige Arbeit der Leute, die ſich mit ihrer Beihilfe aus dem Alltäglichen „auf und ab" retten wollen, wird jede

Bemutterung und Kodifizierung verwerfen. Sie wird frei bleiben. Sie wird auf fürſorgliche Erlaſſe verzichten. Sie will ſich nicht auf paragraphiſche Regelung verlaſſen, ſondern auf ſelbſttätigen Anſchluß und wahlverwandte Werbearbeit. Es werden viele Feldgraue von ſolchen Stunden angeregten geiſtigen Austauſches erzählen können, die man trotz Strammheit im anſtrengenden Dienſt mit Gleichgeſinnten gefeiert hat.

Wenn ein Mann im feldgrauen Rock, der ſchon geiſtig gearbeitet hat — und es handelt ſich hier nur um ſolche —, ſich geiſtig betätigen will, ſo braucht der beileibe nicht der Anregung und Anleitung von militäriſcher Seite. (Etwas anderes ſind natürlich Vorträge und Kurſe für geiſtig Ungeſchulte, etwa in Lazaretten.) Er braucht aber die Beihilfe des Mannes im Zivilrock, im Lehrerkittel oder geiſtlichen Kleidern, des Mannes, dem es vergönnt iſt, trotz des hinbrauſenden Kriegsſturmes bei ſeinen ſtillen Freunden im Bibliothekszimmer zu ſitzen und ſein geiſtiges Ich weiterzupflegen. Dieſer ſoll der Not ſeiner Brüder im Geiſte eingedenk ſein — was leider ſo oft nicht der Fall iſt. Hier ſollte vor allem der Hebel angeſetzt werden. Ohne verſtändnisvolles Mitempfinden und Mitarbeiten des geiſtig tätigen Ziviliſten wird auch der Feldgraue in ſeinen geiſtigen Intereſſen abgeſchnitten bleiben. Das Verſtändnis für das Darben vieler Feldgrauer ſitzt in dem Kreiſe unſerer Intellektuellen nicht tief genug. Es ginge auch ohne „Schul- und Rathausſaal oder Soldatenheim". Der Soldat mag das nicht. Es erinnert ihn vielleicht allzuſehr an den „allgemeinen Dienſtunterricht". Sein Inſtinkt warnt ihn davor. Die militäriſche Aufforderung an Privatleute, ihre Bibliotheken zur Verfügung zu ſtellen, dürfte beiderſeits — bei Zivil und Militär — wenig Anklang finden. Geiſtesleben verträgt keinen Zwang. Der Privatmann ſoll die Bibliothek aus eigenem Antriebe zur Verfügung ſtellen, wenn er Anſpruch erhebt, wirklich ein Kulturmenſch zu ſein. Wenn er ſich darüber klar wäre, daß der Feldgraue auch das Bedürfnis und das Anrecht auf geiſtige Arbeit hat, würde er es von ſelbſt tun. Er denkt offenbar zu wenig daran.

Es ließen ſich die Forderungen ſo zuſammenfaſſen: Nicht Bevormundung und Regelung, ſondern lediglich Fortfall aller Hinderniſſe, nicht militäriſch obligatoriſches Arbeiten, ſondern individuell werbender Gedankenaustauſch. Und vor allem Verſtändnis der Zivilbevölkerung; keine Ullſtein-Bücher, ſondern gediegene Ware. Kein Mißtrauen, ſondern Entgegenkommen.

Der Feldgraue iſt nicht im Kommißrock geboren, ſondern nur hineingeſchlüpft. Er war vorher ein Menſch wie andere und will es auch bleiben. Zwei Feldgraue

Gedanken zur Zeit

Pſeudo-Deutſchtum. Die alldeutſche „Deutſche Zeitung" in Berlin beſchäftigte ſich am 10. Auguſt mit der „Tat". Sie hat ihr vorzuwerfen, daß ſie von H. Fernau, deſſen Name jetzt in folge ſeiner antideutſchen Agitation in der Schweiz („Freie Zeitung", Fälſchung der „Frankfurter Zeitung") durch die Preſſe ging, im März (1916) einen Aufſatz gebracht habe, warum die Deutſchen unbeliebt ſeien, der ſich mit dem Buch von Matiſſe beſchäftigt habe. „Man fragt ſich," heißt es dort, „auf welchem Planeten der Verlag von Eugen Diederichs eigentlich lebt, wenn es möglich war, ihn noch zur Zeit der Fertigſtellung der Märznummer in dieſer Weiſe hereinzulegen." Darauf kann ich nur antworten: Man fragt ſich, wie weit der Verſtand des Artikelſchreibers

reicht, der noch gar nicht gemerkt hat, daß der Aufſatz ein Jahr älter iſt, als wie er annimmt. In Sperrdruck wird weiter behauptet, daß Herr Diederichs ſich eigens Herrn Fernau in Baſel als Referenten beſtellt habe, und dadurch, daß er dem Fernauſchen Buchreferat nichts hinzugefügt habe, mache er ſich zum Mitſchuldigen. Der das behauptet, iſt ein Herr Paul Ruckuck, er ſcheint der neueſte Abonnent zu ſein, der wohl ganz zufällig (?) über die „Tat" geraten iſt. Da aber ſein Urteil von Sachkenntnis nicht getrübt iſt, ſaugt er ſich die Beſtellung des Aufſatzes aus ſeiner Phantaſie, unterſchlägt, daß frühere Jahrgänge öfters den Namen von Fernau als Mitarbeiter zeigen, verheimlicht, daß die „Tat" eine Auseinanderſetzung über das Thema „Warum ſind wir unbeliebt" von den verſchiedenſten Standpunkten aus gebracht hat. Es iſt auch deutlich zu ſehen: Herr Ruckuck weiß noch gar nicht, daß in der „Tat" ſeitens der Redaktion überhaupt keine Vorbehalte gemacht werden, weil die Leſer gewöhnt ſind, ſich mit dem Für und Gegen ſelbſtändig auseinanderzuſetzen. Denn ich perſönlich ſtehe auf dem Standpunkt, es gibt weder einen Normalmenſchen noch eine Normalmeinung, ſondern jede eigene Meinung bildet ſich im Kampf von gegenſätzlichen Meinungen individuell. Alle nur intellektuelle Menſchheit iſt relativ.

Wozu dieſes mit Trompetengeſchmetter begleitete Legen eines Ruckuckseies ins alldeutſche Neſt? Warum dieſe Polemik? Die Alldeutſchen haben es bereits vorher angekündigt, man wolle ſich mit mir beſchäftigen. Grund: Ich habe gewagt, eine Flugſchriftenreihe: „Der Tag des Deutſchen"* herauszugeben, die ſich gegen den Chauvinismus zu Hauſe und im Ausland richtet. Wir haben ſicher keine Papiernot, ſolange Zeitungen noch Platz für ſolche Anrempeleien haben. Man greift ſich an den Kopf: haben denn jetzt, wo die Welt voll neuer Probleme und voll Umgeſtaltung der Erkenntniſſe iſt, führende Berliner Zeitungen nichts Beſſeres zu tun, als ſich auf das Niveau kleinſtädtiſchen Klatſches zu ſtellen?

Darum muß ich noch ein Wort über die Preſſe anfügen. Merkt ſie denn nicht, daß ſich zwiſchen ihr und allen verſtändigen Deutſchen eine weite Kluft auftut, daß ſie gar nicht die Meinung des denkenden Teils unſeres Volkes wiederſpiegelt; einfach, weil ſie größtenteils von Leuten beſorgt wird, die im Auftrag öffentliche Meinungen erzeugen wollen, ſtatt ſich perſönlich verantwortlich zu fühlen. Immer tiefer wird die Kluft zwiſchen denen, die die durch die Preſſe verſtärkte allgemeine Charakterloſigkeit mitmachen, und denen, die auf innere Sauberkeit im Denken und Handeln halten. Seit drei Jahren wird unter der Parole: „Es muß Stimmung fürs Durchhalten erzeugt werden" zugunſten der Parteiſtellung unentwegt gefärbt; wenn es darauf ankommt, wird alle Schwere der inneren und äußeren Lage in optimiſtiſche Redensarten umgebogen. Alle entſcheidenden Fragen für unſer Volk bleiben auf der Oberfläche, denn der Parteiſtandpunkt geht dem eigenen ſelbſtändigen Denken vor. Welche Tageszeitung wagt Aufſätze von Männern zu bringen, die ihre innerſte Überzeugung dazu treibt, etwas anderes zu ſagen, als was die Allgemeinheit hören will? Ein Tintenkuli kennt nur flache Nützlichkeiten, denn ſonſt wird ihm ſeine Stellung gekündigt, aber er redet mit der Poſe der Überzeugung über alles, was zwiſchen Himmel und Erde iſt.

* 1. Otto Baumgarten, Das Echo der alldeutſchen Bewegung in Amerika. M —.80/ 2. Joachim Kühn, Franzöſiſche Kulturträger im Dienſte der Völkerverhetzung. M —.50/ 3. Martin Wenck, Alldeutſche Taktik. M —.80/4. Axel Schmidt, Ruſſiſche Weltverteilungspläne. etwa M —.80.

Aber Anzeichen ſind da, daß freie Geiſter aufſtehen werden und fragen, wohin ſind wir mit dieſem Pſeudodeutſchtum vor und während des Krieges gekommen? Der deutſche Geiſt wird nach dem Krieg mit den Pſeudodeutſchen Abrechnung halten, denn es wird nachgerade unerträglich, inmitten arroganter Beſſerwiſſer und Faſſadenmenſchen in ſeinem Vaterlande zu leben. Der Kampf gegen die Klaſſenpolitik ſetzt bereits ein. „Wir wollen", ruft Friedrich Meinecke aus, „nicht mehr von Junkern und Korpsſtudenten regiert ſein — auch nicht von ſolchen, die ſich ihnen angeglichen haben und deren Zahl größer iſt. Der deutſche Geiſt der Genoſſenſchaftlichkeit und der deutſche Geiſt der Bildung kräftiger, eigenwüchſiger Individuen verlangen das." — „Wir brauchen etwas mehr vom ‚kooperativen' Geiſte an der Stelle des ‚autoritativen Geiſtes'" ſagt Wilhelm Förſter und zeigt es deutlich an folgendem Beiſpiel: Wenn der preußiſche Beamte ſich bereit erklärt hat, irgendeine komplizierte Angelegenheit in Gang zu bringen, ſo ſagt er: Ich werde das Weitere veranlaſſen; der engliſche ſagt: I will try to arrange it. — Arthur Bonus ſpricht im Septemberheft des „Kunſtwart" vom törichten Zähneflet ſchen nach allen Seiten, das manche für „Realpolitik" ausgeben. „Wir leiden an Klaſſendünkel und — trotz allem — an Klaſſenpolitik, an praktiſchem Ausſchluß ganzer Volkskreiſe von der Leitung des Staates, ja an Ächtung ganzer breiter Partei angehörigkeiten, nicht zuletzt an dem widerwärtigen Tonfall der ſogenannten ‚preußiſchen Schneidigkeit'. Unſere leitenden Kreiſe ſcheinen gar nicht zu ahnen, wieviel dieſe ‚Schneidigkeit', auf die ſie ſo ſtolz zu ſein ſcheinen, uns politiſch im Volke ſelbſt wie im Ausland ſchadet."

Es wird nach dem Kriege noch weiteres zu ſagen ſein, wenn Scheuklappen und Maulkorb gefallen ſind und der Blickkreis ſich infolge der bitteren Erfahrungen weitet.

Eugen Diederichs

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Religiöſe Verkündigung Unſer religiöſes Erleben, das neue Kräfte aus dem realen Erfaſſen der Gegenwart gewinnen will, drängt auch nach neuen künſtleriſch ſinnfälligen Formen der Sehnſucht nach Geiſtigkeit. Aber keine Theorie wird ſie bringen, ſie werden entſtehen wie alle wirkliche Kunſt aus dem Lebensgefühl des Einzelnen und ſich ausbreiten in der Gemeinſchaft Gleichgeſinnter.

Kein Geſchäftstheater wird uns eine neue religiöſe Kunſt beſcheren, ſelbſt wenn es mit raffinierter Stimmungstechnik wie Reinhardt arbeitet. Religiös Neues wächſt zuerſt im Verborgenen auf, wie das Kind im Stall zu Bethlehem, es will Gläubige und keine Kritiker, es weiß von ſeiner Wahrheit und braucht ſie ſich nicht erſt beſcheinigen zu laſſen.

So wurde in dieſem Sommer an irgendeiner Stelle in Deutſchland etwas Neues geboren, das ich den erſten Verſuch zu einer kultiſch-religiöſen Handlung nennen möchte. Kein ausgegrübelter Tiefſinn kam zutage, kein billiger Myſtizismus, kein Expreſſionismus, nichts Gewolltes, ſondern ein Kreis von Menſchen gleichen Empfindens ſchuf etwas ganz Schlichtes, das jedermann verſtehen kann. Mittelalterlich-religiöſe Volkskunſt gab den erſten Anſporn. Ein Dichter ſchuf das Wort aus dem Geiſte unſerer Zeit, ein zweiter ſchuf dem Wort die Gebärde, ein dritter die Farbe, ein vierter den muſikaliſchen Klang zum Schreiten im Sprechgeſang. Von den Zuſchauern waren alle innerlich beteiligt, denn ſie waren als Gleichgeſinnte eingeladen. Die Handlung wurde zum Sym-

bol der ſchöpferiſchen Urkraft. Es ſoll nichts Näheres verraten werden, ſondern es ſei nur feſtgeſtellt: Es iſt möglich, ohne die chriſtlichen Legenden auszukommen, um das heilige Feuer im Menſchen, um all das Schöpferiſche des menſchlichen Geiſtes kultiſch zu verherrlichen. Die Feier fand im Walde ſtatt, und die Teilung der Handlung in Gruppen mit Sprechern erinnerte entfernt an die Anfänge des griechiſchen Dramas, das ja aus Hirtenſpielen entſtanden iſt. Jede Gruppe brachte die Worte des Sprechers in ſtrengem Rhythmus mit ſtiliſierter Gebärde ſinnfällig zum Ausdruck, ſie wurden dadurch Handlung und Symbol zugleich. Alle Mitſpieler fanden am Schluß ihre künſtleriſche Zuſammenfaſſung in einem ekſtatiſchen Sprechreigen, der zeigte, daß germaniſche Form innerlich verhaltene Leidenſchaft iſt und nicht etwa rührſelig aufgeputzte Sentimentalität.

Eugen Diederichs

Soziale Arbeitsgemeinſchaft Berlin-Oſt

Das Wort „ſozial“ iſt zwar in aller Munde; aber leider bedeutet es mehr Reden als Tun. Es gehört ſeit einiger Zeit zum guten Ton, dies Wort in ſeinen Sprachſchatz aufzunehmen und zu einem Schauſtück ſeiner Weltanſchauung zu machen. Mitleid mit mißhandelten Kindern, oder wenigſtens „ein Herz“ für „die Armen“ gilt als erforderlich. Das Verantwortungsgefühl aber für die wirtſchaftlichen und geiſtigen Zuſtände der andern Volksſchichten iſt noch immer ſehr gering.

Unſere Hoffnung iſt, daß von der Jugend her neuer Wind weht. Da findet ſich ein wirkliches Teilnehmen an den Nöten der gedrückten Klaſſen, nicht in der ſentimentalen Art früherer Jahrzehnte, ſondern in gemeinſamem Erleben mit den Betroffenen. Was in früherer Zeit ſich nur bei Einzelnen zeigte, die wir jetzt als Propheten einer ſozialen Geſinnung verehren, ſcheint nun weite Kreiſe der neuen Generation zu erfaſſen. Der Krieg wirkt weiter in dieſer Richtung und wird zweifellos, trotz aller zu erwartenden Rückſchläge, auch eine weitere Feſtigung des gemeinſamen Erlebens von hoch und niedrig bringen.

Wer etwa um die Jahrhundertwende Student war, konnte mancherlei von ſozialer Studentenarbeit hören. Getan wurde damals ſehr wenig. Ich bin auf vier Univerſitäten nie einem Studenten begegnet, der praktiſch ſozial gearbeitet hätte, obwohl ich darauf aus war, einen zu finden. Aber auch ſpätere Berührung mit den Arbeiterunterrichtskurſen führte mich nie mit einem Studenten zuſammen, der in einer Arbeiterfamilie freundſchaftlich verkehrt hätte. Trotz der großen Verdienſte der Arbeiterunterrichtskurſe um die Weckung des ſozialen Intereſſes innerhalb der Studentenſchaft war die Zahl derer, die ſelbſttätig in das Leben und Weſen des Arbeiters einzudringen ſuchten, ſehr gering.

Während der letzten Jahre vor dem Kriege hat ſich das weſentlich geändert. Sowohl die ſozialen Beſtrebungen der freien Studentenſchaft wie auch die akademiſche Arbeit des katholiſchen Volksvereins brachte vielfach eine engere Berührung der Studentenſchaft mit beſtimmten Schichten der Arbeiterſchaft zuſtande. Wie wenig aber trotzdem die Verpflichtung zur Mitarbeit an der Verſöhnung der Klaſſen und das Verantwortungsgefühl für die Lage der gedrückten Volksſchichten in das allgemeine Empfinden eingedrungen war, zeigte ſich immer wieder in der Unberührtheit großer Gruppen der Studentenſchaft von allen dieſen Fragen. Typiſch hierfür iſt die Stellung der Bewegung, die wohl am meiſten die Triebkräfte der Zeit in ſich zum Ausdruck gebracht hat, nämlich der freideutſchen Bewegung. Wenn in unſerer Jugend das ſoziale Verantwortungsgefühl bereits vor dem Kriege einen feſten Platz erobert hätte, dann wäre es nicht möglich geweſen, daß es damit in den Wandervogelkreiſen und verwandten Gruppen ſo ſchwach ſtand. Wohl war ein großer Zug zum Volke vorhanden, Liebe zu ſeinen Sitten, Freude an ſeiner Natur und Sinn für ſeine Lieder. Wenn man aber fragen wollte, welche praktiſche Arbeit von dieſen ſo intenſiv dem

Volksleben zugewandten Gruppen ausgegangen ist, so müßte man wohl an allen Orten bisher antworten: Keine oder fast keine. Die Glieder der neuen Bewegung waren, wie es vielleicht natürlich ist, ganz mit sich selbst und ihren eigenen Fragen beschäftigt, so daß sie nicht recht Zeit hatten, ihre Gedanken auf Lage und Schicksal ihrer Volksgenossen zu lenken. Aber ist dieser Tatbestand nicht ein Beweis dafür, daß das soziale Verantwortungsgefühl noch nicht als eine große Macht unser Volk beherrscht? Wer nicht durch ganz besondere Umstände zur sozialen Arbeit geführt wurde, gewann daran keinen Anteil. Man führte wohl auch dort das Wort „sozial" im Munde und bildete sich ein, daß solche Voraussetzungen eines sozialen Verhaltens wie einfache, naturgemäße Kleidung oder freundliches Wesen soziale Taten seien; aber wenn Opfer verlangt wurden, stellte sich heraus, daß eine über die eigenen Bedürfnisse hinausgehende Tätigkeit nicht zu erreichen war.

Es war freilich schwer für die Jugend, zur sozialen Tat zu kommen, da die soziale Arbeit der Alten so sehr den Charakter öffentlicher Maßnahmen und offizieller Vereinstätigkeit trug. Wer konnte sich für die soziale Gesetzgebung interessieren, wenn doch dieselbe so wenig mit dem eigentlichen Volksleben verknüpft war! Die Arbeiterversicherung schien auf dem Wege von den Herzen derer, die damit Gutes schaffen wollten, bis zu den Bureauräumen der Versicherungspaläste, in denen die Auszahlung der Renten angeordnet wurde, zu erstarren. Ähnlich stand es mit der mehr privaten Wohlfahrtspflege, deren Vereine, in den Salons der reichen Häuser entstanden, vielfach überhaupt nicht in die Armenviertel gelangten. Soziale Arbeit war als Wort soweit gedrungen, daß sie ein Erfordernis im Leben gewisser Gesellschaftsschichten war; die wirkliche Beziehung zur sozialen Not aber war so gering, daß vielfach erst ein Objekt für solche Tätigkeit gesucht werden mußte. Es mehrten sich zwar die Zentralstellen, aber die Arbeit in den eigentlichen Armenvierteln wurde vernachlässigt. Es entstanden große Stadtgebiete, in denen es eine soziale Hilfstätigkeit überhaupt nicht gab. Die Kenntnis um die Lage der arbeitenden Bevölkerung ist heute trotz aller aufklärenden Literatur so gering, daß die von den Vereinen aus dirigierte Wohltätigkeit diejenigen Bevölkerungsschichten, die es am nötigsten brauchen, am wenigsten erreicht.

Unter diesen Umständen entstand in vielen von uns der Wunsch, endlich diese Beziehungslosigkeit zwischen denen, die helfen wollten oder vorgaben, helfen zu wollen, und denen, die Hilfe brauchten, aber vielfach verschmähten, aufzuheben und wenn irgend möglich eine Verbindung herzustellen, die zu wirklicher gegenseitiger Kenntnis führte. Es war uns darum zu tun, daß an irgendeiner Stelle dem sozialen Gerede die Tat folgte. Ein Kreis von Menschen, der zur Hilfe bereit war, sollte den Weg bis zu denen, die die Hilfe brauchten, finden; ein Kreis von anderen Menschen, der aufnahmebereit war, sollte von der Opferbereitschaft derer, die es besser hatten, überzeugt werden. Aber ganz abgesehen von Not und Hilfe: Es sollte eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der Menschen entstehen, die sich bis dahin, obwohl sie Volksgenossen und durch tausend Bande der Kultur verknüpft waren, doch sich wie Angehörige verschiedener Völker fühlten und gebärdeten. Es sollte auf diese Weise ein Gesinnungsbund sich sammeln, der einerseits die Verpflichtung zur Änderung der bisherigen Lage der Gedrückten fühlte, der andererseits auch ein neues Verhalten derer, die Rechte beanspruchen, herbeiführen wollte. Engstes Zusammenwohnen, wirkliches Teilen von Lebensbedingungen und Nöten, genaue gegenseitige Kenntnis und Kontrolle erschien hierzu notwendig. Auch mußte durchaus etwas Außerordentliches geschehen, um den Anfang zu machen.

Das Hinausziehen in ein Arbeiter- und Armenviertel war dieser Anfang. Beziehungen zu der umwohnenden Bevölkerung stellten sich nun auf hundert und tausend Wegen ein: durch das Wohnen

in Arbeiterfamilien, durch das Kaufen der Lebensmittel, durch das Zuſammenſein auf der Straße und in Lokalen und auch durch beſtimmte Veranſtaltungen. Hier war die Tätigkeit für die Jugend die Brücke zu einer engeren Gemeinſchaft mit den Erwachſenen. Da in unſeren Großſtadtvierteln im allgemeinen die Jugend überhaupt nicht mehr erzogen wird, boten ſich allerlei Gelegenheiten, den Eltern zur Hand zu gehen. Die Jugend ſelbſt verlangt nach Führung und iſt dankbar für jede Anregung, die ihr hilft, das Einerlei des Aſphalts zu überwinden.

Die opferwillige Begeiſterung der erſten Siedler von Berlin-Oſt warb Mitarbeiter und Nachfolger. Der Kreis vergrößerte ſich bald. Zu der Männerkolonie kam eine Frauenkolonie hinzu. Als der Krieg ausbrach, wohnten mehr als zwanzig Mitarbeiter bei uns, wozu die dreifache Zahl von Helfern kam. In anderen Univerſitätsſtädten hatten ſich gleichgerichtete Gemeinſchaften gebildet. In den drei Jahren des Beſtehens bis zum Ausbruch des Krieges hatte ſich erwieſen, das eine ſolche ſoziale Arbeitsgemeinſchaft im Großſtadtviertel möglich iſt. Vor allem aber hatte ſich gezeigt, daß auf einem kleinen Fleckchen Großſtadtboden eine Verſöhnung der Klaſſengegenſätze, ein wirkliches Zuſammenarbeiten der geſchiedenen Volksſchichten, ein Verſtehen der ſtreitenden Parteien möglich iſt.

Die Erfahrungen des Krieges im Feld und in der Heimat haben unſeren Weg beſtätigt. Wir ſind entſchloſſen, nach dem Krieg die Arbeit mit verſtärkten Kräften fortzuſetzen. F. Siegmund-Schultze

Bericht über den Weſtdeutſchen Jugendtag

Der Weſtdeutſche Jugendtag auf der Loreley am 4. und 5. Auguſt, den über 600 Angehörige aller Bünde aus dem Lande und von der Front beſuchten, faßte folgende Entſchließung:

„Die Freideutſche Jugend ſoll wieder der Name für eine große, freie und lebendige Jugendbewegung werden wie bei ihrer Entſtehung auf dem Hohen Meißner, nicht der Name für eine Jugendpartei. Alle Organiſation hat lediglich dieſer Bewegung die nötigſten techniſchen Dienſte zu leiſten, darf aber nicht wie bisher die Bewegung beherrſchen wollen, ihr Richtung geben und Grenzen ſetzen.

Darum iſt eine neue lediglich dienende Arbeitsorganiſation zu ſchaffen aus freiwillig Bereiten. Die nächſte äußere Aufgabe der Freideutſchen Jugend iſt die Veranſtaltung von Jugendtagen. Die Zeitſchrift „Freideutſche Jugend“ ſoll ein Platz freier Ausſprache über die Jugendfragen werden und erlöſt werden von den ewigen Diskuſſionen über ſich ſelbſt.“

Wie kam es zu dieſer Entſchließung?

Zunächſt das Zuſtandekommen des Tages. Schon einmal hatten ſich über die Grenzen der Bünde hinweg Gleichgeſinnte aus Weſtdeutſchland zur Winterſonnenwende 1916 auf der Erpeler Ley zuſammengefunden. Die dort angeknüpften Verbindungen wurden feſtgehalten und ausgebaut. In den einzelnen Städten tat man ſich zu gemeinſamen Veranſtaltungen zuſammen. Es zeigte ſich überall das dringende Verlangen, ſich kennen zu lernen und über die ſchwebenden Fragen der Jugendbewegung auszuſprechen. Anfang Mai trafen ſich Angehörige aller Bünde in Bonn und beſchloſſen, jenem Verlangen Rechnung zu tragen und zu einem Weſtdeutſchen Jugendtag auf der Loreley aufzurufen. (Drei der unterzeichneten Bünde gehörten nicht dem Verbande der Freideutſchen Jugend an.)

Am Abend des 4. Auguſt 1917 vereinte ſich die Weſtdeutſche Jugend am Feuer. Ein Begrüßungsſchreiben Traubs wurde verleſen. Nominé (Deutſche Akademiſche Freiſchar) und Hagen (Bund Deutſcher Landsgemeinden) redeten. Am nächſten Morgen fand, abgeſehen von den Veranſtaltungen, die dem Ganzen ſein feſtliches Gepräge gaben, eine Beratung ſtatt, an der die Älteren teilnehmen. Man ſprach zunächſt über das Berufsproblem für die Freideutſchen und über die praktiſche Kriegsarbeit. Dann aber drängten ſich andere Betrachtungen in den Vordergrund. „Der Wert dieſes Tages beruht darin, daß er nicht von den verſchiedenen

Bureaus ausging, ſondern einfach ganz privat, ganz lebendig und ſpontan, gar nicht wie in der Maſchinerie der Organiſation die Grenzen der Bünde überflutete. Plötzlich haben wir wieder eine große freideutſche Jugend. Seit dem Hohen Meißner iſt dies wieder das erſte Mal. Dies ſchöne und wichtige Erlebnis ſoll nicht verkümmern, nicht erſticken und nicht ſoll ſich der Bureaukratismus ſeiner bemächtigen" (Wyneken). Es lag nahe, das Verhältnis dieſes Tages zur Organiſation, und überhaupt der Jugendbewegung zum Verband „Freideutſche Jugend" feſtzuſtellen.

Am Morgen ſchon wurde länger über die Frage verhandelt und während der Mittagpauſe fand man die Formulierung, mit der man ſich ohne weitere Erörterung einverſtanden erklärte, weil ſie der Stimmung des Tages treffenden Ausdruck lieh. „Wir ſind mit dem Beſtehenden unzufrieden. Wir ſind kein Verband mehr, ſondern eine Geſinnungsgemeinſchaft. Schütteln wir die Vergangenheit von uns ab! Laſſen wir das Programmemachen! Freideutſch ſind alle, die ſich dazu rechnen, ſind alle freideutſch geſinnten Menſchen." (Hagen).

Darin liegt die Bedeutung des Tages, daß ſeit dem Hohen Meißner zum erſtenmal ſich die Meißnerjugend vereinigte, Jugendgemeinſchaftsbewegung ſowohl wie Jugendkulturbewegung. Selbſtverſtändlich war es, daß Wyneken mitwirkte. Die Bundesgenoſſenſchaft vom Hohen Meißner iſt wieder aufgerichtet. Steht doch das gemeinſame Ziel vor uns allen, wenn wir auch auf verſchiedenen Wegen und in verſchiedenem Tempo ihm zuſtreben.

Ein Zufall iſt es, daß im Weſten zuerſt ausgeſprochen wurde, was im ganzen Reich empfunden und vorbereitet iſt. Man wird in Zukunft nicht mehr ſo viele Kräfte im Streite gegeneinander vergeuden: „Zum Teufel mit der Wühlerei und hoch die alte Sache!"

Walter Scheffels (DAF) und
Paul Vogler (AWV)

(Eine Feſtſchrift mit Bericht wird in Bälde erſcheinen.)

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 3.50, durch die Poſtanſtalten M 3.56, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 3.80, Ausland M 4.25. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von 60 Pf.

Herausgeber Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

9. Jahrgang | Heft 8 | November 1917

Johannes Scherer / Offene oder verkappte Parlamentsregierung?

Wilhelm Stapel hat sich im Augustheft der „Tat" scharf gegen die Einführung der parlamentarischen Regierungsform in Deutschland ausgesprochen. Er geht von der Annahme aus, daß Großkapital und Parlamentsherrschaft innerlich zusammengehören, wie das Beispiel der Westmächte erkennen lasse. Dort erhalte zwar jeder Bürger durch das Wahlrecht sein „ausgezirkeltes und abgeschnittenes Stück Regierungsgewalt" — in Wahrheit regiere aber der Bankherr. Das deutsche Bankkapital betreibe jetzt die Herbeiführung ähnlicher Verhältnisse für das Reich, um dem verhaßten Kriegssozialismus den Garaus zu machen, die künftige Steuerpolitik maßgebend zu beeinflussen und die Schaffung der drohenden Reichsmonopole zu hintertreiben. Unsere braven Sozi seien verbohrt genug, dem Kapital hierbei Vorschub zu leisten. Sie würden zwar unter der Parlamentsregierung an Einfluß gewinnen, aber doch keine entscheidende Rolle spielen und sich durch einige Ministersitze für rückschrittliche Zwecke ködern lassen.

Eine soziale Demokratie müsse ganz anders aussehen. Man mache sich doch frei von dem Wahne, die Parlamentsherrschaft sei für uns erstrebenswert. Die wirklichen Notwendigkeiten seien ins Auge zu fassen: ein Kriegerheimstättengesetz, Kleinwohnungsbau, Kampf gegen Möbelwucher und hundert andere Dinge. Soweit Stapel.

Seine Ausführungen enthalten, wie mir scheint, Richtiges und Falsches in bunter Mischung, so daß sie, statt Klarheit zu bringen, eher Verwirrung stiften werden. Es sei daher gestattet, die Voraussetzungen des oben kurz zusammengefaßten Gedankenganges zu prüfen.

I

Irrig iſt zunächſt die Annahme, in Frankreich beſtehe „die vollendete Demokratie“. Davon kann gar keine Rede ſein, denn in Frankreich iſt das Wahlrecht genau ſo rückſtändig wie bei uns im Reiche. Wir leben zwar im Zeitalter der glänzendſten Entfaltung der Technik. Unſere Maſchinen und Meßgeräte ſind von wunderbarer Genauigkeit und Feinheit. Über das ganze Reich zweckmäßig verteilte Wetterwarten meſſen den jeweiligen Luftdruck mit der größten Genauigkeit, ſo daß wir uns ein ſehr zuverläſſiges Bild von den vorhandenen Luftſtrömungen machen können — aber wenn es gilt, die im deutſchen Volk herrſchenden politiſchen Strömungen zu erforſchen und wirkſam zu machen, ſo bedienen wir uns der denkbar gröbſten und plumpſten Werkzeuge. Denn ein ſolches iſt unſer Mehrheitswahlrecht. Unter Umſtänden hängt es von einer einzigen Stimme ab, ob ein Wahlkreis einen Sozialiſten oder einen Konſervativen in den Reichstag ſendet. Die oft ſehr bedeutenden Minderheiten fallen glatt unter den Tiſch. Wie troſtlos ſind die Ausſichten für einen Nationalliberalen in Aachen, einen Konſervativen in Hamburg, einen Zentrumswähler in Dresden, einen Sozialiſten in Paſſau! Und wie verderblich wirken die Stichwahlverträge auf die politiſche Gewiſſenhaftigkeit ein!

Alle dieſe Übelſtände verſchwinden bei der Bildung größerer Wahlkreiſe mit Verhältniswahlverfahren. Wenn auf jeden Wahlkreis etwa ein Dutzend Abgeordnete entfallen, erhalten auch kleine Minderheiten die ihnen gebührende Vertretung. Der Wahlkampf würde viel ruhiger geführt werden können, da eine Handvoll Stimmen nirgend mehr den Ausſchlag gäbe. Die nervöſe und ungeſtüme Hetze der früheren Wahlkämpfe wäre ganz zwecklos geworden und man könnte dem Volke häufiger Gelegenheit geben, ſeine Stimme in die Wagſchale zu werfen. Die jetzige fünfjährige Wahlperiode iſt ja viel zu lang!

Wir haben im Reiche jetzt ſchon Verhältniswahlen — bei der Beſetzung der Kaufmannsgerichte. Für ſo nebenſächliche Dinge wie Reichstagswahlen genügt das alte Verfahren — ein deutlicher Beweis dafür, wie ſehr Wahlrechtsfragen Machtfragen ſind. Sonſt könnte ja auch der haarſträubende Unfug unſerer Wahlkreisabgrenzung ſich nicht bis heute erhalten haben, der auf einer Volkszählung aus den ſechziger Jahren beruht. So hat denn der kleinſte Wahlkreis (Lippe) 10000, der größte (Teltow) 250000 Wähler. Im Jahre 1912 brachten die Konſervativen in ihren Zwergwahlkreiſen mit rund 300000 Stimmen bei den Hauptwahlen 27 Abgeordnete durch, während die Sozialdemokratie mit der gleichen Stimmenzahl in den Rieſenkreiſen Teltow und Berlin VI nur 2 Sitze erobern konnte.

Nach dem Geſagten dürfte kein Zweifel mehr beſtehen, daß die derzeitigen parlamentariſchen Mehrheiten erſchlichene Scheinmehr-

heiten ſind — bei uns ſo gut wie im Auslande, wo ganz dieſelben Übelſtände herrſchen. Die begünſtigten Parteien haben eben nirgendwo Luſt, den Aſt abzuſägen, worauf ſie ſelbſt ſitzen. Nur Verhältniswahl und Neuverteilung der Sitze nach jeder Volkszählung kann hier helfen. Durch dieſe Reformen würden wir eine Volksvertretung bekommen, die die im Volke herrſchenden Strömungen viel vollkommener wiederſpiegelte als das heutige Zerrbild.

2

Stapel überſieht ferner, daß in den weſtlichen Demokratien ganz andere Verhältniſſe vorliegen wie bei uns.

Im Ernſte kann zum Beiſpiel die franzöſiſche, engliſche oder amerikaniſche Durchſchnittsbildung ſich neben der unſrigen nicht behaupten. Die Zahl der Schriftunkundigen in jenen Ländern zeigt dies deutlich genug. Nur die Schweiz, Holland ſowie Skandinavien brauchen hier mit uns keinen Vergleich zu ſcheuen.

Sodann ſind die Preſſeverhältniſſe bei uns weit geſunder. Die Käuflichkeit von Zeitungen iſt in Deutſchland glücklicherweiſe eine äußerſt ſeltene Ausnahmeerſcheinung.

Dieſe Dinge ſind aber im politiſchen Leben von ungeheurer Bedeutung. Jedenfalls darf man ohne Überhebung ſagen, daß die deutſche Arbeiterwelt nicht den zehnten Teil des albernen Gewäſches glauben würde, das man den urteilsloſen Zeitungsleſern im Lager unſerer Feinde vorzulügen wagt. (Vgl. die Leichenfettangelegenheit!)

3

Weiterhin nimmt Stapel anſcheinend an, bei uns gebe es eine unabhängige, über den Parteien ſtehende Regierung. Dieſer verhängnisvolle Irrtum führt ihn zu ganz unrichtigen Schlüſſen. In Wirklichkeit hatten wir bisher eine konſervative Parteiregierung, die es niemals wagte, den ſchroffen Äußerungen der Selbſtſucht in den Kreiſen der äußerſten Rechten entgegenzutreten. Das iſt weiter nicht zu verwundern, denn wir haben immer eine reine Beamtenregierung gehabt und es iſt bekannt, daß bei der Zulaſſung zur Verwaltungslaufbahn die Abſtammung des Bewerbers ſowie ſeine Empfehlung durch einflußreiche Leute eine große Rolle ſpielen. Es ſteckt ein winziges Körnchen Wahrheit in dem Scherzwort von dem Oberlandesgerichtspräſidenten, der größenwahnſinnig wurde, weil er ſich einbildete, er ſei zum Regierungsreferendar ernannt worden. Dieſe konſervative Beamtenregierung wurde dem Reichstage bislang einfach „auf die Naſe geſetzt", ohne daß man es für nötig hielt, mit den Mehrheitsparteien über die Beſetzung der leitenden Ämter irgendwie Fühlung zu nehmen.

Es leuchtet aber ohne weiteres ein, daß ein Kanzler nur regieren kann, wenn er eine Mehrheit im Reichstage hinter ſich hat. Die Ab-

hängigkeit vom Parlament iſt alſo auch bei uns längſt vorhanden. Bülow mußte beiſpielsweiſe mit ſeiner — ach ſo beſcheidenen — Nachlaßſteuer verſchwinden, als die Konſervativen ſich entſchloſſen hatten, dieſen Geſetzentwurf um jeden Preis zu Fall zu bringen.

In Preußen tritt das noch deutlicher in Erſcheinung. Die Konſervativen verſtümmelten das große Kulturwerk des Mittellandkanals (welch ein Glück, wenn wir ihn jetzt hätten!) und die Regierung beugte ſich. Der „Kanalrebell" von Dallwitz iſt heute kaiſerlicher Statthalter in Elſaß-Lothringen. Bezeichnend iſt auch, das die preußiſche Regierung mitten im Weltkriege die Einbringung eines Fideikommißgeſetzes für angebracht hielt, eines Geſetzes, daß für einen kleinen Perſonenkreis ein Ausnahmerecht weiter ausgeſtalten und verewigen wollte. Nie hat dagegen die angeblich über den Parteien ſtehende Regierung einen Finger gerührt, um die Ungerechtigkeiten unſerer Wahlkreisgeometrie zu beſeitigen, obgleich die Minderheit im Reichstage wie auch im preußiſchen Abgeordnetenhauſe Jahr um Jahr hierfür kämpfte. Man wollte eben verhüten, daß die konſervativen Sitze auf das richtige Maß zuſammenſchmölzen.

Das Abhängigkeitsverhältnis der Regierung vom Parlament iſt alſo da, es wird nur verſchleiert. Man will den Schein der unabhängigen, über den Parteien ſchwebenden Regierung aufrechterhalten. Wichtiger als der Schein iſt aber das Sein!

Man darf füglich bezweifeln, ob bei der oben dargelegten Sachlage die Ernennung der leitenden Reichsbeamten über den Kopf des Reichstages hinweg zweckmäßig iſt. Sie erweckt peinliche Erinnerungen an die Zeiten des Abſolutismus und erſchwert das gedeihliche Zuſammenwirken. Das Natürliche und Gegebene wäre doch wohl eine vorherige Verſtändigung mit der Reichstagsmehrheit. Es iſt aber dabei nicht erforderlich, daß man die Miniſter nun ganz oder teilweiſe aus dem Kreiſe der Abgeordneten nimmt, wenngleich das in vielen Fällen zweckmäßig ſein wird. Jedenfalls würde eine ſolche Regierung viel reibungsloſer und erfolgreicher mit der Volksvertretung zuſammen arbeiten können.

Bisher ſtand all dem allerdings die Zerſplitterung unſeres Parteiweſens entgegen. Der Rechten konnte eine geſchloſſene Linke ſolange nicht entgegentreten, als das Bürgertum ſich durch das ſozialdemokratiſche Schreckgeſpenſt bange machen ließ. Damit iſt's jetzt endgültig aus: das Schwenken des roten Lappens hilft nichts mehr! Wir nähern uns langſam dem Zweiparteienhauſe — wenn auch die Namen der alten Gruppen einſtweilen bleiben mögen.

Mir ſcheint, daß dies alles eine ganz naturgemäße Entwicklung wäre und daß wir auf dieſem Wege allmählich zu der von Stapel ſo ſehnlich gewünſchten ſozialen Demokratie kämen. Oder weiß vielleicht

Stapel einen anderen, beſſeren Weg? Er ſchweigt ſich darüber in ſeinem Aufſatze völlig aus.

Im übrigen hat ſich die Parlamentsherrſchaft in Holland, Skandinavien und in der Schweiz ſehr gut bewährt. Wenn man ſchon vergleichen will, ſollte man wenigſtens ſtammverwandte Länder von einer der unſeren einigermaßen entſprechenden Kulturhöhe zum Vergleich heranziehen.

Sollte es wirklich für uns ſo heilſam ſein, daß wir eine verkappte konſervative Parteiregierung behalten, die ohne unſer Zutun vom Träger der Krone aus einem engbegrenzten Perſonenkreiſe ausgewählt wird?

Arthur Feiler*
Das Weltreich der deutſchen Arbeit

Am 23. März 1905 ſprach bei einer Denkmalseinweihung in Bremen Kaiſer Wilhelm II. die folgenden Sätze: „Ich habe mir gelobt, auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geſchichte, niemals nach einer öden Weltherrſchaft zu ſtreben. Denn was iſt aus den großen ſogenannten Weltreichen geworden? Alexander der Große, Napoleon der Erſte, alle die großen Kriegshelden, im Blute haben ſie geſchwommen und unterjochte Völker zurückgelaſſen, die beim erſten Augenblick wieder aufgeſtanden ſind und die Reiche zum Zerfall gebracht haben. Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, ſoll darin beſtehen, daß vor allem das neuerſchaffene Deutſche Reich von allen Seiten das abſoluteſte Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen ſoll und daß, wenn man dereinſt vielleicht von einem deutſchen Weltreich oder einer Hohenzollernweltherrſchaft in der Geſchichte reden ſollte, ſie nicht auf Eroberungen begründet ſein ſoll durch das Schwert, ſondern durch gegenſeitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen ſtrebenden Nationen, kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter ſagte: ‚Außenhin begrenzt, im Innern unbegrenzt.‘“

* Der Verfaſſer iſt Redakteur an der „Frankfurter Zeitung“, und dieſer Aufſatz iſt ein Abdruck aus ſeiner Schrift „Handelspolitik und Krieg“, Geſpräche in Deutſchland und Öſterreich. Verlag Veit & Co., Leipzig, 1916. M 1.20. Auf dieſem Aufſatz bauen ſich dann Erörterungen auf, um zum Nachdenken anzuregen, auf welchen Grundlagen ſich unſere zukünftigen wirtſchaftlichen Beziehungen geſtalten ſollen, zumal mit Öſterreich. Man bekommt aus der vorzüglich geſchriebenen Schrift einen klaren Eindruck über die Probleme, die der Löſung harren. Vielleicht iſt das Zeitalter der freien Produktion geſchloſſen, und wir treten in das Zeitalter der organiſierten Produktion ein, bei der die ganze Induſtrie in Zwangsſyndikaten zuſammengeſchloſſen wird unter Selbſtverwaltung der Induſtriellen, aber mit ſtarken Aufſichts- und Einflußrechten des Staates. Red.

Das Wort iſt weniger als andere in der Erinnerung geblieben. Und doch war es ein Bekenntnis in denkwürdiger Stunde: der Kaiſer ſtand, als er es ſprach, vor der Fahrt nach Marokko. Zum erſten Male hatte die Einkreiſungspolitik ihre unheilvolle Feindſeligkeit gegen Deutſchland offen gezeigt: die nordafrikaniſchen Aufteilungspläne der Entente zwangen das Deutſche Reich, aus ſeiner Zurückhaltung herauszutreten und laut vor der Welt zu bekunden, daß es da ſei und ſich nicht ohne Beachtung und Rückſicht beiſeite ſchieben laſſe. Deutſchland beanſpruchte ſeinen „Platz an der Sonne". Aber gerade in dieſem Augenblicke ſprach der deutſche Kaiſer aus, was bis dahin der Inhalt der deutſchen Politik geweſen war und es weiterhin bleiben ſollte: kein Streben nach öder Weltherrſchaft mit Unterjochung fremder Völker, keine Weltreichgründung durch kriegeriſche Eroberung — ſondern ein vertrauensvolles Zuſammenleben der Nationen in friedlichem Wettbewerb der Kultur und der Wirtſchaft. Deutſchland verlangte, daß man es arbeiten laſſe. Das war das einzige, worauf immer wieder alles ankam. Raum zum arbeiten ſollte man uns gönnen; dieſe Gleichberechtigung forderten auch wir ſpät Gekommenen, daß man uns nicht ausſchließe von der Mitarbeit am Weltenſchickſal, daß man die Welt nicht auch fernerhin unter ſich aufteile ohne uns. Nicht Herrſchaft durch Gewalt erſtrebten wir. Den Platz für unſere Leiſtung aber und ihren Rang mußten wir haben, neben und mit den andern, die nach gleichen Zielen ſtrebten.

Vierundvierzig Jahre, von der Gründung des Reiches an, war dies unſer Weg. Und gerade jetzt, mitten im furchtbarſten Kriege der Weltgeſchichte, der ſcheinbar alle früheren Daſeinsgrundlagen der Einzelnen wie der Völker umſtürzt, ſoll man ſich klar machen, was wir dieſer Politik der friedlichen Selbſtbeſchränkung verdanken. Wir haben unſeren äußeren Machtbereich kaum vermehrt, haben auch an der Kolonialpolitik nur in beſcheidenem Umfange teilgenommen, aber dafür ſind wir um ſo mehr im Inneren gewachſen an Volkskraft und Volksreichtum. Statt fremde Völker zu unterwerfen, haben wir unſer eigenes Volk vermehrt und alle ſeine Kräfte zu entwickeln geſucht. Statt andere zu knechten und auszubeuten, haben wir uns mit ihnen in friedlicher Arbeitsteilung vereinigt; ſtatt fremden Boden zu erobern, haben wir uns damit begnügt, ſeine Früchte gegen den Ertrag unſerer Arbeit zu tauſchen, zum gleichen Vorteil für alle. Und wir ſind gerade dadurch das geworden, was wir heute ſind, ſo groß und ſo kraftſtrotzend, daß wir ſelbſt einer Koalition, wie ſie ſich jetzt gegen uns zuſammengeballt hat, ſiegreich zu widerſtehen vermögen. Wir haben uns gerade dadurch ein Weltreich gewonnen: Das Weltreich der deutſchen Arbeit, das ſich bis zum Kriegsausbruch in friedlichem Wirken über den ganzen Erdball erſtreckte, das freilich nicht an der Zahl der beherrſchten Quadrat-

kilometer zu meſſen iſt, aber deſſen Macht und Feſtigkeit durch nichts ruhmvoller erwieſen werden kann, als durch die Leiſtungsfähigkeit unſeres Volkes in dieſem Kriege.

Bei Gründung des Reiches lebten 41 Millionen Menſchen auf deutſchem Boden, im letzten Friedensjahre aber waren es um reichlich zwei Drittel mehr, nämlich 68 Millionen, und dieſe ganzen 68 Millionen lebten im Durchſchnitt beſſer, reichlicher, als die 41 Millionen vier Jahrzehnte vorher. Das iſt, bei aller Entfernung vom Ideal, eine ungeheure, von keinem anderen Volke erreichte Leiſtung; es iſt das Ergebnis der mit größter Kraftanſpannung in die Breite wie in die Tiefe ausgebauten Arbeit. Deutſchland war das Land der Arbeit geworden. Unter dem Drange der durch die Bevölkerungsvermehrung verſchärften Konkurrenz arbeitete der Einzelne, trotz mannigfacher Beſchränkungen der Arbeitszeit, mehr als früher, und es arbeiteten mehr Menſchen als früher mit: die Erwerbstätigen in Landwirtſchaft, Induſtrie, Handel und Verkehr machten 1882 35,4 Prozent der Geſamtbevölkerung aus, 1895 ſchon 36,4 und 1907 gar 39,7 Prozent: man weiß, wie in den letzten Jahren vor dem Kriege unter dem Zwange der damals herrſchenden Teuerung gerade auch die Frauen und Mädchen in die Fabriken und Kontore drängten, eine Vorbereitung auf die Notwendigkeiten unſerer Kriegswirtſchaft, in der jetzt in immer wachſendem Maße die Frauen die einberufenen Männer erſetzen.

Das war das eine: die Vermehrung der geleiſteten Arbeit als ſolcher. Das andere, noch viel mehr Ausſchlaggebende aber war die Vermehrung des Arbeitsertrages durch die Intenſivierung der Arbeitsmethoden und der Arbeitsorganiſation. Menſchen und Leiſtungen auf eine qualitativ immer höhere Stufe zu heben, das war die Loſung. Schule und Sozialpolitik ſetzten den Arbeiter in den Stand, auch die komplizierten Maſchinen auf dem Felde und in der Fabrik zu bedienen, Wiſſenſchaft und Technik (und in manchen Gewerbezweigen allmählich auch die Kunſt) ſtellten ſich in den Dienſt der Betriebsleiter in Landwirtſchaft und Induſtrie, und mit allen Kräften war man beſtrebt, die Verwertung der wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe für die wirtſchaftliche Arbeit auszubauen und zu vertiefen. Die Organiſation des Kredits ging damit Hand in Hand. Deutſchland war, als das Reich gegründet wurde, ein kapitalarmes Land, und es blieb, auch als der Reichtum wuchs, ein Land zerſplitterten Kapitalbeſitzes, in dem der mutige Unternehmer nur allzu oft des Kapitals entbehrte, das er zur Ausführung ſeiner Unternehmungen nötig hatte. Die Abhilfe bot für Handel und Induſtrie die oft geſcholtene und ſchließlich doch in der ganzen Welt bewunderte Organiſation unſeres Bankweſens, die die kleinen Sparkapitalien in Tauſenden von Kanälen aus dem ganzen

Lande zuſammenführte, um ſie in der Form des Kredits oder der Wertpapierausgabe an die Stellen zu leiten, wo ſie am lohnendſten Verwendung finden konnten. Für die bäuerliche Landbevölkerung aber bot die gleiche Abhilfe die wunderbare Entwicklung unſeres Genoſſenſchaftsweſens, das einer allzu einſeitig induſtriellen Entwicklung entgegenwirkte, indem es die ländlichen Spargelder auf dem Lande feſthielt und, den Bauer vom Wucher befreiend, ſie wieder als billige Kreditquelle dem Lande zuführte.

Fleiß, Wiſſenſchaft und Organiſation, das waren ſo die Mittel, dank denen wir das Wachstum unſerer Bevölkerung nicht als eine Bedrohung für die Exiſtenz der vorhandenen Menſchen, ſondern als den koſtbarſten Reichtum unſerer Nation anſehen durften. Ein ganz anderes Volk ſind wir unter dem Zwange dieſes gewaltigen Problems geworden; und auch an Schattenſeiten hat es der Entwicklung nicht gefehlt. Unſere landwirtſchaftliche Bevölkerung iſt im ganzen erhalten geblieben, aber ſie vermochte von dem Bevölkerungszuwachs nichts aufzunehmen, weil die innere Koloniſation, die Aufteilung von Großgrundbeſitz in Bauernland, kaum ſo ſchnell vorankam wie umgekehrt die Fideikommißbildung, die ewige Bindung von landwirtſchaftlichem Boden in der Hand einzelner großer Familien, und weil infolgedeſſen vor allem die menſchenleeren Gebiete des oſtelbiſchen Großgrundbeſitzes immer von neuem ihre Jugend in die Städte ſchickten: die Zahl der in der Landwirtſchaft Erwerbstätigen mit ihren Angehörigen, 1882 noch 19,22 Millionen, ſank bis 1907 auf 17,68 Millionen, von 42 auf 28½ Prozent der Geſamtbevölkerung. Der Verluſt der Landbevölkerung aber und der Zuwachs an Menſchen fand vor allem Platz in der Induſtrie (Erwerbstätige und Angehörige 1882 16,06 Mill., 1907 26,39 Mill.) und in Handel und Verkehr (1882 4,53 Mill., 1907 8,28 Mill.), die zuſammen ſchon 1907 55,8 Prozent der Geſamtbevölkerung (1882 erſt 45 Prozent) umfaßten. Deutſchland wurde ſo — denn dieſe Bewegung hat ſich ſeit der letzten Berufszählung fortgeſetzt und geſteigert — durch ſeinen Bevölkerungszuwachs aus einem überwiegenden Agrar- zu einem überwiegenden Induſtrie- und Handelsſtaat. Es wurde, wenn auch in weiten Teilen des Reiches, vor allem im Süden und Weſten, eine glückliche Dezentraliſation der Menſchen mehr oder minder erhalten blieb, in wachſendem Maße zu einem Stadtvolk (1910 lebten in Städten mit mehr als 100000 Einwohnern ſchon 21,1 Prozent und in Städten mit mehr als 20000 Einwohnern etwa 34,5 Prozent der Geſamtbevölkerung). Es wurde zu einem Volk der Aktiengeſellſchaften und der gewerblichen Großbetriebe und leider noch bei weitem nicht genug zu einem Volk des bäuerlichen Familienbetriebs. Das Ergebnis aber war: der Arbeitsertrag ſtieg, er ſtieg noch ſchneller als die Bevölkerung. Er ſtieg in der Landwirtſchaft, die in

den letzten 25 Jahren, während der Umfang des Ackerbodens ſich kaum veränderte, durch beſſere Bodenbearbeitung und außerordentlich geſteigerten Gebrauch von Dünger und von Maſchinen, ihre Ernten um mehr als zwei Drittel zu ſteigern und gleichzeitig auch den Viehbeſtand außerordentlich zu vermehren vermochte. Er wuchs in der Induſtrie, in der man mit dem Staatsſekretär Dr. Helfferich als Ergebnis allein des letzten Vierteljahrhunderts wohl eine Verdreifachung der induſtriellen Leiſtung anſehen darf. Die „nationale Dividende" ſtieg; gewaltig wuchs die Summe an Gütern aller Art, die in Deutſchland erzeugt und mit der dadurch erhöhten Kaufkraft aller Schichten auch in Deutſchland verbraucht werden konnten — wenn und ſoweit Bedarf und Erzeugung in Deutſchland ſelbſt einen Ausgleich zu finden vermochte.

Das aber war doch nur teilweiſe möglich. Denn ſo viel wir dem heimiſchen Boden auch durch Fleiß und Wiſſen abrangen, wir konnten doch aus ihm nicht alles das ziehen, was ein wachſendes, auch in ſeinen Anſprüchen wachſendes Volk in ſteigendem Maße nötig hatte: nicht die Stoffe, die er überhaupt nicht oder nur ganz unzureichend hervorzubringen vermag, wie Baumwolle, Kupfer, Erze, Felle, Seide, Kautſchuk, Kaffee, Erdöl uſw., und auch nicht die übrigen, die, wenn wir ſie ſelbſt hätten herſtellen wollen, uns eben die Möglichkeit zu anderer, lukrativerer Erzeugung abgeſchnürt hätten, wie, um nur ein Beiſpiel zu nennen, die Wolle, zu deren Gewinnung wir rieſige Schafherden auf rieſigen Weideflächen hätten halten müſſen, die uns, mit Korn und anderer Frucht beſtellt, ſehr viel höheren Ertrag lieferten. Auf der anderen Seite aber war die induſtrielle Erzeugung doch noch viel größer als die heimiſche Verbrauchsfähigkeit für dieſe Produkte, in ſo außerordentlichem Maße ſelbſtverſtändlich mit dem Wachstum der heimiſchen Bevölkerung und mit der Erhöhung ihres Arbeitsertrages auch die Aufnahmefähigkeit des heimiſchen Marktes ſtieg. So gab es nur ein Mittel für uns: den Kreislauf des Warenaustauſches immer weiter und immer ſtärker über unſere Grenzen hinaus zu erweitern, alſo in immer wachſendem Maße uns in die Weltwirtſchaft zu verflechten. Fremden Boden durch den Kauf von Rohſtoffen und Nahrungsmitteln uns nutzbar zu machen und dieſe Käufe zu bezahlen durch die — immer hochwertiger zu geſtaltende — Arbeit unſerer Köpfe und unſerer Hände, das mußte die Aufgabe ſein. Die Ziffern des deutſchen Außenhandels zeigen, in welchem Maße dieſe Aufgabe erfaßt und gelöſt worden iſt: die Summe der Ein- und Ausfuhr, die noch vor 20 Jahren ſich auf $6\frac{1}{2}$ Milliarden Mark beſchränkte, betrug 1907 bereits 15, 1913 gar 21 Milliarden Mark.

Das war die Löſung des Problems. Ohne die Einfuhr wären wir verarmt, weil wir unſere Arbeit weniger ertragreichen Zweigen hätten

zuwenden müſſen und doch nicht das hätten hervorbringen können, was wir brauchten; ohne die Ausfuhr wären wir erſt recht verarmt, weil wir nur mit ihr die Einfuhr bezahlen konnten. Wir hatten wirklich nur die Wahl, Waren oder Menſchen zu exportieren. Und bis in die Mitte der neunziger Jahre, um die dann der große induſtrielle Aufſchwung einſetzte, haben wir ja auch in traurigem Umfange Menſchen exportiert, ſtieg doch die deutſche Auswanderung damals bis auf 220000 Menſchen in einem einzigen Jahre. Durch den Warenexport aber konnten wir von da ab die Menſchen im Lande halten: Wir ſiedelten ſie an in dem Weltreich der Arbeit, das wir uns ſchufen. Von dem Wert der deutſchen gewerblichen Bruttoproduktion, der nach Eulenberg auf 54 Milliarden Mark im Jahr zu veranſchlagen iſt — von der deutſchen Netto-Geſamterzeugung macht die landwirtſchaftliche Produktion mit 11 bis 12 Milliarden netto etwa ein Viertel, die gewerbliche Produktion mit 35 Milliarden Mark netto etwa drei Viertel aus — ging in der letzten Friedenszeit etwa ein Sechſtel über unſere Grenzen: ein Sechſtel der gewerblich tätigen Bevölkerung lebte alſo ausſchließlich von der Arbeit für den Export. Das ſind allein einſchließlich der Angehörigen ſchon etwa 5 Millionen Menſchen. Zu ihnen kommen aber noch alle die, die nun wieder aus dem Verbrauch dieſer 5 Millionen ihren Lebensunterhalt beziehen. Es kommen hinzu die gewaltigen Intereſſen unſeres auswärtigen Kapitalbeſitzes, unſerer überſeeiſchen Unternehmungen, unſeres Exporthandels und unſerer Seeſchiffahrt; man ſieht, wie dieſes deutſche Arbeitsweltreich ein unentbehrlicher, immer wachſender Beſtandteil unſeres ganzen nationalen Daſeins geworden iſt. Und auch den Gewinn, den die Ziffern nicht zeigen, wollen wir wahrlich nicht gering ſchätzen: die ununterbrochene Anregung und Stählung, die der Wettbewerb auf den von allen umſtrittenen Märkten unſerer ganzen Arbeit täglich bringt, und die Erziehung zu großem Planen und weitſichtigem Denken, die Befreiung von der Enge der Kirchturmsintereſſen, die der Blick über das Meer dem ſeefahrenden, weltwirtſchaftenden Volke gibt!

Deshalb: wenn wir einfach von dem ausgehen, was wir brauchen, und danach das handelspolitiſche Kriegsziel Deutſchlands aufſtellen, ſo kann die Antwort kurz ſein. Das erſte und wichtigſte iſt uns das, was wir hatten. Das Weltreich der Arbeit, das in Einfuhr und Ausfuhr, in Welthandel und Seeſchiffahrt, in freier induſtrieller und finanzieller Betätigung jenſeits der politiſchen Grenzen beſtand, dieſes Weltreich der Arbeit, das uns erſt die Möglichkeit gegeben hatte, unſeren großen Bevölkerungszuwachs im Lande zu behalten und trotzdem unſerem Volke beſſere Arbeit und reichlicheres Brot als vordem zu geben — das wollen wir auch künftig pflegen und ausbauen können. Jetzt liegt dieſes Weltreich der deutſchen Arbeit zum allergrößten Teil

jenſeits der Schützengräben und der feindlichen Minengürtel in der Hand unſerer Gegner, die, ohne es ausbeuten zu können, darin neben unſeren Kolonien das weitaus wichtigſte Fauſtpfand gegen uns ſehen — wir wollen es wieder haben und neu beſitzen, ſtärker fundiert, weiter erſtreckt, gegen alle Angriffe noch beſſer geſichert. Denn bekämen wir das nicht heraus, ſo hätten wir trotz des Sieges den Krieg verloren.

Die deutſche Ausfuhr hat ſich in einer einzigen ſiebenjährigen Konjunkturperiode* um $3^1/_4$ Milliarden Mark oder um faſt 50 Prozent vermehrt. Sie ſank gerade in den Jahren der Stockung (1908 und 1909) und hob ſich dann gerade gewaltig während der Jahre des Konjunkturaufſtiegs. Der deutſchen Induſtrie und der deutſchen Induſtriebevölkerung war, daran iſt ein Zweifel nicht möglich, vor dem Kriege der Inlandsmarkt endgültig zu klein geworden; wir müſſen exportieren,

1913	Einfuhr		Ausfuhr	
	in Millionen Mark			
Rohſtoffe	5003,5	46,5 %	1518,0	15,0 %
Halbfertige Waren	1238,8	11,5 %	1139,4	11,3 %
Fertige Waren	1478,8	13,7 %	6395,8	63,3 %
Nahrungs- und Genußmittel	2759,5	25,6 %	1035,9	10,3 %
Lebende Tiere	289,7	2,7 %	7,4	0,1 %
Im ganzen	10770,3	100 %	10096,5	100 %

um leben zu können. Und wir müſſen exportieren, um die Einfuhr zu bezahlen, die wir brauchen. Die vorſtehende Tabelle zeigt die Gliederung des deutſchen Außenhandels für das letzte Friedensjahr: gegenüber einer Ausfuhr, von der 63,3 Prozent auf fertige Waren entfallen, ſteht eine Einfuhr, an der allein fremde Rohſtoffe mit 46,5 Prozent, Nahrungs- und Genußmittel mit weiteren 28,3 Prozent beteiligt ſind; das kennzeichnet das deutſche Weltreich der Arbeit ohne viele weitere Worte.

Die Grundtatſachen unſerer Wirtſchaft, die in dieſen Ziffern aufgezeigt ſind, hatten in den erſten Kriegsmonaten, als Erzeugung und Verbrauch ſich vollſtändig umſtellen mußten, manche vergeſſen. Sie waren ſchnell bereit, einen neuen Glauben anzunehmen und das, was nur als erläuterndes Bild nützlich ſein konnte, als Wirklichkeit zu predigen: daß nämlich jetzt der geſchloſſene Handelsſtaat eingeführt ſei und daß es nun auch nach dem Kriege dabei zu bleiben hätte. Dieſer kühne Schluß aus der Kriegs- auf die Friedenswirtſchaft iſt nicht mehr gefährlich. Denn die erſte Vorbedingung, den Gedanken ſo, wie er zuerſt ausſah, in die Tat umzuſetzen, wäre ungefähr, daß das Reich die

* Vgl. Feiler, Die Konjunktur-Periode 1907—1913 in Deutſchland, Jena 1914.

rund 2 Milliarden Mark monatlicher Kriegskoſten, die es gegenwärtig* ausgibt, auch im Frieden weiter monatlich verausgabte und — durch Steuern erhöbe, und dafür wird die Leidenſchaft nirgends ſonderlich groß ſein! In Wahrheit leben wir eben jetzt gar nicht im geſchloſſenen Handelsſtaat, deſſen Weſen doch das ſein ſoll, daß in ihm Erzeugung und Verbrauch ſich vollſtändig ausgleichen, ſo daß die Erzeugung nur für den heimiſchen Markt arbeitet und umgekehrt nur das verbraucht wird, was die heimiſche Erzeugung liefert. Statt deſſen haben wir bekanntlich noch immer einen gar nicht unbeträchtlichen Warenaustauſch mit den Neutralen an unſeren Landgrenzen, wir beziehen Waren von ihnen und bemühen uns, ſie ſoweit als möglich (der Stand der Valuta zeigt, daß es nicht in vollem Umfange möglich iſt) durch Warenausfuhr zu bezahlen. Wir verbrauchen ferner nicht nur das, was wir erzeugen, ſondern in größtem Stile auch das, was wir an Vorräten aller Art beſaßen, wobei wir nur bedauern, daß dieſe Vorräte nicht noch größer waren. Und daraus folgt ſchließlich das Entſcheidende, daß in unſerem „geſchloſſenen Handelsſtaat" Erzeugung und Verbrauch ſich keineswegs ausgleichen, ſondern daß der Verbrauch erheblich größer iſt als die Erzeugung. Das Mißverhältnis iſt bei uns geringer als bei unſeren Gegnern: es iſt in Frankreich noch größer als bei uns, weil das Land durch unſere Okkupation den größten und wichtigſten Teil ſeiner induſtriellen Produktionsſtätten eingebüßt hat und deshalb in rieſigem Umfange ſeinen Kriegsbedarf gegen Verſchuldung in England und Amerika decken muß; und es iſt in England ebenfalls noch erheblich größer, weil deſſen um ein Drittel geringere Bevölkerung eben noch ſehr viel weniger als bei uns ausreicht, das Kriegsmaterial für ſich und zu einem erheblichen Teil auch noch für ſeine Verbündeten zu erzeugen; von Rußland und den Unzulänglichkeiten ſeiner Organiſation und ſeines Verkehrs gar nicht zu reden. Alſo unſere Gegner leben noch mehr vom Kapital als wir. Aber vom Kapital zehren wir auch. Wir tauſchen nicht nur Waren und Arbeit gegen Waren und Arbeit. Sondern wir tauſchen eben, volkswirtſchaftlich geſehen, in gewaltigem Maße Waren und Arbeit gegen Schuldverſchreibungen des Reichs, gegen Kriegsanleihen und Schatzwechſel. Das Reich erſetzt durch ſeinen ungeheuren Kriegsbedarf den fehlenden Auslands- und den verminderten Inlandsabſatz und deshalb gibt es, zumal die Millionen von Männern im Heere ſtehen, keine Arbeitsloſigkeit, ſondern umgekehrt eher einen Mangel an Arbeitskräften. Aber das Reich iſt ein Käufer, der nicht ſelbſt materielle Werte ſchafft, um ſie im Tauſch in Zahlung zu geben, ſondern es muß ſich das Geld zur Bezahlung von den Sparern leihen. Und ſo iſt das Reſultat die Verſchuldung der öffent-

* Seit Abfaſſung der Schrift haben ſich die monatlichen direkten Kriegsausgaben des Reichs auf rund 3 Milliarden Mark erhöht.

lichen Körperſchaften an die Bürger in dem Umfange, der ſich aus den zwei Milliarden monatlichen Reichskriegsausgaben (ſowie aus den auch nicht geringfügigen Kriegsaufwendungen der Einzelſtaaten, der Städte uſw.) ergibt und für den die jetzigen Steuervermehrungen höchſtens zur Zinſendeckung, nicht etwa zur Tilgung ausreichen. Wir führen unſere Kriegswirtſchaft zu Laſten der kommenden Friedenszeit. Das iſt im Kriege ſelbſtverſtändlich. Nur wird man einſehen, daß dieſe Kriegsregeln nicht auch für die Friedenszeit paſſen.

Ernſthafter iſt ein anderer aus den Kriegserfahrungen und aus der Kriegswirtſchaft abgeleiteter Gedankengang, der der Idee des geſchloſſenen Handelsſtaates ziemlich nahe ſteht, aber doch die Realitäten der Dinge nicht ſo ganz überſieht. Der Krieg hat uns die Möglichkeiten der Abſperrung und damit die Gefahren der Aushungerung an Nahrungsmitteln und Rohſtoffen in einem Maße vor Augen geführt, mit dem vor dem Kriege niemand auch nur entfernt gerechnet hatte. Wir werden trotzdem durchkommen, werden uns eben nicht aushungern laſſen. Aber wir dürfen uns einer ſolchen Lage nicht zum zweiten Male ausſetzen. Darüber beſteht Einmütigkeit. Die Frage iſt, durch welche Mittel wir uns künftig ſichern. Und da erblicken nun manche den Weg darin, daß wir doch unſere wirtſchaftliche Fahrtrichtung mit einem ſtarken Rucke ändern: wir müßten uns aus der verhängnisvollen, weil nicht geſicherten Verknüpfung mit der Weltwirtſchaft ſo weit wie irgend möglich löſen, müßten unſere Erzeugung planmäßig in größtem Stile zunächſt auf das einſtellen, was wir brauchen und ſelbſt verbrauchen können, und müßten uns ſo durch Eigenerzeugung und durch die geſicherte Zufuhr aus politiſch eng mit uns zu verbindenden, in unmittelbarem territorialen Zuſammenhange mit uns ſtehenden Ländern von ausländiſcher, der Abſchneidungsgefahr unterliegender Zufuhr frei machen — dieſem Streben nach Autarkie, nach wirtſchaftlicher Selbſtgenügſamkeit gehöre die Zukunft.

Liegt auf dieſem Wege, der übrigens, ſo viel wir ſehen, viel weniger von Deutſchland als, was leicht begreiflich iſt, von Öſterreich aus propagiert wird, wirklich das Heil? Wir meinen: nur in ſehr beſchränktem Maße. Zunächſt muß bemerkt werden, daß auch dafür die Vorfrage, für welches Wirtſchaftsgebiet denn Deutſchland oder die Zentralmächte die Autarkie anſtreben ſollten, noch gar nicht zu beantworten iſt; daß, um nur dies eine zu erwähnen, Kongreß-Polen ein Gebiet mit ſehr dichter Bevölkerung iſt, dürfte ja allmählich auch allgemeiner bekannt geworden ſein. Aber auch davon abgeſehen, ſcheint uns das Streben nach Selbſtgenügſamkeit für Deutſchland doch allzu genügſam. Zunächſt darf man nicht vergeſſen, wie viel unſere Verknüpfung mit der Weltwirtſchaft uns doch auch gerade in dieſem Kriege geholfen hat, ſo viel, daß man ruhig etwas paradox auch den umgekehrten

Satz aufſtellen könnte: eben die Tatſache, daß wir nicht ſelbſtgenügſam waren, habe uns vor der Aushungerung gerettet! Vorräte nämlich gab es nur in den Waren, die wir vom Auslande zu beziehen gewohnt waren. Es gab keine Vorräte in Getreide, was mit dem Zoll und dem Einfuhrſcheinſyſtem zuſammenhängt. Aber Vorräte gab es in ausländiſchen Nahrungsſtoffen, weil der Handel darin gewohnheitsmäßig große Lager hält. Vorräte gab es in induſtriellen Rohſtoffen, weil die Induſtrie damit ſtets auf längere Zeit hinaus verſehen ſein muß. Vorräte boten uns die Viehbeſtände, die wir über die eigene Futterproduktion hinaus mit ausländiſchem Futter herangezogen hatten; ſie waren die einzige Nahrungsmittelreſerve großen Stils, von der wir zehren konnten und tatſächlich, durch Verminderung des Viehbeſtandes, zehren. Und unſere Induſtrie hätte niemals den ungeheuren Kriegsbedarf aller Art ſo glänzend bewältigen können, wenn ſie nicht auf der Grundlage der Exportmöglichkeit ihre Anlagen im Frieden ſo ſehr über den heimiſchen Abſatz hinaus vergrößert hätte.

Das alles ſoll man doch nicht überſehen. Sicherlich haben wir ja durch den Krieg vieles gelernt, was uns zu vermehrter Selbſtverſorgung helfen kann und ſoll. Und gewiß wird ſich durch den Krieg ſelbſt auch manches ändern. Wir werden vielleicht im Nordoſten durch das Glück unſerer Waffen das neue Siedelungsland vor unſeren Toren gewinnen, das zu erobern wir niemals einen Krieg begonnen hätten, das aber, wenn das Schickſal es uns jetzt als einen Ausgleich für die unerhörten Opfer dieſes Krieges darbietet, unſerem wachſenden Volke auch für kommende Generationen und ſchon jetzt den Volksgenoſſen in der Diaſpora, die gegenwärtig ihre Zugehörigkeit zum deutſchen Volkstum in Rußland mit ſchimpflicher Unterdrückung und mit der Vertreibung von Haus und Hof büßen müſſen, neue Daſeinsmöglichkeiten bringen kann. Wir werden auch vielleicht unſeren Kolonialbeſitz neu in erweiterten Grenzen geſtalten. Und unſere Landwirtſchaft ſelbſt, die ſchon vor dem Kriege hervorragende Ertragsleiſtungen erzielte, ſteht zweifellos noch vor großen weiteren Möglichkeiten durch vermehrte Benutzung von Maſchinen, durch vermehrte Anwendung von Konſervierungsmethoden, durch organiſatoriſche Neuerungen, durch beſſere Ausnutzung der Düngemittel, insbeſondere auch aus den ſtädtiſchen Abwäſſern, und durch vieles andere, vor allem auch durch planmäßige Heranziehung des bisher ungenützten Landes und durch großzügige innere Koloniſation. Aber die Preisfrage zieht hier doch für abſehbare Zeit eine Grenze: wir müſſen nicht nur genügende, ſondern wir müſſen auch erſchwingliche Lebensmittel haben, und die Sorge dafür wird nach dem Kriege noch dringender als vordem ſein. Und mit den Kriegsfortſchritten der Technik ſteht es ganz ähnlich. Vieles davon wird bleiben und uns dauernden Vorteil bringen. Manches

andere aber, was wir jetzt als Erſatz für fehlende Auslandszufuhr herſtellen, iſt doch nur Kriegsproduktion, lediglich dadurch ermöglicht, daß im Kriege der Preis keine Rolle ſpielte; das wird verſchwinden, wenn ſich die Grenzen wieder öffnen. Mag die Technik noch ſo ſehr ein Gebiet der unbegrenzten Möglichkeiten ſein: ihre Fortſchritte kommen ſicher, aber ſie kommen langſam und allmählich; unmöglich iſt es, alle Handelspolitik, die mit der nächſten Gegenwart zu rechnen hat, auf dieſe Erwartungen einzuſtellen. Langſam und allmählich aber wird auch die Erſchließung des Balkans kommen, von der ja jetzt ſo viel die Rede iſt. Sie wird uns, in dem Maße, wie wir daran teilnehmen, auf ſehr lange Zeit hinaus viel mehr Aufgaben als frühe Früchte bringen. Sie wird Kapital und leitende Männer von uns beanſpruchen. Aber der Autarkie werden wir durch ſie doch höchſtens in winzigen Schritten näher kommen. Und ſchließlich: zur Autarkie gehört nicht nur der Erſatz der Einfuhr, ſondern auch der Erſatz der Ausfuhr — es gehörte dazu, daß wir all den Millionen deutſcher Männer und Frauen, die jetzt direkt oder indirekt von Auslandsabſatz und Auslandsverkehr leben, Erſatz dafür im Inlande ſchüfen. Das eine iſt ſo unmöglich wie das andere. Wir werden nicht auf alle überſeeiſchen Textilſtoffe verzichten, auch wenn wir künftig wieder etwas mehr Flachs und Hanf anbauen und in der Türkei die Baumwollpflanzung fördern. Wir werden weiter Kupfer brauchen, auch wenn wir jetzt elektriſche Leitungsdrähte aus Eiſen herſtellen. Und wir werden weiter Weltwirtſchaft treiben, weil für uns — und für alle anderen Völker! — Krieg und Kriegslaſten die Notwendigkeit noch viel dringender machen, die Arbeit auf die produktivſte Betätigung zu lenken, um ihren Ertrag hoch zu halten und weiter zu ſteigern, aus dem doch allein die Steuern für Anleiheverzinſung und Tilgung geſchöpft werden können. Denn darüber täuſche man ſich nicht: der Anſpruch der Arbeitenden auf einen erhöhten Anteil am Arbeitsertrage, auf einen erhöhten Anteil auch an einem im ganzen verminderten Arbeitsertrag der Volkswirtſchaft, wird nach dem Kriege mit noch viel größerer Energie als vorher erhoben werden. Er wird erhoben werden mit dem höchſten Rechte der Menſchen, die alles, Glück, Geſundheit und Leben, hinzugeben bereit waren und die es hunderttauſendfach hingegeben haben, ſicherlich im Dienſte einer frei erkannten ſittlichen Idee, aber doch auch mit dem Bewußtſein, daß ſie mit ihrem Leben nicht nur ſich den Staat, ſondern auch den Beſitzenden ihren Beſitz verteidigt und erhalten haben. Das Problem der Verteilung des Arbeitsertrages zwiſchen Kapital und Arbeit wird noch mehr in den Vordergrund treten. Die Erhöhung des Zinsfußes, die wir jetzt ſchon bei den Kriegsanleihen ſehen, wird die verhängnisvolle Tendenz haben, den Anteil des Kapitals auf Koſten des Arbeitsanteils zu erhöhen. Um ſo intenſiver wer-

den die gegenteiligen Tendenzen unſere Politik und unſer öffentliches Leben zu erfüllen trachten. Um ſo notwendiger aber brauchen wir dann unſer Weltreich der Arbeit, um den Millionen, die aus dem Felde wiederkehren, überhaupt Beſchäftigung und Lebensmöglichkeit zu geben und um den Geſamtertrag der Volkswirtſchaft nicht allzu ſtark ſinken zu laſſen.

Für das, was wir nicht ſelbſt erzeugen, werden wir Vorräte halten, neue Juliustürme für Warenlager mannigfaltigſter Art, damit kein Feind jemals wieder in ſeiner Kriegsluſt durch die Hoffnung, uns aushungern zu können, beſtärkt werde; wer weiß, ob die Mächtegruppierung in dieſem Kriege nicht doch in manchem anders ausgefallen wäre, wenn wir uns durch ſolche Vorratswirtſchaft ſchon diesmal geſichert hätten. Im übrigen aber wird nach dem Kriege für uns (und alle) die Regel einfach ſein: arbeiten und ſparen! Wir werden, wenn wir danach handeln, gewiß auch weniger fremdes Material verwenden. Denn, daß wir gerade mit dem Material, mit dem Stoff, früher eine unglaubliche Verſchwendung getrieben haben, das ſehen wir ja eben jetzt im Kriege, wo wir, zur Materialbeſchränkung gezwungen, erſt erkennen, wie unerhört viel wir ſtändig vergeudet hatten. Wir werden weniger Luxus treiben, weniger auf „Aufmachung" bedacht ſein, werden den Stoff beſſer ausnützen und werden hoffentlich auch weniger Schundware herſtellen und verbrauchen, die unheimlich viel Rohſtoff und viel zu wenig Arbeit, vor allem viel zu wenig Qualitätsarbeit enthält. Wir werden hoffentlich auch in der Nahrung und in der Geſelligkeit die Einfachheit beibehalten, die wir im Kriege wieder gelernt haben. Aber falſch iſt es, wenn geſagt wird, daß dieſer Zwang zur Einſchränkung das Streben nach Autarkie vermehren werde. Das gilt, und auch nur in beſchränktem Maße, höchſtens für den Zwang zur Wiederherſtellung der Valuta, die ja ein ungeheuer wichtiges und ungeheuer ſchwieriges Problem für ſich darſtellt. Sonſt aber wird die notwendige Sparſamkeit ſich auf den Verbrauch überhaupt zu erſtrecken haben, auf inländiſche wie auf ausländiſche Erzeugung. Denn viel wichtiger als das Beſtreben, ausländiſche Einfuhr zu erſetzen, muß, wir wiederholen es, das andere Beſtreben ſein, die eigene Arbeit für Inlands- oder Auslandsabſatz ſo zu verwenden, daß ſie dem einzelnen wie der Geſamtheit einen möglichſt hohen Ertrag abwerfen kann.

Konrad Adelmann
Stadt und Land

Seit den Befreiungskriegen wurde der ganze Volkszuwachs in Deutſchland, ſoweit er nicht nach Amerika auswanderte, von der in den Städten konzentrierten Induſtrie und dem Handel aufgeſogen. Die urſprüngliche Volksgrundlage, das Bauerntum, nahm in dieſer Zeit nicht mehr zu. Es hat vielmehr einen Verluſt von einer Million Menſchen erlitten.

Wenn man den natürlichen Aufbau des Volkes als Pyramide darſtellt, deren Baſis die Maſſe des Landvolkes, deren nach oben ſich verringernder Aufbau die Angehörigen der Induſtrie und des Handels ſind, ſo zeigt ſich, daß die Grundlage im Laufe der Entwicklung nicht mehr gewachſen iſt, dagegen der Uberbau außerordentlich ſtark entfaltet wurde. Das bedeutet eine Verlegung des Schwerpunktes nach oben und ſomit eine Minderung des ſtabilen Gleichgewichtes. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt in den außerordentlich vielfachen Lebensmöglichkeiten, die die Naturwiſſenſchaft und ihre Schülerin, die Technik, geſchaffen haben. Die moderne Volkswirtſchaftslehre mit ihrem famoſen Satz von der Bedürfnisbefriedigung und -Erregung hat dieſe Entwicklung ſtark gefördert und legitimiert. So ſahen wir im 19. Jahrhundert die Menſchen ſich in großen Zentren zuſammenballen, um die Fundſtätten der Bodenſchätze, beſonders der Kohle und des Eiſens, die natürlichen Knotenpunkte des Verkehrs, und die durch die Eiſenbahnen künſtlich geſchaffenen, entſtehen Rieſenſiedelungen. Aller Menſchenüberſchuß, den Deutſchland in dieſer Zeit hervorbringt, ſammelt, häuft ſich hier; alle geiſtigen und körperlichen Kräfte ſtrömen hier zuſammen und bauen haſtig an dieſem ſteinernen Chaos.

Sie befriedigen nicht mehr Lebensbedürfniſſe erſter Ordnung (Nahrungsmittel), ihre Aufgabe iſt die Befriedigung der Kulturbedürfniſſe, die ſich wechſelſeitig erzeugen und die am Baum unſrer Entwicklung ſproſſen wie die Köpfe der Hydra. Unſere Intellektuellen ſind von dieſer Entwicklung und ihren unabſehbaren Ausſichten ſo geblendet, daß ſie Deutſchlands Aufgabe in der möglichſten Entfaltung unſerer Induſtrie und unſeres Handels ſahen, daß ſie ſeine Zukunft einzig auf dieſe Karte ſetzen wollten. Und es iſt nicht lange her, daß Lujo Brentano verkündete, es wäre unſere Aufgabe vermöge unſerer hochſtehenden Bevölkerung, die Welt mit induſtriellen Produkten zu verſorgen und unſere Lebensmittel aus den Agrarſtaaten Oſt-Europas, Aſiens, Amerikas uſw. zu beziehen. Denn ſo lautet die höchſt einleuchtende Begründung: jeder Menſch, jedes Volk, jeder Staat muß eben das erzeugen, wozu er am beſten befähigt iſt. Was er ſonſt an Lebensnot-

wendigkeiten hat, kann er dann gegen dieſe Produkte ſeiner Arbeit eintauſchen. Und da traf uns nach der Meinung Brentanos und ſeiner Schüler das unerhört glückliche Los, daß wir hochwertige, allbegehrte Induſtriewaren herſtellen durften. Die Sache war klar genug. Für kritiſche Köpfe zu klar.

Demgegenüber hatten beſonders die Konſervativen geltend zu machen, daß dieſe Einſeitigkeit ſich rächen müßte, daß die Volkswirtſchaft ein Organismus ſei, aus dem ſich wichtige Glieder nicht ohne weiteres ausſchalten und abtöten ließen, ohne das Ganze in Gefahr zu bringen. Sie wagten auch daran zu erinnern, daß wir im Falle eines Krieges dem uns Nahrung und anderes mehr liefernden Ausland auf Gnade und Ungnade verfallen wären.

Aber die fortſchrittsſelige Stimmung unſerer Geiſtigen zu Ende des 19. Jahrhunderts glaubte nicht an die Möglichkeit von Erkrankungen unſeres Volks- und Wirtſchaftslebens bei unſerer weitgehenden Beherrſchung der Natur und ihrer Geſetze. Was den Krieg anbetraf, ſo war der in unſerer aufgeklärten Zeit überhaupt nicht zeitgemäß und es genügte, die Heeresforderungen abzulehnen, um der von dort her drohenden Gefahr zu begegnen.

Nun ſtand aber unſere Induſtrie und unſer Handel ſeit der Reichsgründung vor recht ſchweren häufigen Kriſen und die Preiskurven für Lebensmittel auf dem Weltmarkte zeigten ſeit Beginn des 20. Jahrhunderts — nachdem der die Agrarkriſis verurſachende Raubbau auf jungfräulichem Boden in Amerika und Auſtralien ſein naturgemäßes Ende gefunden — ein ſo beängſtigendes Anſteigen, daß nur Altersblinden entgehen konnte, daß an der höchſt einfachen Brentanoſchen Theorie etwas nicht ſtimmte. Allgemach gärte es wieder, und da man die Beurteilung der Lage von der konſervativen Seite als agrariſch befangen allgemein ablehnte, wurde die deutſche Öffentlichkeit erſt durch des Sozialdemokraten Gerhard Hildebrand 1910 erſchienene Schrift* ein wenig aufmerkſam. Der zeigte, daß die viel geſchmähte Preisſteigerung für landwirtſchaftliche Produkte nicht nur eine junkerliche Bosheit ſei, ſondern daß ſie in einem Schmälerwerden der Weltbaugrundlage ihre tiefſte und ſchwerwiegendſte Urſache habe, daß die Brentanoſche Formel von der Arbeitsteilung der Völker ſtark hypothetiſch ſei, und daß die Agrarvölker der alten wie der neuen Welt trotz aller gegenſtehenden Theorien ſich erlaubten, Induſtrien in ihrem eigenen Lande anzuſetzen; eine unglaubliche Irrationalität, aber auf jeden Fall eine Tatſache. Ihm ergab ſich aus der Entwicklung der Weltwirtſchaft, daß unſere induſtrielle Überlegenheit auf tönernen Füßen ſtehe, daß unſere Abhängigkeit von den Agrarländern größer ſei als die ihre von

* Die Erſchütterung der Induſtrieherrſchaft und des Induſtrieſozialismus. Fiſcher, Jena. 1910.

uns. Er ſah, daß unſere Maſſeninduſtrien — und der Kern unſerer Ausfuhr iſt nicht die Qualitäts-, ſondern die Maſſenware — verhältnismäßig leicht verpflanzbar ſind und er glaubte vor einer neuen Unheilswolke warnen zu müſſen, deren Entladung unſer Wirtſchaftsleben in ſeinen Grundfeſten erſchüttern würde: vor dem induſtriellen Erwachen Chinas.

Dieſer Krieg hat nun teilweiſe die Befürchtungen der Konſervativen und Hildebrands zur unerfreulichen, ernſten Tatſache werden laſſen. Was wir heute unter den Schwierigkeiten unſerer Nahrungsverſorgung zu leiden haben, hat ſeine Urſache letzten Endes nicht in der Verteilungsfrage, ſo brenzlig dieſe unter den gegebenen Verhältniſſen zweifellos iſt, ſondern ganz einfach in dem Mangel einer genügend breiten Bauerngrundlage. Wir dürfen bei aller berechtigten Kritik nicht vergeſſen, daß uns ein erheblicher Teil Lebensmittel eben fehlt. Heute ſind dieſelben Organe, die einſt für den reinen Induſtrieſtaat eintraten, bemüht, dieſe klare Sachlage, aus der ihre falſche Politik in der Vergangenheit offenkundig wird, zu verwiſchen, indem ſie alle Schuld auf den erſten Punkt abſchieben und es ſo darſtellen, als lägen die Urſachen der Schwierigkeiten nur in der mangelhaften Organiſation, im Privategoismus. Wir hingegen glauben, daß es ſich hier um Dinge handelt, bei denen Organiſieren in der heutigen Art nur ein Notzuſtand ſein kann und bei denen die Grenzen, die der Organiſation gezogen ſind, ſcharf in Erſcheinung treten.

Deshalb dürfen wir uns die Vertuſchung der wahren Sachlage nicht gefallen laſſen, weil ſie die Wirklichkeit fälſcht — ob bewußt oder unbewußt, gilt gleich — und uns abbringt von den wichtigſten Problemen unſerer Zukunft: der Stärkung unſerer natürlichen Grundlagen.

In eben dem Maße, in dem heute unſere Volkswirtſchaft an dem Mangel wichtiger Urprodukte leidet, droht ſie nach dieſem Kriege in Schwierigkeiten zu kommen durch die Konkurrenz anderer induſtrialiſierter Länder. Ich denke da nicht an die wirtſchaftlichen Vereinbarungen der Ententemächte. Die ſind von geringerem Belang. Wichtiger iſt, daß die Kämpfenden in Europa, insbeſondere unſere Gegner, mit ihrem Gelde zwei Mächte finanziell und techniſch geſtärkt haben, die, über außerordentlich günſtige Bedingungen verfügend, ihre Induſtrie ſehr leiſtungsfähig gemacht haben: die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Japan. Während wir mit der Heilung der Kriegsſchäden beſchäftigt ſein werden, werden dieſe beiden Staaten die Ernte pflücken, die für ſie in dieſem Kriege heranreifte. Die Vereinigten Staaten werden ihr: „Amerika den Amerikanern“ auch wirtſchaftlich zu verwirklichen ſuchen, Japan die Entwicklung Chinas anbahnen.

Neben dieſen Wirkungen mehr wirtſchaftlicher Art gewinnen die Folgeerſcheinungen unſerer überſtarken Induſtrialiſierung in raſſenhygieniſcher und geiſtiger Hinſicht ſteigende Bedeutung.

Das Zuſammendrängen vieler Menſchen auf kleinen Räumen in den Städten und Fabrikgebieten und die damit in Zuſammenhang ſtehende Bodenſpekulation und -teuerung, ſchaffen Wohn- und Lebensverhältniſſe*, die am Mark unſeres Volkes zehren. Dazu bewirkt die ganze Art der Arbeit mit ihrer übermäßigen Betonung höchſter Leiſtungen, ohne den die Selbſtbehauptung nicht möglich iſt, ein viel raſcheres Sich-ausgeben und Erſchöpfen der Kraftquellen. Da iſt wenig Zeit zur Ruhe und Sammlung, und ſelbſt wenn ſie da wäre, hat der Rhythmus der Arbeit auch das ganze übrige Leben ergriffen. Das gleiche Tempo wie beim Tagwerk wird dem Menſchen auch bei Erholung und Vergnügung aufgezwungen. Deshalb kann ihm die Ruhe nicht dieſes Ausgeruhtſein und die ſtarken Kraftreſerven ſchaffen, die notwendig wären.

Das Leben in der Stadt hat nicht mehr den Takt, der mit der Natur zuſammenklingt. Er iſt da verdoppelt und verdreifacht. Das macht es erklärlich, daß die Städte die Familien in wenig Generationen aufreiben. Ohne den ſtarken Zufluß vom Lande würden viele Großſtädte** — Berlin z. B. — ſchon Abnahmen der Bevölkerung haben. Alles Leben in der Stadt iſt letzten Endes ein Ausgeben, ein Verſchwenden von Kraft. Zum Anſammeln von Reſerven iſt keine Zeit. Das muß zur Auflöſung führen. Wir wiſſen es von rein auf Leiſtung gezüchteten und behandelten Tier- und Pflanzenraſſen. Es kommt bald ein Punkt, da die natürliche Widerſtandskraft und Fortpflanzungsfähigkeit ſtark zurückgeht. Und auch die Leiſtung ſinkt wieder, wenn nicht Blutauffriſchung kommt.

Beim Menſchen kommt dazu noch der Wille zu geringerer Fortpflanzung. Das Streben nach Ausnutzung des Lebens bis zum Äußerſten ſpielt auch hier mit. Man iſt diesſeitig, bewußt oder unbewußt. Dazu kommt, daß dem Städter Kinder in einem weit größerem Maße eine Laſt, wie ein wirtſchaftlicher Vorteil ſind. Die Familie iſt nicht mehr die natürliche Wirtſchaftseinheit, die Kinder bleiben gerade ſo lange in ihr, bis ſie flügge geworden ſind. Aber das allein könnte das raſche Sinken der ſtädtiſchen Geburtszahl nicht erklären, wenn zu ihm nicht auch die größere Reflexion, die größere Künſtlichkeit, der praktiſche Rationalismus und eine geringere Lebenskunſt kämen.

Die Stadt hat die Nachteile, die aus dieſen Erſcheinungen bevölkerungspolitiſch folgten, durch ein Syſtem von Einſchränkungen zu beheben verſucht, die unter der ſtolzen Deviſe marſchieren: „Wir haben den Tod zurückgedrängt“ (Naumann). Damit meint man die Errungenſchaften unſerer Hygiene, die es ermöglichen, das Sinken der Geburtsziffern durch gleichmäßiges Sinken der Sterbeziffern auszugleichen. Wir

* Ich verweiſe in dieſer Hinſicht nur auf die ſehr verdienſtvollen Arbeiten und Veröffentlichungen der um A. Damaſchke ſich ſammelnden Bodenreformer. ** In Deutſchland traf 1913 auf 1000 Perſonen ein Geburtenüberſchuß die Todesfälle von 12,4; in Berlin nur 6,1, in Brandenburg (2/3 Großſtadt) 7,8.

können uns dieſes Erfolges freuen und ihm doch etwas kritiſcher gegenüberſtehen, wie das heute geſchieht. Wir wiſſen, daß die Hygiene in Wahrheit ein Produkt der Not iſt, veranlaßt durch das unnatürlich enge Zuſammenſein in den großen Städten. Erſt die moderne Zeit mit ihren Menſchenanhäufungen hat ſie geſchaffen. Das Mittelalter kennt ſie in dem Sinne und Maße nicht, weil ſie da nicht notwendig war. Auch heute noch iſt ſie kaum mehr als ein Vorbeugungsmittel, als eine Bedingung, das Leben in den Städten überhaupt zu ermöglichen. Sie iſt weit davon entfernt Eigenes, Poſitives zu ſchaffen, außer vielleicht in der Zurückdrängung der Säuglingsſterblichkeit, die ohne Hygiene in den Städten ungeheuer ſein würde. Aber wir dürfen auch da nicht überſehen, daß ſie nur daraus entſpringt, daß unſere Fruchtbarkeit fällt und daß wir deshalb das Leben mit allen Künſten hegen und pflegen müſſen, um bei der heutigen Weltgeſtaltung als Volk nicht zu ſinken. Die Ausleſemöglichkeit wird aufgehoben. Man muß ſich mit den gegebenen Verhältniſſen abfinden, aber man darf aus der Not keine Tugend, kein Ideal machen.

In den Jahren, da es ſich um die Entſcheidung, ob Induſtrie- oder Agrarſtaat handelte, ſpielte auch die Frage eine Rolle, wer die meiſten Soldaten liefere, das Land oder die Stadt, die Bauern oder die Arbeiter und Angeſtellten. Natürlich muß der Anteil der Bauernſoldaten in dem Maße ſinken, in dem der Anteil des Dorfes an der Geſamtbevölkerung ſinkt. Die Aushebungsergebniſſe der letzten Jahrzehnte zeigen überwiegend verhältnismäßig höhere Zahlen der Dorfrekruten gegenüber den großſtädtiſchen. Von den endgültig Abgefertigten ſind bei den Landbürtigen über 64 Proz., von den Stadtbürtigen nur etwa 59 Proz. eingeſtellt worden. Bekannt iſt in dieſer Hinſicht das Verſagen Berlins. Die eine Tatſache bleibt jedenfalls, daß dieſer Krieg noch vorwiegend mit Bauernheeren geſchlagen wird. Unſere Verbündeten ſind zum Teil noch reine Bauernſtaaten, und in unſerer Volkszuſammenſtellung überwiegt noch der ländliche Blutsanteil*.

Aber der Hauptſtolz des Städters iſt auch nicht ſeine körperliche Überlegenheit, ſondern ſeine geiſtige Fortentwicklung und Verfeinerung. Von dieſer Warte aus blickt er mit Geringſchätzung auf den Bauern. Der Grund iſt dem kritiſchen Kenner der geiſtigen Phyſiognomie unſeres Großſtadtlebens zwar nicht erſichtlich. Wir ſehen immer nur die Schöpfung der Maſchine und der Organiſation und das Beherrſchtſein des Menſchen durch beides**, wo er Herr ſein müßte. Die Arbeitsteilung und die Maſchine haben den Menſchen von ſeiner Arbeit ge-

* 1907 noch 54,4 Proz. der Geſamtbevölkerung Landbürtige, bei einem Bevölkerungsanteil des Landes von nur 38 Proz. (Landw. u. Landw. Gewerbe). ** Und können für dieſe Anſchauung ſo bedeutende und unverdächtige Autoritäten wie den Soziologen Simmel anführen.

trennt, er hat keine seelische Verbindung mehr mit ihr, steht fremd neben ihr. Sie wird ihm zur Last, und all sein Streben geht auf ihre möglichste Verkürzung. Sein Leben, sein eigentliches Leben, fühlt er, geht erst draußen nach der Arbeit an. Die Arbeit ist nicht mehr der Mittelpunkt seines Lebens, in dem und von dem er sich entwickelt, von dem aus er seine Stellung zu Welt und Leben gewinnt. Der Mensch ist zum zweiten Male entwurzelt: erst vom Boden, nun auch von seinem Lebensinhalt.

Ist es ein Wunder, wenn vor dem Kriege das geistige Leben der Stadt in den beiden Polen, Erwerb und Genuß, gipfelte? Alle Werte erster Ordnung, als die ich bezeichnen möchte — ohne dogmatische Bindung — Gott, Glaube, Treue, Familie usw. scheinen gestürzt, überall triumphiert der Mammon. Ihn zu erwerben gilt als Höchstes, Leben, Ehre, Gesundheit gibt man für ihn, alle Mühe und Unrast des Lebens wird willig ertragen, wenn es um ihn geht. Denn er ist der allgewaltige Vater der Dinge, die das Leben schön und angenehm machen können. Vor ihm springen alle Riegel, alle Unterschiede verwischen, vor ihm beugt sich das Leben; der Dichter und Künstler, der Gelehrte und Forscher, alles, alles, auch das Weib fügt sich seinem Fordern. Er bedeutet Genuß und Auskosten aller Kitzel.

Weil über dem Leben nicht mehr ein großer, überzeitlicher Wert steht, darum gewinnen alle die Scheinwerte Geltung. Alles Leben wird zum Schein, überall wird vorgetäuscht, Echtes imitiert. Ich könnte an die Privatarchitektur unserer Großstädte erinnern, an alle die Ersatzmittel u. a. m. Aber der beredteste Ausdruck dafür ist vielleicht doch die Kleidung. Das in der Stadt allgemein verbreitete Streben nach der Herrenkleidung kennzeichnet diese ganze Krankheit mehr wie irgendein anderes. Arbeiter und kleine Angestellte wollen wenigstens einmal sich als Herren fühlen, in feinen Kleidern und feinen Cafés — in der Nationalökonomie nennt man das Anerziehen von Bedürfnissen und hält es für kulturfördernd —, das Parvenütum ist Mode, Großmannsucht ist die Seuche. Aber auch dort, wo die Masse von diesem äußeren Schein zur Verinnerlichung drängt, im rein geistigen, sind die Folgen der beruflichen Entwurzelung sehr stark fühlbar. Das vielberufene und vielgelobte Bildungsbedürfnis des Volkes und die Art seiner Befriedigung hat darin seinen Grund. Man vermißt bei allen diesen Bestrebungen den festen Punkt, das unverrückbare Ziel, den inneren Halt; man will Bildung um jeden Preis, irgendeine Bildung, Allgemeinbildung; nicht, wie es natürlich wäre, um sich in der Welt zurechtzufinden vom eigenen Lebenskreis aus, um von hier aus die Zusammenhänge, die Verbindung mit dem Ganzen des Lebens zu verstehen. Sie müssen herren- und heimatlos herumsuchen in allen Gebieten, durchstöbern alle Regale, um zum Schluß ein wenig blasiert zu werden.

Es kommt noch eins hinzu. Die außerordentliche, geiſtige Beweglichkeit, die aus dieſem Bildungsbetrieb ſtammt, mag in mancher Hinſicht ein Vorteil ſein. Solche Menſchen ſind in vielem leichter zu leiten. Aber darin liegt auch die große Gefahr, denn dieſe traditionsloſe Leichtigkeit kennt auch ſehr wenig Hemmungen und iſt infolgedeſſen zu den gefährlichſten Verſuchen leicht geneigt. Man iſt dem Natürlichen ſchon zu ſehr entrückt, um aus einer Art Urgefühl heraus zu einer richtigen Einſchätzung der Dinge zu kommen, andererſeits hat man den hiſtoriſchen Sinn doch noch nicht genügend ausgebildet — kann es bei der Maſſe auch nicht ſein —, daß er dieſen Mangel an urſprünglicher Orientierungsfähigkeit wett machen könnte. Das Aktuelle einer Sache, Neuheit des Tages, Rauſch der Begeiſterung und Macht des geſprochenen und geſchriebenen Wortes und viel guter Wille gewinnen ſo leicht ein Übergewicht in Dingen, die allein ein ſicherer Inſtinkt, der die Unwägbarkeit aus dem Gefühl heraus erfaßt, oder, wenn dieſer fehlt, ruhige ſachliche Überlegung entſcheiden müßte. Unſere Kriegswirtſchaft mit ihrer Notwendigkeit eines weitgehenden praktiſchen Sozialismus bietet dafür ein außerordentlich lehrreiches Beiſpiel. Die ſtädtiſche Bevölkerung hat ſich äußerlich ſehr raſch in dieſe Gedanken gefunden und erhoffte von ihnen nun Löſung aller Probleme, Behebung aller Schwierigkeiten, war bereit, die gefährlichſten Experimente zu unterſtützen und anzuregen.

Das Schlimme daran iſt, daß in der Stadt ſo häufig geiſtiges Leben geweckt und dann verbildet wird. Es erſtickt ſo oft im Sumpf. Bliebe es ungeweckt, dann würde es wenigſtens nicht zerſtört und bildete einen Fonds für ſpätere Zeiten. So aber wird auch hier nur zu oft vom Kapital gezehrt und verſchwendet, wo man doch ſollte mit den Zinſen haushalten. Das Dorf iſt während des ganzen 19. Jahrhunderts nicht mehr gewachſen. Im Gegenteil, es hat heute nahezu eine Million Menſchen weniger wie vor hundert Jahren, trotz ſtarkem Geburtenüberſchuß. Die Menſchen fliehen das Land. Dieſe Erſcheinung iſt beſonders ſtark in den Gutsbezirken. Die Wirkung der Zuſatzreformen zur Steinſchen Bauernbefreiung hat dies großzügige Werk ſtark beeinträchtigt. Man befreite den Bauern nicht nur von ſeinen Laſten und Fronen, ſondern ſehr oft auch von ſeinem Boden. Da zog denn er bei dem geringſten Anſtoß fort von der Heimat, die ihm keine Zukunft mehr bot, nach dem Weſten: über das Meer, in eine neue Welt, mit unbegrenzten Möglichkeiten, in die großen Städte, wo das Leben winkte und lockte.

Aber auch die Bauerngebiete blieben von dem Abwandern nicht völlig verſchont. Zwar waren ſie im weſentlichen geſättigt und die Landflucht hat hier nie die gefährlichen Formen angenommen wie in den Großgüterbezirken. — Erſt in den letzten Jahrzehnten hat die Abwanderung auch hier ſo ſtark eingeſetzt, daß ſie zum ernſten Problem

wird. Charakteriſtiſch für dieſe Erſcheinung iſt, daß nicht nur wie in den Großgüterbezirken die Arbeiter, ſondern die Bauernſöhne und -töchter abwandern. — Die Lockung der Stadt wirkte auch da, ſie hat den jungen Leuten zuerſt zum Bewußtſein gebracht, daß das Land eng iſt und ohne Hoffnungen. Dort ſtieg eine neue Zukunft herauf, hier verſank eine ſchwermütig ſchöne Vergangenheit; dort alle Verhältniſſe weit und groß, unbegrenzt ſchier, hier enge und gedrückt.

So wurde die Stadt jahrzehntelang die heiße Sehnſucht der jungen Leute des Landes; wen nicht ſtarke Bande hielten, der ging fort von ſeinem Dorfe; die Stadt bezauberte und verwirrte alle. Die hohen Löhne in der Induſtrie und dann der helle Glanz, der die Nacht durchdrang.

Und das Dorf erſtarb. All' ſeine Buntheit verblaßte, ſeine Arbeit wurde nicht mehr geehrt, ſeine alten Feſte nicht mehr gefeiert. Was ſollte die Jugend tun? Hingehen, wo die Zukunft iſt, das iſt ihr Recht.

Und ſie ging und ſchuf mit an dem gewaltigen Bau unſerer deutſchen Induſtrie und Technik, unſeres Handels und Verkehrs durch ihre ſchlichte, treue Arbeit. Daran ſollte man auch denken, wenn man von unſeren Erfolgen ſpricht, an die viele Kraft, die das Bauerntum dazu hergegeben hat*.

Daheim hielten die Wenigen aus, faſt auf verlorenen Poſten. Immer größer wurde die Zahl derer, die nicht mehr auf ihrem Boden ſaßen, die nicht mehr Getreide bauten, nicht mehr Vieh zogen, nicht mehr Obſt und Gemüſe pflegten. Immer mehr Eſſer mußten von einer nicht mehr wachſenden Schicht verſorgt werden. Mit weniger Händen mußte mehr Land angebaut werden. Die Technik übernahm einen Teil der Arbeit; Maſchinen mußten für die fehlenden Menſchen einſpringen und Kunſtdünger dem ausgeraubten Boden neue Kraft bringen.

Immer größer wurde die Verachtung und Verſtändnisloſigkeit für des deutſchen Bauern Art und Arbeit, man hielt ihn für das Überbleibſel einer vergangenen Periode und war bereit, ihn preiszugeben, als die amerikaniſche Konkurrenz die Nahrungsmittel billiger liefern konnte, als er. Man wollte um jeden Preis die Stadt entwickeln. Mochte das Land dabei auch zugrundegehen.

Es iſt denn doch anders gekommen. Gründe der Verteidigungspolitik kamen der Gegenwehr der Bauern zu Hilfe, um ihnen Schutz gegen dieſe ihrer Natur nach vorübergehende Konkurrenz neu erſchloſſener Agrarländer zu ſchaffen. Heute ſind wir froh um dieſe Wendung der Dinge, wenngleich die Schwierigkeiten nicht verkannt werden ſollen, die aus unſerer ſtarken Volksvermehrung entſtanden. Waren- oder Menſchenausfuhr war die Frageſtellung. Wir entſchloſſen uns für Waren und ſchützten die Landwirtſchaft.

* 1907 waren von etwa 35 Millionen Städtern über 10 Millionen auf dem Lande geboren.

Indes ſtellen es ernſte Beurteiler in Frage, ob es nicht doch beſſer geweſen wäre, frühzeitig auf ein großes Siedlungsgebiet hinzuarbeiten, in das wir unſere überſchüſſige Volkskraft hätten ſchicken können, ohne daß ſie unſerer Wirtſchaft und unſerem Volkstum hätte verloren gehen müſſen. Denn die Entwicklung, die unſer Volk vom Boden weg in die großen Städte führte, hat etwas Drohendes, Beängſtigendes an ſich, ſie ſchafft eine außerordentliche Künſtlichkeit, die uns auf die Dauer gefährlich werden muß. — Indeſſen wir unſer Leben intenſivierten und Künſtlichkeit auf Künſtlichkeit häuften, haben die lateiniſchen Völker, die wir ausgelebt und abgebaut glaubten, in Süd- und Mittelamerika Tochternationen angeſetzt. — Denn alle Künſtlichkeit des Lebens und der Organismen muß ſcheitern in dem Augenblick, da durch irgendwelche Verhältniſſe ein Teil der regulären Faktoren, auf denen ſie aufgebaut iſt, ausgeſchaltet werden.

In der Lebensmittelfrage haben wir dieſe Erfahrung am eigenen Leibe genugſam gemacht und machen ſie noch. Es iſt ein Irrtum, zu glauben, daß auf dem Wege der Organiſation und Geſetzgebung die Verhältniſſe gebeſſert werden könnten. Kleine Unſtimmigkeiten und Ungerechtigkeiten mögen zu beſeitigen ſein, die Produktion läßt ſich erleichtern und fördern; das Durchhalten wird möglich. Aber die Wurzel des Übels, die zu geringe Breite unſerer Bauerngrundlage, wird davon nicht berührt. Hier läßt ſich auch mit vorgeſchlagenen Mitteln, wie Produktionszwang und Befähigungsnachweis, wie ſie die ſtädtiſche Preſſe in letzter Zeit gefordert hat, recht wenig ausrichten. Dieſe Vorſchläge zeigen eine vollſtändige Verkennung unſerer augenblicklichen Lage und der naturgegebenen Bedingungen landwirtſchaftlicher Produktion, ganz abgeſehen davon, daß ſie ſelbſt bei günſtigſter Betrachtung und beſtem Willen für dieſen Krieg nicht mehr wirkſam gemacht werden können. Sie verlangen, daß der Boden bis zum Äußerſten ausgenutzt würde, und glauben, das durch Staatseingriff erreichen zu können. Daß der landwirtſchaftliche Betrieb ein Organismus, vielfach gegliedert und jeweils ſtark von natürlichen Bedingungen abhängig iſt und ſich deshalb der Behandlung vom grünen Tiſch aus entzieht, daß die Mittel weiterer Intenſivierung — Arbeit und Betriebsſtoffe — fehlen, wird völlig überſehen. Ebenſo wie überſehen wird, daß die günſtige Lage Bayerns z. B. in ſeiner Lebensmittelverſorgung zum großen Teil daher kommt, daß die Erträge ſeiner Landwirtſchaft, weil ſie weniger intenſiviert war, auch weniger geſunken ſind wie beiſpielsweiſe die Preußens. Und hier liegt m. E. der Kern des Nahrungsproblemes für uns und für die Zukunft. Es gilt zu erſtreben, daß wir ſo viel Bauernland haben, daß bei jeder Art Abſchließung das Land imſtande iſt, auch bei Mangel gewiſſer Lebensmittel das Lebensnotwendige zu erzeugen; daß heißt, wir dürfen in unſeren Berechnungen

für die Zukunft nicht Maximal- oder Durchſchnittszahlen, ſondern müſſen Minimal einſetzen, weil wir im Ernſtfall doch nicht mit einem reſtloſen Funktionieren der Organiſation rechnen dürfen. Wenn wir alſo eines von dieſem Krieg hoffen, dann iſt es das, daß er uns neue Siedlungsgebiete erſchließt, die mit unſerm Lande zuſammenhängen. Es iſt nicht damit getan, daß man Heimſtätten ſchafft, wie die Bodenreformer wollen, ſo wichtig und wertvoll dieſe für unſer Volk ſind; denn das bedeutet keine Bodenvermehrung und damit nur eine bedingte Sicherung für die Zukunft. Man hüte ſich auch, den Erfolg, den man von innerer Koloniſation in den Großgüterbezirken erhofft, zu überſchätzen. Er iſt in anderer Beziehung — und darauf kommen wir noch — unermeßlich, in bezug auf die Lebensmittelſicherung iſt auch er nur bedingt. Uns kann nur geholfen werden durch reines Bauernland, und wenn dieſer Krieg uns Neuſiedlungsland verſagen ſollte, dann müſſen wir uns eben reſigniert (!) mit der Bauerngrundlage Mitteleuropas behelfen, wobei wir allerdings Gefahr laufen, in größere Abhängigkeit von Ungarn und Bulgarien zu kommen, als gut iſt. Außerdem geht uns dann auch der völkiſche Vorteil, den eine ſtarke deutſche Bauerngrundlage uns bietet, verloren.

Und dieſer Verluſt wäre ein ſehr ſchwerer. Er würde über die Zukunft des deutſchen Dorfes entſcheiden. Was die Lage des Landes, das Leben des Dorfes heute ſo hoffnungslos macht, iſt nicht die wirtſchaftliche Lage, ſondern das „keine-Zukunft-mehr-haben", das „Nicht-mehr-wachſen". Das Charakteriſtiſche der Landflucht in den letzten Jahren war, daß die beſten Kräfte vom Lande fortſtrebten, daß auch die geiſtigen das Land flohen und in die Stadt drängten. Es war, wie wenn einem alternden Feldherrn ſeine Söldner wegliefen, um zu dem jungen zu eilen, an deſſen Fahnen der Sieg ſich heftete. Unſere Zeit hat das Land längſt begraben und die Bauern erſcheinen wieder als die Heiden der Kultur. Unſere Intellektuellen beten den Götzen Staat an und der Staat hat ſich in ſeiner Kulturpolitik von dieſer Anbetung beeinfluſſen laſſen. Dieſe beiden Urſachen erklären uns, warum die Gebildeten das Land meiden. Ein lehrreiches Beiſpiel dafür iſt die außerordentlich große Anzahl junger Lehrer auf dem Lande. In Preußen waren 1911 von 25696 Lehrern im Alter von 20 bis 28 Jahren 21480 auf dem Lande, der Reſt in der Stadt*. Das zeigt deutlich, daß das Land zur Durchgangsſtufe wird, die man ſo bald als möglich hinter ſich haben möchte. Das gilt in ähnlicher Weiſe auch für die anderen Gebildeten auf dem Lande**. Man ſcheut ſich, ein Leben lang ſich dort einzurichten, man hält es für Verſimpelung und Verbauerung.

* Für Bayern fehlen mir Zahlen. Doch wurde mir die Ähnlichkeit der Zuſtände von unterrichteter Seite beſtätigt. ** Hierher gehört z. T. auch die von Bismarck gerügte mangelnde Bodenſtändigkeit unſerer Lokalverwaltung (Gedanken und Erinnerungen).

Und daran leidet das Land zumeiſt, und ich möchte faſt ſagen, das wäre aller Übel Urſache. Aber auch ſie haben wieder eine weitere Urſache eben darin, daß das Land ein Totes geworden iſt, daß ſein Leben erſtorben iſt, daß keine Hoffnung mehr auf ſeine Zukunft zu ſein ſcheint.

Darum haben wir in den letzten Jahrzehnten den großen geiſtigen und kulturellen Niedergang des Dorfes erleben müſſen. Seine Tradition wurde zernagt von den Wellen der Kleinbahn und der Zeitungen. Und die Blutabzapfung der ſtarken Elemente war ſo groß, daß es nicht mehr die Kraft hatte, an Stelle des zerbrochenen Alten, Neues zu geſtalten. Unſere Jungmannſchaft hat helfen die Induſtrie aufbauen, aber das neue Dorf aufzubauen, war niemand da.

Noch lebt da und dort in weniger verkehrsreichen Gegenden der alte Bauerngeiſt, noch iſt ſelbſt im Bannkreis der Großſtadt ſeine Macht und ſein Wirken nicht völlig gebrochen. Noch hat die Zerſetzung, die wie eine Fäulnis um ſich zu greifen droht, nicht tief gewirkt. Aber es iſt Zeit, höchſte Zeit, daß hier neues Leben geweckt wird, neuer Zukunftsglaube aufgebaut, nicht nur um des Dorfes willen, nicht nur unſeres leiblichen Wohlſeins willen.

Es ſteht mehr auf dem Spiele: Es gilt nicht weniger als die körperliche und geiſtige Geſundheit Deutſchlands für die Zukunft zu ſichern. Wie wir Nahrungsreſerven brauchen, die uns jeder Möglichkeit trotzen laſſen, ebenſo brauchen wir Erneuerungsquellen unſerer volklichen phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte. Die Stadt kommt dafür nicht in Frage. Sie verzehrt und verbraucht nur dieſe Kräfte, um anderes dafür zu ſchaffen. Man mag das Leben dort geſtalten, wie man will, das Zermürben der Geſchlechter wird man nicht vermeiden können. Das liegt in der Natur der Stadt und ihres Lebens und Betriebes.

Das Dorf aber und ſeine Arbeit und ſein Leben ermöglichen dieſe Aufſpeicherung und Schaffung menſchlicher Energie für ſpätere Kulturleiſtungen. Selbſt beim ſchärfſten Daſeinskampf, den man ſich für das Dorf ausmalen kann, werden die Kräfte ſeiner Menſchen nicht ſo verſchwendet. Der Bauer hat immer wieder zwiſchen Zeiten erhöhter Leiſtung, natürliche Pauſen der Ruhe und Sammlung, in denen das Gleichgewicht des Organismus ſich wieder herſtellt. Bei ihm werden nicht einzelne Anlagen überbildet und andere verkümmern, weil hier eine gleichmäßige Beanſpruchung ſeiner körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten alle im Gebrauch erhalten hat. Er kennt nicht dieſes dauernde Leben im Extrem, wie der Städter. Er lebt tatſächlich naturgemäßer, urſprünglicher. Sein Beruf und ſein Leben in der Natur lehren ihn — man muß ſich dabei immer vor Augen halten, daß das durchaus nicht zum vollen Bewußtſein zu kommen braucht und doch beim Handeln beſtimmend werden kann —, daß die Entwicklung keine Sprünge macht und daß, wo ſie gemacht werden, das teuer bezahlt wird. Ihm

liegt das Geſetz von Wirkung und Gegenwirkung im Blut, denn die Welt, in der er lebt, kennt nicht das zwangsweiſe Ausſchalten elementarer Prinzipien. Hier geht es doch letzten Endes Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wenn noch irgendetwas ihn dieſe Erfahrung hätte einhemmen müſſen, dann hätte es gewiß die moderne Landwirtſchaft getan. In ihr ſieht er das unerbittliche Walten des von ihm dunkel geahnten Geſetzes. Nur ein paar Beiſpiele: Um den Boden möglichſt gut auszunutzen, entfernte man Hecken und Büſche und verjagte auch die Vögel, die die Schädlinge niederhielten. Der Kreislauf iſt geſtört, und nun flickt man Jahr um Jahr mit wenig Erfolg. Oder, die leiſtungsfähigen Raſſen und Sorten ſind viel empfindlicher gegen Klima und Boden, und erliegen Krankheiten leichter.

Dazu eine weit größere gegenſeitige Kontrolle. Jeder kennt den andern, weiß, wie es um ihn ſteht, wie er lebt und hauſt. Dies mag oft unangenehm empfunden werden, aber es zwingt den einzelnen auch zur Sachlichkeit, Ehrlichkeit, Echtheit. Da kann man ſich nichts vormachen, nichts „markieren". Man würde ausgelacht. Und das Lachen tötet viele Ungereimtheiten. Man wird das den Bauern ſelten ausſprechen hören, aber es arbeitet in ihnen an der Bildung ihrer Anſchauungen und beeinflußt ihr Handeln. Der Bauer ſchöpft wenig aus dem Buch — die Bibel vielleicht ausgenommen — oder die Zeitung. Er ſteht im Leben, in einem reicheren und kritiſcheren, wie je der Städter ahnt. Er kennt nicht die Zergliederung und die Zerfaſerung ſeiner Erfahrungen und ſeines Lebens. Er wird alt in ihm. Aber eben darin liegt ſeine elementare Stärke, daß er gewiſſermaßen ein Teil ſeines körperlichen Wachstums iſt. Sein Geiſtiges liegt noch in keuſcher Unberührtheit, ſoweit es der Dunſtkreis der Stadt noch nicht geſtört hat. Aber es iſt da. Und wenn es eines Tages geweckt wird, wird es reiche und vielfältige Frucht tragen. Ich meine nun, wir können es noch gut brauchen als Kraftreſerve unſeres geiſtigen Lebens, aus der die Lücken immer wieder gefüllt werden können, die der Lebenskampf reißt, und auf die wir in Zeiten der Armut und Not zurückgreifen können. Man ſei vorſichtig in der Entfeſſelung ſolcher Kräfte, und ſehe zu, daß ſie nicht unnütz entbunden werden.

Rudolf von Delius / Talingo

I

Ein kleines Buch liegt vor mir — der Einband mit ſchwarzroten Ornamenten bedeckt, ſtiliſierten Geſichtern nach Schnitzereien der Eingeborenen von Neuguinea, — der Titel heißt „Südſeemärchen". Es iſt ein neuer Band aus der großen Sammlung „Märchen der Weltliteratur", die ſeit einigen Jahren v. d. Leyen

und Zaunert bei Eugen Diederichs herausgeben. Ich fing gleich an, in dem Bande zu blättern. Und da fanden ſich denn auch, wie ich erwartet hatte, die üblichen Märchen in bunter Fülle, wie ſie überall in den jungen Völkern aufkeimen. Man hat ſchon gar ſo vieles derart geleſen und es ermüdet ein wenig. Da blätterte ich weiter und traf plötzlich auf eine längere Erzählung: „Matanduas Abenteuer". Ich fühlte gleich, das war kein Märchen, ſondern eine echte Novelle, die nur ganz frei Märchenmotive benutzt. Und mit ſteigender Verwunderung las ich bis zu Ende. Dieſe Erzählung wurde auf den Fidjiinſeln von dem Engländer Lorimer Fiſon aufgezeichnet und iſt nun hier ins Deutſche überſetzt worden. Ich halte dieſe Geſchichte für eine der ſchönſten und tiefſten Dichtungen, die jemals der Menſchengeiſt ſchuf.

2

Die Überſchrift iſt ganz irreführend, es handelt ſich um keine Abenteuer, und auch Matandua iſt nicht der Held. Die Hauptperſon iſt eine junge Mutter: Talingo. Und dieſe Erzählung iſt die einzige vollwertige, elementare Geſtaltung des Muttergefühles, die ich kenne. Ich muß den Inhalt kurz angeben.

Ein roher, brutaler König von Tonga fährt mit ſeinem Harem auf dem Meere ſpazieren; da tritt Windſtille ein, die Vorräte ſind erſchöpft, man beginnt zu hungern. Der König befiehlt ſkrupellos, eine der jungen Frauen zu töten und zu ſchlachten. Man wählt Talingo, die „Vergeſſene"; ſie trägt einen Säugling an der Bruſt. Doch als die Keule ſie niederſchmettern ſoll, ſpringt ſie ins Meer und verſteckt ſich unter den Schiffsbalken. Man glaubt, die Haie hätten ſie gefreſſen und tötet zur Strafe den Diener, der ſie entkommen ließ. Talingo indeſſen nimmt leiſe das große Ruder, ſetzt ihren Säugling darauf und ſchwimmt, viele Tage, dem Lande zu. Die großen Seevögel umflattern ſie, begierig das Kind zu zerhacken. Talingo nimmt alle Kraft zuſammen, totmatt kommt ſie ſchließlich zu einer fernen Inſel. Mit letzter Anſtrengung kann ſie ſich noch ans Ufer ſchleppen, das Kind im Arme legt ſie ſich unter eine Palme und ſtirbt.

Auf dieſer Inſel wohnt nun ein kinderloſes Ehepaar, das kommt in der Frühe zum Ufer und findet die beiden. Der Säugling lebt noch, voll Zärtlichkeit nehmen ſie den Kleinen auf, um ihn wie ihr eigenes Kind zu erziehen. Talingo aber begräbt man am Ufer. Und jetzt beginnt die große Grundmelodie dieſer Dichtung: die echte Mutter, die das Leben für ihr Kind geopfert hat, bleibt unſichtbar bei dem Kinde, beſchützt und behütet es und leitet ſeinen Weg. Dieſe Urkraft der Liebe, die den Knaben Matandua rettete, die weicht nicht mehr von ihm. So ſorgſam und gütig auch die Pflegemutter iſt, dieſe Elementargewalt kann ſie nicht erſetzen.

Sehr zart und ſchön iſt nun geſtaltet, wie dieſe Mutterſeele Talingo

um den Lebensweg ihres Sohnes ſchwebt. Mit vom Meerwaſſer triefendem Haar lockt ſie ſeine Feinde ins Verderben, mit nackten Füßen kommt ſie auf dem Wellenſchaume, als man ihn ſchlafend in die See treiben ließ, als Vogel fliegt ſie ihm durch die Klippen voraus.

Dem rohen König aber mißlingt ſeit jener Stunde alles, ein Rieſe kommt aus dem Ozean angeſtampft und vernichtet das Land; krank und feige verkriecht ſich der König mit den letzten Getreuen in ein Dickicht. Da erſcheint Matandua und tötet den Rieſen und nun ſteht er ſeinem ſterbenden Vater gegenüber, vornehm und groß und ohne Haß. Aber die Augen des Kranken ſchreckt immer noch Talingos Bild und der Feigling ſtirbt in Lüge und Verzweiflung. Matandua aber wird ein edler, gütiger König. Im Alter will er noch einmal das Grab ſeiner Mutter beſuchen, doch als er auf jener Inſel in der Halle ſchläft, erſcheint ihm Talingo, zum letzten Male; ſie ſpricht nichts mehr, ſie winkt nur. Da lächelt der König im Traume und am nächſten Morgen iſt er tot.

3

Das iſt der ſymboliſche Stil, die Höhe der Dichtkunſt. Warum haben wir in Europa dieſen Stil nicht? Weil wir nicht tief genug fühlen und weil wir ethiſch verflacht ſind. Weil wir das Element der Dinge nicht mehr rein erleben und darum auch nicht geſtalten können. Der Europäer iſt geiſtreich und zugleich ſentimental. So wurde die Dichtkunſt immer mehr verdünnt und verwäſſert. Die plumpen Täuſchungen der Geſchlechtserotik nehmen den breiteſten Raum ein. Oder allerlei Raffiniertheiten unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände. Das Element iſt durch einen Wuſt von nebenſächlichem Unſinn verdeckt und verſchüttet worden.

4

Eine Dichtung von ſolcher Zartheit und Tiefe wie „Talingo“, von ſolcher ethiſchen Wucht und zeitloſen Größe gibt es bei uns nicht. Und indem ich dies ausſpreche — ſehe ich plötzlich den alten Tolſtoi vor mir: wie er in der Bauernbluſe an ſeinem Holztiſch ſitzt und ſchreibt und dieſe europäiſche Kultur anklagt und behauptet, all dieſe Kunſt ſei nur äußerlich falſche, genußſüchtige Scheinkunſt und es müſſe eine neue Kunſt kommen von ethiſcher Feinheit und Tiefe, eine echte wahre Kunſt des großen inneren Lebens.

Als Tolſtoi dieſe Sätze drucken ließ, da entrüſteten ſich ſämtliche Kritiker Europas aufs höchſte über dieſen alten verrückten Narren. „Was, der will unſeren Shakeſpeare und Goethe und Schiller antaſten?“ Im Grunde hatte Tolſtoi ganz zweifellos recht. Er dachte an eine Kunſt wie Talingo.

5

Und Walt Whitman in der friſchen Morgenluft Amerikas behauptete genau dasſelbe: „Die beſten Geſänge ſind noch nicht geſungen worden!“ Er ließ alle Klaſſiker auf ihren Bücherbrettern ſtehen, da ſie

beim Weſentlichen verſagten. Nur wenige ganz frühe Dichterklänge der Menſchheit ſchienen ihm echt und wahr.

Schauen wir uns doch einmal um, wo gibt es denn eine der Talingo verwandte Kunſt? Alſo Dichtung, welche die großen unzerſetzten Grundgefühle ganz rein und ſchlicht geſtaltet, einfach und doch mit vollſter Glut und Wucht?

Die Klaſſiker ſind da ſchon viel zu gebildet und geiſteskühl. Ja ſelbſt Firduſi und Homer ſind bereits zu kultiviert, zu ſehr nur bunte Schilderer. Die Urerſchütterungen des Blutes ſpürt man nicht mehr. In Indien erlebt man gar ſo philoſophiſch grübelnd und ethiſch bleich; in China wird alles ſelige Malerei und Farbe. — Von alter Kunſt kenne ich nur aus dem dunklen wilden Babylon ein Werk dieſer Art: das Gilgameſch-Epos.

Dort werden auch, wie Zyklopenblöcke, die erſten Elemente der Seele geformt. Das Thema iſt ein anderes, das aber ebenſo elementar und ewig iſt wie das Muttergefühl: das Erlebnis des Todes. Gilgameſch, der Held und König, der Rieſenſtarke, der Übermenſch, hat einen Freund, der ihm ebenbürtig iſt. Die beiden verrichten die gewaltigſten Taten. Doch eines Tages ſtirbt der Freund. Gilgameſch iſt zunächſt verwundert, er berührt den Toten: das Herz ſchlägt nicht mehr. „Wie finſter ſiehſt du aus und hörſt nicht meine Stimme?“ Mit einer letzten leiſen Zärtlichkeit nimmt Gilgameſch Abſchied. „Er deckte den Freund zu wie eine Braut.“ Dann ſpringt der Schmerz in ihm auf wie ein Löwe. Und nun kommt das Grundmotiv der Dichtung: Gilgameſch hat den ihm gleichen Menſchen ſterben geſehen, jetzt packt ihn die Angſt: Mußt du auch ſo ſterben? Wird dein Leib auch ſo verweſen? Und gehetzt von dieſer Vorſtellung eilt Gilgameſch über das Feld und ſchreit ſeine Klage hinaus. „Den Freund, den ich anfaßte, ſo daß meine Seele ſich freute, den frißt das Gewürm wie ein altes Kleid!“ „Mein Freund, den ich liebte, iſt zu Erde geworden! Werde auch ich wie er mich niederlegen müſſen, ohne aufzuſtehn in alle Ewigkeit?“ Der entſetzliche Gedanke läßt ihn nicht mehr los. „In meinem Schlafgemach wohnt der Tod, und wo ich auch weile iſt er, der Tod.“ Und nun ſucht er nach einem Troſt, nach Heilung, nach einem Mittel gegen das Sterben. Gerade wie in Talingo werden auch hier die Märchenmotive ganz frei für die Erzählung benutzt. Der Held beſteht Abenteuer auf Abenteuer, um nur das Heilkraut gegen den Tod zu bekommen. Aber als er ſchließlich am Ziel iſt, da reißt der Zufall ihm tückiſch die Zauberpflanze gleich wieder aus der Hand. Gilgameſch muß ſterben.

Das iſt der erſte große Aufſchrei der Menſchheit, als die Tatſache Tod in das Bewußtſein trat. Dieſen tapferen Sang von Gilgameſch (tapfer, weil man hier noch den Mut hat, dem Problem gerade ins Geſicht zu ſehen), dies Gilgameſch-Epos halte ich für ſolch eine ſymboliſche Urdichtung höchſten Stiles.

(Auch die erotiſchen Szenen von der Menſchwerdung des Tiergeſchöpfes Eugidu und von der Göttin-Dirne Iſtar ſind an Wucht und Ehrlichkeit unvergleichlich.)

6

Die Menſchheit wurde dann immer feiger. Bald erfanden die Prieſter ſüße Medizinen gegen den Tod. Schwächlichkeit und Kultur wuchſen gleichmäßig. Entweder verdeckte man die Urprobleme durch Lügen, oder man kümmerte ſich gar nicht mehr um ſie. So entſtand die Kunſt einer Scheinwelt (die Welt der „Götter", deren erdichtete Macht alle Ehrlichkeit und Wahrheit aufhob); und andererſeits eine Kunſt der Geſellſchaftsformen, der Klaſſenbeſchränktheiten und ihrer Konflikte. Eine dicke Kruſte von Konvention und Täuſchung legte ſich um die Herzen der Menſchen.

Aber nun geſchieht das Seltſame. Nachdem die Dichtung in das ganz helle, kühle Licht der bewußten Form getreten iſt, kehrt ſie im Kreisbogen zurück und nähert ſich wieder den Urgefühlen. Dieſer Vorgang iſt noch kaum recht beobachtet und feſtgehalten worden. Denn jene Dichter der neuen elementaren Tiefe bleiben ja gleichzeitig Vertreter des ſchärfſten, ſpitzeſten Verſtandes. Blut und Geiſt gehen in ihnen ſeltſam nebeneinander her. Denn nur leidenſchaftliche Kraft des Denkens konnte den Bildungsſchutt wegräumen und machte den Weg frei zur großen Einfachheit.

Dieſe Zurückführung der Dichtung zum Element geſchah in der Antike durch Euripides. Die beſten ſeiner Dramen ſind Urphänomene der Seele: Alkeſtis, die Ehefrau, die ſich opfert für den Gatten; Medea, das in ſeiner Geſchlechtsehre beleidigte Weib, das ſich ſtark und grauſam erhebt und den Mann vernichtet; Herakles, der Übermenſch, der durch Blutvergießen mächtig wurde und dem nun ſchließlich der Blutdunſt das eigene Gehirn verwirrt. Und dann, gleichſam als Geſtaltung dieſer ganzen Stufe, die Bachen, der Kampf der unterbewußten, triebhaften Wildheit gegen den abzirkelnden, engen Verſtand.

Jedes dieſer Dramen hat eine ſymboliſche Größe, die nicht veralten kann; jedes legt den innerſten Nerv eines großen Erlebniſſes dar: Alkeſtis iſt die Verklärung des Weiblichen durch Hingabe bis in den Tod; Medea das Weib, losgeriſſen, als einzelnes Ich, das ſein Naturrecht fordert, und wird ihm das verſagt, hemmungslos wütet; Herakles zeigt den ewigen Prozeß, wie äußerliche Machtüberſpannung zurückgewieſen wird auf die Innerlichkeit als einzige Heilung und Rettung; und der Gott Dionyſos in den Bachen iſt geradezu die tiefſte Symbolik des Lebens ſelber: dieſer Stille, Sichere, der in ewiger Verwandlung ſpielt, dieſer Herr des pochenden Blutes, der den feſten harten Verſtand narrt und verführt und lachend peinigt.

Euripides iſt der größte Dichter Griechenlands, weil er allein dieſen

Weg zum Element zurückfand. Doch daneben war er Dramatiker einer Spätzeit, und alle Künſte der Szene, der Spannung, Rührung und der Effekte ſtanden ihm zu Gebote. Das iſt ſeine andere Seite, das Dialektiſche in ihm, ſein Tribut, den er dem überreifen Gehirne zahlen muß. Aber gleichzeitig war es auch doch erſt dies ſchneidend feine Gehirn, das ihm die Kraft gab, jene Urtiefen des Pſychologiſchen wieder zu öffnen.

7

Und der alte Goethe, der Gipfel deutſcher Dichtung, lenkt dann zu demſelben Punkte hin. In den ſpäteſten Akten des Fauſt, in den „Wanderjahren" finden ſich überall dieſe Anſätze zu großer, innerlichſter Symbolik. Meiſt liegt zuviel Kulturſchutt im Wege. Vielleicht am feinſten iſt es dem Dichter in der kleinen „Novelle" gelungen. Aber die Symbolik iſt ſo zart, ſo vergeiſtigt und ſchwebend, daß nur die ſchärfſten Ohren ſie ganz erlauſchen: Wie der feurige Jüngling den Tiger Sinnlichkeit der ſchönen Frau zu Füßen tötet und wie das Kind mit Flöte und Lied den gewaltigen Löwen bändigt.

8

Und dann haben ſich die neueren Dichter raſtlos um den ſymboliſchen Stil gemüht. Aber die harmoniſche Vereinigung ſubtilſter Geiſtigkeit mit elementarer Wucht iſt noch nirgends gelungen. Bei den Romantikern, bei Browning, Hebbel, Maeterlinck, Strindberg ſehen wir dieſe Verſuche (auch oft wieder mit Anlehnung an das Märchen), das Einfachſte, Tiefſte und Letzte der Seele zu ſagen. Aber entweder ſpürt man die raffinierte Berechnung durch, oder die Seele iſt bei ihrem Ringen krank und wirr geworden, abſonderlich, überreizt und zentnerſchwer.

9

An Einfachheit und Tiefe des ſymboliſchen Stiles kommt nichts jener Südſeenovelle „Talingo" gleich. Freilich dorthin zurück geht für uns kein Weg mehr. So ſtark die Märchenmotive in alter Dichtung immer wirken werden, wollten wir ſie heute künſtlich wieder anwenden, ſo gäbe das nur äſthetiſche Spielerei. Ich glaube, Tolſtoi hat gezeigt, wie die ſymboliſche Novelle der Zukunft etwa ausſehen wird. Zwar ſeine bewußt unternommenen Verſuche, ſelber ethiſche Meiſtererzählungen zu ſchreiben, ſind im Grunde mißglückt, denn gar zu aufdringlich wird eine Tendenz gepredigt. Aber in ſeiner Jugend ſchrieb Tolſtoi eine kleine Tagebuchſkizze „Luzern". Ganz realiſtiſch ſchildert er ein Erlebnis: wie in Luzern ein kleiner, wandernder Straßenſänger vor dem Hotel ſingt und wie die vornehmen, verwöhnten Hotelgäſte ihm wohl einen Augenblick zuhören, aber ſich dann nicht weiter um ihn kümmern. Dies iſt ein realiſtiſcher Vorgang realiſtiſch erzählt, aber ſo rein und tief wird das Erlebnis an der ſeeliſchen Wurzel gepackt und ſo warm von innen her lebendig gemacht, daß hinter die

Wirklichkeit ganz unmittelbar ein Symbol tritt. Wir fühlen, dieſer kleine Volksſänger iſt die Dichtkunſt ſelber, dieſe Hotelgäſte ſind die ſtumpfe Alltagsmaſſe, und das Verhältnis der beiden Mächte iſt hier in ewiger Wahrheit geſtaltet.

10

Sehr intereſſant wäre nun die Frage, wie viele ähnlich wertvolle poetiſche Schätze bei den primitiven Völkern noch verſteckt liegen. In jenem Buche „Südſeemärchen" findet ſich eine andere Erzählung von Fidji „Longa Poa", die der Talingo faſt gleichkommt: eine mit freieſtem Humor und luſtigſter Ironie vorgetragene Heldengeſchichte. Von edelſter Zartheit iſt auch „die Blutblume", eine Erzählung der Auſtralneger (die ja nach den Feſtſtellungen unſerer Gelehrten zu den niedrigſten aller Völker gehören ſollen).

Freilich mit Erfolg werden dieſe Dichtungen nur dann geſammelt werden können, wenn ſich die Europäer gründlich von ihrem techniſchen Größenwahn freimachen, und wenn man dreierlei einſieht: erſtens, daß unſere Seelenorgane abgeſtumpft und verroht ſind; zweitens, daß die Quellen der Dichtung unten bei ihrem Urſprung am heftigſten und vollſten ſtrömen; drittens, daß wir einen langen ſchweren Weg zurücklegen müſſen, um eine eigene Kunſt zu ſchaffen, die jener Urkunſt an Reinheit, Tiefe und Wahrheit ebenbürtig iſt.

Adolf Behne
Biologie und Kubismus

Früher ſprach man ſtolz von einem „naturwiſſenſchaftlichen Jahrhundert". Heute wird dieſe Phraſe kein Denkender wiederholen. Das „naturwiſſenſchaftliche Zeitalter" iſt geſtorben. Was es an Lebenskraft einmal beſeſſen hatte, erloſch mehr und mehr in der ungeheuer ausgebreiteten Populariſierung. Die Naturwiſſenſchaft erſtarrte zum „Poſitivismus", ihr A und O wurde das Experiment. Der Begriff des Experimentes, wie eine Offenbarung vorangetragen, verdeckte eine Zeitlang die Geiſtesarmut — für die Mitläufer.

Das „naturwiſſenſchaftliche Jahrhundert" eroberte ſich die Volksverſammlungen, begegnete aber einer im gleichen Verhältnis wachſenden Intereſſeloſigkeit bei allen ſelbſtändig Denkenden. Und heute iſt die Naturwiſſenſchaft eines Häckel, eines Oſtwald, aller Moniſten und Poſitiviſten in den denkbar tiefſten Mißkredit gekommen.

Allerdings, an Experimentatoren, auch geſchickten und liſtigen Experimentatoren, hat es der modernen Naturwiſſenſchaft nicht gefehlt — bis auf den heutigen Tag. Aber woran es ſo kläglich fehlt, das iſt der Ehrgeiz des Denkens. Mit einem ungeheuren Material haben uns

die Experimente der Biologen überschüttet, aber leider ist die überwiegende Masse des Materiales — nicht etwa falsch, sondern bedeutungslos, taub und stumm für jede tiefere Erkenntnis.

Nur aus dieser so verständlichen Abneigung gegen moderne naturwissenschaftliche Literatur scheint es mir erklärlich, daß ein Buch wie die „Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung" von Jacob Baron von Uexküll (München, F. Bruckmann A.-G., 1913) bisher so wenig Beachtung gefunden hat. Besonders bei der jungen Generation, die sich heute um eine Erneuerung der Kunst und der Kultur bemüht, sollte das schöne Buch begeisterte Aufnahme finden. Vielleicht ist der Titel zunächst irreführend. Man könnte meinen, er künde einen der bekannten trostlosen Versuche an, experimentelle Binsenwahrheiten zu einem ethischen, sozialen und künstlerischen System zu verbacken. In Wahrheit handelt es sich um etwas ganz anderes: um den ersten und in seiner Bedeutung gar nicht zu überschätzenden Vorstoß gegen die geistesverarmte Naturwissenschaft von heute, um die revolutionierende Arbeit eines Denkers. Dem Buche Uexkülls kommt eine klassische Bedeutung zu.

Dieses Buch wirkt fast als überpersönliche Leistung. Es bringt wundervolles Material für Erscheinungen, die das Bewußtsein des Autors ablehnt. Diese Tatsache ist nicht im mindesten verwirrend. Sie wäre es nur bei einem Systemfabrikanten. Bei einem „Seher", dessen Werk „wird" und „entsteht", wie ein Kunstwerk, das ja auch vieldeutbar ist, gibt sie den besten Beweis für seine Berufung. Der Systemfabrikant, wie jeder „Macher", hat es leicht, konsequent zu sein. Bei einem Uexküll ist es sehr wohl möglich, daß die Erkenntnisse, die ihm kommen, von ihm selbst nicht in allen Konsequenzen empfunden werden.

Ich habe an anderer Stelle Uexküll einen „Expressionisten" genannt — und Uexküll will für seine Person nichts vom Expressionismus wissen. Aber die Gesinnung seines Werkes ist völlig aus gleichem Geiste geboren, wie die Gesinnung unserer jungen Kunst. Die Biologie ist für Uexküll nicht eine Summe von außermenschlichen Kenntnissen auf Grund von Experimenten an Affen, Schnecken und Fröschen, sondern die Erkenntnis von Beziehungen zum lebendigen Subjekt. „Solange ein Kind mit Kieselsteinen spielt, ist dieser ein wertvoller Gegenstand und erhält durch seine Beziehungen zum lebendigen Subjekt selbst ein Stück Leben. Werden statt der biologischen Beziehungen physikalische Ursachen eingeführt, so gelingt es sogar, einen Kieselstein totzuschlagen."

Solchen Sätzen ist aus vollem Herzen zuzustimmen. Daß man die Naturbetrachtung so außer jeder Beziehung gebracht hat zu dem, was dem Menschen unmittelbar gegeben ist, daß man ihr dadurch jedes Zentrum genommen hat und sie eigentlich den Menschen überant-

wortete, die gefühl- und phantaſielos mit allem rechnen können, ohne irgendwie zu werten, das hat ſie des Intereſſes der Guten beraubt. Uexküll findet den ſchlagenden Ausdruck, wenn er von der üblichen Weltanſchauung unſerer Tage ſagt, ſie habe den Schwerpunkt verloren. Eine Weltanſchauung ohne Schwerpunkt iſt aber mit Notwendigkeit impreſſioniſtiſch im wortwörtlichen Sinne: ſie iſt dem Geſchaukel wogender Eindrücke preisgegeben. Und im Gegenſatz dazu nenne ich jene Weltanſchauung, die von einem Zentrum aus ſichtet, expreſſioniſtiſch. Wo ein Zentrum iſt, da herrſcht ein beſtimmender, formender Wille, und wo ein formender, ordnender, wertender Wille iſt, da iſt von ſelbſt die Kraft des Ausdruckes. Das gilt keineswegs nur von der Kunſt, und in der Kunſt gilt es keineswegs nur von der neuen Kunſt, vielmehr von aller wahren Kunſt, nicht zuletzt von unſerer Gotik.

Uexküll hat in den Mittelpunkt ſeiner Arbeit den Begriff des „Organiſchen" geſtellt. Das Organiſche iſt eine fundamentale Grundtatſache alles Lebendigen, iſt uns unmittelbar im Erleben offenbar, das Organiſche iſt für den Biologen alſo das gegebene ſinnvolle Zentrum. Die frühere Naturbetrachtung hat dieſe Grundtatſache zu etwas Abgeleitetem gemacht, hat verſucht, vom Unorganiſchen zum Organiſchen mit Hilfe einer Entwicklungstheorie zu kommen, wich mit Ängſtlichkeit der Anerkennung des „Organiſchen" als einer elementaren Gegebenheit aus, ſtabilierte als Grundtatſache den Zufall, den „Tanz der Atome". Iſt das nicht impreſſioniſtiſch?

Was charakteriſiert die Kunſt der Impreſſioniſten? Sie hielten es für wichtiger, daß die Linien eines Bildes „richtig" die Silhouette eines Baumes trafen, als daß ſie untereinander, als Horizontale und Vertikale, in ſchönen Verhältniſſen ſtanden. Sie ordneten künſtleriſche Rückſichten irgendwelchen außerkünſtleriſchen unter, ſie ſuchten von der Nichtkunſt zur Kunſt zu kommen, und die gleichzeitige Äſthetik und Kunſtwiſſenſchaft machte denſelben Irrweg (Taine, Hauſenſtein). Das iſt in der Geſinnung das gleiche „peripheriſche" Verfahren wie in der durchſchnittlichen Naturbetrachtung. Die jungen Künſtler dagegen ſtellen in den Mittelpunkt ihres Schaffens den Dienſt der Schönheit ſtatt der Richtigkeit. Das iſt der letzte Sinn des Expreſſionismus. Und die Kunſtwiſſenſchaft ſollte endlich an Stelle der Entwicklungsgeſchichte mit ihrem außerkünſtleriſchen Maßſtabe des „Charakteriſtiſchen" das Werturteil in das Zentrum ihrer Arbeit ſtellen.

Wie mag es nun zu erklären ſein, daß Uexküll von der neuen Kunſt ſo entſchieden abrückt? Zunächſt habe ich Grund zu glauben, daß Uexküll die wahre neue Kunſt, um die es ſich für uns allein handelt, kaum kennt. Sehr leicht möglich, daß er anders urteilen wird, wenn er die Werke eines Delaunay, Marc, Klee, Topp, Menſe, Léger, Chagall, Ko-

koſchka, Heemskerck geſehen hat. Es ſcheint mir nach ſeinen nicht immer ſehr glücklichen Äußerungen über künſtleriſche Fragen, daß er nur jene halbneue, dekorative Art etwa der „Brücke", der Heckel, Kirchner, Pechſtein, aus eigener Anſchauung kennt, und dann wären ſeine Äußerungen zwar bis zu einem gewiſſen Grade zutreffend, berührten aber nicht — die neue Kunſt!

Aber angenommen, Uexküll kennt Chagall, Marc, Kokoſchka. Dann würde er ſein ablehnendes Urteil vermutlich mit der Behauptung motivieren: ihre Arbeiten ſeien „gemacht". Aber das wäre ein Irrtum!

Ich finde gerade jene Sätze Uexkülls ſo überaus ſchön, in denen er die Kluft aufdeckt zwiſchen der Welt, in der alles „gemacht wird", und der Welt, in der alles „entſteht". „Ihre Bewohner ſind gezwungen, neben- und durcheinander zu leben. Sie verſtehen ſich nie. In der Welt, wo alles entſteht, ſind die Leute, die ſich mit dem Machen der Dinge abgeben, lächerlich. Sie ſind blind und ſehen das Weſentliche nicht, den Zuſammenhang des großen wunderbaren Geſamtwerdens. In der Welt, in der alles gemacht wird, ſind die Leute, die auf das Entſtehen warten, unglücklich. Denn von allen Seiten ruft man ihnen zu: „Seid doch keine Träumer, keine Faſelhänſe, greift zu und macht etwas Neues!"

Prachtvolle Sätze, die jeder Freund der neuen Kunſt dankbar aufnehmen wird. Denn *das* gerade iſt das Schöne dieſer neuen Kunſt, daß ihre Werke von innen heraus „wachſen". Aber Uexküll dürfte zunächſt anderer Meinung ſein. Er dürfte, wie ſo mancher andere, der mehr Recht dazu hätte, ſagen: Ich ſehe Konſtruktionen, Konſtruktionen aber ſind nicht Kunſt!

Nein, Konſtruktionen ſind allerdings nicht Kunſt, aber das Kunſtwerk iſt ein geiſtiger Organismus, und Organiſation jeder Art iſt Ordnung, Diſziplinierung, feſter Bau, Planmäßigkeit, Zielſtrebigkeit. Das wahre Bild iſt nichts anderes. Wie in einem körperlichen Organismus jeder Teil in feſter, ſinnvoller Beziehung ſteht zu jedem anderen, ſo auch im geiſtigen Organismus eines Kunſtwerkes. Jeder Teil der Bildfläche ſteht in Wechſelwirkung zu jedem anderen, die linke obere Ecke iſt geſtaltet in Beziehung auf die untere Ecke rechts. Der Impreſſionismus hat uns leider dieſen Maßſtab genommen. Aber Raffael, Grünewald, die Inder, die archaiſche Griechenkunſt, Brunelleſchi ... *ſie* geſtatten, vielmehr ſie *fordern* dieſen Maßſtab des Organiſchen. An einem Kunſtwerk Kritik üben, weil es ſeinen Organismus ausbreitet, das käme einer Kritik an der „nackten Konſtruktion" eines menſchlichen Gelenkes gleich.

Und wie irrig wäre es, zu glauben, im Gegenſatz zu den *gewachſenen* Organismen der Tiere könne der ſtrenge Aufbau etwa eines Marc nur „errechnet", konſtruiert, „gemacht" ſein. Der Unterſchied iſt nur

der, daß wir ſelbſt bei dem ausgeprägteſten Organismus der Tiere *wiſſen*, daß er gewachſen iſt, während wir den geiſtigen Organismen gegenüber noch immer nicht losgekommen ſind von der engen Anſchauung der *perſönlichen Produktion*. Es gibt aber auch in geiſtigen Dingen nur und ausſchließlich ein Wachſen — ſoweit Dinge von Wert in Frage ſtehen —, ein Wachſen, für das der Künſtler nur der Boden oder das Gefäß iſt. Nur die unfruchtbaren Künſtler, d. h. Dilettanten, ſehen ſich als Quelle, als letzten und erſten Urſprung, der wahre Künſtler weiß ſich als Durchgangsſtation. Feuerbach malt ſich als ſtolzen Fürſten des Lebens: „Ich bin der, der das alles geſchaffen hat!“ — Böcklin in ſeinem „Selbſtporträt mit dem Tod“ in ſchwermütiger Beſcheidenheit als den, der in die Unendlichkeit, in das Elementare lauſcht. Feuerbachs *Bilder* ſind voll der unbeabſichtigten Reſignation des Ohnmächtigen, Böcklins Bilder umfaſſen allen Jubel und alle Qual.

Von einem bekannten Anwalt des Impreſſionismus wird erzählt, er habe von den alten deutſchen Meiſtern tadelnd geſagt: ſie hätten ja als Menſchen vor den Heiligen gezittert, die ſie malten. Daher ſeien ihre Bilder ſo ſchwach. Ihnen ſtellte er einen modernen Franzoſen gegenüber, der ſtolz und gnädig wie ein Gott vor ſeine Leinwand getreten ſei. Wer ſo ſpricht, verrät, daß auch er, wie die meiſten Kunſtbetrachter, die Kunſt für ein „Machen“ hält. Wir ſegnen jene alten herrlichen Meiſter, die vor ihren Heiligen erbebten.

Spricht die ſtrenge Kompoſition eines modernen Bildes gegen ſein natürlich wachſendes Entſtehen? Das kann nur Unkenntnis annehmen. Wer Kinderzeichnungen, wer die Kunſt der Primitiven, etwa der Neger, kennt und fühlend aufgenommen hat, wird wiſſen, daß gerade Werke, die von aller artiſtiſchen Berechnung ſo himmelweit entfernt ſind wie nur möglich, daß die in Linien, Farben und Formen die allerſtrengſte Konſtruktion aufweiſen. Iſt es nicht eben das Ergreifende an der Kinderzeichnung, zu ſehen, wie in ſtiller, ſelbſtverſtändlicher, völlig naiver Geſetzmäßigkeit ſich die Farben geheimnisvoll entwickeln, wie Linien und Flächen ſich in reinſter Beziehung entfalten, wie eine Farbe gleichſam zwingend die ſchönſte und vollendetſte Skala folgen läßt?

Die Kunſt der Primitiven beweiſt einwandfrei, daß die „natürlichſte“ Kunſt die am ſtrengſten konſtruierte iſt. Die Kinderzeichnung iſt doch gewiß ein unverfängliches Zeugnis für ein organiſches Wachſen aus dem Geiſte — und gerade ſie kann an Konſtruktion nicht übertroffen werden.

Deshalb iſt der oft gehörte Einwand, die Bilder eines Léger, eines Menſe ſeien nicht Kunſt, da ſie konſtruiert ſeien, unſinnig. Sie ſind nicht konſtruiert im Sinne der Berechnung, ſie ſind gewachſen nach geiſtiger Geſetzmäßigkeit.

Uexküll ſagt: „Die Planmäßigkeit kann nicht durch logiſches Denken, ſondern nur in der Anſchauung erfaßt werden.“ Das gilt im weiteren Sinne auch vom Schaffen der neuen Kunſt!

Allerdings vertreten alle jene Künſtler und Äſthetiker, die für ihre materialiſtiſche Denkart im Impreſſionismus und Naturalismus das bequeme Schlummerlager gefunden haben, die Meinung: die Kinderzeichnung ſei nicht Kunſt. Aber da wir ſchon wiſſen, daß dieſe Äſthetiker ganz logiſch, wenn ſie Kunſt ſagen, ein „Machen“ meinen, brauchen wir nicht mehr viel Worte über dieſen Gegenſtand zu verlieren. Denn ein Machen iſt die Kunſt der Primitiven freilich nicht — da ſind wir völlig einer Meinung!

Ganz gewiß kann gerade die Kinderzeichnung uns zu einer reineren Auffaſſung der Kunſt hinleiten. Und damit komme ich wieder auf meinen Ausgangspunkt, das Uexküllſche Buch, zurück.

Uexküll betont die „beſondere Geſetzlichkeit alles Organiſchen“, die „Autonomie der Lebensvorgänge“. Dieſe Lehre muß auch auf alles Geiſtige und ſpeziell auf die Kunſt angewendet werden. (Was Uexküll ſelbſt gelegentlich über Kunſt ſagt, iſt leider auf einem anderen Boden gewachſen.) Uexküll und ſeine Vorgänger haben das Schöpferiſche, Produzierende als die eigentliche Macht alles Entſtehenden erkannt. Dieſe Macht muß auch in das Geiſtesleben eingeſetzt werden. Diejenigen Subjekte, bei denen das ſchöpferiſche, geheimnisvolle Urelement ſo ſtark noch im Geiſte wirkt, daß deſſen Produkte notwendig „organiſch“ werden, ſind die wirklich wertvollen Naturen als Künſtler, Forſcher, Feldherren uſw. Eine Handhabe zu ſolcher Erklärung gibt Uexküll ſelbſt dort, wo es ſich um den Begriff des Inſtinktes handelt. Uexküll deutet als eine Möglichkeit an, daß wir auch im Gehirne Gene, ähnlich wie im Keime, tätig zu denken hätten, nicht freilich bei allen Menſchen. Die Mehrzahl der Menſchen ſeien wohl Erfahrungstiere (ein „Erfahrungstier“ iſt auch der impreſſioniſtiſche Künſtler), Inſtinkttiere ſeien gewiß nur wenige. „Wer weiß, ob nicht die überragende Stellung gewiſſer Genies über ihre Mitmenſchen auf dem planmäßigen Wirken neuer Gene beruht?“

Die Gene formen unſere Struktur nach einem geheimnisvollen Plan. Je ſtärker und ſtolzer ſie ihre Kraft entfalten, um ſo „genialer“ iſt das Individuum, d. h. um ſo ſicherer haben auch alle ſeine geiſtigen Äußerungen die Planmäßigkeit und Zielſtrebigkeit des Organiſchen. Die Kraft der Gene iſt es auch, die Kunſtwerke entſtehen läßt. Daß dieſe Kraft der Gene im Kinde noch mit allem Schuß und Glück der Jugend wirkſam iſt, liegt nahe anzunehmen. Und alſo iſt für mich die Kinderzeichnung nicht etwas, das „noch nicht Kunſt“ iſt, weil es nämlich „noch nicht“ mit Bewußtſein „gemacht“ iſt, ſondern iſt glücklich noch Kunſt!

Ich ſagte ſchon, daß vieles von dem, was Uexküll über Kunſt ſagt, verdrießt, aber weit wichtiger iſt die Tatſache, daß er Erkenntniſſe gibt, die, über ſeine perſönliche Meinung hinaus, zu einer Vertiefung unſerer Kunſtanſchauungen die Anregung geben. Die Erkenntniſſe Uexkülls berechtigen uns, die Mauer zwiſchen Kunſt und Leben einzureißen, die Kunſt mit dem Leben zu verbinden, ja, ſie mit Leben zu identifizieren. Und es iſt wundervoll, daß wir den Erkenntniſſen des Biologen, die, wenn auch nicht ihn ſelbſt, ſo doch ſeine dankbaren Leſer zu ſolcher Einſicht führen, von der anderen Seite her die ſchöne Viſion eines Dichters gegenüberſtellen können, eine Stelle aus Aage von Kohls Roman „Der Weg durch die Nacht", oder wie der Titel im Original ſchöner lautet: „Der große Schoß":

„In allen ſeinen Fibern, in jeder einzigen, da ſaß urtief und brennend dieſe ſtarke und freudige Gewißheit! Da ſaß die treibende Kraft, von der aus er alle ſeine Worte geſchrieben hatte: Das Leben iſt Glück — und die Kunſt iſt Glück! Das Leben und die Kunſt ſind ein und dasſelbe!"

Die Kunſt iſt die wahre Welt der Menſchen, für die alles „wird", nichts aber „gemacht" wird. „Nur die Maſchinen werden gemacht, die Organismen aber entſtehen."

Dieſe Erkenntnis ermöglicht es uns ferner, verſchiedene Vorurteile und Irrtümer abzubauen.

Das Leben hat keine „Fächer". Auch die Kunſt hat keine Fächer. Wer in der Kunſt ſich als „Fachmann" fühlt, Kunſt als „Fachmann" treibt und vertritt, iſt ſchlimmer als der ärgſte Dilettant. Hundertmal lieber iſt uns ehrlicher „Kitſch" als ſchlechte „Kunſt".

Weil die Kunſt wie das Leben ein Geſchehen iſt, läßt ſie ſich weder nach Materialien noch nach Begriffen in Kapitel ſchneiden. Von den Materialien iſt man ja in letzter Zeit etwas abgekommen, aber die Begriffsſchneiderei blüht noch immer.

Kunſt iſt niemals etwas anderes als Natur! Man wirft den Künſtlern, die nicht die äußere Natürlichkeit kopieren — „Natur im ſentimentalen Sinne des Publikums" nannte ich es in meinem Sturmbuch —, mit Vorliebe „Artiſtentum" vor. In Wahrheit liegt das Artiſtentum, d. h. die künſtliche Mache, gerade bei den äußerlich-natürlichen Malern. „Natur" iſt jedes wahre Kunſtwerk ſeinem Entſtehen nach, indem es organiſch wächſt. Da ſeine Wurzeln aber im Geiſte liegen, kann ſein Organismus, ſolange er wirklich Natur iſt, nicht die weſensfremden Formen äußerer Organismen tragen. Das Kleben an der Geſetzmäßigkeit fremder Organismen, das richtige Abmalen von Bäumen, Tieren, Häuſern, Geſichtern in richtiger Perſpektive — das iſt in Wahrheit „Artiſtentum" im Sinne von künſtlicher Mache, das iſt in jedem ehrlichen Sinne das Unnatürliche! Wenn ein Kritiker

einem jungen Künſtler ſagt, er ſolle mehr nach der Natur zeichnen und malen, zum freien Schaffen hätte er noch kein Recht, ſo ſcheint mir das nicht ſinnvoller zu ſein, als wenn ein Botaniker zu einem Tännchen ſagt: „Bitte, wachſe erſt eine Zeitlang wie ein Ölbaum und ein bißchen mehr nach rechts und nicht ſo ſchnell. Zum Wachſen als Tanne haſt du noch kein Recht!“ Botaniker ſind im allgemeinen zu klug, ſich ſo zu blamieren, poſitiviſtiſche Kunſtforſcher blamieren ſich leidenſchaftlich gern auf dieſe Weiſe, die vom poſitiviſtiſchen Publikum aufrichtig geſchätzt wird.

Zum Thema „gegenſtändliche Kunſt“ noch ein paar Worte. Für Uexküll — und für ihn nicht als erſten — iſt der „Gegenſtand“ ſchon ſelbſt etwas von uns Geformtes, nämlich durch unſere Sinnesorgane und unſer Zentralnervenſyſtem. Hat es nun irgendeinen Sinn, etwas Geformtes noch einmal, nämlich künſtleriſch, zu formen? Solange man den Gegenſtand als etwas außer uns Gegebenes, Objektives, Abſolutes anſah, mochte das Gegenſtändliche in der Kunſt vielleicht noch einigen Sinn haben. Aber den hat es nicht mehr, nachdem wir erkannt haben, daß die Exiſtenz jedes Gegenſtandes ja bereits eine produzierende Leiſtung, eine Formung unſeres Geiſtes iſt. Die Kunſt wird ſich alſo ſchönere Aufgaben ſuchen!

Sie braucht ſie nicht zu ſuchen!

Die Aufgabe, die von Natur die ihre iſt, das iſt die ſichtbare Formung unſeres neuen Lebensgefühls. Dieſes Ziel hat der Kubismus!

Was iſt über den Kubismus nicht alles geſchrieben worden — Belangloſes ſelbſt von den beſten Kubiſten! Hier wiederholt ſich die Erſcheinung, daß geniale Leiſtungen überperſönlich ſind. Ein Künſtler wie Fernand Léger führt zur Erklärung des Kubismus die Tatſache auf, daß wir uns heute in Auto und Eilzug ſo ſchnell über dieſe Erde und durch die Landſchaft bewegen. „Un paysage traversé et rompu par une auto ou un rapide perd en valeur descriptive, mais gagne en valeur synthétique: la portière des waggons ou la glace de l'auto ont changé l'aspect habituel des choses. L'homme moderne enregistre cent fois plus d'impressions que l'artiste du 18. siècle... La condensation du tableau moderne, sa varieté, sa rupture des formes est la résultante de tout cela.“

Niemals haben äußere, techniſche, wirtſchaftliche, mechaniſche Neuerungen die Kunſt beſtimmt. Ich glaube nicht, daß Cézanne und Rouſſeau beſonders häufig mit dem Auto gefahren ſind, und von den Gotikern weiß ich es ganz beſtimmt. Aber das Auto ſcheint nun einmal berufen, in der modernen Künſtleräſthetik eine wichtige Rolle zu ſpielen, und zwar zur Erklärung der gegenſätzlichſten Dinge. In einem Vortrage hat Peter Behrens vor einiger Zeit die detailloſe Glätte ſeiner Häuſermauern damit motiviert, daß der moderne Menſch ja

gemeinhin die Straßen und Häuſerfronten nur vom ſchnellfahrenden Auto aus kennen lerne, der Autofahrer aber könne Details doch unmöglich aufnehmen. Da bleibt es nur ungeklärt, weshalb dieſer Architekt auch ſeine Innenwände in Autodreß kleidet.

Haben wir in Léger die Erſcheinung, daß der Kubiſt über die letzten Triebkräfte ſeines Schaffens verſagende Auskunft gibt, ſo haben wir auf der anderen Seite den Biologen Uexküll, der den Kubismus ablehnt und doch für ſeinen Sinn die wertvollſte Fundierung gibt.

Niemals wird man mit formalen Tüfteleien, niemals mit entwicklungsgeſchichtlichen Ableitungen und Deutungen dem kubiſtiſchen Kunſtwerke näher kommen. Sie bleiben Notbehelfe für den Anfänger. Der Kubismus iſt in Plaſtik, Malerei und Architektur der Ausdruck einer neuen, modernen Lebensauffaſſung. Ich finde ſie nirgends ſchöner formuliert als bei Uexküll: „Das Leben nimmt einen Standpunkt ein, auf den wir ihm nicht folgen können*."

Der Darwinismus kannte nur die normale, objektive Welt, die als Welt phyſikaliſcher und chemiſcher Urſachen und Wirkungen allen Weſen gemeinſam iſt. Die Tiere bewegen ſich ſehr verſchieden, nähren ſich ſehr unterſchiedlich und pflanzen ſich ſehr abwechſlungsreich fort, aber ſie leben alle in der gleichen Welt. Es beſteht die Möglichkeit, ſich mit einem Nashornkäfer telephoniſch zu unterhalten.

Unſer Weltbild iſt anders. Jene „Normalwelt" iſt in der Anſchauung und im Erlebnis überhaupt nicht gegeben. Sie iſt nur eine verlegene Hypotheſe — obgleich die meiſten Menſchen ſie für das einzig Wahre halten. Jedes Lebeweſen hat ſeine Welt. Es gibt zahlloſe ſubjektive Welten, die, ſich überſchneidend, ineinandergeſtellt ſind. Durch Uexküll wiſſen wir, daß das Weltbild damit noch nicht einmal erſchöpft iſt. Jedes Lebeweſen hat zwei Welten: eine Merkwelt und eine Wirkungswelt. Die Merkwelt ſchafft es ſich durch die beſondere Be-

* Ich will die Stelle im Zuſammenhang zitieren: „Das Abendpfauenauge, ein Schmetterling mit ſchönen Augenflecken auf den Flügeln, ſchreckt mit dieſen Flecken ſeine Verfolger, die kleinen Vögel, indem es mit ihnen die Augen kleiner Raubtiere nachahmt, obgleich er ſelbſt dieſe Flecken nie zu Geſicht bekommt. Uns Menſchen täuſcht es damit nicht, für uns gibt es auch gar kein Raubtier, das ſolche Augen hat. Die kleinen Vögel aber, die immer auf ihrer Hut ſind vor Katzen, Wieſeln und ähnlichem Raubzeug, müſſen, um rechtzeitig entfliehen zu können, vor jedem augenähnlichen Gebilde, das ſich bewegt, entfliehen. Dieſen Umſtand benutzt das Leben zum Schutz des Pfauenauges. — Hier offenbart es ſich, daß das Leben durch die ſubjektiven Schranken, die es ſelbſt aufbaut, nicht behindert wird. Das Leben nimmt einen Standpunkt ein, auf den wir ihm nicht folgen können. Während die Gene das Pfauenauge bilden, ſteckt das Leben in dem ſich bildenden Keim und kann durch jede grob mechaniſche Schädigung des Keimes vernichtet werden. Das Leben ſteht aber zugleich außerhalb des Keimes und überſieht nicht bloß die Wirkungswelt, ſondern auch die Merkwelten. Das können wir nicht nachmachen, wenn wir in unſerem Subjekt drinſtecken, können wir nicht zugleich außerhalb ſtehen."

ſchaffenheit ſeiner Sinnesorgane. Die Wirkungswelt iſt beſtimmt durch ſeine Bewegungs- und ſonſtigen äußeren Organe. Und das Wertvolle iſt nun Uexkülls Nachweis, daß für das gleiche Weſen ſich Merkwelt und Wirkungswelt nur ſehr ſelten und nur bedingt decken. Die Wirkungswelt der Tiere iſt weit größer als ihre Merkwelt.

So ergibt ſich ein Weltbild von einer ungeheuren Beweglichkeit und Vieldeutbarkeit, ein in ſeiner Fülle herrlicher Kosmos, eine unendliche, in ihren zahlloſen Funktionen ſchwingende Welt. An ihr zerſplittert jeder Rationalismus und jede Rezeptwiſſenſchaft. Das iſt eine Welt, die wir erleben, die unſere Phantaſie erregt, wieder zu unſeren lebendigen Sinnen ſpricht und uns von der Kälte regiſtratorenhafter Überlegenheit erhebt zur Wärme einer religiöſen Bindung. „Das Leben nimmt einen Standpunkt ein, auf den wir ihm nicht folgen können." Dem Naturaliſten und Impreſſioniſten können wir ſtets folgen. Er hat einen ſehr zugänglichen und bequemen „Standpunkt". Er pflanzt ſeine Staffelei irgendwo im Freien auf und überträgt einen Natureindruck mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit und auch Geſchmack in eine Fläche von beſtimmter Größe. Mit der Wahl des Standpunktes iſt die Hauptarbeit eigentlich geleiſtet, denn von ihm hängt der Charakter des Bildes ganz weſentlich ab, ſo ſehr, daß wir in der Vorbildlandſchaft nach der Kunſtlandſchaft meiſt den Standpunkt rekonſtruieren können. „Hier hat er geſtanden!" — das an einem Platze im Gebirge oder an der See ſagen zu können, iſt für die Freunde naturaliſtiſcher Kunſt geradezu der Höhepunkt künſtleriſchen Genießens.

Das iſt die Standpunktkunſt mit allen ihren Banalitäten!

Wir kennen ſie nicht nur in der Malerei.

Die Architektur der naturaliſtiſchen Zeit war ein Arbeiten mit Perſpektiven — im vollendeten Gegenſatz zur Baukunſt fruchtbarer Epochen. Die Dichtung war nicht weniger perſpektiviſch, ſie war pſychologiſche oder gar Tendenzdichtung. Alle künſtleriſche Produktion hatte „Perſpektive", d. h. eine naturaliſtiſche Konſtruktion örtlicher oder zeitlicher Art, eine Konſtruktion, die für den Künſtler einen feſten, unwandelbaren Standpunkt außerhalb der Körper und der Geſchehniſſe vorausſetzte. (Weisbach für die Impreſſioniſten und Hildebrand für ſeine dekorative Kunſt vertreten gleicherweiſe die Notwendigkeit des Fernbildes!) Das gilt genau ſo von den Bildern eines Manet, wie von den Romanen eines Zola. Für viele wurde ſchließlich die Perſpektive der letzte Ausweg, ihren Schöpfungen einigen Rhythmus zu ſichern. Unfähig, den Rhythmus zu geben, ahmten ſie ein Surrogat nach, wenn ſie, wie etwa Liebermann, die ſich verjüngenden Bäume einer geraden Allee mit Vorliebe malten.

Zu ſolcher Perſpektivenkunſt iſt der Kubismus der abſolute Gegenſatz. Er will nicht eine banale Aufzählung und keine

pſychologiſche Deutung der Körper und der Geſchehniſſe von einem beſtimmten äußeren Standpunkt aus, ſondern will das Leben! Der kubiſtiſche Künſtler iſt mitten unter den Dingen, ſie umſchließen ihn ringsum, ihre Fülle beglückt ihn, ihr niemals ruhendes, ſtets bewegtes, rätſelhaftes, autonomes Leben iſt wie ein Rauſch. Kein poſitiviſtiſches Reſultat, keine Erklärung, keine Moral und keine Nutzanwendung oder Lehre — ſondern Verherrlichung, Bewunderung, Anbetung. Wie arm, auf einem Standpunkt zu bleiben, den man ängſtlich und ſtolz zugleich hütet, den man ſich „errungen" hat! Hingabe an das Leben, Aufgehen im Leben, ſich ſelbſt flüſſig und beweglich machen, nicht mit dem Zeigeſtock magiſterhaft davorſtehen und demonſtrieren: das iſt Rauch aus einem Schornſtein, das iſt ein Haus, das iſt eine Brücke über einen Fluß — ſondern Rauch und Haus und Fluß und Brücke *ſein*, verwandlungsfähig, verwandlungswillig! Nicht aus einer Perſon ſprechen, nicht als Richter räſonnieren, nicht dem einen recht geben, dem anderen unrecht — ſondern im Kampf und in der Bewegung vieler Kräfte wie ein Tunnel ſtehen, durch den alles tönt: ſo iſt *Aage von Rohls* „Großer Schoß", ſo iſt *Herrmann Eſſigs* „Schweineprieſter". Da iſt ein großer Strom des Lebens, in dem wir ſelbſt ſchwimmen, eine Einbettung aller Organismen in ein großes Weltgeſchehen.

Uexküll ſagte: „Das Leben überſieht nicht bloß die Wirkungswelt, ſondern auch die Merkwelten. Das können wir nicht nachmachen, wenn wir in unſerem Subjekte drinſtecken, können wir nicht zugleich außerhalb ſtehen."

„Nachmachen" können wir es freilich nicht, aber wir können dieſes Lebensgefühl geſtalten — ſoweit wir Künſtler ſind.

Franz Marcs Tiere! Müßte ſie nicht Uexküll *zuerſt* verſtehen können, der die Sätze ſchreibt: „Das Weſentliche am Tiere iſt nicht ſeine Form, ſondern die Umformung, nicht die Struktur, ſondern der Lebensprozeß. Das Tier iſt ein bloßes Geſchehnis!"

Der Impreſſionismus hatte einen feſten Standpunkt, aber ſeine Formen verſchwammen in der Nuancen- und Andeutungsmalerei. Das iſt vollkommenſter und konſequenteſter Materialismus, iſt der künſtleriſche Ausdruck für die Auffaſſung der Welt als eines „Tanzes der Atome". Das kubiſtiſche Weltgefühl kennt nicht die punktartige Fixierung des Standortes, zugleich verabſcheuen ſeine Formen die atmoſphäriſche Verdunſtung, ſie ſind *ſicher*, *weſentlich* und *klar*. Der Gegenſatz ließe ſich ſo formulieren:

Der *Impreſſionismus* iſt ungefähr in der Erkenntnis, aber ſein Standpunkt iſt eindeutig und einleuchtend.

Der *Kubismus* iſt vieldeutig in ſeiner Stellung, ſeine Erkenntniſſe ſind tief. Die Elemente eines kubiſtiſchen Bildes ſind weſentlich, rein und klar; ſein Ganzes iſt eine Bewegung und iſt unſtarr.

Das impreſſioniſtiſche Bild iſt als Ganzes ſtarr durch Perſpektive, Beleuchtung uſw. feſtgelegt; ſeine Elemente ſind zitternd und ſchwimmend.

Uexküll verwirft jene Weltanſchauung, die nur einen „Tanz der Atome" kennt, einen Vorgang, den kein Menſch erlebt, den wir als Begriffsſyſtem glauben ſollen. Seine Welt iſt, wie wir ſahen, das unendliche Leben zahlloſer Merkwelten, die ineinandergreifen, ſich berühren, ſich vielfach überſchneiden. Aber wohl zu beachten: das einzelne Subjekt iſt mit ſeiner Merkwelt allem Ungefähr und allem Schwanken entzogen, das Subjekt und ſeine Merkwelt ſind ein feſtgefügter Bau. Sollte nicht Uexküll nach alledem als erſter Verſtändnis haben für die kubiſtiſche Malerei, die an Stelle der vibrierenden Nuance das „Sein", an Stelle einer trivialen Perſpektive einen vielebendigen Kosmos ſetzt?

„Auf die Epoche phyſikaliſch-chemiſcher Weltbetrachtung, die zum Materialismus führte, folgt jetzt naturgemäß die biologiſche Weltbetrachtung. Sie iſt aber der direkte Weg zum Idealismus!"

Der Idealismus in der modernen Kunſt iſt der Kubismus.

Offener Brief an den Herausgeber

Ihre Betrachtungen zum Gedenktag der Reformation treffen das Weſen der Sache. Sie werden wie ein Mißklang aus dem Konzert der heiligen Eintracht herausklingen, das man zum 31. Oktober einſtudiert. Sie ſind männlich, feſt, wahrhaftig. Alſo werden ſie Mißfallen und Widerſpruch erregen. Sie ſind ungelehrt und laienhaft. Alſo werden die Fachleute ſie ablehnen. Und welcher Laie, der ſich ſonſt vielleicht zuſtimmend mit Ihnen hervorgewagt hätte, würde nicht erſchüttert von der Würde gelehrter Theologieprofeſſoren oder weiſer Paſtoren, die, ſtolz und unnahbar, geſchloſſen gegen Sie aufſtehen werden? Der Laie iſt heute ja noch furchtſamer als es der Laie des früheſten Mittelalters war, für den die erſte Scheu vor dem unbekannten gelehrten Gotteshandwerk das Wort prägte. Und wir haben ja auch nicht mehr allein Laien in religiöſen Dingen. Wir haben ſie in allen gelehrten Disziplinen, für alle Fragen unſeres Lebens. Mit welch geſpreizter Selbſtgefälligkeit weiſt z. B. der berufsmäßige „Realpolitiker" unſerer Zeit die beſcheidene Meinung des „Laien" zurück, der nur offene Augen hat, um zu ſehen, was um ihn herum vorgeht, und geſunden Menſchenverſtand, um über Geſchautes und Erlebtes richtig ſich zu äußern? Wie kann ein Laie aber ſogar wagen, Recht zu haben?

Dennoch muß ich Ihnen — als Laie dem Laien — ein Wort der Zuſtimmung ſagen. Hätte man in unſeren Zeitungen und Zeitſchriften

Zeit und Luſt ſich um Zuſchriften aus dem Kreiſe der Unzünftigen zu kümmern — manche Diskuſſion wäre im Keime erſtickt, ein unendliches Quantum an Papier und falſch angewandter Energie erſpart worden. Und um die Zivilcourage wäre es obendrein in Deutſchland beſſer beſtellt.

Das aber iſt doch die erſte Lehre, die Ihre Betrachtungen geben, daß das deutſche Volk, wenn es ehrlich ſein will (ich zweifle, ob es das überhaupt noch will), ſich zur vierhundertjährigen Wiederkehr des Tages, wo die Schläge der 95 Theſen durch die Welt hallten, ſagen muß, daß es von der größten Tat Luthers: frei und mutig zu bekennen, was ihn erfüllte, nichts gelernt hat. Wir haben gute Bücher darüber geſchrieben, was wir der Reformation alles zu danken haben. Auf der Liſte nimmt ſich die Reihe herrlich aus: Schiller, Goethe, Kant, Fichte, Bismarck. Aber was war es anders, was dieſe Nachfolger Luthers groß machte als der Mut, nach innen und außen wahrhaftig zu ſein — von den Räubern zum Götz, zur Autonomie Kants, zum ſtrengen und weitgeformten Idealismus Fichtes und zu der Kraft, mit der Bismarck ausſprach und feſthielt, was ihm richtig und nötig ſchien? Und was haben wir davon in unſer Leben übernommen?

Wir haben der Welt gediegene Lutherausgaben, wiſſenſchaftlich zuverläſſige Lutherbiographien, idealiſtiſch verklärte Lutherbildniſſe geſchenkt und haben darüber das höchſte Geſchenk vergeſſen: uns an Luther für die Welt zu erziehen. Iſt es nicht dringlicher — freilich auch ſchwieriger — uns lutheriſch an dem Wort aufzurecken: Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, als in jedem Zeitungsartikel, jeder „vaterländiſchen Rede", jedem Schulaufſatze emphatiſch „deutſches Weſen" auf „Welt geneſen" ſich reimen zu laſſen? Jetzt ſind wir glücklich ſoweit, daß zur Zeit der vierhundertjährigen Wiederkehr der Reformation die Welt Grund hat ſich zu fragen, ob die Männer unſerer Mehrheitsparteien Männer genug ſind, „das Wort ſtahn zu laſſen", daß wir uns bange fragen, ob ſelbſt der oberſte Beamte unſeres Reiches Manns genug ſein wird, zu hindern, daß geſchäftige und gewiſſenloſe Zudringlinge an ſeinen Worten rütteln.

Wir haben allen Anlaß, auf deutſche Art ſtolz zu ſein, wenn wir Luthers aufrichtige ſelbſtbewußte Männlichkeit gegen die Unwahrhaftigkeit und innere Hohlheit der Machthaber halten, die aus dem Lager der Feinde vergiftete Pfeile zu uns herüberſenden. Aber wir haben auch allen Grund uns darauf zu beſinnen, daß viele Fehler dieſer Machthaber auch die unſrigen ſind, daß wir geſchichtliche Erinnerungen, aber wenig lebendige Faktoren den Bildern entgegenzuſetzen haben, die ſich drüben in ſo ſchmählicher Verirrung auftun. Die ganze Welt, hüben und drüben, hat Grund zu der Selbſteinkehr, die Sie als Frucht des Gedenktages erſehnen. Die Engländer ſind nicht mehr das Volk

Miltons, Shakeſpeares und Carlyles, die Franzoſen haben wenig mehr mit Pascal und Rouſſeau, die Italiener kaum mehr etwas mit Dante und Taſſo zu tun. Aber können wir mit Fug und Recht uns „das Land Goethes", das „Volk Schillers", die Nachkommen Bismarcks — die Jünger Luthers nennen?

Für alle dieſe Führer iſt Autonomie des Menſchen das oberſte Geſetz, die Wirkung der Religion Durchdringung und Geſtaltung des Lebens mit ethiſchem Gehalt, der Sinn allen Daſeins die Einheit charaktervoller Einzelart mit einer ſozialen Gemeinſchaft, die den Menſchen aus ſeiner Vereinzelung löſt und ihm das Leben und die Welt erſt erſchließt. Und müſſen Sie nicht zu dieſen einfachſten Grundſätzen für das geiſtige Daſein dieſer Großen, die vor Jahrhunderten da waren und ſeit Jahrhunderten hätten wirken können, heute aufrufen wie zu neuen Erkenntniſſen und zu freien Blicken auf eine beſſere Zukunft? Stellen Sie dieſe Forderungen nicht in einer Zeit, in der (hüben und drüben) falſche Propheten Machiavellis und Nietzſches die Gewalt als oberſtes Geſetz preiſen, während ſie alle (hüben und drüben) Freiheit und Selbſtändigkeit im Munde führen? Beſinnen wir uns an dem Vorbild Luthers auf Vergeiſtigung des Lebens, auf Sinn und Wert eines feſten Charakters nicht zu einer Zeit, wo die Theologen aller Religionen Worte, Gedanken, Gefühle mißhandeln und ſchänden, um es mit der Religion in Einklang zu bringen, daß Menſchen einander morden, um das Recht Recht werden zu laſſen, daß Staaten einander bekämpfen wie reißende Tiere, um dem Recht Geltung zu verſchaffen? Sie werden Recht behalten. An Leitartikeln, an vaterländiſchen Gedenkfeiern, an Feſtpredigten, an Reſolutionen, an Gedächtnismünzen und Gedenkblättern wird es nicht fehlen. Und auch der Papiermangel wird nicht verhindern können, daß geſchäftstüchtige Theologieprofeſſoren und Paſtoren aus dem Gedächtnis Luthers eine Konjunktur machen und uns noch tiefer in die Verlogenheit hineinlügen, mit der auch wir in hochtrabenden Worten die Leere des eigenen Daſeins übertönen zu können meinen. Mit Ihrer Forderung, an Luthers Geiſt ein neues Denken und ein neues geiſtiges Leben heraufzuführen, werden Sie ſo allein bleiben als mit dem Sinn Ihrer Zeitſchrift, der der Sinn alles Denkens und Schreibens überhaupt ſein müßte: an den großen Gütern der Vergangenheit uns auf uns ſelbſt zu beſinnen und ſie für den Aufbau unſeres eigenen Lebens fruchtbar zu machen.

Aber nach hundert Jahren wird man in dem Deutſchland der Zukunft — das hoffentlich ein gutes Stück auf dem Wege vorangekommen iſt, den Sie bezeichnen — wenigſtens ſagen können, daß ſchon im Jahre 1917 durch den wirren Chor, der Gedenktage als Anläſſe zu Feſttiraden anſieht, eine Stimme durchzudringen verſuchte, die wahrhaftig ſein wollte.

Fritz Neumann

Umſchau

Das franzöſiſche Volk und der Krieg

Die „Stimmung“ im eigenen Volke als möglichſt kriegeriſch und ſiegesgewiß hinzuſtellen, von den gegneriſchen Völkern aber kurzerhand das Gegenteil zu behaupten, iſt Journaliſtenſitte dieſes Krieges geworden. Man reißt einen Satz aus irgendwelchem Zuſammenhange heraus, ſetzt eine breitſpurige Überſchrift und der Beweis ſcheint fertig.

Nichts iſt aber in Wirklichkeit ſo ſchwer und ſo verantwortungsreich als auch nur annäherungsweiſe und behutſam die geiſtigen Richtlinien zu entwickeln, in denen ſich die Völker heute bewegen. Nichts iſt ſo leicht und bequem, aber lügneriſch, als etliche Zitate zu verallgemeinern und damit in dieſem oder jenem Sinne zu beweiſen. Was iſt während des Krieges im Auslande nicht alles an Lächerlichem über das deutſche Volk bewieſen worden! Was aber auch außerhalb Frankreichs Unrichtiges über das franzöſiſche! Aber ſelbſt wenn man ſich nicht herabläßt, das offizielle Gebaren der Kriegsſchreiber mitzumachen, iſt es noch ſchwer, Genaues zu geben. Wie ſollte man erfahren können, wie Frankreichs Volk heute *wirklich* denkt, wo man nur auf Äußerungen ſeiner pſychiſchen Verfaſſung angewieſen iſt, andererſeits eine unerträgliche Zenſur verhindert, daß darüber genaue Daten das Ausland erreichen? Wie ſoll man über das franzöſiſche Volk wiſſen, wenn es unmöglich iſt, unter ihm zu weilen? Darum auch ſollen die wenigen folgenden Sätze nur Andeutung ſein, nichts Abſolutſein-wollendes, und ſollen dorthin zeigen, wo das Empfinden und Sehnen des franzöſiſchen Volkes dem deutſchen ein Imperativ ſein kann. Wir ſind auf Symptome angewieſen, von denen aus wir weiter ſchließen, ohne je zu wiſſen, ob wir nicht Irrwege gehen; und wenn wir es nicht machen wollen wie die Überzahl der Konjunkturpubliziſten, ſo müſſen wir beſcheiden werden, müſſen uns an Stelle hochtrabender Behauptungen mit ſkizzierenden Strichen, etlichen Abriſſen begnügen, begreifend, daß hinter dieſem Wenigen mehr ſteckt als hinter dem kinomäßigen Vielen.

Für den deutſchen Leſer hätte es ja ohnehin keinen Sinn, ellenlange Auseinanderſetzungen über die pſychologiſchen Entwicklungen des Augenblickes in Frankreich zu leſen; ſie würden ohne wirkende Bedeutung bleiben. Viel wichtiger ſcheint es, aufzuzeigen, wie das franzöſiſche Volk zu verſchiedenen, ſpeziellen, die Stunde beherrſchenden Fragen Stellung nimmt.

Zum mindeſten in ſeiner überwiegenden Mehrzahl Stellung nimmt. Man muß nicht in den Fehler verfallen, wenn man das franzöſiſche Volk kennen lernen will, „Matin“ und „Figaro“, „Journal“ und „Action française“ vorzunehmen. Das wäre etwa, als wollte man des deutſchen Volkes Willen und Wollen aus den Leitartikeln der ſechs größeren Berliner Zeitungen zu ergründen ſuchen. Man ſoll auch nicht Staatsmannsreden und diplomatiſche Noten in ihrem charakteriſierenden Wert überſchätzen. Nicht einmal die franzöſiſche Kammer kann mehr als Ausdruck genommen werden; ſie iſt innerlich überlebt und wartet der Erneuerung. Einer Erneuerung, die wahrſcheinlich die unerhörteſten Verſchiebungen mit ſich bringen würde.

Freilich exiſtieren die Hetzer und Schreier vom Schlage Léon Daudets, Maurras', Hervés uſw., die ſich nicht genug tun können im Aufpeitſchen des eigenen Volkes und in der Verächtlichmachung alles Deutſchen. Freilich exiſtieren ganze Induſtrieverbände, die ſich als *die* Patrioten ausgeben, freilich iſt zuzugeben, daß dieſe Kreiſe

nahezu die geſamte Preſſe und Redaktionsſtühle in Händen haben, aber was bedeutet das? Es iſt überall dasſelbe traurige Schickſal, daß Aktienbeſitz und Dividendenintereſſen die öffentliche Meinung dirigieren. Es mit einem Schlage zu ändern, iſt im Chaos der heutigen Geſellſchaftsformung unmöglich; es aber nicht zu wiſſen und nicht damit zu rechnen iſt ein unverzeihlicher Fehler.

Wenn wir des franzöſiſchen Volkes Denken und Fühlen niedergeſchrieben kennen lernen wollen, müſſen wir uns ganz anderswo hinwenden. An die kleinen Blätter, die heute gegründet werden, morgen von der Zenſur unterdrückt ſind, und übermorgen ſchon an anderen Orten und anderem Namen wieder erſcheinen. Es ſind die Blätter, die Mäßigung, Frieden und Verſöhnungsbereitſchaft ſchreiben, Menſchlichkeit und wahrhaftigen Haß gegen den Krieg. Blätter, die beſonders unter der Form von literariſch-künſtleriſchen Beiträgen den Friedenswillen ſtärken. Sie ſchießen zu Dutzenden auf und ſie verſammeln um ſich, was von wertvollſten Franzoſen aus dem Gemetzel übriggeblieben iſt. Alle jene, meiſt ziemlich jugendlichen Intellektuellen, die wie intuitiv begabt ſind, mit glühenden Worten auszuſprechen, worüber die Maſſen beglückt aufatmen, wenn es ihnen in die Hände kommt. Leider dürfen an dieſer Stelle nicht einmal ihre Namen aufgezählt werden: ſobald die franzöſiſche Zenſur Kenntnis erhielte, übte ſie Rache, und das wäre von uns Gleichgeſinnten ein ſchlechter Dienſt getan. Es iſt aber geradezu lächerlich, wenn vor wenigen Wochen in einer deutſchen, obendrein ſich ſozialiſtiſch nennenden Tageszeitung behauptet wird, es hätten ſich im ganzen zwölf Franzoſen gefunden, die eine gemäßigte Haltung in der Öffentlichkeit vertreten hätten. Hunderte ſind es; es iſt bedauerlich, daß man darüber ſo ſehr ſchlecht orientiert zu ſein vorgibt. Hunderte von Franzoſen, Frauen und Männer, und vor allem die Poilus der Front haben bezeugt, daß hinter Haß und Nationalismus ihnen der Sinn für gerechtes Urteil nicht abhanden gekommen iſt. Und ſie wahrhaftig ſind es, die ihrem franzöſiſchen Vaterland den wirklich größten Dienſt leiſten, die die wirklichen „Patrioten“ ſind, denen es mit aller Inbrunſt ihres Wollens um Volk und Glück des Volkes zu tun iſt. Ihr ſtändiges Anwachſen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche iſt das beſte Symptom für die wahrhaftigen Stimmungen des franzöſiſchen Volkes.

Man darf aber dieſe Worte nicht mißverſtehen! Man darf ſie nicht ſo ausdeuten, als wäre man kriegsmüde im Sinne, wie es in jedem zweiten Morgenblatt die Korreſpondenten etlicher Berliner Blätter behaupten. Es gibt heute keinen Franzoſen, der nicht *fordernd* ſich der Zukunft gegenüberſtellte. Gerade dieſe Eigenſchaft gibt oppoſitionellen Blättern wie dem vortrefflichen „Journal du Peuple“, Paris, dem „Populaire“ einen erfreuenden Ton aktiver Bewußtheit. Darin ſteckt etwas anderes als Reſignation und geiſtige Unterernährung! Man erkennt, die Leute *wollen* etwas.

Was erwartet aber das franzöſiſche Volk vom Kriege? Die Stellung, die es heute dazu einnimmt, iſt überaus eigenartig. *Millionen* verlorener Söhne, Millionen Opfer, Witwen und Waiſen haben wie ſonſt auch hier ihre Wirkung getan. Das franzöſiſche Volk haßt den Krieg. Nur daß in dieſem Augenblick dieſer Haß *für* den Krieg ausgenutzt wird: indem man dem Volke ſagt, *dieſer* Kampf müſſe zu Ende gefochten werden, um der letzte zu ſein, und den kommenden Generationen ein Wiederkehren einer gleichen Kataſtrophe zu erſparen. Und aus Haß gegen den Krieg, aus Liebe zum Frieden, unfähig aber, die Täuſchung zu durchſchauen, ein neues politiſches Syſtem mit einer Nationalität zu identifizieren, ſchleppt ſich das Volk,

wenn auch in blutigem Schweiß, weiter zum Krieg. Bis heute geht das Volk in den Krieg im Glauben, für den Frieden kriegen zu müſſen. Frieden identifiziert es mit herrſchender Gerechtigkeit, mit der Inſtitution des Rechtes als politiſches Mittel. Darum und darum allein marſchiert es gegen Deutſchland. In ihnen ſieht es den verkörperten Gegenpol, ſieht es den Krieg als Selbſtzweck, die Vertreter der Rechtsbeugung, die Männer des „chiffon de papier". Nichts konnte den politiſch ſehr fein entwickelten Sinn der Franzoſen mehr verletzen als dieſes Wort; und mit Erbitterung ſchlagen ſie ſich gegen die, die es ſprachen. Sie empfinden es in ihrer traditionell entwickelten demokratiſchen Politik als eine Barbarei, dieſes Wort überhaupt nur ſprechen zu können. Und ſie führen zu gleicher Zeit ihren Kampf mit einem gewiſſen Stolz, ja einer ihnen eigenen politiſchen Eitelkeit: Vorkämpfer zu ſein für neue politiſche Ideale, ſich als ziviliſatoriſche Macht leuchten zu ſehen. Daß keine imperialiſtiſch orientierte Regierung dazu imſtande ſein kann, dieſe Ideale wirklich zum Leben zu erheben, iſt dem franzöſiſchen Volke bis heute nicht klar, es ſieht noch nicht, daß ſeine Regierung hinter der anderer Staaten an Imperialismus nicht zurückſteht. Dieſen entſcheidenden Schritt noch vorwärtszugehen und zu erkennen, daß es das neue Europa als franzöſiſches Volk, nicht als Frankreich mitzubauen haben wird, das wird noch zu erwarten ſein. Aber auch hier ſchreitet die Entwicklung in Rieſenſchritten vorwärts; die letzten Abſtimmungen unter den Sozialiſten zeigen deutlich, in welchem Sinne ſich die Machtverhältniſſe verſchieben.

Das franzöſiſche Volk will aus dem Krieg als Syſtem herauskommen. Es will Frieden, und es will Frieden für alle Generationen. Es will Baſen ſich entwickeln ſehen, die dieſen Frieden garantieren, und bevor es nicht ſicher iſt, daß dieſe Baſen geſchaffen ſind, wird es nicht aufhören — auf dem von ihm für richtig angenommenen Wege — weiterzukämpfen.

Schon dies wenige könnte einem ernſten deutſchen Leſer, zeigen, welche Wege das deutſche Volk einzuſchlagen hätte. Es müßte dem franzöſiſchen klipp und klar — unter keinen Umſtänden aber offiziell und in offiziellen Schriftſtücken — wiſſen laſſen, ſehen laſſen, daß es genau ſo empfindet. Daß es ebenſo denkt, daß es ebenſo den Frieden will, daß es ihn ebenſo ewig zu halten bereit iſt, und alle diejenigen in ſeiner Leitung ausſchaltet, die dem Prinzipe einer Rechtspolitik entgegenarbeiten.

J. F.-Genf

Familie und Staat

Die Staatlichkeit des Menſchengeſchlechts hängt weder ab von ſeinem Geiſt, noch von ſeiner Ökonomie. Denn das waren die beiden Gebiete, auf denen man ſie zu ergründen ſuchte, und ſie waren es auch zugleich, auf denen dieſe Verſuche ſcheiterten. Es gibt ein tiefer verankertes Schickſal, das das Menſchengeſchlecht in dieſe Situation zwang, in der es ſich tatſächlich befindet.

Es iſt erlaubt, über den Staat ſo gering wie möglich zu denken — und es ſcheint Zeiten zu geben, wo nur dieſes Denken geſtattet iſt — nämlich ſo, daß man ihn nur benutzen darf, um das Gewöhnlich-Menſchliche regelrecht zu befriedigen; dieſe Auffaſſung heißt liberal. Aber es iſt auch erlaubt, den Staat ſo hoch wie möglich zu ſtellen, in ihn das ganze Menſchentum zu gießen und den Einzelnen einfach vor ihm verſchwinden zu laſſen; dieſe Auffaſſung heißt ſakral oder konſervativ. Es iſt aber nicht erlaubt zu ſagen, daß der Menſch irrtümlicherweiſe zum Staate kam. Man kann jede geweſene Form von Staat rückgängig machen (und welche verdiente es nicht!) als einen Irrtum, nicht aber ihn ſelbſt; ſo wie man jede Form von Religion

zurückweiſen darf, aber die Religioſität des Menſchen unangetaſtet ſtehenlaſſen muß. Daß der Menſch den Staat zuweilen heilig nimmt und ſich für ihn opfern kann, das iſt das Entſcheidende, und alles, was bisher Staat geheißen hat, kann dabei bis in die letzte Verknotung ſeiner Struktur verwerflich ſein. Es bleibt immer ein Reſt, der ſich nicht mehr von der Kritik auflöſen läßt: der Wille zur Hingabe an eine übergeordnete Gemeinſchaft.

Niemand meint heute noch, daß es dem Ökonomismus gelingen könne, das Weſen der menſchlichen Staatsbildung zu ergründen. Er kann nur die verſchiedenen Darſtellungen von Staaten aufzeigen und ihre wirtſchaftliche Gebarung enthüllen; warum aber der Menſch überhaupt zur Staatsbildung ſchreitet, das bleibt ihm verſchloſſen. Die Theorien über die Urformen des Staates, die ſich dort finden, ſetzen immer ſchon das ſtaatlich eingefügte Volk voraus: es ſind ſchon Staaten, die ſich dort aufeinanderſtürzen, ſich unterjochen und im ſpäteren Verſchmelzungsprozeß einen neuen Staatstypus erzeugen. Die ökonomiſtiſche Geſchichtsauffaſſung kommt alſo um einen Akt zu ſpät.

Nicht minder durchſichtig iſt es, daß alle geiſtige Erklärung des Staates (wobe „Geiſt“ als Urſache und „Staat“ als Wirkung gilt) nur die Deutung eines bereits vorhandenen zwangartig aufgekommenen Zuſtandes iſt: hinterher ſagt der Menſch, warum er für ein Gemeinſames handelte und nicht für ſich. Alle geiſtige Auslegung (Auslügung könnte man faſt ſagen!) der Staathaftigkeit iſt Rationaliſierung eines Zwanges und kommt gleichfalls — zu ſpät.

Bis jetzt iſt nirgends der Gedanke durchgeführt worden, daß die letzte Begründung für die Staathaftigkeit des Menſchengeſchlechtes in ſeinem Eros zu ſuchen iſt. So tief liegt dieſe Wurzel vergraben, und ſie hat nichts mit der Oberflächenangelegenheit Geiſt oder gar Ökonomie zu ſchaffen. Es liegt daran, daß der Menſch in einer höchſt bedeutſamen und nur ihm eignen Weiſe die Fähigkeit hat, einem andern zu verfallen. Es iſt „Ananke, der gezwungene Zwang“, der hier waltet, und an dieſem Schickſal zu rühren und es aufzurütteln, vermag nur, wer alle anderen Zwänge vorläufig vergaß.

Es iſt nötig, dem Probleme dichter zuleibe zu kommen und es einzufangen. Das Weſen des Staates iſt durchaus zu unterſcheiden vom Weſen der Herde. Wenn ich in einen Geſellſchaftskäfig wirr durcheinander je ein Dutzend Vögel verſchiedener Arten werfe und ſie allmählich zur Ruhe kommen laſſe, ſo finde ich am Abend die Tiere eng nebeneinandergedrückt und nach Arten geordnet in je einer Ecke ſitzen. Dieſe Form der Sozialiſierung heißt Herde, und wir wiſſen ſeit Guſtav Jaeger, daß dieſes Behagen am Zuſammenſein auf dem ſpezifiſchen Ausdünſtungsgeruch (der „Seele“) der Art beruht, die innerhalb ihrer luſtbetont iſt; hierauf mag ſich das „Bewußtſein, gleicher Art zu ſein“ — wie ein Soziologe den letzten Grund für die Geſellſchaftung angibt — paraſitiſch auflagern. Dieſe bloße Herdenbildung, eine höchſt unverbindliche und lockere Art der Sozialiſierung, findet ſich überall in der Natur in wechſelnder Stärke der Bindung; die Rudel der Füchſe und Wölfe, die Züge der Enten und Schwäne und die Herden der Büffel und Renntiere ſind belie. bige Beiſpiele davon. Aber ein Staat iſt das nicht, und keine Verſtärkung führt dazu. Zum Staate gehört das Vorhandenſein einer Illuſion vom objektiven Willen; zum Staate gehört die mögliche Belangloſigkeit des Einzeltieres, der Dienſt am Ganzen, das Opfer und das Übergeordnete. Der Menſch iſt kein Herdentier, ſondern ein ſtaatenbildendes Weſen.

Die Natur hat nun zwei Arten, die ſich auf höchſt entgegengeſetzten Äſten des Tierſtammbaumes befinden, in ſtaatlicher Form ſozialiſiert, Arten, die zugleich den höchſten Typus der beiden Tierſpezies darzuſtellen geeignet ſind. Bei den Inſekten ſind es einige Bienen und die Ameiſen nebſt Termiten, bei den Säugetieren allein der Menſch. Es fragt ſich nun, mit welchen Mitteln ſie dieſe höchſt entſcheidende Veränderung von der unverbindlichen Herde zum Staat erreicht hat. Denn daß aus freien Stücken ſich ein Lebeweſen der Idee des Staates unterwirft, wird niemand annehmen. Vielmehr werden die betreffenden — oder betroffenen — Lebeweſen durch eine beſondere Einrichtung in ihrer Organiſation dazu gezwungen, und die Anpaſſung daran wird mit einer Luſtprämie belohnt. Mit Hegel zu ſprechen, handelt es ſich um eine „Liſt der Idee“.

Man hat den Staat eine „große Familie“ genannt, und man hat Sagen erfunden, die die Entſtehung eines Volkes als einer großgewordenen Familie verherrlichen. Man wird ſich daher zunächſt verwundern, wenn ich ſage: bei allen Tierarten, in denen die familiären Strebungen allein den Platz behaupten, wo alſo die Sexualität immer wieder in dieſe Geſellungsform einfließt, iſt die Bildung eines Gemeinweſens unmöglich. Die Familie kann ein konſtituierendes Prinzip des Staates ſein, aber nicht mehr. Und überall, wo die Natur ein wirklich ſtaatsbildendes Weſen durchgeſetzt hat, konnte ſie das nur dadurch erreichen, daß ſie die Alleinherrſchaft des Familientums ſamt der mann-weiblichen Sexualſtrebung überhaupt durchbrach. Bei den ſtaatsbildenden Inſekten hat ſie dies mit äußerſt gewalttätigen Mitteln durchgeſetzt. Im Bienenſtaat gibt es im Verlaufe einer Gründungsperiode nur einen einzigen mann-weiblichen Liebesakt: den Hochzeitsflug der Königin. Die Familie iſt vollſtändig zerſtört. Es gibt nur eine dauernd Eier legende Königin mit vermagertem Hirn, die männlichen Bienen werden ermordet, und den Stamm bilden verkümmerte Weibchen, denen jede zum andern Geſchlecht gehende Sexualſtrebung unterbunden iſt.

Von der Luſtprämie, die dieſe Nonnen durch den dauernden engen Zuſammenſchluß aneinander beziehen, wiſſen wir nichts, da wir die „Seele“ der Bienen nicht kennen. Aber ſie iſt zweifellos vorhanden, und wir können ſie per analogiam vom Menſchen her erſchließen. Bei den Ameiſen hat die Natur die Familie dadurch zerſtört, daß ſie ein Mittelweſen von überlegener Intelligenz ſchuf. Die Männchen haben bei ihnen ein verſchwindend kleines Hirn und ſind verdummt, die Weibchen, mit etwas größerem Hirn, ſind reine Gattungstiere, während die Arbeiter, eine Art drittes Geſchlecht, aber ohne Fähigkeit, ſexuelle Beziehungen anzuknüpfen, die Herren ſind.

So behandelt die Natur die Familie bei ihren ſtaatlich ſozialiſierten Geſchöpfen! Man könnte erſchauern vor dieſem Eingriff. Das Elementarſte und Gewaltigſte, die offene Sexualität zwiſchen Mann und Weib, wird bis auf den nötigſten Reſt vernichtet. Und erreicht wird wieder eine Ungeheuerlichkeit: daß das einzelne Weſen davon abgebracht wird, ſich ſelbſt zum Maß aller Dinge zu machen.

Wie ſteht es beim Menſchen? Bei ihm iſt die Familie voll erhalten, ſei es auf Grund der Gruppenehe oder der haremitiſchen oder der monogamen, die (das ſei dem Ethos vorweggenommen) nichts weiter ſind, als bisher mißglückte Vorformen der würdigſten. Und trotzdem hält ſich der Staat beim Menſchen durch inneren Zwang aufrecht. Hier ſetzt die neue theoretiſche Grundtheſis ein, welche lautet: Außer dem Geſellungsprinzip der Familie, das aus der Quelle des mann-weiblichen Eros geſpeiſt wird, wirkt im Menſchengeſchlecht noch ein zweites, die „männliche Geſell-

ſchaft", die ihr Daſein dem mann-männlichen Eros verdankt und ſich in den Männerbünden auswirkt. Das zwanghafte Gegeneinanderwirken beider bringt den Menſchen zum Staat.

Es iſt gewiß, daß dem Leſer bei dieſer Eröffnung eine ſkeptiſche Gedankenfolge ankommen wird, untermiſcht von einem Strom widerſtrebender Gefühle. Im Verlaufe aber wird ihm ein Ineinander von Deduktion und Induktion dargeboten werden, das ihm zeigen wird, daß er vor keinem leeren Gedankending ſteht. Hätte in den letzten Jahrzehnten der pſychiatriſche Dilettantismus nicht in der Nähe (keineswegs in der Tiefe) dieſer Fragen gefiſcht und die Zuhörenden aufs Letzte verblendet, ſo ginge es wohl an, vielleicht aphoriſtiſch oder mit kurzen genialen Zügen das Problem zu faſſen. Da es aber ſolche im edleren Sinne naive Leſer heute nicht mehr gibt, da die Pſychiatrie und andere Halbwiſſenſchaften hinter uns liegen, ſo muß man ſowohl gelegentliche Länge und Ausführlichkeit wie auch gelegentliches Widerſtreben ertragen. Es ſei hier im voraus verſprochen, daß wir am Ende doch zu einem reinen Menſchenbilde gelangen werden, das ſein Schickſal erfüllt, ſo wiees in der — vorgeblich ſcherzhaften — Rede des Ariſtophanes im platoniſchen Gaſtmahl geſchieht.

Die Dinge ſtehen ſo: bei der Familie, dem erſten konſtituierenden Prinzip des Staates, liegt die Sexualität, und mit ihr der Eros, offen und unverleugnet zutage; bei dem zweiten, der männlichen Geſellſchaft, iſt ſie durch ein höchſt verwickeltes Syſtem unter die Bewußtſeinsſchwelle gedrückt und taucht nur ſelten über ſie empor. Aber ſie tut es eben gelegentlich doch und verrät dann deren wahren Charakter. Die männliche Geſellſchaft iſt ein vollkommen verſchwiegenes Gebilde, das vorläufig nur von einer beſtimmten Art von Forſcher, die eine ganz beſtimmte geiſtige Haltung einzunehmen verſteht, zum Reden gebracht werden kann. Und trotzdem wirkt ſie, durch das Filter der Männerbünde gehend, ſeit allen Zeiten und ſeit allen Völkern, die der Menſch erlebte, vollkommen unvermindert und ungeſchwächt mit derſelben Leidenſchaft, mit derſelben Heimlichkeit und Mimikry mit demſelben Ethos und mit derſelben Fähigkeit, den Geiſt für ſich verantwortlich zu machen und den Eroszu verleugnen.

Die menſchliche Geſellſchaft wird gehalten von einer Menſchenart, die von der Natur etwa an die Stelle geſetzt iſt, wo im Bienen- und Ameiſenſtaate das Arbeitergeſchlecht ſteht. Jedenfalls hat ſie die ſoziologiſche Funktion: Durchbrechung des Primates der Familie. Sie iſt aber nicht, wie in den Inſektenſtaaten, mit den Zeichen phyſiologiſcher Verkümmerung wichtiger Organe verſehen, ſondern ihr Unterſchied von den familiengründenden Männern beſteht nur in ihrem ſeeliſchen Gefüge. Ich habe dieſe Männerart den Typus inversus genannt und bemühe mich im erſten Bande dieſes Buches um eine genaue Darſtellung ſeines Weſens, die herauswachſen muß aus einer breiten Grundlage des Wiſſens über Sexualität, Pſychologie, Krankheit und Heilung. Die männliche Geſellſchaft iſt das ſoziologiſche Mittel, das der Typus inversus benutzt, um ſich vor ſeeliſcher Verelendung zu ſchützen. Sie, der Gegenpol und oft genug der Rivale der Familie, verdankt alſo ihr Beſtehen der Notlage einer meiſt ſehr kräftigen, aktionsfähigen und überlegenen Mannesart, die nur immer an der Grenze der Verelendung ſteht. „Die Rolle der Erotik in der männlichen Geſellſchaft"* — dieſe Namengebung des ganzen Buches wurde ſeinerzeit, als dieſe Entdeckung gelang, durch die Freude darüber verſchuldet, ſie beſagt aber nicht, daß hier die Grenze ſeines Bereiches liegt. Hans Blüher

* Unter dieſem Titel erſchien kürzlich im Verlag von Eugen Diederichs in Jena ein neues Werk von Hans Blüher, deſſen Prolog dieſe Zeilen bilden.

Krieg und Kulturentwicklung

Der Wiener Univerſitätsgelehrte Paul Kammerer* behandelt das Thema: „Der Krieg in der Stammesentwicklung“ rein naturwiſſenſchaftlich und gelangt zu Ergebniſſen, die wegen der darin gefundenen Zuſammenhänge für die Stellungnahme zu aller Kulturmöglichkeit und Kulturarbeit ſehr wichtig erſcheinen.

Die Kriegsumwelt ſtellt durch den Wechſel der äußeren Faktoren die größten Anſprüche an das Nerven- und das Verdauungsſyſtem, Eingangspforten erſten Ranges für artwandelnde Kräfte. Die günſtigen Einwirkungen ſind in der Minderheit. Die Verzärtelten, ſonſt recht Zähen, blühen im Felde auf, manchmal werden leichtere Erkrankungen durch den Aufenthalt im Freien gebeſſert, auch wird wohl einige Völlerei daheim eingedämmt, obgleich für weit größere Kreiſe Teuerung und Mangel die bisherige Not noch verſchärfen. Schädigungen treten weit öfter ein. Ob die ſeeliſchen Erſchütterungen eine nervöſe oder pſychiſche Störung hervorrufen oder nur eine ſchlummernde auslöſen, iſt in der Wirkung ohne Belang. Die „Heilmethode“ des modernen Krieges peitſcht im letzteren Falle ein chroniſches Leiden, das durch Ruhe Geneſung finden könnte, zu akutem Stadium auf. Die Ausbreitung der Geſchlechtskrankheiten, der Tuberkuloſe, die Ausſchreitungen mit Alkaloiden und Alkoholen, dieſe „Kriegsſchäden“ ſind bloß eine ungeheure Steigerung der „Friedensſchäden“, aber dieſes quantitative Wachstum läßt auch die nachgeborenen Geſchlechter vermehrt betroffen werden. Die Nachwirkung beruht auf der Keimverderbnis. Die Kriegsjahre 1812—14 lieferten ſpäter die untauglichſten Rekrutenjahrgänge, 1871 bis 1873 wurde die dreifache Anzahl jugendlicher Übeltäter gezeugt wie ſonſt. Die Kriegsernährung der Zivilbevölkerung geſchieht unter Einbuße von Eiweißſtoff, welche den exiſtierenden Menſchen individuell wenig ſchädigt, aber die in ihm entſtehenden Keime der Nachkommen ſchädigt. Verwundungen und Verſtümmelungen als ſolche werden nicht vererbt, aber die organiſchen Reaktionen auf ſie (zum Wundverſchluß trägt der ganze übrige Organismus bei) treffen die Kindergeneration mit.— Die Schäden ſollen durch Vermehrung der Fruchtbarkeit, insbeſondere der Knabengeburten, nach dem Kriege wettgemacht werden, nach Schleich ein unergründliches Myſterium, ein Werk der Vorſehung. Soziologiſche Überlegung (Goldſcheid) und biologiſcher Zuchtverſuch (Kammerer) haben aber gleichermaßen erwieſen, daß Nachkommenzahl und -wert im umgekehrten Verhältnis ſtehen. Auch für organiſche Fabrikate aller Art ſchließen unter ſonſt gleichen Bedingungen Maſſenartikel und Qualitätserzeugung einander aus. Die ſchlechteren Lebensbedingungen während der Kriege und bei Epidemien laſſen die Geburtenzahl gerade bei den Armen, Kranken, Geplagten in die Höhe ſchnellen (ob auch diesmal noch in allen Ländern, bleibt erſt abzuwarten!), nicht bei den Bewußten, Verantwortlichen. Der Kinderreichtum des unterſten Proletariats nimmt noch quantitativ zu, ein Zeugnis des Elends, ein Zeichen für die Unterwertigkeit des Nachwuchſes, der noch dazu minder ſorgſame Pflege erfährt. Die „Knabenzunahme“ iſt gleichfalls kein Kriegsſpezifikum, geht z. B. auch in die Höhe ſchnellenden Getreidepreiſen parallel: Der Keimling wird immer dann männlich, wenn er der Grenze ſeiner Entwicklungsfähigkeit nahe iſt; daher die vielen Tot- und Fehlgeburten unter den männlichen Früchten (auch über dieſe Überlieferung

* Paul Kammerer, „Der Krieg in der Stammesentwicklung“. Monatshefte für den naturwiſſenſchaftlichen Unterricht. Januar 1917, Teubner. — Paul Kammerer, „Krieg und Kultur als Ernährungsfrage“. „Öſterreichiſches Sanitätsweſen“. 1915, 20/21. — Paul Kammerer, „Allgemeine Biologie“. Deutſche Verlagsanſtalt. 1915.

wird nun eine hoffentlich mit ſtatiſtiſcher Sorgfalt erfaßte Wirklichkeit richten. Angaben aus früheren Zeiten ſind kaum wiſſenſchaftlich zuverläſſig, die Erhebungen während der ſpäteren Kriegszeit hatten ganz widerſprechende Ergebniſſe. Nicht einmal die Tatſache der Knabenzunahme ſcheint feſtzuſtehen. — Wenn Knaben aus durch Eiweißmangel geſchwächten Keimlingen erwachſen, woher dann die Knabengeburten in reichen, ſatten Familien? Wenn auch ſchwache Keimlinge ſich männlich individualiſierten, ſo muß doch nicht jeder Knabe einer Keimverkrümmung entſpringen?!). — Der Krieg iſt ein verſchärfender Sonderfall des Daſeinskampfes, aber nicht ohne weiteres in deſſen Schema einpaßbar. Darwins „struggle for life", Plage um den Lebensunterhalt, der Kampf jedes gegen jeden, iſt etwas anderes als der Völkerkrieg mit ſeinem Aufgebot vieler gegen viele. Erſterer iſt in jedem Einzelfall ein *ſpontaner* Zweikampf, der Krieg von heute *organiſierter Maſſenkampf*. Der Daſeinskampf hinterläßt die Tauglichſten, Beſtangepaßten, er nimmt *poſitive* Ausleſe vor, der Krieg übt *negative* Ausleſe: Gerade die Tüchtigſten, dann die Mindertüchtigen werden ausgehoben, bis nur noch die Schwächſten daheim in Sicherheit bleiben. Der Ausleſeprozeß draußen iſt dann zum Teil auch poſitiv, die Beſchwerden fegen zuerſt die Spreu weg, aber die Kugeln hageln planlos auch den Weizen nieder. Im ganzen iſt alſo die ſelektive Bilanz des Krieges negativ. — Iſt der Krieg aber nicht wenigſtens eine *Nationenausleſe*, erhält er nicht das ſtärkſte *Volk*, wenn er auch *in den einzelnen* Völkern ſchmerzlichſte Opfer fordert? Die auf der Wahlſtatt des Krieges leiſtungsfähigſte Nation (vielleicht ſogar nur die vielköpfigere gegen eine *relativ* noch tüchtigere) erweiſt ſich durch ihren Sieg noch nicht als die arbeitsfähigſte in der Werkſtätte der Kultur. Die „Arbeitsteilung" ſtellt die beiden Volkscharaktere in durchaus verſchiedene Lager. „Survival of the fittest" iſt nicht Übrigbleiben der *abſolut* Tüchtigſten, ſondern nur das Überleben der *für die jeweilige Lage* Beſten, als der nun Zukunftsbeſtimmenden. Darin liegt es wohl, daß die Kriege immer wieder Keime neuer Kriege in ſich tragen. — Der Kampf als „Vater aller Dinge" gattet ſich mit der „Mutter aller Dinge", der gegenſeitigen Entwicklungshilfe (Kropotkin), der Panſymbioſe (Zellen- uſw.-Kolonien, Stoffkreislauf, ſoziale Triebe). Wo Kampf vernichtet, erhält die Hilfe. Der Kampf iſt das negative, eliminative, die Hilfe das poſitive, konſervative, produktive Prinzip. Eines wächſt am andern. Wo der Daſeinskampf am heftigſten wütet, da ſpielen Symbioſen, wo genoſſenſchaftliche Beziehungen unvermeidlich ſind, da herrſcht regſte Konkurrenz. Inmitten des Krieges das Blühen zwiſchenſtaatlicher Bündniſſe, der einigende Ausgleich innerſtaatlicher Widerſtände. Wichtiger als dies *Miteinander* iſt das *Nacheinander* von Aktion und Reaktion: Auf das Austoben des Kampfes folgt ein um ſo größeres Hilfs- und Verbrüderungsbedürfnis.

Dieſe Ausſicht auf naturgeſetzliche Notwendigkeiten iſt tröſtend; in ihnen liegt eine „günſtige Kriegsfolge", die Ausſicht auf einen wirklichen „Lohn" der Menſchheit für alles Weh. — An Kampfesanläſſen ſoll, darf und wird es nicht mangeln; die fruchtbare Reibung und der produktive Wettbewerb ſind notwendig. Aber der deſtruktive Krieg ſoll und kann unblutigem Ringen und Höherſtreben, großangelegten ſozialen Symbioſen den Platz räumen. Glaube, Liebe und Hoffnung der einen Schar ſollten mit Erkenntnis, Willen und Tatkraft der andern vereint ſchlagen, wenn ſie auch getrennt marſchieren müſſen. Die Überzeugung von der Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit der Kriege iſt gleich reaktionär und verhängnisvoll, ob ſie ſich auf der Baſis des „hiſtoriſchen" oder des „naturwiſſenſchaftlichen" Entwicklungsge-

dankens oder auf der des ergebungsvollen Schickſalsglaubens aufbaut. Ihr Chriſten, euer Gott heißt nicht Jehovah oder Wotan, es iſt der Gekreuzigte! Ihr Kriegsromantiker, ſeht, wie reich das Leben auch ohne Krieg an Kämpfen und Erlebniſſen iſt! Ihr Biologen und Anthropologen, Skeptiker und Fanatiker, die Geburt des Geiſtes ſchied das Reich der Zoologie von dem der Vernunft, ſchuf eine überorganiſche Region, in der der Wille mächtig iſt. Der Wille zum Frieden könnte alle vereinigen als Wille zum Gottesreich, Wille zur Vornehmheit, Wille zur bewußten Höherentwicklung.

Paul Oeſtreich

Volksbürgertum als Erziehungsziel

Jeder Menſch wird nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch für eine Gemeinſchaft erzogen. Und dieſe Gemeinſchaft, behaupte ich nun, ſoll das Volk ſein. Man wird zunächſt einwenden: wenn die Volksgemeinſchaft ein vom Willen unabhängiges Sein iſt, warum muß man dann erſt zu ihr erzogen werden? Ich antworte: Erſtens deshalb, weil wir dieſe natürliche Gemeinſchaft zerriſſen haben, weil wir drauf und dran ſind, den Menſchen in künſtliche, durch Menſchengedanken und Menſchenmacht geſchaffene Gebilde hineinzuzwängen, in Gebilde, die doch nie und nimmer den natürlichen Zuſammenhang des Lebens erſetzen können. Zum andern: Weil wir mit unſerm Individualismus und Subjektivismus in Wirtſchaft, Kunſt, Religion, kurz, auf allen Gebieten des Lebens eine ſolche Überzüchtung des Ich getrieben haben, daß es allmählich ganz unempfindlich gegen den tieferen Lebenszuſammenhang der Einzelweſen geworden iſt. Darum fordern wir: Zurück zur natürlichen Lebensgemeinſchaft!

Aber alsbald erhebt ſich dagegen die gewaltigſte ideale und reale Macht unſeres Zeitalters: der Staat. Nicht das Volk, ſondern der Staat ſei die Gemeinſchaft, zu der die Menſchen erzogen werden müſſen. Das Ideal heiße: ſtaatsbürgerliche Erziehung. Jahrzehnt um Jahrzehnt ſind unſere Erziehungsgedanken dieſe Bahn gegangen. Der Staat erſcheint uns nächſt der Menſchheit, die wir uns auch nur als ein Gebilde von Staaten, als eine Art Überſtaat denken, als die höchſte Form des gemeinſchaftlichen Zuſammenlebens: Er iſt uns Vaterland und Volk alles in allem geworden. In ihm ſoll ſich der Idee nach die höchſte ſoziale Sittlichkeit objektivieren. Er iſt darum das geworden, was vom Menſchen die höchſten und letzten Opfer um ſeiner ſelbſt willen fordern kann. Der Staat iſt geradezu der Gott der modernen Zeit geworden. Und wahrlich, ſein Joch iſt hart, wie es das Joch falſcher Götter zu ſein pflegt. Ich deute kurz an, worin ich den Irrtum dieſer Verabſolutierung und Vergötzung des Staates erblicke.

Erſtens: Der Staat iſt urſprünglich als eine menſchliche Einrichtung wie alle Einrichtungen nichts als Mittel zum Zweck. Er ſoll einer menſchlichen Gemeinſchaft den Frieden wahren nach innen und außen. Nun aber haben wir uns gewöhnt, im Staat, nachdem dieſe Macht ſtärker und ſtärker geworden iſt, ſchließlich die einzige und höchſte Form der Geſellſchaft zu ſehen, von der aus alle anderen Formen ſozuſagen als Abzweigungen erſt ihre Berechtigung empfangen. Was nicht Staat iſt, was nicht von ihm ſanktioniert iſt, hat kein Recht auf Berückſichtigung. Auf dieſer Stufe der Staatsanſchauung haben wir den Staat in einen Selbſtzweck umphiloſophiert. Wir denken uns den Staat ſchlechthin als die Verkörperung der Allgemeinheit. Nein, das iſt er nicht. Mag der Staat ſo mächtig ſein, wie er will, er iſt doch nichts anderes als ein Mittel, das ſich die Menſchen geſchaffen haben zur Sicherung ihres Gemeinſchaftslebens. Man kann mit Hilfe des Staates Ideale ver-

wirklichen, aber der Staat ſelbſt iſt kein Ideal. Eben darum, weil er ſeinem Weſen nach nichts als praktiſches Mittel iſt, gibt es auch keine ideale Staatsform ſchlechthin, ſondern immer nur vernünftige Zweckformen.

Zweitens: Der Staat iſt nur eine *Arbeitsgemeinſchaft*, nicht eine *Lebensgemeinſchaft* wie das Volk. Im Staate kommen ſozuſagen die einzelnen Glieder einer Allgemeinheit zuſammen, um ſich zur praktiſchen Ordnung ihrer Angelegenheiten und zur Arbeit für ihre gemeinſamen Ziele zu vereinigen. Es liegt alſo ein Sachzweck vor, ein außerhalb liegender Zweck, der erfüllt, erledigt werden ſoll. Bei einer *Lebensgemeinſchaft* aber liegt ein ſolcher Zweck nicht vor, vielmehr liegt der Zweck in ihr ſelbſt. Der Zweck einer Einrichtung iſt, daß man etwas mit ihr erreichen will, der Zweck eines Organismus iſt er ſelbſt. Indem nun aber der Staat ſeine Arbeitszwecke höher und höher ſteckte, wurde er mehr und mehr zum praktiſchen *Vollſtrecker* des ſittlichen Gemeinſchaftswillens, wenn er freilich auch vom Ideal noch ſehr weit entfernt iſt. Um jenes Vollſtreckeramtes willen nun ſcheint es leicht, als ob er die einzige, im höheren Sinne berechtigte Gemeinſchaftsform ſei.

Drittens: Trotz allem hätte der Staat nimmermehr die Macht über die Gemüter gewinnen können, die er heute tatſächlich hat, wenn er ſich nicht mit Schmuckſtücken behängt hätte, die ihm in Wahrheit nicht zukommen. Er hat die Gefühle auf ſich zu ziehen gewußt, die eigentlich dem Volke und dem Vaterlande gehören. Dem unklaren Denken, das weder das Volk vom Vaterlande noch beides vom Staat zu ſcheiden vermochte, rannen die Gedanken und damit die Gefühle ineinander. Und das um ſo mehr, je mehr der Individualismus des Zeitalters die Seelen für die Realität der natürlichen über-individuellen Lebensgebilde unempfindlich gemacht hatte. An die Stelle der verſchiedenen Bezeichnungen Volk, Vaterland, Staat traten die blaſſen Allgemeinwörter Nation und national; die in einen Begriff zuſammenzogen, was doch nicht eines Weſens war.

Viertens: Der Staat iſt Machtmittel. Es gehört zu ſeinem Weſen, daß er *zwingen* kann, denn ſonſt könnte er ſeine Aufgabe, nach innen und außen Frieden zu wahren, nicht erfüllen. Eine der landläufigen Wendungen, die das ungründliche Denken unſerer Zeit geprägt hat, lautet: Die Familie iſt die Urzelle des Staates. Das iſt nicht wahr. Die Familie iſt die Urzelle des Stammes und Volkes. Das aber iſt etwas anderes als der Staat. Deſſen Urzelle iſt die Tyrannis. Der Herr der Großfamilie, der Horde, des Stammes, der Stadt, das iſt der erſte Anſatz zur Organiſation des Staates. Macht iſt darum die Grundlage des Staates, nicht die Familie. Freilich, wo nichts zu beherrſchen iſt, da hat der Kaiſer ſeine Macht verloren. Das Werkzeug Staat iſt um ſo geeigneter für ſeine Aufgabe, alſo um ſo vollkommener, je mächtiger es iſt. Der Staat *muß* alſo nach Macht ſtreben. Sobald nun aber der Staat in den Gedanken und Empfindungen der Menſchen in eins geſetzt wurde mit Volk und Vaterland, ſchob ſich das Machtweſen auch über dieſe Begriffe. Das Volk als Lebensgemeinſchaft braucht an ſich, ich betone: *an ſich*, durchaus nicht nach politiſcher Macht zu ſtreben. Seine „Macht" iſt einfach Lebensfülle, Wachstum, Koloniſation. Alles dieſes wird erſt durch das Vorhandenſein von Staaten zu politiſchen Machtwirkungen. Indem man das Volk gleich ſetzte mit dem Staat, wurde aus den natürlichen Lebenserſcheinungen des Volkes eine ſtaatliche politiſche Angelegenheit. Die Gefühlswerte des Volkstums und des Vaterlandes dienten als Blaſebalg für den politiſchen Machtwillen. Im Namen des Volkstums wurden politiſche Herrſchaftsanſprüche erhoben.

Fünftens: So ſind wir in den letzten Jahrzehnten ſchließlich bis zu dem Grundſatz gelangt: cujus regio, ejus natio. Nicht die natürlich gewachſene Lebenseinheit des Volkes, ſondern die Einwohnerſchaft eines Staatsgebietes ſoll das Volk ſein. Man hat folgerichtig unternommen, die verſchiedenen Völker und Volkskulturen in einem Staatsgebiet zu einem einzigen Volke zuſammenzupreſſen. Am groteskeſten ſind wohl einige Beſtrebungen, die ſich während dieſes Krieges in der Schweiz geltend zu machen ſuchten. Da fanden es manche bedenklich, daß das ſchweizeriſche Staatsgebilde Teile von drei großen Völkern und Volkskulturen in ſich ſchließt. Zu jedem Staat ſollte doch ein Volk gehören. Alſo müßte das deutſche, franzöſiſche und italieniſche Volk im ſchweizeriſchen Staat zu einem ſchweizeriſchen Volk verarbeitet werden. Da die Natur ſo unverſtändig geweſen iſt, den Staat nicht als oberſte Norm für ihr Gebilde anzuerkennen, ſo forderten einige politiſche Literaten, daß man nun von Staats wegen eine bundesgenöſſiſch-ſchweizeriſche Kultur zu erzeugen habe. Und wie ſollte dieſe ins Leben gerufen werden? Natürlich durch die Schule. Alle ſchweizeriſchen Kinder, auch die Ziegenhüter im entlegenen Alpental, hätten fortan drei Mutterſprachen zu lernen und zu ſprechen. Alle drei Sprachen der Schweiz ſeien gleichmäßig in den Leſeſtücken der Schulbücher zu berückſichtigen. Und daraus würde ſich dann eben die neue dreiſprachige Kultur der Schweizer geben. Das heißt einen Homunkulus in der Retorte erzeugen wollen. Hier zeigt ſich deutlich, welche tiefe Verkehrtheit es iſt, die Natur nach willkürlichen menſchlichen Einrichtungen verbeſſern zu wollen. Es iſt in der Tat ein vermeſſenes Beginnen, ein Gebilde, das ſeine veränderliche Form vom menſchlichen Willen empfängt, zum Maßſtab einer vom menſchlichen Willen unabhängigen Lebensgemeinſchaft, zum Maßſtab eines Volkes zu machen.

Sechſtens: Die Ratloſigkeit des modernen Denkens, das kritiklos den Staat zur höchſten Gemeinſchaftsform erhob, wird in unſerer ganzen hiſtoriſchen und politiſchen Literatur offenbar, ſobald Nationalitätenfragen behandelt werden. Es iſt doch nichts als eine Verlegenheitsauskunft, wenn man, falſch paralleliſierend, die beiden Begriffe Staatsnation und Kulturnation bildete, und dann, nach der Paralleliſierung, dieſe jener unterordnete. Man ſagt: Deutſche, Polen, Franzoſen, Italiener, Tſchechen, Magyaren uſw., alle dieſe Kulturnationen mögen — da ſie nun einmal da ſind und durcheinander wohnen, da man das Ideal „Volk gleich Staatsbürgerſchaft“ nicht durchführen kann — ihr Kulturleben weiterführen. Aber die Angehörigen der Kulturnation, heißt es weiter, ſind vor allem auch Angehörige irgendeiner Staatsnation, und ſie müſſen ſich vor allem als Staatsbürger fühlen. Alſo, der Deutſche, der ein ruſſiſcher Staatsangehöriger iſt, hat ſich im Kriege in Reih und Glied mit irgendwelchen Tataren und Kirgiſen zu ſtellen, die ihm völlig weſensfremd ſind, und hat mit dieſen zuſammen gegen die zu kämpfen, mit denen er eines Blutes und einer Seele iſt. Regt es euer Blut nicht auf, wie die Logik des menſchlichen Verſtandes über das göttliche Leben der Natur triumphiert? Ganz folgerichtig gedacht iſt es, wenn der Staat, der jedes Stück Ware, das einem ſeiner Staatsangehörigen gehört, im fremden Staate ſchützt, der Staat, der über die Waren ſeiner Staatsangehörigen lange Verträge mit anderen Ländern abſchließt, wenn alſo dieſer Staat ſich grundſätzlich nicht um das Schickſal der Volksangehörigen kümmert. Als Rußland mitten im Frieden Tauſende von deutſchen Bauern rechtlos machte und vertrieb, rührte der deutſche Staat keinen Finger, denn das wäre „Einmiſchung in fremde Staatsangelegenheiten“ geweſen. Vollkommen richtig gedacht! Und der, dem ſich darüber nicht

aus der Anſchauung das Gefühl empört, wird gar nichts dagegen einzuwenden haben. Wer aber nicht vom Staate, ſondern vom lebendigen Menſchen, der immer auch ein Glied ſeines Volkes iſt, ausgeht, dem wird die Furchtbarkeit des Widerſpruches auf die Seele fallen, die ſich hier zwiſchen Natur und Menſchenwerk, zwiſchen göttlichem und menſchlichem Geſetz auftut.

Wir kommen aus dieſer Sackgaſſe, in die das Denken und Wollen unſeres Zeitalters geraten iſt, nicht heraus, wenn wir uns nicht entſchließen, mit unſerem Denken radikal von vorn anzufangen. Das bedeutet: Wir müſſen, umgekehrt wie bisher, den lebendigen Organismus des Volkes als die höhere Einheit gegenüber dem menſchlichen Gebilde des Staates anerkennen. Wir müſſen einſehen, daß das Volk Selbſtzweck, der Staat nur Mittel zum Zweck iſt, daß das Volk eine Lebensgemeinſchaft, der Staat nur eine Arbeitsgemeinſchaft iſt. Dann wird die Vergötzung des Staates aufhören, wir werden ihn wieder nüchtern ſehen als das, was er in Wirklichkeit iſt, und es wird uns nicht mehr einfallen, dieſe Macht zu mißbrauchen, um der Natur Gewalt anzutun.

Dann wird auch das Ideal des Staatsbürgers nicht mehr das höchſte und einzige ſein. Gewiß, wir wollen dem Staate geben, was des Staates iſt, aber wir wollen fortan auch dem Volke geben, was des Volkes iſt, und zwar dem wirklichen, dem natürlichen, dem gewachſenen Volke, nicht dem Verlegenheitsbegriff der Staatsnation, der ja doch nur Begriff, nicht Wirklichkeit iſt. Wir wollen freilich nicht aufhören, Jugend und Volk zu bilden zu den Staatstugenden der Ordnung, Diſziplin, Gerechtigkeit. Aber nicht das allein! Wir wollen vielmehr in ihnen die Tugenden ihres Volkes wecken, dazu und dadurch die Liebe zu ihrem Volk. Das heißt für uns Deutſche: Wir wollen in uns wirkliches deutſches Leben entzünden, damit die Liebe zum deutſchen Volk und deutſchen Weſen hervorbrechen möge im ganzen deutſchen Volke, das nicht gebunden iſt an die ſchwarz-weiß-roten Grenzen, ſondern in allen Ländern und an allen Ozeanen ſich ausbreitet. Eine einzige große Volksliebe ſoll ſie alle umfaſſen, und ſie alle ſollen Teil haben an dem ſeeliſchen Leben des Volkes, wie es ſich darſtellt in unſeren Kulturgütern. Ach, wie weit ſind wir davon heut entfernt.

Was kann der Staat von uns verlangen? Pflichtübung! Eine ſtolze, kalte Tugend. Aber das Volk kann von uns Liebe verlangen. Denn mein Volk und ich, wir ſind ja gleichen Blutes und gleicher Seele. Wir wollen die Pflicht lehren und ins Herz prägen, die der Staat von uns zu fordern berechtigt iſt. Aber wir wollen darüber hinaus uns der höheren Gemeinſchaft bewußt und ihrer froh werden, aus der heraus wir entſtanden ſind. Lehrt die Menſchen Staatsbürgerkunde, bringt ihnen politiſches, juriſtiſches, nationalökonomiſches Wiſſen bei, lehrt ſie, welche ethiſchen Verpflichtungen ſie gegenüber dem Staat haben, all das wird trotz aller Mühe gelerntes Wiſſen bleiben. Nie und nimmet werdet ihr dadurch allein die Menſchen wirklich zu einer Lebenseinheit verbinden. Aber gebt ihnen unſere deutſche Volksgeſchichte, nicht bloß die reichsdeutſche Staatsgeſchichte, gebt ſie ihnen ſo, daß ſie die Herzen erklingen läßt und zu flutendem Leben wird, öffnet ihnen die Schatzkammer unſerer Kultur — ja, ſpürt ihr nicht, wie das lockt und zieht, wie es einem dabei warm ums Herz wird? Das iſt echtes, fortzeugendes Leben, Leben, das in ſich reich iſt und das nicht auf die äußeren Dinge der Welt angewieſen iſt. Es iſt das Leben, das uns zuſammenhielt, als noch kein mächtiger deutſcher Staat uns ſchützte, und das uns zuſammenhalten würde, auch wenn das Kriegsglück ſich gegen uns wenden

würde. Haben wir ein deutſches Volk, das ſich ſeiner Deutſchheit bewußt iſt und das ſich im tiefſten Innern als Lebenseinheit empfindet, ſo wird viel Zwang der Liebe weichen, und es wird viele Not nicht mehr ſein, der wir jetzt ohnmächtig gegenüberſtehen. Denn Liebe verbindet die Menſchen. Die Gedanken der Liebe gehen vom Menſchen, nicht von den Sachen und Ideen aus*. Wilhelm Stapel

Volkstümliche Bücherſammlungen

Die Volksbildungsarbeit kann zwei Wege einſchlagen: den einen über Vorträge, Unterrichtskurſe uſw., den zweiten durch die Darbietung guter, billiger Bücher. Was auf dieſem letzteren Gebiet in Deutſchland bis heute geleiſtet iſt, ſoll hier kurz gewürdigt werden. Das Ziel dieſer Beſtrebungen war: eine Auswahl aus unſerem Beſitz an Dichtungen zu ſchaffen, die dem ganzen Volke verſtändlich und auch im Preiſe zugänglich iſt. Zugleich wird dabei aber eine andere wichtige Arbeit mit geleiſtet: nämlich die immer neue Nachprüfung der zeitgenöſſiſchen Werturteile und die allmählich immer maßgeblichere Feſtſtellung des bleibenden Gutes. Es iſt erſtaunlich, welche Menge an Aufopferung, Kraft und Kenntnis auf die Löſung dieſer Arbeit verwandt worden iſt. Für uns handelt es ſich hier darum, einmal zu zeigen, welche der vorhandenen Sammlungen ſoweit gelungen ſind, daß ſich auch der Laie ihnen ohne weiteres anvertrauen kann. Es ſind diejenigen Sammlungen herauszuheben, zu deren Nummern ſchon deshalb jeder vertrauensvoll greifen kann, weil ſie eben in der betreffenden Sammlung enthalten ſind. Bei einzelnen Sammlungen ſind dann Einſchränkungen inſofern nötig, als an ihren Leſerkreis beſtimmte geiſtige Anforderungen geſtellt werden.

Von den großen, billigen Verlagsunternehmungen trifft all das auf die Reclamſche Univerſalbibliothek heute kaum mehr zu. Sie iſt heute einfach eine billige Bücherſammlung für die verſchiedenſten Geſchmacksſtufen, in der Texte für Dilettantenbühnen und Kriminalhumoresken friedlich neben den deutſchen Philoſophen und den klaſſiſchen Dichtern ſtehen. Wie Tüchtiges in vielen Bänden ſteckt, ſoll hier ausdrücklich hervorgehoben ſein; ſind doch z. B. die beſten Kant-Texte hier zu finden. Vielſeitig, aber verantwortungsvoller und ſicherer gehen Meyers Volksbücher und O. Hendels Bibliothek der Geſammtliteratur des In- und Auslandes vor, denen ſich in kleinerem Umfang die Sammlungen der Verlage Cotta und Heſſe anſchließen. Alle vier ſind billige und gute Verlagsunternehmungen, die beiden letzten auf die ſchöne Literatur beſchränkt, die andern auch auf die Geiſteswiſſenſchaft, Meyer ſogar auf die Naturwiſſenſchaften übergreifend. Aus ihnen kann man ſich gute und billige Volks- und Hausbüchereien zuſammenſtellen, und dann mit der nötigen Vorſicht aus Reclam ergänzen.

Trotzdem ſind daneben zahlreiche andere Unternehmungen entſtanden, von denen die wichtigſten im folgenden charakteriſiert werden. Sie ſind ausführlicher als die vorigen behandelt, weil ſie entweder beſtimmtere volkserzieheriſche und literariſche Ziele verfogen, oder das Ergebnis gemeinnütziger Arbeit ſind.

Die Wiesbadener Volksbücher ſind immer noch der gelungenſte Verſuch „den großen Volksmaſſen Anteil an den Schätzen unſerer Literatur zu gewähren, und durch eine geſunde geiſtige Nahrung das offenbar vorhandene Leſebedürfnis des Volkes zu befriedigen“. Aus vorſichtigen und beſcheidenen Anfängen, Ende 1900 beginnend mit fünf Erzählungen von Riehl, Hansjakob, Roſegger, Dickens und Stifter,

* Dieſe Ausführungen entſtammen einem dieſer Tage im Verlag von Eugen Diederichs erſcheinenden Buche: Volksbürgerliche Erziehung.

haben ſie ſich zu einer Sammlung ausgewachſen, die ſchon allein als eine ſelbſtändige Volksbücherei gelten kann, und als ſolche auch oft genug Verwendung findet. Der Umfang, in dem die lebenden Schriftſteller gegenüber den verlagsrechtlich „freien“ berückſichtigt ſind, macht ſie ebenſo wertvoll, wie der Spürſinn, mit dem wenig oder gar nicht beachtete Werke aller Gattungen für den bleibenden Beſtand unſerer Volksdichtung gewonnen ſind. Ich nenne nur die Namen Starklof, Pasqué, Silberſtein, Otto Müller, Juſtus, Boßhardt, Anieſt, Döring, Grasberger, Fritz Philippi, Asmuſſen. Andere Dichter, die durch die Wandlungen des Geſchmacks ihre einſtige Beliebtheit, eingebüßt hatten, treten nicht mit ihren alten Modeſachen, ſondern mit ihren ſtärkſten Arbeiten auf, z. B. Gotthelf, Horn, Nieritz, Spindler, Pichler, Moſen, Maximilian Schmidt, Hoefer, Groſſe. Von den eigentlichen Modernen hat man ſich zu Mackay, Heinrich Hart, Tolſtoj, Liliencron, Saar bekannt; von den erdgebundenen Realiſten ſteht Bartels neben Sohnrey, Müller-Guttenbrunn und Trinius. Von den großen Erzählern der vorigen Generation fehlt weder Keller noch Storm, weder Raabe noch Seidel, Reuter oder Stinde. Mit großer Zurückhaltung iſt von der deutſchen Dichtung der Schritt zur Weltliteratur getan. Endlich iſt auch die Frage des Umfangs, welche die Gefahr der billigen Sammlungen bildet, allmählich immer geſchickter gelöſt, ſodaß z. B. die „Islandfiſcher“, ein Teil der „Dithmarſcher“ von Bartels, die „Franzoſentid“ und „Colomba“ Raum fanden.

Die Deutſche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg nennt als ihr Ziel: hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutſchen Volkes zu ſetzen und durch Verbreitung guter Bücher der ſchlechten Literatur den Boden abzugraben. Dieſem Zweck dient ſie mit zwei Sammlungen: einer „Hausbücherei“, von der jeder Band eine Mark koſtet, und den ganz billigen „Volksbüchern“. Die letzteren ſtehen an Zahl hinter den Wiesbadener Volksbüchern zurück, doch kann ihnen im ganzen dasſelbe nachgerühmt werden, wie den älteren weſtdeutſchen Heften. Namentlich in den neuen auffälligen, und doch ſtets geſchmackvollen bunten Bilderumſchlägen locken ſie den einfachen Mann zum Leſen, und bieten ihm dann einen guten und feſſelnden Gehalt. Zugute kommt ihnen auch der kürzere Umfang der literarhiſtoriſchen und äſthetiſchen Vorworte, über deren Zweckmäßigkeit ſich überhaupt ſtreiten läßt. Die „Hausbücherei“ bietet teils größere Werke von Kurz, Finckh, Eyth, Ertl, Jahn, Paquet u. a. teils Sammelbände, z. B. ſieben Bände „Deutſche Humoriſten“, ein „Deutſches Weihnachtsbuch“, ein „Balladenbuch“ in zwei Bänden, und ein „Novellenbuch“ in ſieben Bänden, die wieder im Einzelnen als „Dorfgeſchichten“, „Geſchichten aus deutſcher Vorzeit“, „Frauennovellen“, „Kriegsgeſchichten“ uſw. auftreten. Damit kommen literariſche Geſichtspunkte in manche Teile der Sammlung, doch iſt darüber nicht zu vergeſſen, daß gerade die Stoffe es ſind, mit denen die Benutzer der Volksbüchereien ihre Wünſche umſchreiben, und daß alſo ſolche Sammelbände den Bibliothekaren ihre Tätigkeit erleichtern. Es ſei endlich hervorgehoben, daß die Dichter-Gedächtnis-Stiftung aus ihren Veröffentlichungen mit die brauchbarſten Schützengraben-Büchereien zuſammengeſtellt hat.

Die Volksbücher des Lahrer Hinkenden Boten ſind nach Preis und Publikum die volkstümlichſten aller dieſer Sammlungen. Hier wird für 2 Pfennige bereits ein Bogen mit ein paar Gedichten von Schiller oder Uhland abgegeben. Andererſeits gibt es dann ſtarke Bände wie Hackländers „Handel und Wandel“. Die Sammlung hält ſtark an ihrem alemanniſchen Gepräge feſt, und ſo ſind die badiſchen Volksſchriftſteller, wie Bricklin, beſonders oft vertreten.

Der „Schatzgräber“, den der Freiherr v. Egloffſtein im Rahmen der Dürerbund-Unternehmungen herausgibt, ſteht ſeiner Eigenart nach zwiſchen den Wiesbadener und den Lahrer Volksbüchern. Bruchſtücke aus größeren Büchern ſind häufig, wie denn die kleinen roten Heftchen überhaupt Erzieher, Anreger und Vermittler ſein wollen. Doch reichen Umfang und Preis auch bis zu größeren Werken hin, wie zum „Tagebuch des Kolumbus“ und Kleiſts „Kohlhaas“. Auf die Einleitungen iſt bei ſpäteren Nummern oft verzichtet. Der Geſchmack des Herausgebers iſt zuverläſſig und weitſichtig. ſo daß neben Gotthelf, Björnſon, Scharrelmann, Hans Sachs auch Weigand, L. Thoma, Tolſtoj, Fiſchers „Arbeiterleben“ u. a. zu finden ſind.

Die „Deutſche Hand- und Hausbibliothek“ oder, wie der weniger ſchöne Untertitel lautet, die „Colleſtion Spemann“ hat uns ſchon vor Jahrzehnten in beinahe muſtergültiger Weiſe vorgemacht, was wir mit den andern hier genannten Sammlungen anſtreben. Deshalb ſei ausdrücklich betont, daß die Bände trotz „der ſchönen, von Künſtlerhand entworfenen und ſoliden Einbände“ von damals jedes Vertrauen verdienen. Die Weltliteratur nimmt einen ziemlich bedeutenden Teil der Bände in Anſpruch. Wichtiger als dieſe Ausgrabungen iſt die Selbſtändigkeit, mit der ſich J. Kürſchner als Herausgeber ſowohl mit der älteren wie mit der gleichzeitigen deutſchen Unterhaltungsſchriftſtellerei auseinanderſetzte, ſodaß wie hier eine wirkliche Fundgrube des wertvollen älteren Beſtands dieſer Art von Literatur beſitzen.

Den größten Erfolg haben die beiden Langewieſche gehabt, von denen der Königſteiner mit ſeinen blauen Büchern vor allem der modernen ſozialen, religiöſen und politiſchen Weltanſchauung durch Ausleſen aus Lhozky, Carlyle, Ruskin, Maeterlinck, Emerſon, Naumann und Rohrbach gedient hat, während die braunen „Bücher der Roſe“ des Münchener Langewieſche durch ſeine Bände Lenau, Droſte, Hoffmann, Eichendorff, Goethe, ſowie durch ſeine „Ernte der deutſchen Lyrik“ für die wirklich lebendige Kenntnis unſerer Dichtung mehr geleiſtet hat, als ganze Bibliotheken von Klaſſiker-Ausgaben, Literaturgeſchichten und Lebensbeſchreibungen. Ebenſo wiegen die Bilderbände „Die ſchöne Heimat“, „Deutſche Dome“, „Deutſche Burgen“ u. a. das meiſte auf, was wir an kunſtgeſchichtlicher und landeskundlicher Literatur beſitzen. Selbſtverſtändlich ſpreche ich da nur vom kulturpolitiſchen Wert, und der auf Schritt und Tritt in unſerer Gegenwart nachweislichen Wirkung. Doch wird man auch wenig Bände finden, gegen deren künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Bearbeitung Einwände zu machen ſind, wenn man auch zugeben kann, daß z. B. die geſchichtlichen Bände des braunen Langewieſche etwas an die alte „anmutige Gelehrſamkeit“ erinnern und etwa die Gedankenwelt von 1848 hinter den äußeren anekdotenhaften Geſchehniſſen verſchwinden laſſen.

Die „Deutſche Bibliothek“, für die ein beſonderer Verlag in Berlin gegründet worden iſt, wiederholt im ganzen die Leiſtungen der beiden Langewieſche, nur oft äſthetiſcher und wiſſenſchaftlicher. Heißt es bei Langewieſche „Der König“ mit dem Untertitel „Friedrich der Große in ſeinen Briefen und Erlaſſen uſw.“, ſo in der Deutſchen Bibliothek: „Fridericus, Königliche Gedanken und Ausſprüche Friedrichs des Großen“. Gute Ausgaben deutſcher Philoſophen, aber auch ausländiſche Feinkoſthappen kommen hinzu, ſo etwa Cheſterfield; ſodann gute Auswahlen aus älteren deutſchen Dichtungen und endlich klaſſiſche Romane.

Der Gedanke einer „Bibliothek der beſten Romane“ iſt vorläufig immer wieder an der Unmöglichkeit geſcheitert, eine Auswahl der beſten deutſchen Romane der

Gegenwart zu geben, da dieſe rechtlich an die verſchiedenen Verlagsanſtalten gebunden ſind. Die Folge iſt, daß da ein Übergewicht der ausländiſchen Werke, bei denen aus dem Vollen geſchöpft werden kann, über die neueren einheimiſchen Erzeugniſſe entſteht, oder aber, die betreffende Bibliothek iſt nur eine billigere Wiederholung der gangbarſten oder der am meiſten der Förderung bedürftigen Autoren des betreffenden Verlags. Innerhalb dieſer Grenzen jedoch haben die Sammlungen, die hier zu nennen ſind, Treffliches erreicht. Zuerſt die „Bibliothek der Romane“ des Inſelverlags, in der die deutſche Gegenwart zwar nur durch Wilhelm Weigand, und dazu durch Louiſe von François, die freilich auch ſchon Hundertjährige, vertreten iſt. Es iſt nicht alles da, aber alles, was da iſt, verrät das ſichere Gefühl für das dauernd und allgemein Wertvolle. Dagegen ſind die modernen Sammlungen der Verleger Fiſcher und A. Wolff Vertreter ganz beſtimmter Richtungen der heutigen Dichtung, und wer ſich ihnen anvertraut, muß damit rechnen. „Fiſchers Bibliothek zeitgenöſſiſcher Romane“ vereinigt alles das, was aus den naturaliſtiſchen Kämpfen der achtziger Jahre herausgewachſen iſt: Werke der damaligen Führer, auch aus ihrer ſpäteren Entwicklung; Werke aus ihrer Gefolgſchaft und Umgebung; vor allem aber auch die Männer, welche im In- und Ausland bewußt und unbewußt die damalige Dichtung zu einer wirkungsbewußten Unterhaltungsſchriftſtellerei weitergebildet haben. Als Pate der ganzen Richtung iſt Fontane vertreten und bildet mit Hauptmann, der Lagerlöf und E. Strauß noch jetzt den Gipfel des Ganzen. Ihr Gegenpart in der künſtleriſch weitherzig zuſammengeladenen Geſellſchaft ſind dann Gabriele Reuter, Felix Holländer u. a. Was aber zwiſchen dieſen Polen ſich bewegt, trägt das vorhin gekennzeichnete Gepräge und damit eine nervöſe Differenziertheit, die tatſächlich noch längſt nicht dem ſeeliſchen Zuſtand des Volkes im guten Sinn entſpricht und deshalb nur ſehr bedingt in Betracht kommt, wenn es ſich um den Nachweis einer Kunſt handelt, in deren Genuß und Verſtändnis ſich alle ernſtzunehmenden Glieder unſeres Volkes treffen können. Noch weniger gilt das von der „Romanbibliothek des Verlages Kurt Wolff“, wo im weſentlichen der ironiſche Realismus und Liberalismus Heinrich Manns und ſeiner Anhänger zu Worte kommt, womit der dichteriſche Ernſt und die möglichen Entwicklungswerte dieſer Richtung nicht geleugnet werden ſollen. Das Gefallen an den Ullſtein-Romanen endlich wollen wir niemand beeinträchtigen. Im ganzen herrſcht trotz guter Bände von Helene Böhlau, P. Keller u. a. jener gar zu bequeme Durchſchnitt, der ebenſo bezeichnend für die mittleren, wie gefährlich für die jedem Einfluß zugänglichen unteren Schichten des Volkes iſt.

Die vorhandenen Novellenbibliotheken haben es leichter, die Nachteile auszugleichen, die bei der Beſprechung der Romanſammlungen erwähnt wurden. So gelang es gleich P. Heyſe, in Zuſammenarbeit mit H. Kurz, und ſpäter mit L. Laiſtner, in ſeinen drei Sammlungen „Deutſcher Novellenſchatz“, „Neuer Deutſcher Novellenſchatz“ und „Novellenſchatz des Auslandes“ eine muſtergültige Ausleſe zu ſchaffen, die für die ganze Folgezeit maßgebend geweſen iſt, und auf der auch noch die „Wiesbadener Volksbücher“ und H. v. Hofmannsthal in ſeinen „Deutſchen Erzählern“ (4 Bände) zum Teil beruhen. Eine Fortſetzung ſeiner Arbeit wollen die Novellenbände der Hamburger Dichter-Gedächtnisſtiftung und neuerdings die von Carl Buſſe beſorgte Sammlung „Tröſteinſamkeit“ ſein. Jedenfalls beſitzen wir auf dieſem Gebiete ſchon eine Art Kanon des Klaſſiſchen.

Die „Bücher des deutſchen Hauſes“ ſind durch ihre anfängliche Verkoppelung

von Volkserziehung und kaufmänniſcher Rabattgewährung nicht zur rechten Anerkennung gelangt. Trotzdem muß man den bunten Bänden, ſo ſehr ſie äußerlich Briefpapierkartons ähneln, nachrühmen, daß ſie ihre Aufgabe, guten Unterhaltungsleſeſtoff darzubieten, vortrefflich gelöſt haben. Über die Berückſichtigung der neuen deutſchen Dichtung gilt ſelbſtverſtändlich das in bezug auf Romanbibliotheken Geſagte. Die Grenzen, zwiſchen denen ſich die Ausleſe bewegt, ſind der „Werther“ auf der einen und Nordau, Zolling, Torreſani auf der andern Seite. Man ſoll hier aber auch gar nicht gebildet, ſondern unterhalten werden, und da ſcheint ſich der Herausgeber Rudolf Presber denn die Frage vorgelegt zu haben, inwieweit auch Werke der ſogenannten klaſſiſchen Literatur gerade dieſe Vorausſetzung erfüllen und welche Werke unſerer Unterhaltungsliteratur dann dieſe Nachbarſchaft vertragen.

Die „Bücher der Weisheit und Schönheit“, von Grotthus herausgegeben und von Franz Staſſen geſchmückt, laſſen ſich innerlich wie äußerlich am beſten durch ihren Titel charakteriſieren. Die Auswahl erſtreckt ſich von der Bibel bis zu Trojan und Gorki.

Die „Hamburgiſche Hausbibliothek“ wird von drei Hamburger Körperſchaften herausgegeben, der „Geſellſchaft Hamburgiſcher Kunſtfreunde“ (Lichtwark), der „Patriotiſchen Geſellſchaft“ und der „Lehrervereinigung für die Pflege der künſtleriſchen Bildung“. Sie ſoll „aus unſerer Nationalliteratur einen Schatz des bleibend Wertvollen darbieten und damit helfen, der Entfremdung unſeres Volkes von ſeiner Literatur zu ſteuern und die Freude an ihr zu ſtärken, indem ſie ihm ſein geiſtiges Spiegelbild in den beſtgelungenen Aufnahmen vor Augen führt“. Neben Immermann, Ludwig, Gotthelf, Alexis, Kleiſt nehmen niederdeutſche Verfaſſer wie Kröger, Falke, Riſt, Hertz, Goos einen breiteren Raum ein.

Eine Art herausgeberiſcher Heimatkunſt iſt auch Lieſegangs „Rheiniſche Hausbücherei“, beſonders glücklich auch im Ausgraben vergeſſener Erzähler. Neben Horn, der hier am nachdrücklichſten zur Geltung gebracht iſt, und Pfarrius, Pasqué, Kurz, Philippi, Stern, die auch in anderen Sammlungen auftreten, ſeien genannt: Heinrich König, Luiſe von Gall, Müller von Königswinter, Roquette, Auguſt Sterl, H. Nordheim, Heinrich Diefenbach u. a.

Die „Deutſche Bücherei“, eine Gründung der Chriſtlichen Verſandbuchhandlung, beabſichtigte nach ihrem erſten Programm: „dem breiteſten Leſerkreis für einen billigen Preis einen ſorgfältig gewählten Leſeſtoff zu bieten und dadurch Unterhaltung, Belehrung und geiſtigen Genuß zu bereiten. Mit andern Worten, den Leſer nicht nur zu ſpannen, ſondern auch ſeinen Geſchmack zu veredeln, ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, ihm Stoff zum Nachdenken, zur inneren Verarbeitung zu geben“. Man begann demgemäß mit den bekannten und in allen derartigen Sammlungen neu gedruckten Werken von Biernatzki, E. Th. A. Hoffmann, Eichendorff u. a., ging aber dann zu gemeinverſtändlichen wiſſenſchaftlichen Werken über, ſo daß unter Leitung von Reimann die Bücherei heute ihr Beſtes in Eſſays von Erich Schmidt, Treitſchke, Freytag, Laſſon u. a. gibt.

Die ſehr in Aufnahme gekommene „Inſel-Bücherei“ hat nie ein Programm aufgeſtellt; wenn man aber die Vielſeitigkeit der bisherigen Bände überſieht, ſo läßt ſie ſich als eine Art Reclam mit guter Ausſtattung und ohne die Zugeſtändniſſe an den Alltagsgeſchmack bezeichnen, die dort je länger je mehr zutage treten. Die Gegenwart war zunächſt durch Rilke und verwandte Künſtler vertreten; doch gelang es bald, auch Schriftſteller aus anderen Verlagen und aus anderen Lebenskreiſen zu erwerben, ſo Mombert, die Stimmungsbilder aus der Frühzeit von Johannes

Schlaf u. a. Gute Erneuerungen der Volksbücher, die ältere Novelliſtik, Auswahlen der klaſſiſchen Lyrik kamen hinzu, und mit das Beſte waren Sammelbände wie „Deutſche Choräle“ oder „Deutſche Vaterlandslieder“, die F. A. Hünich ebenſo kenntnisreich wie geſchmackvoll beſorgte. Nur muß man in unſerem Zuſammenhang darauf hinweiſen, daß die Inſel-Bücherei nicht eine allgemeine Volksbibliothek iſt, ſondern etwa die Bildung der heutigen Generation von Studierenden vorausſetzt.

Reinhard Buchwald

Zur Seelſorgefrage an der Front

Im Auguſtheft der Tat (S. 467) habe ich den Vorſchlag gemacht, weltliche Seelſorger für die Jugend an die Front zu ſenden. Gewiß hat die Heeresleitung auf dem geiſtigen Fürſorgegebiete manches getan. Feldzeitungen und Feldbuchhandlungen ſorgen für Leſeſtoff, Feldgeiſtliche halten Gottesdienſte und Anſprachen, Akademikerkurſe in Form von Bildungsvorträgen wurden eingerichtet. Mein Vorſchlag ging noch einen Schritt weiter, nämlich „Perſönlichkeiten“ hinauszuſchicken, die Begeiſterung, d. h. das heilige Feuer des geiſtigen Lebens ſchüren, weil ſie ſelbſt ein eigenes Verhältnis zum Schöpferiſchen haben. Ich nannte als Beiſpiel den der Jugend ſo bekannten Namen Guſtav Wyneken, deſſen Wirken als nicht kriegsverwendungsfähiger Landſturmmann im Gamaſchendienſt völlig brach liegt. Ein reichlich Dutzend Zuſchriften ſind aus dem Felde dazu eingelaufen.

„Es wird“, ſagt ſehr richtig Dr. Herbert Kühnert, „in den offiziellen Anweiſungen zum Geſchichts- und Geſinnungsunterricht mit Recht immer und immer wieder gefordert, die Zeit der preußiſchen Erniedrigung und der darauffolgenden Erhebung für die richtige Einſtellung der Jugend auf die politiſche Lage der Gegenwart nutzbar zu machen. Nun wohl, für Ihre Anregung bietet ſich in jener Zeit eine Parallelerſcheinung, nämlich in dem Verhalten der damaligen zivilen und militäriſchen Obrigkeit zu Fichte. Jener wandte ſich bei Beginn des Feldzugs von 1806 an die Heeresleitung mit dem Anerbieten, das königliche Hauptquartier zu begleiten und von hier aus durch Wort und Schrift der Armee dasjenige moraliſche Rückgrat geben zu helfen, deſſen ſie, wie ſich hinterher zeigte, ſo ſehr bedurft hätte. Er erhielt ablehnenden Beſcheid mit den Worten: ‚Ihre Ideen, mein lieber Fichte, gereichen Ihnen zur Ehre. Der König läßt Ihnen für Ihr Anerbieten danken. Vielleicht können wir in der Folge davon Gebrauch machen. Erſt muß der König mit ſeinen Heeren durch Taten ſprechen. Dann kann die Beredſamkeit die Vorteile des Sieges vermehren.‘ Sieht es nicht wie eine lehrreiche Ironie der Geſchichte aus, daß einige Zeit, nachdem dies Schreiben geſchrieben war, der Staat und die Armee Friedrichs des Großen bei Jena den erſten vernichtenden Schlag erlitt, der den allgemeinen Zuſammenbruch einleiten ſollte; bei demſelben Jena, wo einige Jahre vorher das deutſche Volk in unbegreiflicher Verblendung einen ſeiner beſten Männer unter der Anklage der Gottloſigkeit von ſeinem richtigen Platz, dem Poſten eines Erziehers der Jugend, in die Heimatloſigkeit gejagt hatte? Und daß hinterher, in der Stunde der tiefſten nationalen Niedergeſchlagenheit derſelbe Fichte, den man wegen ſeines Glaubens verfolgt und deſſen Hilfe man vor dem Fall hochmütig abgelehnt hatte, ſich als einer der ganz wenigen Seelſorger erwies, die wirklich helfen konnten, nämlich als Mahner zur inneren Einkehr, als Tröſter in der Not, als mutiger Bekenner zum Glauben an die Abſchüttelung des fremden Jochs und als Erzieher der Jugend zum Glauben an ein neues größeres und edleres Deutſchland?

Freilich, das war Fichte. Und wenn damals vor Beginn des Weltkriegs, als wir

Fichtes hundertjährigen Todestag feierten, hie und da einmal geſagt wurde, Wyneken verkörpere in unſerem gegenwärtigen Leben denſelben Geiſt, den anno dazumal Fichte verkörpert habe, ſo braucht dieſer Vergleich nicht ganz zu ſtimmen. Es wäre ſogar denkbar, daß heute noch immer ein General ſagte: ‚Wer iſt dieſer Wyneken?‘, ſo wie mir einmal ein Jahr vor dem Krieg drüben in Amerika ein preußiſcher Geheimrat, der Mitglied einer königlich-preußiſchen pädagogiſchen Entdeckungskommiſſion war und mit dem ich zufällig ins Geſpräch über das deutſche Erziehungsweſen kam, die Frage vorlegte: ‚Was iſt eine freie Schulgemeinde?‘ Aber ich kann von mir ſelbſt berichten, daß eine Rede, die Wyneken im Herbſt 1914 in München vor uns Studenten und Kriegsfreiwilligen über das Thema ‚die Jugend und der Krieg‘ hielt, mehr Eindruck auf mich gemacht hat als zahlreiche Anſprachen, die ich vor dem Auszug nach Flandern von regelrechten katholiſchen und proteſtantiſchen Feldgeiſtlichen gehört hatte. Und ich denke mir, ſo wie mir würde es vielen, vielen jungen Akademikern gegangen ſein, die gleich mir für ihr religiöſes Bedürfnis in keiner der großen geſchichtlichen Religionen und Konfeſſionen völlige Befriedigung finden.“ —

Warum die Tätigkeit der Feldgeiſtlichen gerade den Akademikern und dem wertvollen Teil der Jugend nicht genügt, machen zwei andere Zuſchriften von Führern der Jugendbewegung deutlich. „In dem Kreis, in dem ich lebte,“ ſchreibt Dr. Robert Corwegh, „war der Einfluß des Feldgeiſtlichen gleich Null. Der Geiſtliche ſprach in wohlgeſetzter Rede recht gut und eindringlich, aber völlig nutzlos, er fand nicht den Boden vorbereitet für ſeine Saat.

Und Harald Schultz-Hencke trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er ſchreibt: „Es tut den Leuten draußen wahrhaftig not, daß mal ein Selbſtändiger, Eigener kommt, und den Einſamen zeigt, daß ſie nicht allein ſind.“

Albrecht Meyen, einer der Führer der Landsgemeinden-Bewegung, meint: „Wir hungern nach der Gemeinſchaft der Geiſtigen. Überall iſt deutlich fühlbar Leere um uns, die tiefe Einſamkeit wirkt nicht nur lähmend auf Mut und Stimmung, ſondern macht auch die ſtändig drohende Gefahr der Verblödung und Verrohung noch größer. Man ſchicke uns verhältnismäßig wenige und nur wirkliche Führermenſchen.“ Das Gleiche meint der cand. med. Fritz Stolz: „Wir haben die größte Sehnſucht nach perſönlicher Ausſprache mit einem ‚entzündenden‘ Menſchen.“

Andere Zuſchriften betonen, wie nicht nur geiſtige Anregung, ſondern ſchon kurze Stunden des Zuſammenſeins mit geiſtig ſtrebenden Kameraden ſeeliſch über das Einerlei des Dienſtes erheben. Man ſorge dafür, daß die Feldbuchhandlungen beſſer werden, und für ſaubere, ruhige Räume als Leſezimmer. Die Zuſchrift eines Soldatenwarts des Wandervogel-Oſt meint ſogar, man lieſt lieber. „Unſere Wandervögel an der Front laufen allerdings oft ſtundenweit, um mal Gleichgeſinnte zu treffen. Dabei iſt aber nach ihren Berichten die Unterhaltung nicht ſonderlich ‚geiſtreich‘. Beſſer ſei es in der Etappe, wo viel vorgeleſen und beſprochen werde.“

Wie es praktiſch zu machen wäre, darüber ſpricht ſich ein Student von älterem Semeſter, Wilhelm Heeß, aus: „Keine erbaulichen und belehrenden Vorträge von 1—2 Stunden. Erforderlich ſind zwei Tage, die durch eine Nacht miteinander verbunden ſind, denn die Nächte ſind die Hauptſache. Am erſten Tage ſoll der Laienprediger ſprechen. Keine ganz leichte Sache. Denn es darf weder erbaulich noch belehrend ſein, das wäre zwecklos. Er muß ſich das Ziel ſetzen, in der kurzen Zeit ſeines Sprechens eine ‚Gemeinſchaft im Geiſte‘ zu ſchaffen aus den zufällig zuſammen-

gekommenen Menſchen. Und dann werden Funken zwiſchen einzelnen überſpringen, es werden ſich Gruppen bilden und der Abend gehört dann der freien Ausſprache im Plenum, das ſich in der Nacht wieder in Gruppen und Paare auflöſt. Am zweiten und dritten Tag wird man, nicht zu früh, wieder gemeinſam beginnen ... und zum Schluß dann nochmals eine Rede des Laienpredigers als viaticum für lange Zeit."

Noch weiter ins Praktiſche geht C. Jeroſch mit ſeinem Vorſchlag: „Vorträge direkt hinter der Front einer einzelnen eingeſetzten Diviſion haben wegen der Unabkömmlichkeit des Einzelnen meines Erachtens wenig Ausſicht auf Erfolg. Am günſtigſten erſcheint mir längere Stationierung an einzelnen Frontſtädten (z. B. Cambrai, Douai uſw.), da die Truppenteile ſo wie ſo häufig wechſeln. Ich halte es nicht für diplomatiſch, wenn Wyneken allein ſolche Vorträge hält. Das Unternehmen müßte von hoher Kommandoſtelle aus gebilligt und organiſiert werden."

Ergänzend ſchreiben drei Wandervögel, E. Hapke, H. Gießler und W. Kittel: „In jeder Diviſion müßten ein oder zwei ſolcher Männer ſein. Sie müßten hier neben den Feldgottesdienſten Vorträge halten und Sprechabende, müßten, mehr noch als es augenblicklich die Geiſtlichen tun, die Truppen aller Waffen vorn in ihren Stellungen aufſuchen, nicht allein, um dort vor verſammelter Mannſchaft zu ſprechen, auch Rundgänge von einer Batterie oder Kompagnie zur andern ſollten ſie machen, und die Leute auch einzeln beſuchen. Von Zeit zu Zeit müßten die Diviſionen ihre ‚Weltgeiſtlichen' gegeneinander austauſchen, etwa in der Art, daß dieſe an Ort und Stelle blieben, während die Truppen ja ihren Stand dauernd wechſeln."

Der Abſtinent Fritz Kahn ſchreibt aus Flandern: „Wenn es praktiſch möglich gemacht werden ſoll, müßte das von obern Stellen mit Hilfe des Dienſtbefehls geſchehen. Denn Sie werden mir glauben, daß alle ſubalternen Stellen einer ſolchen Sache nicht bloß ohne Intereſſe gegenüberſtänden, ſondern ſich ein Vergnügen daraus machen würden, ſie zu hintertreiben. Es ſpielen da die gewöhnlichſten Reſſentiments der geſchiedenen Kaſten die ausſchlaggebende Rolle."

„Eine beſondere Frage von größter Wichtigkeit", ſchreibt W. Heeß, „iſt die Auswahl der Redner. Wenn Wyneken nach dem Weſten geht, werden wir hier im Oſten unter allen Umſtänden gegen einen ‚Fachmann' proteſtieren. Es muß nicht Wyneken ſein, aber ‚ſo einer'." Und ſo werden von den verſchiedenſten Seiten Namen genannt: Baumgarten, Damaſchke, Ernſt Horneffer, Maurenbrecher, Johannes Müller, Traub, Avenarius, Eulenberg, Fritz Lienhard, Georg Stammler, überhaupt will man beſonders Dichter. Ich perſönlich könnte aus meiner Kenntnis der Verhältniſſe noch manchen Namen hinzufügen, zum Beiſpiel: Walter von Molo, Carl Hauptmann, Paul Ernſt.

Was helfen aber alle guten Vorſchläge, wenn ſich nicht irgendwo der Anſatzpunkt für den Hebel findet? Denn es iſt klar, keine Behörde kann und mag ſich auf Experimente einlaſſen, die eine unverantwortliche Einzelperſon ihr nahelegt. Ich ſehe nur einen Weg, nämlich, daß ſich eine Organiſation des Gedankens der weltlichen Seelſorge für die Jugend an der Front annimmt. Meines Erachtens kommt überhaupt nur eine in Betracht, die ſchon ſo unendlich viel Gutes geleiſtet hat: der Deutſche Studentendienſt 1914. Eugen Diederichs

Lauenſteiner Worte

Gütig ſegnete Sonne den blauen Tag, als ich zur Lauenſteiner Tagung fuhr. Mit ſpannendem Gefühl, aus Sorge und Verlangen eigen gemiſcht. Immer wieder haftete mein Blick auf der Liſte von Namen, die für den Geiſt der Pfingſttagung 1917 zeugten. Mancher Name war darunter, der in meiner Vorſtellung bereits feſte Form beſaß. Wird die Wirklichkeit meine Vorſtellung beſtätigen? ...

Der Zug ſchnaubt durch die Landſchaft des Maingaues. Einfache Menſchen ſitzen neben mir, Opferer und Opfer der unerhörten Zeit. Sie reden vom Alltag und ſeinen Beſchwerden. Die Worte löſen ſich wie ſchwelender Rauch von dunkel glimmenden Gefühlen. Weltbrand iſt in den gleichgültigſten Sätzen, ein heimliches Feuer, von Not und Sehnſucht genährt.

Am Abend ſaß ich im Ritterſaal der Burg Lauenſtein, bereit und guten Willens, eine Offenbarung neuen Geiſtes zu erleben. Durch dreißig Stunden wartete ich des Wunders, unruhig, verwirrt, manchmal aufzuckend, wenn ein Wort menſchlicher Prägung klang, dann erſchöpft, unzufrieden und ſchließlich mit der Empfindung, genarrt zu ſein.

Als einziger „Ungebildeter" ſaß ich in einem Konvent von Menſchen, die lauter gewiß ſehr kluge und überlegte Dinge mit Ernſt und Hingabe behandelten. Schien es mir nur ſo oder hatte mein Gefühl recht: die Dinge verflüchtigten ſich im Mund der Redner, wurden blaß und blutleer und verloren jede Farbe der Gegenwart. Ein Schattenſpiel der Worte gaukelte über die Wände des alten Saals, geſpenſtiſch und ſeltſam leblos.

Wie ich mir vorkam? Wie einer, der durch einen Zaun ſchaut, ein eingeplanktes Stück Leben ſieht und auf dieſem Platz einen Haufen von Bauſtoff. Achtzig Menſchen ſtehen beiſammen, jeder einen Plan in der Hand. Den halten ſie ſich unter die Naſe, machen viele Worte dabei und ſuchen ſich wechſelſeitig einzureden, ſo müßte das Haus der Zukunft ausſchauen. Der Beobachter am Zaun hört den Lärm der ſtreitenden Architekten und wundert ſich, daß keiner Miene macht, einen Stein anzufaſſen und den wirklichen Bau zu beginnen.

Feſt entſchloſſen, mich an der Ausſprache zu beteiligen, ſchreckte ich doch vor dieſer Pflicht zurück, weil mir die Zunge, in der ſich der Geiſt der Verſammlung ausſprach, ganz und gar ungeläufig iſt. Das Gefühl, in einer wildfremden Welt zu ſein, wuchs und wuchs. Im Schloßgarten ſann ich über die Urſachen dieſes Gefühls und hielt folgende Zwieſprache mit dem Lauenſteiner Geiſt:

„Laßt nun einmal mir das Wort! Ihr ſprecht hier vom Staat und ſeiner Führung. Dem Volk wollt ihr das Haus bauen, darin es in Zukunft wohnen und ſich wohl fühlen ſoll. Die einen ſagen: Das Haus muß umgebaut werden, ganz und gar umgebaut. Die oberen Stockwerke ſind zu eng, zu altmodiſch, zu baufällig. Das Volk darf künftig nicht mehr im dunklen, ungeſunden Keller wohnen. Es muß heraufgelaſſen werden. Darum reißt oben Türen und Fenſter ein und ſchafft freieren Ausblick als bisher. Die andern ſagen: Es iſt oben manches morſch und alt geworden. Aber das muß uns zwingen, die oberen Stockwerke neu auszubauen, feſter und ſtärker als vorher und vielleicht etwas geräumiger. Die im Keller dürfen nicht heraufgelaſſen werden. Sie ſind roh, wiſſen ſich noch nicht in ſchönen Zimmern zu bewegen und bleiben, bis ſie das können, wo ſie ſind.

Umbauen wollen beide. Neubauen will keiner! Den alten Grund von Geſchichte und Herkommen legt ihr dem neuen Haus wieder unter. Warum? Weil ihr nicht

anders könnt, weil ihr genau wißt, wer das Bewußtſein der Geſchichte und des Herkommens und damit das Bewußtſein der Staatsform trägt. Das Volk weiß nichts davon. Das Volk ſchafft und ſchwitzt, duldet und gibt von Geſchlecht zu Geſchlecht die Pflicht zur Tat weiter. Das Volk iſt nicht der Gedanke, den ihr davon habt. Das Volk iſt die Tat, die ſchon vor euren Gedanken lebte."

Ich habe dieſe Rede nicht gehalten. Die Furcht, ſie könnte ſich in den intellektualiſtiſchen Spinngeweben verzappeln, hielt mich davon ab. Emſig wurde an ſolchen Geſpinſten geſponnen. Alle Winkel und Ecken des alten Ritterſaals hingen bald voll davon. Überall ſaß eine dicke Gedankenſpinne und lauerte auf das Leben. Flatterte ein lebendiger Gedanke durch den Saal, ſo war er bald elend im Netz gefangen. Wie erfriſchten die wenigen Worte Gertrud Bäumers, die für einen Augenblick das Netz zerriſſen. Ihre Empfindung, daß zuviel im bloßen Wort hängen bleibe, war für mich erleuchtend und nahm den lähmenden Bann von mir.

Als ich in der Nacht Lauenſtein verließ, war meine Stellung zu dem Erlebnis klar. Du biſt Volk, du gehörſt der anderen Seite! Karl Bröger

Vom Pſeudodeutſchtum

Die erſt kürzlich gegründete alldeutſche Monatsſchrift „Deutſchlands Erneuerung" beſchäftigt ſich in ihrem Oktoberheft mit meinem Aufſatz „Die alldeutſche Gefahr" im Septemberheft der „Tat". Um den Leſern einen Begriff zu geben, in welcher Weiſe die Männer, die Deutſchlands Erneuerung vom Raſſenſtandpunkt aus predigen, Polemik führen, drucke ich nachfolgend ihre Entgegnung wörtlich ab. Hödurhafte Blindheit und gehäſſige Geſinnung werden vorgeworfen, der Haß des Philiſters wird mir angedreht, Verſtand ſoll mit der Zeit intuitiver Inſtinkt werden (sic, wenn ich das wirklich glaubte, würde ich niemals das Wort Philoſophie in den Mund nehmen). Höchſte Unſicherheit im Urteil. Er urteilt ohne zu kennen. Und dann zum Schluß das übliche dick aufgetragene Selbſtlob. O sancta simplicitas, als ob nicht jeder wüßte, daß ſeeliſche Erneuerung des Deutſchen und beſtändige Selbſtbelobigung unvereinbare Gegenſätze ſind.

Der Geiſt, den die Alldeutſchen unter der ſtolzen Flagge „Deutſchlands Erneuerung" pflegen, ſprach alſo: „Bedauerlich wegen der hödurhaften Blindheit, die daraus ſpricht, war der Aufſatz von Eugen Diederichs ‚Die alldeutſche Gefahr' in Heft 6 der ‚Tat'. Diederichs behauptet da u. a. von den Alldeutſchen: ‚Sie haſſen den Engländer, weil er ihnen imponiert.' Sollte da Herr D. nicht von ſich auf andere geſchloſſen haben? Die Alldeutſchen haſſen die Engländer, weil ſie ſie und ihre Abſichten durchſchauen, ſich ihnen aber in jeder Beziehung, beſonders in ethiſcher, überlegen fühlen. Im Kampf muß man aber auf einen Schelm anderthalben ſetzen, ſonſt gibt der Schelm nicht klein bei. Imponieren kann den bewußt Deutſchen nur ein geiſtig höher Stehender. Diederichs aber denkt bezeichnenderweiſe an den Neid und Haß des Emporkömmlings oder Baſtards gegenüber dem Raſſemenſchen — beweiſt alſo, daß er die Alldeutſchen einfach ſeiner ganzen Anlage nach nicht zu erkennen und zu verſtehen in der Lage iſt, wie ja auch der Philiſter niemals den Raſſemenſchen begreift. Ferner: ‚Die Alldeutſchen möchten nur erreichen, daß durch Papier und Druckerſchwärze die Deutſchen ein aktives Herrenvolk werden.' Ja, wenn die deutſchfeindlichen Mächte im In- und Ausland ‚durch Papier und Druckerſchwärze' die Deutſchen durchaus zum Bedientenvolk herabdrücken wollen — welches Gegenmittel bleibt da wohl? Und gibt nicht Herr Diederichs ſelbſt eine Zeitſchrift heraus? Täte er es, wenn er nicht auch glaubte, daß Verſtandeswahrheiten mit der

Zeit Instinktwahrheiten werden? Oder weiß er das nicht? Wozu versucht er dann geistig zu wirken? Auch er kann die bösartige Anspielung auf die Industrie nicht lassen: ‚Soziale Umgestaltungen sind ja Fabrikanten sicher unbequem.' Zu deutsch: Die Fabrikanten benutzen die alldeutsche Bewegung als Gegengewicht gegen die soziale. Sollte dieser Schluß in der Absicht des angeführten Wortes liegen, so müßte man darin eine durch nichts bewiesene gehässige Unterstellung sehen. Des weiteren hängen wir folgende Stelle etwas tiefer: ‚Diktatorisch spricht irgendein unverantwortlicher Zeitungsschreiber aus, wie Politik gemacht werden müsse, und siehe da, nicht das Verantwortungsgefühl der einzelnen Persönlichkeit entscheidet, sondern die Auflagenhöhe der Zeitung.' Wenn berufene Kenner des politischen, ja des ganzen deutschen Lebens die Alldeutschen ‚das Gewissen des deutschen Volkes' genannt haben, wird sie dieser Anwurf immerhin kalt lassen können. Aber weiß Herr Diederichs, der ja selbst zu den ‚unverantwortlichen Zeitungsschreibern' gehört, so wenig Bescheid? Welche Presse hat die größere Auflage, die alldeutsche oder die alljüdische? Das hätte er vorher bedenken sollen! — Endlich behauptet D., die alldeutsche Bewegung ‚predigt äußeren Chauvinismus statt inneres Wachstum der Seele'. Glaubt er, daß er innerlich wächst, wenn er auf eine Bewegung, für deren richtige Erfassung er augenscheinlich ‚politisch und menschlich' zu ‚eng' veranlagt ist, verständnislos schimpft, statt sich zunächst einmal über sie zu unterrichten? Er urteilt, ohne zu kennen. Andernfalls müßte er wissen, daß es gerade die seelische Erneuerung des Deutschen ist, welche die Alldeutschen auf ihre Fahne geschrieben haben. — Im übrigen macht es doch den Eindruck von höchster Unsicherheit im Urteil, wenn in einer Zeitschrift, unmittelbar nach dem Besten, was je über Alldeutschtum und deutsche Kultur gesagt worden ist (von Walter Colsman in einem gleichnamigen Aufsatz), in der gleichen Nummer der Herausgeber dieser Zeitschrift selbst die oben besprochenen oberflächlichen und unverantwortlichen Anschauungen über die Alldeutschen von sich gibt. — Ganz allgemein muß noch auf folgendes hingewiesen werden: Jeder kräftig sich regende, einigende und stärkende Gedanke, der sich im Deutschtum, sei es in welcher Form, zeigt, wird vom feindlichen Ausland und den immer gleichen Kreisen im Inland ‚alldeutsch' benannt. Das sollte zu denken geben!" —

Warum ist der Geist, der aus diesem Aufsatz spricht, undeutsch zu nennen? Weil der deutsche Geist der des stillen Wachsens ist, weil er die Wahrhaftigkeit über alles liebt, weil er von innerer Leidenschaft und stolzem Lebensgefühl durchglüht ist und daher das Geschrei der Straße nicht kennt, weil aus ihm heraus seine großen Männer durch ihr eigenes Leben bezeugten und lehrten: Deutscher sein, heißt sein inneres Bildungsgesetz suchen und Liebe zu jeder Kreatur haben, die mit uns des Lebens Bürde trägt. — Stolz aber erwächst dem Deutschen aus dem Kampf mit dem Leben, wenn er es mit seiner Sehnsucht nach Geistigkeit durchdringt. Was hat „Faust" mit dem Rassengerede der Alldeutschen zu schaffen? Hätten sich unsere Klassiker je mit ihren Führern an einen Tisch gesetzt? Wo finden wir bei Euch, würden sie sagen, schenkende Liebe. Aus Euch spricht die Gier nach Gütern und Dingen und nicht die Sehnsucht nach menschlichem Wachstum.

Nietzsche hätte die Selbstlober Taschenspieler und Jongleure des deutschen Gewissens genannt, gilt ihnen doch das Suchen und Anwenden passender Schlagworte als die Hauptsache, und das Wesentliche ist ihnen, daß die Gefolgschaft das Nachschwätzen lernt. Man gründet eine Kriegsverlängerungspartei, die man „Vater-

landspartei" nennt, und fängt 1200 Univerſitätsprofeſſoren zu einer Agitation für ſie ein, ohne daß jene es in ihrer Harmloſigkeit merken, daß ſie dem kurzen Denken ſtatt dem weiten folgten. Die Politik des Zähnefletſchens wird unter dem Schlagwort „Hungerfriede" gepredigt. Wie ſehr ſie dem ſtillen Wachſen des Friedensgedankens bei allen Völkern ſchaden, wie ſehr ſie blind für die Goetheſche große Geſte des deutſchen Geiſtes ſind, wie ſehr ſie wirkliche Stärke des Siegers in Schwäche umdeuten, darüber wird noch ſpäter zu ſprechen ſein. Heute ſind wir bald ſo weit, daß jeder, der eine Kartoffelnaſe hat, aber die Litanei der Alldeutſchen nachbetet, ſich für den einzig wahren, echten deutſchen Mann hält. „Belange" werden mit „Ideen" gleichgeſetzt, Materialismus und Mechanismus werden durch das Wörtchen „national" vergoldet. Kein Menſch wagt es mehr, gegen den Strom populärer Stimmungen zu ſchwimmen, man biegt ſeine Gradlinigkeit im Denken, um nicht anzuſtoßen, man beugt ſich vor Götzen.

Gott iſt tot? Nein, er hält ſich nur verborgen in den Herzen der Wenigen! Er wird in Glanz und Herrlichkeit einherkommen, ſobald die Zeit erfüllet iſt. Laßt uns in ſeiner Erwartung alles Schöpferiſche, das nach Zukunft ruft, pflegen.

Eugen Diederichs

Faſſadenſtudententum

Herr Henner Vorwahl hat mich in ſeinem Aufſatz: „Mehr Beſcheidenheit" (Juliheft S. 384) nicht richtig angeführt. Das Zitat mußte lauten: „Ich erlebte den Widerſtand, der in unſeren A.-H.-A.-H.-Kreiſen und der ganzen Geſtaltung der traditionell-konſervativ ihr Sein vortragenden, empiriſchen Korporation uns Neuſtudenten entgegentrotzte, als ſo einer Durchgeiſtigung unfähig, daß ich, um einer freieren Wirkſamkeit fähig zu ſein, mein Band zurückgab." Wie Herr Vorwahl dieſes Zitat bringt, folgt gleich im ſelben Atemzug: „Prinzipiell unterſcheidet ſie nichts von einem Kegelverein."

Dieſer Satz, der ſummariſch ſo alles Faſſadenſtudententum abtut, iſt von mir in einem Zuſammenhang gebraucht, in dem ganz prinzipiell das Weſen unſeres alten deutſchen Studententums als das der Perſonengemeinſchaften (im Gegenſatz zu Ideengemeinſchaften) feſtgeſtellt wurde. In dieſem Sinne iſt in einem Kegelverein dasſelbe Prinzip der Geſelligkeit formend wie in einer Verbindung, die nicht einer Idee verpflichtet iſt.

Es iſt einfach eine Unrichtigkeit, davon zu reden, daß die „rein ſinnliche Lebensauffaſſung" in unſeren ſtudentiſchen Verbindungen vorherrſchend ſei. Dies wird damit belegt, daß von dem „offiziell als Programm anerkannten ‚Lebensprinzip' (ſiehe Marburger akademiſcher Kalender)" geſprochen wird. Dieſes kennzeichnet doch zur Genüge „die rein ſinnliche Lebensauffaſſung". Dieſes Lebensprinzip bedeutet den Grundſatz, nach dem eine Korporation die Forderung aufſtellt, daß ihre Mitglieder nur in ihr allein einorganiſiert ſein können. Das liegt im Weſen dieſer Perſonen und Erziehungsgemeinſchaften begründet. In ihm ſpricht ſich das ganze Lebensgefühl unſerer Verbindungen aus. Da die Frage nach dem Weſen unſeres Studententums von allergrößter Bedeutſamkeit iſt, ſoll hier einiges darüber geſagt werden.

Man kann nicht von einem Typ des Studenten reden. Die Korps, Burſchenſchaften und Landsmannſchaften ſind nicht das Studententum.

Von dem exkluſiven S.-Ler bis zum ſachlichen A.-Ver iſt ein weiter Weg. Oder vom trinkfrohen, fechtſtarken Burſchenſchafter zum pietiſtiſchen Jüngling der D.C.S.V. iſt wiederum ein weiter Weg.

Zwiſchen einer Vereinigung, die Mittwoch und Sonnabend ihre große offizielle Kneipe und einen Tag der Woche ihre blutfrohen Menſuren ſchlägt und einem literariſchen Zirkel, zwiſchen Student und Studentin einer Frei-Studentenſchaft iſt wiederum ein weiter Weg.

Die Zerriſſenheit unſeres Studententums iſt ein getreues Abbild der Uneinheit der Univerſität. Wer zu einem Urteil über dies Studententum ſich vorbereiten will, hat mühſam nach einem Prinzip zu ſuchen, nach dem er das Chaos ſichten kann.

Es gibt ein unakademiſches und ein akademiſches Studententum! Es gibt Faſſadenſtudenten und Innenſtudenten. Nach ſolchen Prinzipien muß ſich einer leiten laſſen, der ſich die eminent bedeutſame Frage nach der Kulturbedeutung des Studenten vorlegt. Man frage nicht ſo ſehr nach der Unterſchiedlichkeit nach Verbindungen, ſondern nach den inneren Qualitäten der Hochſchüler. Man findet Faſſadenſtudenten in allen Gemeinſchaften auf der Hochſchule. Sie ſind in der Mehrheit gegenüber einer Minderſchicht von akademiſch intenſiv erlebenden Hochſchülern, die es im S. C. genau ſo gibt wie im Wingolf, im Verein deutſcher Studenten als unter Gliedern der „akademiſchen Vereinigung".

Was iſt der Faſſadenſtudent?

Es iſt der „Bürger" unter den Hochſchülern. Die Ausſtrahlungen des Bürgerlichen zeigen ſich in zwei Erſcheinungen innerhalb der Pſyche des Faſſadenſtudenten. Er hat ſeinen Namen daher — und das iſt das erſte Merkmal, das er mit dem Bürger gemeinſam hat — daß in ihm ein ausgeprägter Sinn für die Faſſade lebt.

Faſſade iſt alle bloß formale Haltung, die „Ariſtokratie" des Anzugs, der ganze tote, aus einem ſtarken Repräſentationsbedürfnis entſtandene Apparat der geſchloſſen auftretenden Verbindung. Faſſade iſt alles an Symbolik und Förmlichkeit, deſſen Inhalt nicht mehr erlebt wird.

Die Suggeſtion des Schmiſſes und die des Ehrenſtandpunktes (allein auch dieſer kann als Erlebnis oft eine ſtarke innere Wuchtigkeit auslöſen, man ſoll hier nicht leichtweg rationaliſieren wollen), was ſind ſie anders oft als Auslöſungen eines Bewußtſeins mehr zu ſein, wenn man in beſtimmten peripheriſchen Dingen ſeine Zugehörigkeit zu einer Kaſte kund gibt, die eine weithin glänzende Faſſade beſitzt. Das Prinzip des Bundes, für den der Einzelne da iſt, um der Faſſade willen, nivelliert den Einzelnen.

Noch ein anderes Merkmal hat der Faſſadenſtudent mit dem Bürger gemeinſam. Das iſt ſein Finitismus. Es iſt der unentwickelte Sinn für die Problematik des Seins und des Erkennens. Das hat natürlich nichts mit Verbindungen zu tun. Möglich, daß gerade das „weltunweiſe" Lebensgefühl der Kneipe geeignet iſt, in überſchäumender Fröhlichkeit quälende Problematik zu beſeitigen. Das aber iſt das Bezeichnende für den Faſſadenſtudenten (und hier zielt das Wort auf einen anderen Sinn), er dringt nicht durch die Peripherie der Wiſſenſchaften hin zu ihrem Zentrum. Die Idee des Wiſſens, das Urwiſſen, die Totalität des Wiſſens, das Ganze des Wiſſens, die Wiſſenſchaft wird von ihm nicht erkannt. Er arbeitet auf Examen und Beruf, um ein Wiſſen zu erwerben, es blitzt nicht in ihn hinein die Frage nach Sinn und Wert des Wiſſens.

Nur der, der in glücklicher Stunde die Wucht der Problematik des Seins und des Erkennens erfahren hat, vermag ſich einem Innenſtudententum entg[illegible] das uns rettet von gänzlicher Suggeſtion der unſozialen, ungeiſtigen Faſſade. [illegible] in ſich das Verlangen fühlt nach jenem Ideal des wahren Gelehrten, deſſen Wiſſen

in akademiſcher Freiheit zweckentbunden iſt, deſſen Univerſalität nicht Kompendienwiſſen, iſt ſondern auf eins-Gerichtetheit, Gerichtetheit auf das Eine: Geſetz und Sinn des Wiſſens iſt, der kann von jeder nicht autonomen Verpflichtung zu irgendwelchen „akademiſchen" Objektivationen loskommen. — —

Es kommt darauf an, daß möglichſt viele von uns das Erlebnis der uns als Hochſchülern eigentümlichen Bildungsaufgabe gewinnen — der Aufgabe einer akademiſchen Kultur in Freiheit und Univerſalität eines akademiſchen Problematismus im ariſtokratiſchen Gegenſatz zu jedem bürgerlichen Finitismus. Gelingt es dann, dieſe zu einem überkorporativen, loſen, offenen Bund von Innenſtudenten zuſammenzuſchließen, dann kommt die Überwindung des Faſſadenſtudententums. Zu einer akademiſchen Geſellſchaft, die die Kerngeſellſchaft zu bilden hat, für jede mögliche Einheit des Studententums, müſſen ſich alle die aus den verſchiedenſten Verbänden und Erziehungsgemeinſchaften zuſammentun, denen eine Wendung zur akademiſchen Konzentration gelungen iſt.

Wir haben den Willen zu einem akademiſchen Orden!

Lehrer und Lernende wird er umfaſſen, zu einer akademiſchen, zweckenthobenen Arbeits-, Tat- und Erlebnisgemeinſchaft.

Von ihr geht aus die Erneuerung unſeres Studententums von innen heraus.

Zu ihr gehört jeder, der weiß, was es heißt: Akademiker ſein ohne Unterſchied des Standes, des Berufes, der Korporation und auch womöglich des Geſchlechtes! — —

Und hier iſt es gegeben, aufmerkſam zu machen auf den Zuſammenhang der zwiſchen Kultur, akademiſcher Kultur und ſtudentiſcher Kultur beſteht. Wer das nicht einſieht, ſind die großen Organe unſeres kulturellen Lebens.

Es iſt der deutſchen Tagespreſſe unwürdig, nur etwa einmal in einem aus dem Zuſammenhang geriſſenen Zitat auf ſtudentiſche Sitten oder Unſitten hinzuweiſen oder im übrigen große Töne zu reden über Reichs- und Bismarckkommerſe. Solche Preßſtimmen ſind ungeheuer gefährliche ſuggeſtive Mächte für die Pſyche unſeres Faſſadenſtudententums.

Die gebildete Öffentlichkeit und die Preſſe hat bisher noch nicht eingeſehen, welchen Einfluß ein verkehrtes Studententum auf unſere ganze Kultur hat. In engſter, ſchärfſter Konzentration auf die Erneuerung unſeres Studentums müſſen Alte Herrn und Preſſe geſonnen ſein, zunächſt alles zu tun, und jede akademiſche Kulturbewegung innerhalb des Hochſchülertums zu unterſtützen!

Allein es gibt ja ſo viele Alte Herrn, die ihre gemütliche Kneipe nicht miſſen wollen, wenn ſie einmal wieder zu ihrem Bund kommen. Und unſerem S-Certum verdanken wir ſo viele tüchtige Diplomaten und Beamte — nicht wahr? — Die militariſtiſche Diſziplinierung des Faſſadenſtudenten erzieht zu jener Haltung des ſich ſubordinierenden Geiſtes, die eine jede Bureaukratie verlangen muß.

Warum ſoll da etwas geändert werden? Was tut unſere Preſſe dazu?

Warum ſchweigen unſere Hochſchullehrer?

Auch hier wirkt die ungeheure Suggeſtion der Faſſade? H. Schüller

Löſungen

Konflikte löſen kann das Drama nicht. Es kann die widerſtreitenden Kräfte ſichtbar im Schweben halten, daß jeder ſieht und hört und fühlt: O Zweiheit dieſer Welt!

Kauſalitätsablauf irgendeiner Handlung, etwa Mord oder Königsſturz oder heldiſcher Untergang oder ſchwingende Verſöhnung ſind im tieferen Sinne niemals [illegible] von Konflikten, von quälenden Fragen menſchlichen Lebens. Dazu müßten

die gewaltigen widerſtreitenden Gegenkräfte des Spiels und der Welt „gelöſt“ werden, das heißt: verändert, aufgehoben, ein neu Bewegendes der Welt dafür geſchaffen werden. Der Konflikt zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit z. B. iſt niemals zu löſen; er kann nur in einer neuen Verbindung, neu gelöſtet, im Drama erſcheinen, aber ſolange dieſe beiden Kräfte die Welt und den Menſchen regieren, gibt es keine wahrhafte Löſung.

Wahre Erlöſung aus der Zweiheit der Welt iſt für den Menſchen immer durch Weltflucht nur möglich: der Schlaf, das ungeheure Symbol, und der Tod! Auch ſetzen alle Erlöſungsgedanken der Menſchen ein Jenſeits, eine neue Welt neuer Kräfte als ſiegreiches Reſultat der Überwindung. Das bedeutet aber, daß dieſe Welt nicht zu löſen iſt; daß ihre Zweiheit im tiefſten ewig fortbeſteht. Wie alle Gemeinſchaft, ſo iſt alle Löſung von Fragen dieſer Welt nur „Dichtung“, — ein Zuſammendrängen von Gefühlen, ſo daß ein Einheitsrauſch entſteht, eine Brücke ſchwingend geſpannt über den Abgrund, ein Lächeln, das ſchon die Tränen hält.

Zwar hofft der Menſch immer, durch Handlung, neue Kauſalitätszuſammenſtellungen, eine wahrhafte Löſung, eine Einheit im Draußen zu erzwingen. Daher die hohe Wertung aller Tat und auch die Forderung an den Dramatiker, Taten zum Bühnenabſchluß durchzuführen. Doch iſt wahre Löſung nur in der Seele, in innerer Einigung und Reife möglich; auch das Drama bleibt eine ſchwebende Brücke nur, die in der Luft hängt, Fata Morgana, die man nicht beſchreiten kann. Denn immer neu iſt der Weg jedes Einzelnen durch die magnetiſche Welt, und zum Schweigen gebracht können ſtreitende Kräfte nur werden in der eigenen Bruſt.

So iſt zu verſtehen, wie das Bedürfnis nach Muſik, deren Weſen Harmonie, nicht Kauſalität, iſt, in unſeren Tagen ſich vertieft; und wie ein Dramatiker unſerer Zeit, Anton Wildgans, ſeine Dramen ohne Löſung wie Geſänge ausgehen läßt.

Franz Sachs (z. Z. im Felde)

Gedanken zur Zeit

Nach dem Chaos das Schema. Überall dieſelbe Stufenfolge: „Optimismus“, Draufloswirtſchaften, vermehrter Verbrauch, Mangel, Wucher, Eingreifen, Höchſtpreiſe und Rationierung am falſchen Ende, beim kleinen Verbraucher ſtatt großen Erzeuger, aufreizendes, unvernünftiges, erfolgloſes, unkontrollierbares und darum entmoraliſierendes Sparſchema mit hohen Perſonalanforderungen, vermehrter Bureaukratie, unbeſtreitbarer Koſtſpieligkeit und Material- und Arbeitsverplemperung. Vielleicht am Ende ein Einlenken in ein diskutables und längſt vorgeſchlagenes Syſtem. Nur beim Brot war es von vornherein anders, beſſer. Bei Kohle, Gas, Elektrizität klettern wir jetzt wieder langſam und verdroſſen an der alten Sündenleiter auf und ab und „regeln“ ſo, daß wir morgen ſchon ändern und ergänzen und übermorgen alles umwerfen müſſen. Die Rüſtungsinduſtrie hatte ſteigenden Kohlenbedarf, das wußten wir. Mit Kohlen mußten wir Lebensmittel, Rohſtoffe und Neutralität von den noch nicht gegen uns kriegführenden Staaten erkaufen, das war evident. So trat im vorigen Winter der Kampf ums Brikett in Erſcheinung. Den Sommer hat man wieder verſtreichen laſſen, ohne vorzubeugen. Nun naht der Herbſt und das „Nachdenken“ über die Kohlenregelung hat zu „Ergebniſſen“ geführt, natürlich gegen den Konſumenten. Ihm wird ein winziger Bruchteil ſeines früheren Kohlenverbrauchs „in Ausſicht geſtellt“, nicht garantiert, er darf Gas und Elektrizität nur zu 80 Proz. ſeines letztjährigen Verbrauchs verwenden. Wie das in kleinen, ſchon ſtets ſparſamen Haushalten durchführbar ſein mag, was kümmert das den grünen

Tiſch? Soll das Eſſen nur zu 80 Proz. gar gekocht werden? Oder hört das Eſſen einfach auf, wenn nach 24 Tagen etwa ſchon die 80 Proz. verbraucht ſind? Haften bei Umzügen die 80 Proz. an der Wohnung oder am Bewohner? Gelten die 80 Proz. auch, und für wen, wenn z. B. eine Kriegerwitwe zu ihren Eltern zieht? Wie will man erzwingen, daß in Wohnungen mit Gasautomaten nur 80 Proz. entnommen werden; man iſt ja dort ganz unwiſſend. Iſt es billig, den im Hauſe Wirtſchaftenden den gleichen geringen Gasprozentſatz zu bewilligen wie den jetzigen Teilnehmern an Volksſpeiſungen? Kann man andererſeits von Tuberkulöſen verlangen, daß ſie ſich gewiſſenlos ruinieren, indem ſie ſtundenlang im Winterſturm vor dem Volksſpeiſelokal ſtehen, um zu ihrer dürftigen Portion zu kommen? Müſſen Gaswerke Gewinn aus dem Volkselend ziehen, indem ſie für verſehentlichen Mehrverbrauch von Gas unerhörte Preisaufſchläge nehmen ſollen, obgleich das jetzt gelieferte Gas bei unqualifizierbarer Beſchaffenheit bereits allgemein ſtark verteuert wurde? (In Groß-Berlin hat man ſtatt des prozentuellen Abſtrichs eine niedrige Pauſchalfeſtſetzung vorgenommen, nach — der Art der Gasuhren! Keine Rückſicht auf Zimmer-, Bewohner-, Kinder-, Krankenzahl; Bevorzugung der alten Häuſer mit den früher üblichen größeren Gasuhren und der ihr infolge der Einſchränkung der Geſchäftszeit überſchüſſiges Leuchtgas nun für Kochzwecke benutzenden Ladeninhaber! Verſtopfung jedes Ausgleichsventils: Es gibt vielleicht ſpäter ein paar Kohlen, es gibt die Hälfte vom Gas, der Elektrizitätsbezug wird beſchränkt; dafür wird alles teurer und ſchlechter, und nach dieſer Entwicklung beſteht ſchließlich noch die Ausſicht, daß im Winter auch die Waſſerwerke wegen Kohlenmangels ſich zur Ruhe ſetzen oder Haus für Haus der Froſt feuchte Leitungsröhren jeder Art ſprengt. Die „Ratſchläge“ und „Theſen“ ſämtlicher Reichskommiſſare, Beiräte und Fachausſchüſſe erhöhen nur die Papiernot. Die Kohlengruben haben eigene Kokereien eingerichtet und vergaſen ihre Kohlen ſofort an Ort und Stelle. So bleiben um der „beſſeren Ökonomie“, der reſtloſen Gewinnung der Nebenprodukte willen keine Steinkohlen für Hausbrand und Gaswerke. Der beſchränkte Untertanenverſtand eines Staatsbürgers meint: Zunächſt ſind deutſche Menſchen da — um ihretwillen wird doch eigentlich ſogar dieſer Krieg geführt!? —, für die Gas- und Elektrizitätswerke müſſen daher zu allererſt die nötigen Betriebskohlen voraus geſichert werden, für den Reſt tritt dann das Ökonomieprinzip in Gültigkeit! Im Frieden kann man umſtellen, Waſſerkraftelektrizität neu einfangen, die Hauskoch- und -lichteinrichtungen moderniſieren, jetzt geht das alles nicht! Aber nein: Dem Kohlenſyndikat und den Reichsregulatoren muß der deutſche Menſch erſt beweiſen, daß er exiſtenzberechtigt iſt, daß er Wärme, Licht und Nahrung gebraucht. Der Menſch geht nach Goldſcheid allen materiellen Werten vor, für die Kohlengewaltigen iſt das eine Phraſe: Der Menſch iſt das letzte in der Reihe der Nebenprodukte. Kann der Geiſtesarbeiter, der Aftermieter, im kalten Raum arbeiten, hauſen oder ſind „nachtaſyl“artige Menſchenanſammlungen mit dem entbildenden, inhaltloſen Getratſch ſolcher Zwangszuſammenkünfte erwünſcht? Oder treibt man Jugend und Dienſtperſonal aus Mangel an geheizten Räumen einfach auf die Straße, in den Wirtshaus-, Kaffee-, Kinoklimbim? Iſt es das Gleiche, ob fünf müde Handarbeiter nach der Arbeit oder fünf noch zur Arbeit verpflichtete Kopfarbeiter, ob Kranke, Kinder, Heimarbeiter in einem geheizten Raume ſich aufhalten müſſen? Muß der Geiſtesarbeiter mitten im Gedankengang die Lampe ausdrehen? Wird ſich die Entziviliſierung, die jetzt gefordert wird, wenn zum Seifenmangel noch die Verwehrung warmen Waſſers für die

Körperreinigung hinzutritt, je wieder ganz rückgängig machen laſſen? (Iſt das der Anfang der „neuen Erziehung“, über die Kriegsbibliotheken zuſammengeſchrieben werden?) Die Fragezeichen nehmen kein Ende, wenn man anfängt über dieſe „Ordnung“ nachzudenken.

Welch eine Fülle von Quisquilien, die der überbürdete Staatsbürger dieſer großen Zeit bedenken ſoll, und welche Sittenſchwächung durch die faſt unvermeidlich werdende Umgehung oder Nichtbeachtung ſolcher Vorſchriften! Weshalb hat man nicht die Produktion durch Förderzwang forziert (wir haben in Deutſchland noch einen Kohlenvorrat für ein Jahrtauſend!), weshalb nicht das Kohlenſyndikat, in dem ſo viele Wortpatrioten ſitzen, genötigt, auf „Kriegsverdienſte“ zu verzichten, weshalb nicht in dieſen langen Sommermonaten Binnenſchiffahrt und Bahnen, ſoweit ſie ſich frei machen ließen, aufs äußerſte zum Kohlentransport in alle Landesecken ausgenutzt? Dann wäre das Rationieren der Kohlen richtig geweſen, hätte eine Sicherheit ſtatt einer Möglichkeit bedeutet, dann hätte man auf die Quengeleien im Gasverbrauch verzichten können. P. O.

Bedenkliche Erſcheinungen im Proteſtantismus. Man hat ſchon öfters von der Kirche geſagt, daß, wenn Jeſus heute wiederkommen würde, er von neuem von ihren Prieſtern verfolgt würde. Wie wäre es nun, wenn Fichte heute wieder aufſtände, Johann Gottlob Fichte, deſſen Name jeder Deutſchgeſinnte liebt und den die Alldeutſchen täglich im Munde führen. Natürlich ein Fichte unſerer Zeit und keine Kopie. Im letzten Oktoberheft wurde auf Hermann Kutters „Reden an die deutſche Nation“ aufmerkſam gemacht. Hermann Barge und noch ſo manche andere Laien haben ſtark das Prophetiſche des religiöſen Schweizers empfunden, der das deutſche Volk zur Innerlichkeit aufruft. Welches Echo finden nun ſeine „Reden an die deutſche Nation“ unter den Vertretern der proteſtantiſchen Kirche? Ein beträchtlicher Teil — gewiß nicht alle — lehnt ſie ab.

Man höre folgende Stimmen:

Paſtoralblätter: Die Abſicht des Verfaſſers, an Stelle der Politik der Macht eine ſolche des guten Willens zu ſetzen, muß ebenfalls als verfehlt bezeichnet werden. (Gebhardt.) — Zeitſchrift für evangeliſchen Religionsunterricht: Zu Kutters Hauptgedanken allerdings, nun eine ganz neue Politik, eine Politik der Liebe zu beginnen, werden wir uns zweifelnd, ja ablehnend verhalten müſſen. Das werden wir aus politiſchen Gründen für eine Utopie erklären und, religiös betrachtet, mit Luther als Schwärmerei empfinden. — Neues ſächſiſches Kirchenblatt: Wie die Verhältniſſe jetzt liegen und noch lange liegen werden, wäre unſer Volk übel beraten, wenn es den Lockungen eines haltloſen Schwärmers wie Kutter folgen wollte. (Carl Fey.) — Studierſtube: Wir ſind nicht in der Lage, eben jetzt ſeinen „Reden an die deutſche Nation“ ein williges Gehör zu ſchenken. So ſprachgewandt und gewaltig ſie auch geſchrieben ſind, wir haben jetzt mitten im Kriege, in dem es um unſere Zukunft geht, wichtigeres zu tun, als uns „den guten Willen“ als „Prinzip der Staatskunſt, der Politik nach außen und innen“ empfehlen zu laſſen, im Gegenſatz zur Macht. — Theologiſcher Literaturbericht: Den Schweizer Kutter lehnen wir ab, weil er keinen Beruf hat, deutſcher Gewiſſensrat zu ſein, und weil kein Anlaß iſt, über der Gegenwart ſich um deutſche Zukunft bereits zu kümmern. (Brüſſau.)

Kann man einen andern Eindruck haben, als daß der deutſche Geiſt bei ſeinen berufenen Führern in die Irre geht, daß er hochfahrend geworden iſt? Wie wohl-

tuend ſticht dagegen der Brief eines ungelehrten Feldgrauen ab, der dem Herausgeber ſchrieb: „Ich habe Rutter hier im Felde zu Ende geleſen und werde es von neuem leſen, denn wer könnte ſchnell damit fertig werden? Welch eine herrliche, kraftvolle Vermittlung des Erlebens; welch eine ſtarke Einfachheit des Denkens bei aller Schwierigkeit des Stoffes, das iſt ein fortgeſetztes Geben und war mir ein immerwährendes Empfangen. Was in mir in einſamen lieben Stunden ſtürmiſch nach Ausdruck verlangte, was immer dunkel in mir lag, Rutter hat es zur Klarheit gebracht, er hat in meine Seele gelegt, was greifbar nahe immer ſchon über mir ſchwebte.“ E. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

2. Lauenſteiner Kulturtagung

Anfang Oktober fand wieder auf Burg Lauenſtein bei Probſtzella eine Kulturtagung ſtatt, zu der die „Comeniusgeſellſchaft“, der „Dürerbund“ und die „Vaterländiſche Geſellſchaft für Thüringen 1914“ gemeinſchaftlich eingeladen hatten. Es waren etwa achtzig Gelehrte, Künſtler und Praktiker verſammelt, die drei Tage lang, anſchließend an einige Vorträge, über das Führerproblem debattierten. Von beſonderer Bedeutung war der Vortrag Max Webers über „Die Lebensordnungen und die Perſönlichkeit“. Man darf den inneren Gewinn der Teilnehmer weniger an dem poſitiven Ertrag der Reden meſſen, als an der nahen Berührung von Menſchen der verſchiedenſten Kreiſe, die ſonſt für gewöhnlich kaum Gelegenheit haben, gemeinſchaftlich miteinander zu leben. Was wir bedürfen, iſt eine neue Art vergeiſtigter Geſelligkeit. Vielleicht geht es das nächſte Mal mit etwas weniger Chaos im Reden ab, aber dafür findet mehr eine Kriſtalliſation von kleineren Kreiſen ſtatt, dem „σγμ“ der Romantiker entſprechend. Denn wir bedürfen keiner neuen Diskuſſionsklubs, keiner neuen Zweckverbände oder neuer Sekten, ſondern ein organiſches Volkstum will als Führung untheoretiſche Kreiſe, die ſich vor Aufgaben ſtellen, um das Leben durch den Geiſt zu formen. Wir brauchen gegenüber der Mechaniſierung die Sichtbarkeit der Ideen. E. D.

Förderung der Heimbegründung im Kriege

Es iſt eine traurige Tatſache, daß in weiten Kreiſen angeſichts der materiellen Schwierigkeiten und der zunehmenden Möbelknappheit die Scheu vor der Begründung eines eigenen Heimes ſtändig wächſt. Geſunde häusliche Verhältniſſe aber ſind der beſte Schutz gegen die zerſetzenden Wirkungen des Krieges und ſtellen einen günſtigen Boden dar für den Empfang und das Wachstum neuer Werte. Deshalb iſt es eine nicht zu unterſchätzende Aufgabe unſerer Tage, jungen Eheleuten die Schaffung ihres Heimes zu erleichtern. Wer alſo tut, leiſtet Kulturarbeit für die Zukunft!

Die Stadt Frankfurt a. M. iſt ſeit März d. J. durch Mobiliarbeſchaffung für Eheleute, hauptſächlich Kriegsgetraute, in dieſer Richtung tätig. Die Tapezierer- und Schreinergenoſſenſchaft, der ein Sonderkredit von der Zentralgenoſſenſchaftsbank Heſſen-Naſſau eingeräumt iſt, ſtellt die Möbel aus gutem Material, nach Entwürfen von Prof. Eberhard, dem Leiter der Kunſtgewerbeſchule in Offenbach, her. Die Möbel gelangen an der genoſſenſchaftlichen Verkaufsſtelle mit einem geringen Gewinnanteil, einſchließlich 10 Proz. für Speſen, für jedermann zum Verkauf. Sofern eine Barzahlung nicht geleiſtet werden kann, beginnt die Städtiſche Hilfskaſſe (ein ſeit 1808 beſtehendes gemeinnütziges Darlehnsinſtitut) ihre Wirkſamkeit, und zwar auf folgende Weiſe: Die Käufer der Möbel haben einen Teil des Preiſes, wenn dieſer nicht von einer gemeinnützigen Organiſation geſpendet wird, anzuzahlen; einen Teil gibt die Städtiſche Hilfskaſſe als Darlehen und für den Reſt, der von der Tapezierer- und Schreinergenoſſenſchaft geſtundet wird, übernimmt ſie

selbstschuldnerische Bürgschaft. Das Mobiliar bleibt bis zur erfolgten Rückzahlung, die in monatlichen Raten geleistet wird, Eigentum der Hilfskasse, wird aber den Käufern sofort zum Gebrauche überlassen. Die Einrichtungen für Schlaf-, Wohnzimmer und Küche belaufen sich auf ca. 2000—2378 M. Als Käufer dieses Mobiliars kommen Werkmeister, Facharbeiter, kleine Beamte, also mit einem Wort Existenzen des Mittelstandes in Betracht. Für die Schichten mit einem Einkommen unter 2000 M wäre die Rückzahlung der vorher genannten Kaufsumme, die in 2, längstens 4 Jahren abgeschlossen sein soll, eine viel zu starke Belastung. Um aber gerade auch diesem Volksteil gerecht zu werden, bemüht sich die Städtische Hilfskasse in Verbindung mit der Hausratssammelstelle, gebrauchte Möbel aufzukaufen, wieder herzustellen und zum Friedenspreis abzugeben, so daß eine Zweizimmereinrichtung für 250—600 M geliefert werden kann. Die Beschaffung der Altmöbel wird dadurch erleichtert, daß das Städtische Armenamt die ihm zufallenden Nachlässe der gemeinnützigen Verkaufsstelle überweist; außerdem setzen Gerichtsvollzieher und Nachlaßpfleger dieselbe, ihrem Ersuchen willfahrend, von jeder Versteigerung in Kenntnis. Die zahlreichen Anträge, die bei der Hilfskasse gestellt werden, beweisen, daß die gemeinnützige Mobiliarbeschaffung ein Erfordernis ist. Es wird so den schädlichen Abzahlungsgeschäften und dem Vertrieb von Schundware ein Riegel vorgeschoben. Der Wert dieser sozialen Arbeit ist jedoch erst in vollem Maße ersichtlich, wenn man die Tatsache ins Auge faßt, daß der Ankaufspreis für Altmöbel gegen früher bereits um 100—150 Proz. gestiegen ist und nur von sehr zahlungskräftigen Leuten, vielfach Spekulanten, aufgebracht werden kann. Um weitere Preistreibereien auf diesem Gebiete zu verhindern, wäre es unbedingt erforderlich, daß bis zur Wiederkehr normaler Verhältnisse der Altmöbelhandel kommunalisiert werde, wie es bereits mit dem Altkleiderhandel geschehen ist.

Die Erfahrungen, die die Städtische Hilfskasse sowie die Genossenschaften bis jetzt sammeln konnten, sind äußerst günstig. Die Ratenzahlungen erfolgen pünktlich.

Mögen alle deutschen Städte, wie schon mancherorts geschehen, die eben ausgeführte Idee Frankfurts aufgreifen und auf diese Weise, verbunden mit gesunder Wohnungspflege, den heimkehrenden Kriegern Haus und Herd errichten helfen!

Paula Billigheimer

Zum Westdeutschen Jugendtag

Wir erhielten vom Hauptausschuß des Verbandes „Freideutsche Jugend" nachfolgende Zuschrift auf den Bericht über den Westdeutschen Jugendtag (Oktoberheft S. 659), der bereits seine Ergänzung im folgenden Aufsatz erhält und darum mehr geschichtliches Interesse hat: (Leit.)

„Wir begrüßen freudig das Gefühl der Zugehörigkeit der Wandervögel und Landsgenossen zur Freideutschen Jugend, das aus der Entschließung des Westdeutschen Jugendtages spricht. — Für Kritik sind wir stets dankbar. Sehr wünschenswert erscheint es allerdings, daß sich die Kritiker weniger einseitig über Wesen und Wirken des Freideutschen Verbandes unterrichten, als es offenbar auf dem Westdeutschen Jugendtag geschehen ist. Die Vorwürfe der Entschließung treffen uns nicht. — Die Freideutsche Organisation hat sich von jeher lediglich als Dienerin der Bewegung betrachtet. Nicht die Organisation, sondern die Bewegung hat sich seinerzeit Richtung und Grenzen gesetzt, indem sie sich auch als Gesamtheit zu der in ihren einzelnen Gemeinschaften geübten Auslese der Mitglieder bekannte und bestimmte Kreise Erwachsener und Jugendlicher von sich ausschloß. Dieser Ausschluß besteht noch zu Recht und kann nur von der ganzen uns angeschlossenen Jugend aufgehoben werden. Wir nehmen die Meinungsäußerung des Westdeutschen Jugendtages dazu, die den Grundsatz der Auslesefeindlichkeit aufstellt, zur Kenntnis. — Die Zeitschrift Freideutsche Jugend hat zu jeder Zeit den Vertretern aller Richtungen zu freier Aussprache offen ge-

ſtanden. Insbeſondere iſt die Zeitſchrift auch Herrn Dr. Wyneken ausdrücklich zur Verfügung geſtellt worden. Wenn der Inhalt der Zeitſchrift den Teilnehmern des Weſtdeutſchen Jugendtages nicht gefällt, ſo iſt das zu einem guten Teil ihre eigene Schuld, da ſie die dauernd gegebene Gelegenheit, durch ihre Mitarbeit der Zeitſchrift den von ihnen gewünſchten Charakter zu geben, verſäumt haben. — Im übrigen laſſen wir uns als Mitglieder der Freideutſchen Organiſation und der Schriftleitung der Zeitſchrift ſelbſtverſtändlich nicht das Recht nehmen, das wir jedem anderen Freideutſchen zubilligen: die eigene Überzeugung in beſtimmter Richtung zu vertreten und danach zu handeln. Das erwartet von uns auch die Bewegung, die uns unſere Vertrauensposten übertragen hat, damit wir ihr nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen dienen. — Sollte die Jugend des Weſtdeutſchen Jugendtages wieder einmal eine neue Organiſation neben die beſtehende ſetzen wollen, ſo würden wir das als eine neue unheilvolle Zerſplitterung der Bewegung anſehen und bekämpfen. Will ſie dagegen uns helfen, daß die Freideutſche Jugend zu immer größerer innerer und äußerer Freiheit, Lebendigkeit und Kraft gelange, ſo iſt ſie herzlich willkommen. Wir wollen das Haus, das unſerer Bewegung gewidmet iſt, weiträumig, feſt und ſchön ausbauen, um es dann, wenn unſere Brüder aus dem Felde heimkehren, zu vollenden. Nach der Kritik erwarten wir jetzt poſitive Vorſchläge.“ i. V. Helmut Tormin.

Die neueſte Entwicklung der Freideutſchen Jugend

Die vorſtehende Erklärung iſt überholt durch die Ergebniſſe des Führertages, der im Anſchluß an die I. Freideutſche Woche am 3. Oktober im Landſchulheim am Solling ſtattgefunden hat. Es erübrigt ſich alſo, gegen die einzelnen Irrtümer dieſer Erklärung zu polemiſieren. Statt deſſen geben wir einen kurzen Bericht über jene Ereigniſſe.

Im Laufe des vergangenen Sommers waren bereits mehrere Angriffe gegen den „Verband Freideutſche Jugend“ und ſeine Leitung geführt worden, beſonders von ſeiten eines Jugendkreiſes in Berlin, der mit einer neuen Sammlung der Kräfte der „Jugendkulturbewegung“ begonnen hatte. In der bekannten Reſolution des „Weſtdeutſchen Jugendtages“ wurden dann die Forderungen der Jugendbünde und -kreiſe, die außerhalb des Verbandes ſtanden und eine organiſatoriſche Angliederung an ihn ablehnten, weil ſie dieſe Organiſationsform für prinzipiell verfehlt hielten, zum erſtenmal klar formuliert. Der Führertag am 3. Oktober ſollte die Entſcheidung bringen, ob die freideutſche Jugend ſich ſtark genug fühlte, aus ihren ſelbſtgeſteckten Grenzen herauszugehen und unter Anerkennung der deutſchen Jugendbewegung in ihrem ganzen Umfang* eine dieſer Bewegung dienende Organiſation an Stelle des bisherigen Kartells von Bünden und Gemeinſchaften nur einer Richtung einzurichten.

Das Ergebnis der Ausſprache hierüber iſt der prinzipielle Beſchluß der Auflöſung des Kartellverbandes. Sofortige Durchführung des Beſchluſſes war nicht möglich, da der Vertreterausſchuß der Freideutſchen Jugend, der die Auflöſung hätte beſchließen müſſen, nicht vollzählig anweſend war; eine ſolche Beſchleunigung wäre auch dem alten Fehler gleichgekommen, der bei den meiſten Gründungen immer wieder gemacht wird: hier ſoll gerade einmal vermieden werden, daß aus lauter Einigungsbegeiſterung eine Form geſchaffen wird, bevor man ſich über die grundlegenden Probleme des Verhältniſſes von Zweck und Mittel, Form und Inhalt, Organiſation und Bewegung in gerade dieſem Fall im klaren iſt. Deshalb wurde eine beſondere Gruppe, gebildet aus den führenden Perſönlichkeiten beider Richtungen, mit der Aufgabe betraut, die zu ſchaffende neue Organiſation für die Jugendbewegung unter Zugrundelegung der Vorſchläge des „linken Flügels“ bis ins einzelne zu überlegen und vorzubereiten.

* Damit aber durchaus nicht unter Ausſchaltung des Ausleſeprinzips, wie Tormin in ſeiner Entgegnung fälſchlich annahm.

(Eine am anderen Tage berufene vorläufige Sitzung des freideutschen Vertreterausschusses erklärte sich mit diesen Beschlüssen des Führertages einverstanden.)

Zum Verständnis dieser rein äußerlichen Ergebnisse der Führerausprache (von einem anderen wichtigen wird am Schluß noch gesprochen) sei kurz noch einiges mitgeteilt.

Diese überraschende Entwicklung wäre nicht möglich geworden ohne die dem Führertag vorausgegangene 1. Freideutsche Woche, über die an anderer Stelle noch ausführliche Berichte erscheinen werden. Auf ihr hat sich die eigentliche lebendige Einigung vollzogen, die als Wendepunkt in der Geschichte der Jugendbewegung bezeichnet werden muß. Die wirklichen Gegner des alten freideutschen Verbandes waren ja nicht so sehr jene im westdeutschen Jugendtag zusammengefaßten Gruppen, als vielmehr die der „Jugendkulturbewegung", d. h. die Kreise, die sich vor dem Krieg um die Zeitschrift „Anfang" und um den Gedankenkreis der „Freien Schulgemeinde" gesammelt hatten. Der hauptsächlich auf dem Papier ausgefochtene Streit, der die beiden Richtungen in den letzten Jahren immer weiter auseinandergetrieben hatte, fand auf dieser Woche sein Ende. In gemeinsamer Arbeit und im Zusammenleben während einer Woche erwuchs den dort versammelten Führern beider Richtungen das Erlebnis ihrer jugendlichen Wesensverwandtschaft: die sich bisher in Zeitschriften, Flugblättern und Briefen angegriffen und schlecht gemacht hatten, fanden hier die menschlichen Beziehungen zu den Gegnern, und in der Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens, der Ehrlichkeit gegen sich und die anderen und des Verantwortungsgefühls entstand freideutsches Leben, eine neue freideutsche Gesinnung*. Seit jenen Tagen ist „Freideutsche Jugend" wieder der Name für die große Bewegung der deutschen Jugend in ihrem ganzen Umfang. Die Zukunft dieser Bewegung ruht auf dem brüderlichen Bündnis der führenden Kräfte der beiden als lebenzeugende Pole in ihr fortbestehenden Richtungen.

Eine besondere äußerliche Bekräftigung fand diese Einigung noch in dem Ergebnis der offenen Aussprache zwischen den beiden Hauptwortführern in dem literarischen Kampf um die freideutsche Sache: Dr. Gustav Wyneken und Dr. Knud Ahlborn, die den ganzen ersten Teil des Führertages füllte. Die Gegner haben „Urfehde geschworen". Damit fällt eine alte Schranke: nun sind in der freideutschen Jugend wieder die Bahnen frei für das freie Wirken aller schöpferischen Kräfte. Alfred Kurella

* Es eröffneten sich auf der Woche auch Ausblicke auf alle gemeinsamen Arbeitsgebiete in der Zukunft; so war die Stellung der dort versammelten Jugend zur Frage des Krieges und zur Menschheitsidee (vgl. Tat August 1917, „Die Sendung der Jugend") eine ganz überraschend einheitliche.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 3.50, durch die Postanstalten M 3.56, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 3.80, Ausland M 4.25. Probenummern versendet der Verlag gegen Einsendung von 60 Pf.

Herausgeber Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

9. Jahrgang Heft 9 Dezember 1917

...: Fructus ventris

Dem Strom entgegen, dem Freund meiner Kindheit; vorüber an verblätternden Rosenbeeten; unter trächtigen Nußbäumen her und gesegneten Birnbäumen; durch hochsommerlich käferdurchsurrtes, vögeldurchschwirrtes, sonnebebrütetes Baumwiesengelände mitten hindurch trage ich die reifende Frucht meiner Liebe.

Und das Geheimnis meines Leibes hält Zwiesprach mit aller Kreatur.

Du Strom, spricht es, du gewaltiger in Fülle und Stille —: wie ganz bist du Schoß! Ohne Unterlaß umfangen-empfangend, schenkst du ohne Unterlaß das Leben weiter an das Leben. Lehre du mich! Lehre mich, daß meine höchste Würde dieses ist: ein Weg zu sein, durch den das Leben zu sich selber schreitet; ein Strombett, durch das die Wasser der Ewigkeit zeitliche Wellen treiben; ein Seiendes im unendlichen Werden und der Werdeschoß des Seienden. O Strom, du Freund meiner Kindheit, kindlicher Freund ...

Und der Strom rauscht mir entgegen, und sein Rauschen spricht tiefer als Menschenmund vom stetigen Leben im stetigen Sterben, von ewiger Ruhe im ewigen Wandel, und vom „hochzeitlichen Ring der Ringe, dem Ring der ewigen Wiederkunft".

Und zu den hinblätternden, hinduftenden Rosen spricht mein hoher Leib:

O ihr in Schönheit, ihr in seliger Vollendung! Ihr Wunder der Form, emporgetaucht aus den tiefen Säften des Chaos —: was heißt euch wieder versinken? was stößt euch Erfüllungen zurück in der Sehnsucht dunkeles Element? Wenn ihr sterben müßt: wozu wurdet ihr da Erfüllungen? Wenn ihr zerstört werden sollt: wozu rang das Ewig-Unbefriedigte in euch sich empor zur Selbstgenugheit der Form? Wozu, ihr Rosen, wozu eure todgeweihte Schönheit?

Und die Roſen duften mir ins Herz das Glück-Leid alles Organiſchen:

Du Trächtige, ſo ſpricht zu mir ihr ſüßer Sterbeduft, du ſelber Form und Gefäß der Form, die dich zu ſprengen trachtet; du ſelbſt ein Staunen des Chaos über ſich ſelber und die Wiedergeburt, die Weitergeburt dieſes Staunens, dieſes bald verglommenen Lichts über dunkeln Waſſern der Tiefe, dieſes ſchnell verblätterten Gebildes aus den Säften des ewigen Wirbels —: was denn begehrſt du zu ſein als — ſterblich? was denn begehrſt du zu gebären als — Sterblichkeit? Vom Leid des Sterben-Müſſens wende dein Antlitz hin zum Glück des Sterben-Dürfens. So trägſt du fröhlich die Sehnſucht des ewigen Werdens zeitlichem Sein entgegen. Und freuſt dich, daß, noch ehe du ſie geboren, in die neue Form des Lebens der ſüße Keim des Todes geſenkt iſt. Wir grüßen dein zweifaches Leben, dein zweifaches Sterben, Frau!

Und zu den tragenden Bäumen ſpricht ſo mein tragender Schoß:

Ihr Wurzelhaften, Dauernden, in jedem Jahreskreisring euch Erneuernden; ihr tauſendfältiges Eins in Blüte, Frucht und Samen —: was habt ihr meinem einfältigen Glück, was der einfachen Frucht meines kurzen Blühens zu ſagen?

Und die Fruchtbäume rauſchen ſommerſchwer:

Viel Samen hat das Leben zu verſchwenden. Knoſpen mühen ſich zum Licht und welken dahin; tauſend Blüten vernichtet der Reif einer Nacht; und auch in der werdenden Frucht ſchont das Leben ſich ſelber nicht. Sieh unter uns die Erde beſät mit Früchten, die nicht zur Reife kamen, mit Früchten, die wir ernährt und getragen. Wir trauern nicht. Das Leben trauert nicht über das Sterben. Denn auch das Sterben iſt eine Form des Lebens.

Auch in dir, du tragende Frau, hat das Leben tauſendmal kein Mitleid gehabt mit ſich ſelber. Tauſendmal haſt du „vergeblich" geblüht —: da ſammelte ſich die große Verſchwenderin Natur in dir zum Erhaltungswillen. Nun trägſt du dich neu zur Welt und blühſt und welkſt und blühſt in der einen Frucht — und ahnſt nicht, Frau, ob ſie die ſchönſte aller aus dir möglichen Früchte iſt, und kümmerſt dich nicht, Frau, um die vielen Keime des Lebens, die in dir ſterben mußten, daß jene eine Frucht zum Leben gelange. So grüßen wir dich, Schweſterliche, Sorgloſe, dich tauſendfach Eine Gebärerin!

Aus den Zweigen aber lockt es und fleht und droht in toller Vogelſommerſeligkeit. Und über den blühenden Gräſern tanzen ſchimmernde Inſekten den Reigen der Zeugung. Zwei goldene Käfer, reglos vor Wolluſt, fängt mein Blick und einen ſeltenen Falter, der einſam den Schmerz des Gebärens erlebt. Und mein ganzes Sein tut ſich auf dem Weſen der Natur:

Ihr Eintagsfliegen, ihr unermüdlichen Tänzer —: iſt Liebe das

einzige Geſchäft eures Lebens? Lockſtimmige Vögel ihr —: iſt Liebe allein, iſt der Schrei der Brunſt das Geheimnis eurer nie ermüdenden Kehlen? Und ihr bunten, ihr leuchtenden, königlichen Inſekten —: kleidete euch in dieſe Pracht der Trieb der Zeugung allein? Was iſt's um das Geheimnis des Paarens? Lehret mich das, ihr Geſchmückten, ihr Sänger, ihr Tänzer, ihr Feſtgenoſſen am Tiſche des Eros!

Und ſo ſurren die Inſekten, ſingen die Vögel, brummen melodiſch die Myriaden der Käfer:

Aus Überfülle, aus mörderiſcher Überfülle blüht Schönheit, blüht Leben; aus Grauſamkeit blüht innigſte Güte —: Tanz, Melodie und Farbe, was reizt, was entzückt, was alle Sinne brünſtig entzündet: es iſt der Triumphſchrei des Erhaltenen über die Vielzuvielen, die ſterben mußten; es iſt der Notſchrei der Vielzuvielen, die geboren werden wollen aus dem Tod der Erhaltenen. Doch warum dieſe Schönheit und Innigkeit? Warum dieſer Mord, dieſe Grauſamkeit? Wir wiſſen es nicht und keiner weiß den Sinn der Paarung — wenn du ihn nicht weißt, wenn ihr ihn nicht wißt — ihr Menſchen — —

So ſpricht zu mir die ſchwermütige Stimme des Lebens aus der Schönheit zeugeſeliger Sommergeſchöpfe —: wenn ihr ihn nicht wißt, ihr Menſchen, den Sinn der Paarung ...

Rudolf von Delius / Gedichte

Spinozas Bildnis

(In der Bibliothek zu Wolfenbüttel)

Ja, du erſchrakeſt damals (o, ich weiß)
wie du zuerſt es ſaheſt,
als einziger es unerbittlich ſaheſt:
den Menſchen nackt und tieriſch.
Da öffneten ſich deine Augen weit ...
und du verſtandeſt nun:
das Leben und die Völker und die Liebe.
(Was ſie dort unten Liebe nennen.)

Und plötzlich (wohl zugleich) zog ſich die Güte,
die feine, kühle Milde
um deine ſcheuen Lippen.

Die Augen aber blieben ſo für immer:
erſchrocken, weit und unerbittlich.
Dann aber wurden ſie langſam ſtolz:
und das Erſtaunen wich der großen Wahrheit.

Die Selige zog ein und wie Triumph
und wie beim Feſt die Roſenbogen
ſo wölbten ſich die Brauen.
Du warſt reif.

Und viele Menſchen beugten ſich vor deiner Stirne
und glaubten, deiner Seele nah zu ſein
und ehrten dich: doch dieſes Lächeln hinter allem,
dies ſternenweite, das ahnte keiner.
Denn ihnen, ach, wie hätteſt du es ſagen können:
ſie hätten ja geſchrieen, ihr Geſicht
es wäre ausgebrannt vor Angſt und Wahnſinn.

Drum ſchwiegeſt du. Nur in dein Werk,
da ſchufeſt du es alles tief hinein:
in Kälte und in Klarheit,
ſtumm aufgemauert, wie Gebirge groß
und feſt und ewig.
Mag, wer kann, durchbrechen bis zum Grund:
er findet alles. —
Doch mit den „Freunden" ſprachſt du wie zu Kindern.

Nur dieſer Maler erriet die Augen
und malte jenes Erſte, Unauslöſchliche:
wie du erſchrakeſt,
erſchrakeſt vor dem Menſchen.
Und er wußte gleich: „Das trennt ihn von den Andern,
das macht ihn einſam und ſo rieſengroß,
das macht ihn leiſe und ſo engelgütig."

Wer biſt du?

Wer biſt du? Nimm doch die Maske ab.
Reiß deine Seele auf, gib mir dein Herz,
ganz offen, lachend, ſtolz: „So iſt es, ſieh!
Täuſch dich doch nicht, du Klarer, ſieh: jetzt erſt
hat deine Liebe Wert — wenn du noch liebſt."

Doch all das kannſt du nicht.
Biſt du nur Maske?
Nur Maske, die ich dir gab.
Die ich dir golden-lieb vor deine dunklen Züge legte
und die nun leuchtet: ſchönſtes Welten-Feuer.

Denn das iſt Wahrheit: gehſt du durch den Garten,
ſo zittern alle Blumen menſchenſelig,

im Walde iſt das Reh wie ſamtgeſtreichelt von deinen Fingern,
ſingt der graue Vogel ein wunderneues Lied.
Ja ſelbſt mein Zimmer
glüht roſig und der alte braune Schreibtiſch
ſtand geſtern wie mit Sternen leicht umſpielt,
als ihn dein Kleidſaum ſtreifte.

Das iſt Wahrheit, die meine Seele zaubert.

Doch du? Du ſelber?
Meiner Wildheit Maske?
Du: Spiegel meiner Gluten?
Nur Widerſchein von Drang und von Geſchlecht
und heiß geſpannter Mannesader?

So biſt du alſo nichts, biſt leerer Traum?
Tierfleiſch und Stoff.
Und nur mein Wille wütet
und ſchafft dich um zu Paradies und Engel.

Nein, nein. O ſtill.
Rühr dies Geheimnis nicht.
Ich ſtreiche dir das ſtille Frauenhaar
und küſſe leiſe deine Menſchenſtirne:
„Wozu das alles, Liebſte:
ein Glück iſt da: fliegt ſchillernd zwiſchen uns,
verwandelt ſich, blüht auf und welkt,
bebt wie Opale, ſchimmert bunt wie Tau,
gebiert ſich ewig neu.

Wozu die kalte Frage:
Ich oder Du? —
Das Leben ſind: wir beide."

Die Nacht

Allein auf der Terraſſe meines Hauſes. Späte Nacht.

Rings wölbt ſich, über dem runden Horizonte,
immer ſteiler und flackernder
der ſternentbrannte Himmel.

Die tauſend kleinen Feuer,
nur zuckend Licht, nur Stummheit, Tod und Kälte.
Nur Glanz der leeren Rieſenmacht des Raumes.
Die ungeheure Wölbung; bis herab

zum ſanften Rand, wo unſre Erde
im Nachtdunſt liegt, wo alles weich und atmend
in Duft verſchwimmt, wo alles wogt und lebt.

Dort in den Häuſern ſchlafen nun die Menſchen,
die Wieſe ſchläft, der Wald.

Du zarte Stille des Lebendigen,
du kleine Erde, du Heimat,
du Wogende, du Milde, du warm Atmende.

Gleichmäßig prunkt und glänzt die Sternenmaſſe,
doch du biſt gütig, Nacht der Seele,
Nacht des Sich-Schmiegens und der Küſſe,
Nacht der Erfüllung.

Jetzt liegt die Hausfrau wieder in den Kiſſen
mit leiſem Lachen, wieder eine Braut.
Jetzt ſchließt ſich in dem Leibe aller Mütter
der Kreis des Daſeins, und es keimt das Kind;
und Seligkeit ſtrömt aus den Zimmern
und wärmt das Haus und wärmt den Garten.

Nacht-Erde, Heimat, ſtille Nacht der Freude,
du Duftende, du zarte Schöpferin,
du ſüß Verſchleierte,
nun ruhſt du weich und warm in deinen Tälern,
umſpielt von Winden, die ſo ſanft ſich rühren;
in Tau und Segen,
— überfunkelt von fernem Glänzen —
große, heilige Nacht.

Die Augen

Seidenweicher Morgenſonnenhimmel
riß mich aus dem Schlaf, gleich ſprang ich
in den Garten, in den Tau, die Wieſe.

O, wie herrlich iſt es: *da zu ſein!*

Lieblich kühlt die Zärte meiner Haut
leiſer Frühwind und es pocht die Sonne
an die Adern, gießt ihr heitres Licht
wohlig durch die Säfte: ganz kriſtallen
ſchwebt mein Leib und über ihm, in Bläue
— immer jauchzender nach oben —
ſchwebt mein Geiſt.

Alle Fülle rings ergab ſich mir.
Alle Dinge öffnen ihre Herzen,
ſchenken mir den letzten ſüßen Kern;
ganz nach außen trat das tiefſte Weſen,
lacht nun frei in Schönheit.

So bin ich ein Licht nur unter Lichtern,
auch nur Farbe neben gelb und rot;
und ich träume, ſelber ſtillſte Blume,
auf der Gartenbank, am Roſenbeet.

Doch dann — meine Augen, weite Tore:
wie die bunten Kreiſe ſelig tanzen
um den einen Punkt, der ſie ſich ordnet....

Welches Wunder dieſe Augen!!
Jahrmillionen rang das Tier empor,
gierig, nur zu ſehen; bis dann heute
dieſes Menſchenauge da iſt.

Dieſes Zentrum reichſten Paradieſes,
dieſer Gott und Herr des Raumes,
dieſer Bändiger der Ewigkeit.

Denn im großen Glück des Sehens
iſt Vollendung und die Majeſtät
königlichſter Seele.

Symphonie

Daß ich nur kurze Zeit hier leuchtend ſchwebe,
daß ich dann plötzlich jäh verlöſche,
das weiß ich.

Doch fühl ich auch das Andre:
weiter geht das große Spiel
von Lichtern, Blumen;
ewig kreiſt Muſik.

Doch: Ich war da.
Und ſprach mein Glanzwort.
Und töne ſtrahlend mit im Reigen.

Für ewig ſchwingt mein Licht.
Ich bin bei allem, was je noch ſein wird.

Alles iſt verkettet, umwunden von den Roſen.
Und darum weiß ich:

auch dies Lebensfünklein,
dies kleine Lämpchen meiner Erdenjahre:
es iſt genug.

Das Ganze war ſchon mein,
das Ganze iſt genoſſen —
und verwelkt,
wenn ich jetzt ſterbe.

Selig jeder Staub.

Konrad Adelmann / Dorf und Jugend*

Wohl ſehe ich die mannigfachen Strömungen, die ſich inmitten der Stadt aufbäumen gegen den Mechanismus der Maſchinen und der Organiſation, gegen den Mamonismus des Lebens, gegen die Pflege der Scheinwerte. Ich ſah die Revolution der Jugend wie die Morgenröte eines neuen Tages heraufſteigen. Sie iſt in ihrem Tiefſten weniger gegen Elternhaus und Schule an ſich gerichtet; ihr Kampf gilt heute mehr der Schule und dem Elternhaus unſeres Erwerbszeitalters, der kapitaliſtiſchen Verſeuchung unſeres geſamten Lebens. Sie ſträubt ſich dagegen, ſich in dieſen Rahmen einſpannen zu laſſen, der ihr eigenes, bodenſtändiges (geiſtiges!) Leben verſchlingen will, in dem ſie das Rädchen „x" einer Abteilung „y" der Gruppe „z" bilden ſoll. Sie will Eigenleben haben. Das will ihr unſere Zeit, an derem Eingang die Befreiung des Individuums ſteht, nicht zubilligen. Elternhaus und Schule fungieren heute vielfach als die Büttel, die die Jugend gefügig machen ſollen ſich einzureihen in den Organismus — beſſer Mechanismus — unſeres ſozialen Lebens. Beide haben ſich längſt den neuen Göttern unterworfen. Und mit dem Eifer und der Rückſichtsloſigkeit des bekehrten Alters verſuchen ſie die Bekehrung der Jugend. Nun ſieht es faſt ſo aus, als ob auf die Morgenröte nicht der ſtrahlende Tag folgen ſollte, den ſie verkündete. Trübe Wolken ziehen herauf, nicht die Wolken des Sturmes und Gewitters — die fürchten wir nicht — nein, die düſteren Boten einer langen Regenzeit.

Der Staat hat zum Schlage ausgeholt, der der Revolution der Jugend ein Ende machen ſoll. Und die Jugend ſieht zu, faſt Gewehr bei Fuß. Zerſplittert und zerſplitternd plagt ſie ſich um Organiſation und Vereine, und was der Gewaltakt des Staates übrigläßt, droht im Ver-

* Im Anſchluß an den Aufſatz: „Stadt und Land" im Novemberheft. S. 677.

ein zu verkümmern. Man hat oft darüber geſtritten, im „Wandervogel“ und in der „Freideutſchen Jugend“, ob man politiſch ſein ſoll oder nicht.

Hier iſt die Antwort: die neue Jugend muß politiſch ſein; nicht im alten Parteiſinn, aber in dem neuen, daß ſie, die zuerſt gegen die wachſende Künſtlichkeit die Fahne des urſprünglichen, perſönlichen, innerlichſt wahren Lebens erhob, eintrete für eine Geſtaltung der Dinge in Deutſchland, die unſerer Zukunft wieder eine geſunde Grundlage, das Verbundenſein mit den Wurzeln ſeiner Kraft, dem Boden und der Natur, gewährleiſtet. Für das deutſche Dorf, nicht als für ein auch zu duldendes, ſondern als für das A und O unſeres Seins. Es geziemt der Jugend nicht für Einzelintereſſen ſich einzuſetzen, wohl aber für die Geſunderhaltung der Grundlage unſeres Lebens.

Die neue Jugend hat ſich vom Augenblick ihres Erwachens an mit dem deutſchen Dorf beſchäftigt. Aber dieſe Beſchäftigung war eine geſchichtlich betrachtende. Man freute ſich ſeiner alten Überlieferungen, der Schönheit ſeiner traditionellen Bauweiſe und ſeiner Sitten, ſammelte und ſang die alten Volkslieder, ſtöberte die letzten Reſte alter Sagen und Märchen auf, die ſich noch erhalten hatten, u. a. m. Dieſe Arbeit wird nicht vergebens geweſen ſein und eines Tages ihre Frucht tragen.

Aber noch iſt ſie nicht zu poſitiver Arbeit, wirklicher Neuſchöpfung gekommen; noch hat ſie das Grundproblem nicht erkannt, daß es gilt, das Leben des Dorfes neu zu geſtalten, wenn anders das Land eine Zukunft haben ſoll.

Wohl haben einzelne Gruppen der Freideutſchen Jugend die Siedelungsbewegung geſchaffen. Wir freuen uns des geſunden Sinnes, der ſich darin offenbart. Aber doch will uns ſcheinen, daß man auf halbem Weg ſtehen blieb und die letzten Konſequenzen nicht zog. Was in den Siedlungsgemeinden wird geleiſtet werden können, wird immerhin viel ſein, aber es wird alle Stigmata der Inzucht auf der Stirn tragen: große Verfeinerung des geiſtigen und ſeeliſchen Lebens bei ſchließlicher Unfruchtbarkeit. So ſehr wir den Wert des geſchloſſenen Kreiſes für geiſtige Anregung und Befruchtung zu ſchätzen vermögen, das Ziel muß doch weiter, größer ſein: Es gilt den Willen zu wecken zum Dorf. Und ſeine Tat kann nur geſchehen aus dem Leben heraus. Die Gemeinde, die wir brauchen, iſt die unſichtbare Gemeinde aller Schaffenden.

Daß eine Erneuerung unſeres Lebens not tut, ſteht außer Frage. Von der Stadt kann die nicht kommen. Da werden die Folgen des Krieges mit ſeinen Lücken, die er riß, mit ſeinen Wunden, die er dem Wirtſchafts- und Geiſtesleben geſchlagen hat, mit den Forderungen, die in ſeinem Gefolge marſchieren werden, eine weitere Organiſierung und Zuſammenfaſſung aller Kräfte erfriſchen. Der Daſeinskampf wird un-

erhörter, nervenaufreibender werden. Die Vernichtung des Mittelſtandes wird ſich nicht aufhalten laſſen, die Verbeamtung unſeres Lebens unentrinnbar fortſchreiten.

Wir wiſſen, daß, da dieſer Weg einmal beſchritten iſt, die Folgen nicht etwa Willkürliches, ſondern aus der Natur der Dinge ſich Ergebendes ſind. Sie ſind wie ein Schickſal, dem wir nicht entgehen können. Es liegt mir fern, die Notwendigkeit einer ſtarken leiſtungsfähigen Induſtrie, eines entwickelten Städteweſens leugnen zu wollen. Ich weiß, was wir unſerer Technik in dieſem Kriege verdanken und wie ſehr wir auf die finanzielle Leiſtungsfähigkeit angewieſen ſind, die ein reich entwickeltes Wirtſchaftsleben verbürgt. Es kann ſich nicht darum handeln, Induſtriefeindſchaft zu predigen. Die Frage iſt die, daß wir nicht mehr das geſunde Gleichgewicht zwiſchen Urproduktion, beſonders der landwirtſchaftlichen, und dem induſtriellen Überbau und den durch ihre Bedingungen in ihrem Weſen beſtimmten Bevölkerungsgruppen haben. Und dieſes Gleichgewicht droht noch ſchwankender zu werden. Darum gilt es, ſich neu zu orientieren und die Grenze zu beſtimmeu zwiſchen der Baſis und dem Aufbau. Denn die Schäden unſeres bisherigen Zuſtandes werden um ſo ſchärfer und eindringlicher in Erſcheinung treten, je länger der Krieg dauert.

Dies um ſo mehr, als bei der heutigen Geſtaltung der Dinge auch der Grundbau unſeres Volkslebens, das Bauerntum, in ſeinen Pfeilern zu wanken beginnt. Ich habe in meinem vorigen Aufſatz auf das Nagen der ſtädtiſchen Brandung hingewieſen, das zur Unterhöhlung führen muß, habe gezeigt, warum die Landflucht ihre enorme Gefährlichkeit für den Beſtand des Dorfes angenommen hat. Drei Dinge werden hinzukommen, dieſe Folgen noch zu verſchärfen. Der Menſchenmangel unſerer Induſtrie, der heute ſchon die Konkurrenz um die Hände außerordentlich verſchärft, und die Verachtung des Bauern, die die Großſtadtpreſſe heute in jeder Spalte predigt, und die ungeheuren Vermögensverſchiebungen, die im Zuſammenhang mit dem Verwaiſen vieler Bauernſtellen durch den Krieg große Gefahr in ſich bergen. Um ſo mehr, als allem Anſchein nach wenigſtens in Preußen — das Fideikommißgeſetz erlaubt keine andere Auslegung — der Zuſammenlegung Vorſchub geleiſtet werden ſoll. Und das in einer Lage, da das Gegenteil die Loſung des Tages ſein müßte. Wenn wir die Dinge laufen laſſen, muß das zum Chaos führen, das Dorf wird ganz veröden und aufhören ein lebendiges, geiſtiges Glied unſeres Volkslebens zu ſein. Das aber bedeutet den Anfang vom Ende. Dem einen Damm entgegenzuſetzen, iſt eine Aufgabe der Jugend. Sie findet im Dorf die Möglichkeit zu aufbauender Arbeit. Es iſt nicht zu verkennen, daß auch die Stadt Aufgaben die Fülle bietet. Und auch ſie müſſen geleiſtet werden. Aber ich möchte doch betonen, daß alles Arbeiten in der Stadt nur vorbeugender

Art ſein kann und um ſo weniger poſitiv wirken kann, je weniger feſt verankert die Quelle unſerer Kraft, das Dorf iſt. Wie der Baumeiſter, wenn ein Haus baufällig iſt, ſich nicht mit dem Flicken des Dachſtuhls begnügt, ſondern die Grundmauern prüft, ebenſo gilt es für uns, die Quellen des Übels zu verſtopfen.

Darum erſcheint mir die dringendſte Aufgabe unſerer Zukunft die Erneuerung des deutſchen Dorfes. Ich habe oben angedeutet, worauf es dabei ankommt. Die Ermöglichung des Wachstums — wann ſehen wir wieder Koloniſten oſtwärts ziehen? — und die Erhaltung geiſtiger Energien für das Land. Es darf nicht weiter ſo gehen, daß unſere beſten Kräfte das Land fliehen, es allenfalls als Durchgangsſtufe auf dem Wege zur Stadt benützen.

Man muß ſich dabei klar machen, daß das Dorf eigene Formen des Lebens entwickelt hat, und daß ſeine Inhalte andere ſind wie in der Stadt. Bei der Gelegenheit möchte ich einem Einwurf vorbeugen, den ich kommen ſehe, daß ich einen Menſchentyp lobe, den andere verdammen. Ich weiß ſehr wohl, daß das, was ich als beſondere Werte des Landes anſehe, weſentlich mit bedingt iſt durch die natürlichen, wirtſchaftlichen und ſozialen Verhältniſſe, die das Dorf beſtimmen. Eben das iſt es, was uns Hoffnung macht, daß eine Geſundung unſeres Lebens noch zu erreichen ſei. Wollten wir uns auf die perſonalen Grundlagen verlaſſen, ſo wäre unſer Beginnen ausſichtslos. So aber bietet uns das Gegebene ſelbſt die Möglichkeiten, die wir nur in kraftvoller Arbeit zu benützen brauchen.

In dem Augenblick, in dem das Land verſtädtert, hört nicht nur ſein eigentümliches Leben auf, ſondern ſein Leben überhaupt. Den Formen und Möglichkeiten ſtädtiſchen Lebens gegenüber wird es immer im Nachteil ſein. Die Regelung der Arbeit, wie den Inhalt der Erholung und des Vergnügens der Städte als Vorbild des Landes hinſtellen, heißt das Dorf vernichten. Es kann nur Beſtand haben, wenn es ein eigenes ſelbſtändiges Lebensideal innerhalb des nationalen Lebens durchbildet, aus ſich heraus, das das Leben in ihm lebenswert erſcheinen läßt.

Dieſe Möglichkeit beſteht. Innerhalb einer auf immer größer werdenden Abhängigkeiten und Gebundenheiten fußenden Welt, in der Selbſtändigkeit und Selbſtverantwortlichkeit der Individuen mehr und mehr zum Schein wird, gilt es mit aller Kraft daran feſtzuhalten, daß das Dorf in der Familienwirtſchaft die Möglichkeit einer freien, ſelbſtändigen Exiſtenz bietet, die noch das Einſetzen der ganzen Perſönlichkeit mit deren reichſter Entfaltung lohnt. Von hier aus führt der Weg zur Zukunft, von hier aus läßt ſich die tiefſte und innerſte Bedeutung des Dorfes überblicken. Es muß die Reſerve und Erneuerungsquelle wie unſeres körperlichen, ſo unſeres geiſtigen und ſeeliſchen Le-

bens bleiben, wenn auch die Stadt im Eis der Organiſation erſtarren ſollte, es muß den Grund bilden, von dem aus eine Geſundung auch aus dieſer Krankheit wieder erhofft werden kann.

Das beſagt nicht, daß das Dorf keinen Anteil am geiſtigen Leben der Nation haben ſoll. Gewiß wollen wir das. Wir wollen und werden es nur anders, harmoniſcher, organiſcher, nicht ſo gezwungen, krampfhaft wie die Stadt. Uns wird das Geiſtige nicht Senſation, Nervenkitzel ſein, nicht Erfaſſung des Neueſten und Allerneueſten, ſondern Abrundung, Erhöhung und Ausweitung eines geſunden natürlichen Lebens. Das ergibt von vornherein den Unterſchied vom bisher üblichen Betrieb des Geiſtigen. Und darin trennen wir uns ſcharf von denen, die glauben, durch Befriedigung von vorhandenen oder zu erwartenden Maſſenbedürfniſſen die Zukunft des Dorfes zu retten. Sie gehen einen Irrweg; ſie möchten den Teufel durch Beelzebub austreiben. Wir meinen, daß die Aufgabe des Führers iſt, Ziele zu zeigen, Beiſpiele zu geben. Und wir glauben, daß, wenn erſt Menſchen da ſind, willens ſich in die Woge zu ſtellen und ſtandzuhalten, daß die den Strom aufhalten und lenken wohin ſie wollen. Dieſe Menſchen brauchts in jedem Dorf, in jedem Gau ein paar, die herzhaft lachen können über den Plunder, den man dem Land geben wollte, ſtatt des geiſtigen Brotes, das verlangt ward. Aber wirklich herzhaft! Denn nur wer mit ſeiner ganzen Perſon einſteht, ohne Rückhalt, wird hier etwas ſchaffen können. Nur wer ſein ganzen Leben und Lieben, ſein ganzes Können und ſeine ganze Kraft darbietet, wird Vertrauen ernten. Vertrauen aber iſt das erſte, was ihm not tut. Erſt nach dieſer Vorarbeit kann er ſich auswirken, kann er die Verhältniſſe geſtalten, die Umwelt führen. Aber dann auch bis zum Letzten.

Was zur Erneuerung des Dorfes geſchehen kann und muß, ſoll hier noch nicht im einzelnen beſprochen werden. Die Erziehungsfrage des Landes iſt eine Aufgabe für ſich. Hier nur ſoviel: Mit ſtaatlichen Inſtitutionen iſt dabei gar nichts getan. Sie können den Kern der Sache nicht treffen. Es handelt ſich um perſönliche Auswirkung gegenüber der ſachlichen, um Leben gegenüber dem Mechaniſieren (Organiſieren).

Wenn mir bei einigen gelungen iſt, das deutſche Dorf als ernſte Aufgabe und als Hauptproblem unſerer Zukunft in den Vordergrund zu ſtellen, und wenn bei wenigen der Wille zur Tat ſich meldet, dann faſſe ich Hoffnung, dann wird das neue deutſche Dorf eines Tages ſein, dann werden wir das geſunde Gleichgewicht wieder bekommen, in dem die Stadt Mehrerin unſeres geiſtigen Beſitzes ſein wird, das Land aber ihn erhalten und vertiefen und die Verbindung mit unſerer Entwicklung erhalten wird.

Es gilt das neue Dorf zu wollen und wir haben eine Zukunft!

Nachſchrift!

Zwei Dingen muß ich eine Art näherer Erklärung geben.

Wenn ich die Begriffe Land und Dorf häufig gleichſetze, bin ich mir wohl bewußt, daß das überwiegend nur für Süd- und Mitteldeutſchland gilt, während für viele Gegenden Norddeutſchlands der Einzelhof charakteriſtiſch iſt. Aber ich meine das Dorf einmal als Lebens- und Kulturgemeinſchaft im Gegenſatz zur Stadt ſchlechthin, etwa in dem Sinn auch, wie man in Norddeutſchland den Begriff Bauernſchaft gebraucht. Und dann glaube ich, daß eine weſentliche Aufgabe ländlicher Agrar- und Kulturpolitik der Zukunft die Überwindung des Gutshofes — im preußiſchen Sinn — und der Sieg des Dorfgedankens iſt, wobei wieder die geſchloſſene Siedlung nicht unerläßlich iſt. — Wer etwa den Mangel rügen wollte, daß ich keinen Unterſchied mache zwiſchen dem Dörfler als Bauer und dem als Handwerker uſw., überſieht, daß die geiſtig-ſeeliſche Differenz kaum erheblich iſt.

Zum zweiten weiß ich recht gut, daß nicht alles, was von der neuen Jugend im kommenden Frieden irgendwie aktiv wird, für das Land und am Land arbeiten kann. Und ich möchte mich im letzten auch beſonders nur an die Teile der neuen Jugend wenden, die vom Land ſtammen. Ihnen möchte ich zurufen, vergeßt das Dorf nicht, werdet nicht ſchollenfremd und -feind, auch wenn Ihr in Städten wohnt. Bewahrt Treue dem Organismus, der durch die Geſchlechter hindurch Euer Leben bereitet hat. Wirkt für ſeine Art, und Ihr wenigen, denen der Weg nach Hauſe nicht verſperrt iſt und die Ihr Luſt habt, anzupacken, ſtellt Euch hinein als Führer zum neuen Dorf. Ihr müßt nicht große, ſichtbare Erfolge erwarten. Ihr müßt arbeiten und ſchaffen wollen mit langfriſtigen Zielen, ſo wie der Bauer, der Wald pflanzt, den erſt Enkel und Urenkel abholzen werden.

Aber auch an all die anderen der neuen Jugend wende ich mich, die nicht aktiv mittun können, die in anderen Arbeiten und Pflichten hier geboren und erzogen ſind, die anderen Aufgaben und Zielen leben wollen und müſſen. Auch Euch brauchen wir und Eure Sympathie. Wir wollen, daß Ihr uns verſteht, daß Ihr wißt, was das bedeutet für unſere Zukunft.

Heut iſt noch nicht die Zeit zum Aufbau gekommen. Noch iſt Krieg und der Tag hat ſeine Pflichten, ſtellt ſeine Forderungen. Aber morgen, wenn Frieden iſt, wollen wir jeder an ſeinem Platz arbeiten. Und dann wollen wir uns gegenſeitig helfen und unterſtützen. Diejenigen, welche in dem neuen Dorf eine große, des Einſatzes werte Aufgabe ſehen, ſollen einen offenen-friedlichen Bund für das Schaffen am Morgen bilden. Und unſere Parole ſoll ſein:

Es lebe die Tat, auch die kleine des Alltags!

Reinhard Buchwald
Alte und neue Wege der volkstümlichen Kunſtpolitik

In meine Bücherei kommt ein Landſturmmann, der ſeit ſeiner Schulzeit außer Geſangbuch, Zeitung und Kalender kaum etwas geleſen hat. Ich lege ihm die Erzählung „Die Glocken von Krummſeifenbach“ von Wilhelm von Polenz in der Ausgabe der Wiesbadener Volksbücher vor. Er ſchlägt das Heft auf und beginnt zu leſen: „Wer die Entwicklung der deutſchen Erzählungskunſt ſeit etwa 1870 überſchaut, bemerkt ein vielgeſtaltiges Durcheinander: Naturalismus und Symbolismus, lyriſche Stimmungskunſt und kühl realiſtiſche Darſtellung, Schilderung äußerer Vorgänge (‚phyſiſcher Naturalismus‘) und feinſte Zergliederung ſeeliſcher Zuſtände (‚pſychiſcher Impreſſionismus‘), ausländiſcher Einfluß und Heimatkunſt, das Verlangen nach Neuem und ein ängſtliches Feſthalten an guten Überlieferungen.“ Und ſo geht es weiter drei Seiten lang, bis zum Schlußurteil: „Polenz war ein echter Dichter, doch kein Führer in der Literatur ſeiner Zeit.“

Bei dem Leſer, von dem ich erzählte, wäre mir meine Rechnung durch die vorangeſtellte Einleitung, wie ich kaum noch zu beweiſen brauche, nur gründlich verdorben worden, hätte ich ihm nicht rechtzeitig geſagt, er ſolle von ihr ganz abſehen. Trotzdem wäre es falſch, danach ohne weiteres das Recht und den Wert ſolcher Einleitungen zu leugnen. Aber es iſt an der Zeit, einmal grundſätzlich über die Ziele und Wege unſerer bisherigen literariſchen Volksbildungsarbeit, über ihre Erfolge und ihre Grenzen, nachzudenken, und dabei iſt allerdings der erwähnte Fall eine ausgezeichnete Hilfe, wenn wir nämlich die Fragen aufwerfen, wer den Vorteil von dem bisherigen, durch das Beiſpiel der Wiesbadener Volksbücher gekennzeichneten Verfahren gehabt hat, auf wen es berechnet geweſen iſt, wie es auf den gedachten einfachen Leſer wirken mußte, und endlich, durch welche anderen Mittel auf ihn erfolgreicher gewirkt werden kann.

Die bisherige literariſche Volksbildungsarbeit führte in der Hauptſache den Kampf gegen den Schund und die durchſchnittliche Unterhaltungsware. Sie tat das, indem ſie gute Werke zu geringem Preis zugänglich machte; zugleich aber ſuchte ſie die Güte des Empfohlenen und die Wertloſigkeit des Befehdeten zu beweiſen und in das Verſtändnis des Guten einzuführen, alſo den Geſchmack zu bilden und ein bewußtes Urteil zu erziehen. Dies geſchah teils durch literaturgeſchichtliche, teils durch äſthetiſche Auseinanderſetzungen, alſo immer mit wiſſenſchaftlichen oder bildungsmäßigen Anſprüchen und Voraus-

ſetzungen. Auch dort, wo die Einleitungen, wie in manchen Heften des „Schatzgräbers“ oder von Kürſchners „Hand- und Hausbibliothek“, ganz allgemein verſtändlich waren, mußte doch notwendig der Eindruck entſtehen, als müſſe der richtige Leſer nicht bloß ſeine naive Freude haben, ſondern darüber hinaus in der Art des Einleiters über das Geleſene reden und urteilen können. Die Folge davon war, daß ſich der Leſerkreis dieſer Reformbücher bald weniger nach den dargebotenen Werken, als nach den Anſprüchen und Vorausſetzungen der Einleitungen bildete. Es iſt kein Zufall, daß die Lehrerſchaft den größten Teil der Leſer des „Kunſtwart“ wie der verwandten Unternehmungen ſtellte, genau ſo, wie es ſich mit vielen Volkshochſchulkurſen verhielt. Was als ein Feldzug zur Verbreitung des kulturellen Geiſteslebens gedacht war, oder wenigſtens ſeinem Namen nach als ſolcher gedacht werden mußte, erwies ſich durch die Art der angewandten Mittel als eine Reformbewegung innerhalb des literariſchen Publikums. Was die Grenzen zwiſchen dem gebildeten und ungebildeten Publikum (dieſen Unterſchied im Sinne einer ſchulmäßigen Verſtandesbildung genommen, Realſchule und Gymnaſium wider bloße Volksſchule) hätte aufheben können, wirkte gerade in der entgegengeſetzten Richtung, denn die Einleitungen, mit wenigen Ausnahmen im Geiſte der herrſchenden Schulbildung gehalten, erweiterten nur die bereits beſtehenden Klüfte. Alle jene Leſer, die man vom Standpunkt der Einleitungs-Volksbildung als ungebildet, vom Standpunkt einer künftigen, geſunderen Arbeitsweiſe als naiv bezeichnen kann, mußten ſich als nicht dazu gehörig und als nicht mit zu den viel zu exkluſiv gedeckten Tafeln geladen fühlen.

Aber der Schaden, den das geſchilderte Volksbildungsverfahren anrichtet, iſt damit noch nicht erſchöpft. Weiter wird damit ein Vorurteil großgezogen, das ſich etwa in den Folgerungen ausdrückt: *Worüber* etwas zu leſen iſt, das *kennt* man; aber was man *nicht kennt*, das *lieſt* man nicht. Jedem, der im Büchereiweſen tätig iſt, ſind ſchon die Leute, und zwar durchweg ſogenannte Gebildete, vorgekommen, die ihm ein vorgelegtes Buch mit der Bemerkung zurückgeſchoben haben: „Das kenne ich nicht.“ Der geſamte Leſebetrieb wird damit abhängig von einer kritiſchen Orientierung, und die Auswahl des Leſenswerten gelangt aus den Händen des unbefangenen Publikums in die Hände von Fachleuten.

Wie bedenklich dieſer Zuſtand iſt, darauf wird noch mehrfach zurückzukommen ſein. Hier ſei nur darauf hingewieſen, daß die Folge eine allmähliche Ausſchaltung vieler guter Werke iſt, die nicht von der literarhiſtoriſchen Ausleſe getroffen worden ſind. Die Literaturgeſchichte — und dieſe iſt heute die verbreitetſte Form der Literaturbetrachtung — hält ſich mit vollem Recht an diejenigen Schöpfungen,

die entwicklungsgeſchichtlich wertvoll ſind, deren Schöpfer einen Schritt vorwärts getan haben auf das Ziel zu, das wir in der Gegenwart erreicht zu haben glauben, oder auf die Höhepunkte zu, die in der Vergangenheit einmal erreicht worden ſind. Daß dieſe geſchichtlich wertvollen Dichtungen auch gegenwärtig noch Kunſtwert beſitzen, lehrt die Erfahrung nicht nur, ſondern auch die Erwägung, daß das Beſte am künſtleriſchen Schaffen die Schöpferkraft iſt, die ſich ihre Form ſelbſt ſucht. Dagegen wird von der großen Linie, die auf die Höhepunkte und die Gegenwart zuführt, durchaus nicht alles getroffen, was künſtleriſche Geſchloſſenheit und damit Eigenwert genug beſitzt, um auf lange hinaus ſtarke künſtleriſche Eindrücke zu wecken. Kein Künſtler ſteht außerhalb ſeiner Zeit, keiner iſt der geſchichtlichen Würdigung unzugänglich; aber nur wenige haben ihrer Zeit und der Zukunft ein neues Gepräge aufgedrückt. Allen den Künſtlern, die nicht zu dieſen wenigen gehören und durch die gewohnte rein literarhiſtoriſche Auslese nicht berührt werden, droht heute Mißachtung und Vergeſſenheit. Ein Schritt zieht hier den anderen unausweichlich nach ſich. Wenn man einmal für die literariſche Kultur eine wiſſenſchaftliche Erklärung zu benötigen glaubt, ſo drängt ſich dieſe Wiſſenſchaftlichkeit und vor allem die Literaturgeſchichte auch in die Werturteile und Auswahl ein. Man kann die Namen geradezu häufen, bei denen das geſchilderte Mißverhältnis zwiſchen geſchichtlicher Bedeutung und künſtleriſchem Eigenwert feſtzuſtellen iſt: Moſen, Nieritz, Schmid, Horn, Wichert, Möllhauſen, Müllenbach, M. Meyr, Gerſtäcker, Hackländer, Kompert, Meinhold, Steinhauſen, Scheffel, Sperl, Riehl, Anders-Allihn, Dincklage, L. v. Gall, Goldammer, J. Groſſe, Höfer, Kinkel, Kopiſch, Kürnberger, Kurz, Zſchokke, Mügge, W. Müller, Löns, Arminius, H. Hoffmann, Laßwitz, Scherr, Polenz uſw. Soweit dieſe Männer geleſen werden, liegt eine Art Selbſthilfe des Publikums vor: in einem ſtillen Weiterwirken von Mund zu Mund und von Haus zu Haus. Dieſer Tradition iſt dann die Tätigkeit einzelner Herausgeber wie Heyſe in ſeinem „Novellenſchatz“ gefolgt, ihm hinwiederum die Wiesbadener Volksbücher und andere, doch iſt eben hier ſofort wieder der Gedanke, daß das an ſich Schöne noch einer beſonderen Erklärung bedürfe, ſtörend dazwiſchengetreten. Währenddeſſen hat ſich das Publikum, kopfſcheu gemacht durch den gelehrten Anſtrich der beſten Neuausgaben, mehr als nötig einer anderen Führung ausgeliefert, nämlich der geſchickten Reklame einzelner Verlagsanſtalten, die oft auch guten Werken auf dieſe Weiſe Bahn gebrochen haben, meiſt aber doch nur den Geſchmack durch die Gewöhnung an allerhand intereſſante Mittelware verdorben haben. Die gute Dichtung, verteidigt von der Literaturwiſſenſchaft, konnte den Kampf gegen Unterhaltungsſchriftſtellerei und Reklame nicht gewinnen.

Die Wirkung der bisherigen Kunſtpädagogik darf über dieſen Ausſtellungen nicht verkannt werden. Sie beſtand in einer Aufklärungsarbeit bei den ſogenannten gebildeten und kunſtverſtändigen Leuten, deren Verſtändnis geklärt und gebeſſert wurde. In der Richtung auf eine gediegene literariſche Volkskultur wirkte dieſe Tätigkeit freilich nur mittelbar, aber auch dieſe mittelbare Wirkung, die etwa vom Kunſtwart und den Wiesbadener Volksbüchern über Lehrer und Bibliothekare weg auf das eigentliche Volk traf, darf nicht unterſchätzt werden, obwohl ſie faſt nie deutlich nachgewieſen werden kann. Es iſt ja auch ganz klar, daß es in der Abſicht der Veranſtalter jener ganzen Bewegung lag, einen unmittelbaren, nicht einen mittelbaren Einfluß auszuüben. Hätten ſie das letztere gewollt, wären ſie wohl ähnliche Wege gegangen wie G. Hennig mit ſeiner ausgezeichneten Zeitſchrift „Der Bibliothekar". Ausgeſchloſſen iſt es, daß das Ziel einer literariſchen Volkskultur durch dieſen beinahe zufälligen Nebenerfolg erreicht worden iſt und je erreicht werden kann.

Über die Bedeutung dieſes Zieles wird man ſich erſt recht klar, wenn man einſieht, daß es von zwei verſchiedenen Standpunkten aus gefordert werden kann. Es handelt ſich erſtens um ein Problem der Volksbildung, ſodann um ein ſolches der literariſchen, bibliothekariſchen und buchhändleriſchen Praxis. Das erſte lautet: Auf welchem Wege kann das geſamte Volk, und zwar ſowohl diejenige Schicht, die bisher gleichgültig und unberührt war, wie auch die, welche bisher der Unterhaltungs- und Schundliteratur verfiel, für die gute Dichtung gewonnen werden? Für jeden, der an den nationalen Gehalt jeder echten Kunſt glaubt, und dem die nationale Dichtung ein Stück Volksſeele iſt, erhebt ſich dies Problem der Volksbildung zu einem Problem der Nationalerziehung. Wer lieber dem alten Gedanken der äſthetiſchen Erziehung nachgeht, dem erſcheint es als Hauptfrage der Erziehung überhaupt. Zugleich aber ergibt ſich die Frage, ob es eine Kunſt in Deutſchland gibt, die unterſchiedslos alle Schichten des Volkes feſſeln und erbauen kann. Alſo nicht eine Volksdichtung im bisherigen Sinn, die ſich recht ſchlicht und vorausſetzungslos gibt, um nur ja verſtändlich zu ſein, und darüber ſo flach und langweilig wird, daß jeder davonläuft. Die ſchlichte Schreibart iſt ja allgemach in ſo üblen Geruch gekommen, daß ſelbſt ihre Meiſter, wie Gotthelf, faſt ebenſo mühſelig ihr Publikum finden, als handele es ſich um einen der ebenfalls als unverſtändlich verrufenen Dichter des Mittelalters. Alſo nicht um dieſe Art Volksdichtung kann es ſich für uns handeln, ſondern um Dichter, die ſo große Künſtler ſind, um auch den künſtleriſch Durchgebildeten zu feſſeln, und ſo klar und einfach, um für niemand zu ſchwer zu ſein. Dazu iſt eine ganz neue Muſterung unſerer künſtleriſchen Beſtände notwendig, keineswegs genügt unſere bisherige literatur-

geſchichtliche Auswahl, durch die im allgemeinen das Suchen nach neuen Ausdrucksmitteln veranſchaulicht und damit eine Kunſt getroffen wird, zu deren Würdigung beſondere äſthetiſche Fachintereſſen gehören. Eher ſchon eignet ſich das als klaſſiſch Anerkannte; denn mit der innigen Vermählung von Form und Gehalt, mit der tiefſten Klärung des Inhalts iſt zugleich die größte Verſtändlichkeit gegeben.

Wenn man dieſen Zielen bisher mit ſo untauglichen Mitteln nachgeſtrebt hat, ſo iſt der Grund eine durchaus falſche Vorausſetzung geweſen. Man hat geglaubt, zum künſtleriſchen Nacherleben, Genießen und Empfangen gehöre vor allem ein Verſtehen im wörtlichſten Sinne, alſo ein verſtandesmäßiges Eindringen. Anders ausgedrückt: Die ganze künſtleriſche Volkskultur, auf die man hinaus wollte, war aufkläreriſch. Wie ſehr ſie es war, dafür iſt der beſte Beweis die Tatſache, daß man ja ſogar immerfort den Wert der empfohlenen Kunſt beweiſen wollte.

Dagegen iſt folgendes grundſätzlich feſtzuhalten:

1. Jede große Dichtung iſt allgemein zugänglich, vorausſetzungslos, allgemein menſchlich und volksmäßig. Im Grunde iſt das nichts, als eine ganz einfache Folgerung aus dem alten äſthetiſchen Lehrſatze, daß die Kunſt das individuell Gebundene in das Reich des Allgemeinen erhebt, und daß ſie das zeitlich Bedingte zur Unbedingtheit „verewigt". Man kann den Beweis aber auch durch praktiſche Verſuche erbringen, nur darf man dann nicht jede beliebige Leihbibliotheksſtatiſtik als Beweis für die Aufnahmefähigkeit des einfachen Mannes heranbringen. Es kommt bei ſolchen Statiſtiken, mit denen neuerdings hinſichtlich des Leſebedürfniſſes im Felde ein grober Mißbrauch getrieben worden iſt, nämlich nicht darauf an, was ſich ein unberatener Menſch aus einem beliebigen Haufen von Büchern oder aus einem Katalog, der ihm unbekannte Namen enthält, herausſucht, ſondern, ob bei vernünftiger Beratung mit dem beſten künſtleriſchen Beſitz unſeres Volkes ein durchſchlagender Erfolg zu erzielen iſt. Das iſt aber mit Keller, Freytag, Storm, Polenz mindeſtens ebenſogut der Fall wie mit Skowronnek, Bloem, Herzog, Schlicht uſw. Es iſt mir jedenfalls noch niemand vorgekommen, der nicht nach dem erſten Doppelband des „Grünen Heinrich" auch die weiteren Bände verlangt hätte, ja ich kann Leute nachweiſen, die dann immer mehr von Keller verlangt haben.

2. Jeder Menſch iſt in bezug auf künſtleriſche Aufnahmefähigkeit ein unbeſchriebenes Blatt, gleich empfänglich für gute und ſchlechte Eindrücke. Die erſten Eindrücke beſtimmen infolge ihrer Stärke und nachwirkenden Kraft ſeine ganze folgende Entwicklung. Wahrſcheinlich entwickelt ſich ein Menſch, der auf der Bühne zuerſt den „Fidelen Bauer" und die „Dollarprinzeſſin" geſehen hat, anders als jemand, der

den „Figaro“ und die „Fledermaus“ mit ſich trägt. Pietätsgründe können hinzukommen; ſo hat die Droſte-Hülshoff in einem Briefe (22. 8. 1839) auseinandergeſetzt, „wie manche mit ſo ſcheinbar ſchlechtem Geſchmacke an den Schriftſtellern ihrer Jugend hängen können, die ihnen Unwiederbringliches in der Erinnerung wiedergeben“. Wer nicht verdorben und durch den Halbſchund bequem gemacht worden iſt, der öffnet ſich gern den edelſten Einwirkungen. Der ſchlimmſte Feind der künſtleriſchen Kultur iſt die Halbbildung. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß alle Verſuche mit Keller, Freytag und den ſonſt genannten Dichtern bei den einfachen Soldaten faſt ausnahmslos gelangen, bei dem durchſchnittlichen Einjährigen faſt ebenſo ausnahmslos ſcheiterten. Es gibt eine Mittelſchicht, die man für unſeren Zweck ſo ziemlich verloren geben kann; das ſind die Operettenbeſucher, die Käufer in den Bahnhofsbuchhandlungen, und ihre Klaſſikerbibliothek iſt mit Fug und Recht Ullſtein. Das iſt traurig, aber wahr. Man gebe einmal einem einfachen Mann die „Räuber“; es werden ſofort andere kommen, die ſie auch verlangen. Aber man biete ſie einmal einem Gebildeten an. Er wird ſich mit Spott dagegen wehren, noch in ſeinen Jahren Schiller leſen zu ſollen; davon hat er noch von der Schule her genug!

Unterſchiede in der künſtleriſchen Aufnahmefähigkeit gibt es natürlich; zu leugnen ſind ſie lediglich, wenn man zwiſchen angeblich leichter Lektüre und ſchwerer Lektüre unterſcheidet und mit der erſten die Unterhaltungsware, mit der letzteren die dichteriſch wertvollen Werke gleichſetzt. Das geht die Leute an, für welche die „Liebesbriefe der Köchin Anna Quarktüpfel“ der beſte Stoff fürs Feld und der Courthsſche Roman unterm Strich die beſte Unterhaltungslektüre fürs Volk iſt.

Der Unterſchied der Aufnahmefähigkeit liegt zunächſt in der rein menſchlichen Reife. Fontane wird einem Zwanzigjährigen ſelten zuſagen, ebenſowenig die ſpäteren Werke der Ricarda Huch, ſo ſehr ſie ſich auch als Fontanes jugendkräftiges Gegenſtück empfindet. Ausdrücklich ſei bemerkt, daß ſolche Unterſchiede der Reife nur von dem zu beachten ſind, der Leſeſtoff-Suchende poſitiv zu beraten hat. Dagegen wäre es ganz falſch, durch Schulvorſchriften oder ähnliche Regeln Grenzen zu errichten; denn es hat noch niemand geſchadet, der als Quintaner an die „Jungfrau von Orleans“ und als Quartaner an den „Fauſt“ gegangen iſt, wenn ihm auch damals Hauff und H. Schmid beſſer getan hätten.

Die Bildungsunterſchiede ſpielen kunſtpädagogiſch eine viel geringere Rolle. Es gibt natürlich Werke, bei denen beſtimmte Kenntniſſe vorausgeſetzt werden, etwa die griechiſche Götterwelt bei Schiller und Hölderlin, oder biologiſche Dinge in den Romanen und Märchen von Laßwitz. Was ein Leſer aber zum Verſtändnis dieſer Andeutungen

braucht, geht teils aus dem Zuſammenhang hervor, teils läßt es ſich aus dem einfachſten und kürzeſten Konverſationslexikon erſehen. Bekanntlich haben die griechiſchen Knaben ihre Götterlehre aus den Gedichten des Homer gelernt; es iſt alſo nicht einzuſehen, warum wir nicht unſere deutſche Ausdeutung des Olymp aus unſern Dichtern uns aneignen ſollen.

Schwieriger iſt es, ſich mit beſtimmten künſtleriſchen Vorausſetzungen abzufinden. Es wurde ſchon erwähnt, daß einzelne Werke die Bedeutung von Patrouillen haben, die neue Wege künſtleriſchen Ausdrucks ſuchen, oder nach einer neuen Weltanſchauung taſten, ein neues Lebensgefühl zum erſtenmal anzudeuten wagen. Von ſolchen Künſtlern pflegt man zu ſagen, daß ſie ihrer Zeit um 50 Jahre voraus ſind. Es darf uns alſo nicht wundern, wenn manche Künſtler zunächſt auf eine kleine Gemeinde beſchränkt ſind, die über die drängenden künſtleriſchen und metaphyſiſchen Probleme unterrichtet und daran intereſſiert iſt. Keineswegs werden ſolche Werke aber dadurch von der Volksbildungsarbeit ausgeſchloſſen. Im Gegenteil müſſen ſie immer wieder an den unbeteiligten Leſer herangebracht werden, der ſchließlich durch ſeine allmähliche Zuſtimmung entſcheidet, ob die Löſung des Problems gelungen, ob alſo ein Kunſtwerk entſtanden iſt, das mehr iſt als ein äſthetiſches Experiment, während die fachmänniſch Beteiligten ſich bereits durch das Experiment gefeſſelt fühlen.

Ähnlich verhält es ſich mit den Werken, die wegen ihres geſchichtlichen Wertes die Achtung der Hiſtoriker genießen und die man ſich auf der Bühne etwa in zeitechten Koſtümen anſieht. Auch hier kommt es auf die ſtets wiederholte Probe an. Die Teilnahme der nicht geſchichtlich voreingenommenen Hörer beweiſt, daß dieſe Werke mehr als geſchichtlichen Wert beſitzen, nämlich eine dauernd geltende Meinung oder Stimmung in eine bleibende, vielleicht eigenartige und kurioſe, jedenfalls aber eigenwertige Form gebannt haben. Das ſind dann aber, wie bereits erwähnt, die Kunſtwerke, denen wir die Bezeichnung: klaſſiſch zubilligen.

Alles in allem kommt es bei der künftigen volkstümlichen Kunſtpolitik alſo nicht darauf an, die Menſchen von der Güte beſtimmter Kunſtwerke zu überzeugen, ſondern ſie zum Guten hinzuführen und es ihnen zugänglich zu machen. Was zu verlangen iſt, wäre damit: gute, konkurrenzfähige Ausgaben und zuverläſſige Kataloge. Kein Gerede, wie geſagt, von gut und ſchlecht, von wie und warum, ſondern einfach das Gute durchſetzen mit denſelben Mitteln, mit denen das Wertloſe ſo oft ſeinen Rang neben dem Guten behauptet. Die Macht muß man haben und ſie dann in den Dienſt der guten Sache ſtellen. Die Macht nützt aber nur etwas, wenn die nötige Einſicht in die vorliegenden Verhältniſſe hinzukommt. Und dieſe Einſicht fehlt noch faſt

vollkommen; ſie zu gewinnen, bedarf es einer neuen wiſſenſchaftlichen Problemſtellung und Bearbeitung. Will man nämlich einen Überblick über die Schätze unſerer nationalen Dichtung geben, der jedem Leſer das nachweiſt, was ſeiner Stimmung und ſeinem Bedürfnis entſpricht, ſo heißt es feſtſtellen, was an jedem Dichter und jeder Dichtung der Wert iſt, um deswillen man ſich mit ihm beſchäftigt und immer wieder zu ihm zurückkehrt. Mit einem vorhandenen Syſtem der Äſthetik kommt man dabei, wie man bald merkt, nicht aus. Die tiefſten Reizwerte der verſchiedenen Dichtungen gehören ganz verſchiedenen ſeeliſchen Gebieten an. Allerdings ſind es häufig die ſogenannten äſthetiſchen Stimmungen, wie tragiſche Erſchütterung, überlegener Humor u. a., um derentwillen man wohl zu Otto Ludwig oder F. Th. Viſcher greift. Aber auch dafür gilt es dann nicht etwa ſtrenge logiſche, ſondern individuelle Unterabteilungen zu ſchaffen, wie etwa den Begriff einer männlichen Wehmut bei Storm, oder den eines ſonnigen Glücks bei Seidel und Stinde, oder das gemütvolle Behagen bei Reuter. Andere Dichter enthüllen ihr Tiefſtes im Kampf um einzelne Menſchheitsfragen und Probleme, ſo Kleiſt in ſeiner Forderung des innerlichen Menſchen, und man iſt überraſcht, daß ein Dichter wie Holzamer denſelben Reizwert aufweiſt. Vielleicht der größte Teil der deutſchen Dichtung iſt Darſtellung, Verkündung und Verherrlichung eines deutſchen Menſchentums in immer neuen Anſichten und Spiegelungen. Was feſſelt uns denn an Liliencron? Doch nicht ſein Realismus oder ſein Impreſſionismus, ſondern ſeine urwüchſige, freie, tapfere und gläubige Männlichkeit! Und dieſe Beobachtung wiederholt ſich, mag man nun Arndt oder die François, Freytag oder Sperl daraufhin anſehen. Als tatſächliche Grundlage einer ſo reichen Spiegelung deutſcher Eigenart rückt plötzlich die Heimatkunſt in ein neues Licht. Nach einer zweiten Seite wird der Umkreis der äſthetiſchen Syſteme dadurch überſchritten, daß ſich auch allgemein menſchliche Seelenregungen, wie Sehnſucht, als ein Hauptgehalt gerade der deutſchen Dichtung erweiſen. Nur um Formen ſehnſüchtigen Suchens willen greifen wir zu Brentano, Novalis, Eichendorff, Wagner, Schönaich-Carolath, und die gefaßteſte Antwort auf ihre Unraſt finden wir in Mörikes „holdem Beſcheiden" als den letzten Grund ſeiner unvergänglichen Wirkung.

Das ſind nur Andeutungen, und es gibt eine unabſehbare Arbeit, um dieſe neue praktiſche Kunſtlehre auf einen einigermaßen ſicheren Boden zu ſtellen. Sie kann aber nur gelingen, wenn ſie Hand in Hand mit der Praxis geht, mit der zielbewußten Arbeit an der deutſchen künſtleriſchen Volkskultur.

Alfons Petzold / Neue Gedichte

Blut

Blut meines Vaters, warum quälſt du mich?
Mein Wunſch iſt, ganz in Stille Menſch zu ſein.
Doch du biſt im Verlangen fürchterlich,
denn aller Zwang der Menſchen engt dich ein.

Ich bin nur eine Wieſe, ſchmal und ſeicht,
du wühlſt dich wie ein Strom in mich hinein.
Doch wenn auch hier und da dein Ufer weicht,
feſt ſteht dahinter alter Sitte Stein.

Du ſchlägſt mich wund mit deinem Wellenſchlage;
oft ſtürmſt du ſo verzweifelt in mir an,
daß ich vor Bangnis kaum zu atmen wage,

und während wild dein Wille brauſt heran,
erſtickt mein Schrei in einer ſtummen Klage
und in der bittren Mahnung: Sei ein Mann!

Anklage

Weiß ich, ob nicht meine Verbrechen und Qualen
die Nächte der Armen blutig färben;
wer weiß, wie viel Brüder es müſſen bezahlen
daß ich einſt vielleicht darf in der Sonne ſterben.

Es müſſen bezahlen mit Kälte, Hunger und Kerker,
Haß zeugend hinter den Brüſten und Stirnen.
Wie wächſt in mir immer ſtärker und ſtärker
dieſes Gefühl der Schuld vor den Mördern und Dirnen.

In dieſen Tagen, wo mich das Leben begnadet
mit Arbeit, Liebe und einem blühenden Kinde,
und Gott mich oft zu ſeinen Gaſtmählern ladet,
ich dieſe Schmach vor den Armen wie nie noch empfinde.

In den Wieſen und Wäldern, auf den gebirgigen Stegen
ſtarren mir oft ſchmerztragende Augen entgegen,
raunt es mir zu aus dem Kreiſe der Bäume und Steine:
Glücklicher, büße! Fröhlicher, weine!

Die Stimmen

Nun haben zu Hauſe die Verwundeten in den Betten,
die hungrigen Frauen und Kinder das Wort.
Wir dürfen uns nicht in die Demut hinüberretten;
wir wollten es ſo, wer ſcheucht dieſes Elend nun fort?

Die Äcker und Felder ſchreien es wild in die Tage,
die Wälder rauſchen es über die Flüſſe hin:
wo ſind unſre Männer, die ſtillen Vertrauten der Plage,
nur Sieche und Greiſe zählt unſer ſpähender Sinn.

Der Donner des Himmels, der Blitz aus brauſender Wolke
verkünden es nächtlich der lauſchenden Sternenſchar:
Nie ſchenkten wir ſolches Entſetzen dem menſchlichen Volke
wie dieſes hier iſt, das es ſich ſelber gebar.

Beſinnung iſt tot, der Wahnſinn leckt an den Hirnen,
wir ſind nicht wert, vor den Tieren aufrecht zu ſtehn,
und müßten mit unſern gebrandmarkten Mörderſtirnen
in Aſche liegen vor dieſem grauſen Geſchehn.

Felix Braun / Der Volksdichter

Eine Rede an Arbeiter

Wenn ich jetzt über Ihren Dichter Alfons Petzold einige Worte ſagen ſoll, ſo weiß ich, daß ich weniger über einen Dichter zu ſprechen habe als über das Leben. Das Leben allerdings, das Ihr Leben iſt und das ich nur von ferne ahnen kann: das Leben der Arbeit, der Not, des Eiſens, der mächtigen Gemeinſchaften, des Leidens, des Aufruhrs und der dunklen Hoffnungen, all das, was Sie längſt in dieſen Gedichten und Erzählungen wieder erkannt haben, in die ich Sie jetzt mit Worten einführen ſoll. Was alſo bin ich berechtigt zu ſagen? Ich kann nicht mitreden über das, was im Grunde dieſer Dichtungen lebt, und ich möchte ungern das an ihnen beſprechen, was mich zu literariſchen Auseinanderſetzungen verführen könnte. Laſſen Sie mich darum etwas Allgemeines ſagen, das uns alle ſogleich auf das Harmoniſchſte verbinden muß, das jeden von uns aus ſeinem beſonderen Daſein weg und in diejenige Sphäre hinaufhebt, in der wir unſeres Menſchentums am meiſten bewußt ſind: in die Kunſt. Haben wir einmal dieſen gemeinſamen Ort erreicht, ſo wird es uns leicht fallen, von ihm dorthin zurückzukehren, woher wir gekommen ſind, und jeglicher wird ſich, er ſei, wer er ſei, ſeinen Anteil an dem ſchönen

Lichte lange bewahren, das für alle leuchtet, sowie wir nach dem Tage, der jedem anders verging, den gleichen Frieden des Abends und das gleiche Labsal des Schlafes genießen. Aber welcher Art dies Licht ist, wollen wir nicht versäumen zu erkennen, noch auch, uns zu fragen, ob wir nicht selbst daran Teil, ja ob wir nicht selbst daran gebildet haben. Wir wollen, da unsre heutige Feier einem Dichter des Volkes gilt, die alte Frage wieder stellen, was dies Wort bedeutet: Dichter des Volkes, ehe wir ihn selber prüfen, wer er ist und was er träumt.

In einem schönen Aufsatz über die österreichische Dichtkunst hat Hugo von Hofmannsthal gezeigt, daß alle unsre großen Dichter aus dem Volksgrunde heraufgekommen sind: Adalbert Stifter, Ferdinand Raimund, Johann Nestroy, Ludwig Anzengruber, Peter Rosegger, ja auch Grillparzer, dessen Herkunft aus einem oberösterreichischen Bauerngeschlecht in Aschach an der Donau ein junger Literaturhistoriker erst kürzlich nachgewiesen hat. Eine solche Feststellung hat etwas tief Beruhigendes: Die Erscheinung des Dichters, zunächst befremdend, unerreichbar und erhaben, wird in ihrem Ursprung um so lieber begriffen und um so schöner gerechtfertigt, je reiner sich dieser als ein volkhafter erweist. Denn dies ist etwas sehr Entscheidendes. Wie wir auf einen ersten Blick hin ein holländisches Bild von einem französischen unterscheiden können, wie uns Musik nach einigen Takten schon als deutsch oder als italienisch erkennbar ist, genau so ruht auch im Sprachlichen, im Gedicht vor allem, ein tiefes volkhaftes Element, das uns veranlaßt, etwa von Eichendorffs und Mörikes Liedern als von deutschen, von den Gedichten Victor Hugos, Baudelaires, Leopardis, Carduccis als von romanischen zu sprechen. So wenig wir behaupten wollen, daß dies Kriterium das einzige oder gar das höchste sei: Kunst ist im letzten die Kristallisation einer nationalen Kultur und so wird sie immer eben auch national sein.

Jedoch — ein Nationaldichter muß noch nicht auch ein Volksdichter sein. Schiller, wiewohl aus dem Volke hervorgegangen, ist ein Nationaldichter, Johann Peter Hebel, Fritz Reuter, Jeremias Gotthelf sind Volksdichter. Volksdichter: das heißt nicht nur Dichter aus dem Volke, sondern für das Volk und zwar streng, ausschließlich, durchaus parteimäßig für das Volk. Der Begriff „Volk", so hoch er Schiller stand, war ihm gleichwohl zu eng und zu gering; er selber ist das große Beispiel für den Dichter, der sich selbst der Menschheit weihte, den aber seine Nation als den ihren, weil als den reinsten Ausdruck ihres höchsten Willens für sich proklamierte. Dichter kleinerer Nationen sind zumeist weitaus entschiedener heimatlich bestimmt als die größerer, deren Heimat denn auch im größeren liegt: Die griechischen Tragiker, Dante, Shakespeare, Goethe haben ihr Vaterland im Weltall. Aber jene stillen Gestalten, die wir die Volksdichter genannt haben — und vielleicht

erinnern Sie ſich jetzt eines Bildes in der Staatsgalerie, das einen ſpaniſchen Volksdichter in der Tracht der Heimat darſtellt —, ſie ſind da auf Erden, ſie dichten für Länder und Landsleute: und um ſo eindringlicher, herzhafter, liebenswerter, je kleiner ihr Sprachbereich iſt, für je weniger Menſchen ſie wirken. In dieſem beſchränkten Sinne Alfons Petzold nun einen Wiener Volksdichter zu nennen, wäre nicht gerecht gegen ihn, auch wenn wir an ſehr hohe Namen — an Raimund, an Anzengruber — dabei denken. In welchem Sinne aber iſt er es?

Er iſt es durch Herkunft und das iſt viel; er iſt es durch Parteinahme und Wirkſamkeit und das iſt mehr. Aus dem Arbeitertum heraufgekommen, der ſozialiſtiſchen Bewegung angegliedert und verpflichtet, erkannte er als ſein erſtes und entſcheidendes Erlebnis ſeinen volkhaften Urſprung, ſein im Schickſal des Volkes mitbeſtimmtes Schickſal. Seine ſozialen Gedichte ſind nicht etwa wie die Emile Verhaerens feiernde und preiſende, ſondern ſchmerzliche, anklagende. Es trieb ihn zu der ſtummen und furchtbaren Anklage, die nichts weiter tut als das Wirkliche zeigen, und ſo erreicht er die ſtärkſte volkstümliche Wirkung; denn das Volk will niemals, auch durch den höchſten Traum nicht, um das Wirkliche betrogen werden (das im Grunde aller Religionen, Philoſophien und Ideen dunkel waltet und ſchafft). In den eben erſchienenen zwei Proſabüchern, dem Novellenband „Sil, der Wanderer" und der erſchütternden autobiographiſchen Erzählung: „Drei Tage" wird uns nicht nur eigenes Schickſal, ſondern allgemeines unerbittlich und tatſächlich vorgeſtellt: „So, das litt ich, das leiden wir", ſteht zwiſchen dieſen Zeilen, hallt ehern von jeder umgeblätterten Seite nach, und in dieſen „Wir", das nie geſagt, aber vom Leſer bitter ermeſſen wird, iſt all das enthalten, was den Volksdichter macht. Der Kunſtdichter erhebt ſein Schickſal als ein beſonderes über alles andere Geſchick, ſelbſt über das des Weltalls hinaus: Romeos und Julias Liebe ſtürzt die Sterne von ihren ewigen Poſten und Hamlets Melancholie verfinſtert die Sonne mit ewiger Nacht; der Volksdichter vermählt ſein Los mit dem aller andern, und ſo wird er begriffen, ſo wird er geliebt. Es kommt dabei durchaus nicht auf Schmerz oder Klage an: es genügt, daß Getragenes genannt, daß Unabwendbares verzeichnet, daß Furchtbares erkannt werde. Wer Petzolds kleine Proſaſkizzen lieſt, wird viel vom Volke wiſſen. Denn auch viele, die mitten im Volke leben, wiſſen nicht von ihm. In dieſen Erzählungen iſt Wien, unſere Stadt, aber nicht die, als die wir ſie bisher kannten und in Liedern und Verherrlichungen rühmen hörten. Es iſt eine Stadt der Arbeit und des Leidens wie alle Städte dieſes erbarmungsloſen Zeitalters, deſſen Grauſamkeit zu ſehen und zu fühlen, die Menſchen erſt des Krieges bedurft haben; eine graue, ſteinerne Stadt iſt es, der Krankheiten, des Elends, der Bitterkeiten tauſender ſtöhnender Leben.

Hier iſt nicht Muſik und Tanz: hier fallen die Eiſenhämmer auf, dröhnen die Ziegelwagen, ſchwirren die Transmiſſionsriemen, ſauſen die Räder und Motoren, rauchen die Schornſteine ſchwarz, unabläſſig. Es iſt das Wien des zwanzigſten Jahrhunderts, das hier geſchildert iſt, nicht das vergangene der Biedermeiermöbel, der Ländler, der Wagenausflüge, der Kaffeegeſellſchaften, von dem ſich unſere Dichter nicht trennen können. Hier iſt das dunkle Leben des Großſtadtvolkes abgemalt und: unverklärt, außer im Leiden. Dies Amt iſt das des Volksdichters: Er erhebt die Menſchen, die er liebt, in ſeine poetiſche Welt, ohne aber ihr Weſen zu ändern. So lebt die Steiermark in Peter Roſeggers Schriften ganz und gar. So — hoffen wir — wird einmal das Wien unſerer Epoche in den Büchern von Alfons Petzold, Romanen oder kleinen Erzählungen, geſtaltet ſein und bewahrt bleiben.

Mit der Ausbreitung der ſozialiſtiſchen Gedanken, mit der Vertiefung der proletariſchen Erkenntnis und der Erhebung ihrer großen Ziele erwacht auch der dichteriſche Wille; denn Dichter ſind immer dort, wo eine Zukunft anbricht. Das Staunen über die dichteriſche Erſcheinung aus dem vierten Stande iſt immer noch nicht ganz geſchwunden. Dem allgemeinen Bewußtſein war Dichtertum von je mit Begriffen von Bildung, ja ſelbſt von Wohlſtand zu ſehr verbunden, als daß dies unerwartet Neue, daß Bauern, Keſſelſchmiede, Eiſendreher in Verſen zu ſprechen anhoben, erfaßt werden konnte. Der humaniſtiſche Gedanke der Poeſie hätte Jakob Böhme und Hans Sachs um nur ein Jahrhundert zurück gar nicht mehr begreifen können. Wie aber zeigt ſich eben hier die Verbürgerlichung aller hohen Dinge! Dichten war Schreiben gleichgeſetzt; vergeſſen war ganz, daß nicht der denkende Geiſt, nicht der gebildete Geſchmack, nicht die ſchreibende Hand dichtet, ſondern das anders tönende, das leicht bezauberte, das geflügelte, das dahin ſchwärmende Herz. Das freilich iſt nicht zu leugnen, daß die Pflege des Geiſtigen, die durch die ſozialen Bewegungen in die Tiefe der Arbeiterſchaft getragen wurde, vieles gefördert haben mag, was ſonſt verkümmert wäre, und iſt nicht immer, wo Not iſt, der Dichter da? Wird er nicht von ihr wie von ſeinem ewigen Schickſal angezogen, bis er ſie endigt oder an ihr ſterben muß? Merkwürdig iſt, daß in der letzten Zeit immer mehr Dichter aus dem Arbeiterſtande hervorgetreten ſind: ich nenne Karl Henckell, Karl Bröger, Heinrich Lerſch. Zu ihnen zählt Alfons Petzold. In ſeinen erſten Büchern, namentlich aber in der dritten Abteilung ſeines ſtärkſten Gedichtbandes: „Der Ewige und die Stunde" gehört er ſeinem Stande, deſſen Leiden und Mühſale er dichtet.

Dennoch wäre es ganz und gar ungerecht, Petzolds Dichtung als in der ſozialen Lyrik beſchloſſen oder nur am wertvollſten ausgeſprochen zu ſehen. Das ſoziale Gefühl hat ihn wohl erweckt, aber es erfüllt ihn

nicht allein. Seine lyriſche Haltung iſt wie die eines jeden urſprünglichen Dichters eine dem Erlebnis untertane, und ſo muß der Leſer darauf vorbereitet ſein, auch Widerſprechendes, Unverhofftes, Befremdendes zu finden und ſeine Vorliebe wie ſeine Gerechtigkeit auf harte Proben geſtellt zu ſehen. Eine tiefe religiöſe Anlage ließ dieſen Dichter der Empörung und Zeitgewalten die Gedanken und Symbole des Glaubens, die Inbrunſt der Gottesliebe, die Geſtalt des alliebenden Heiligen Franz von Aſſiſi preiſen. Eine entſchiedene Chriſtlichkeit ſchließt, ſollte man denken, eine ſozialiſtiſche Anſchauung der Dinge nicht aus: vielmehr durchdringen beide einander, vor allem in den Evangelien. Wie immer man im politiſchen Leben ſtehe: ein Menſch ohne religiöſes Gefühl, ein Menſch ohne Ehrfurcht, iſt niedern Ranges, und wenn dem Dichter alles vergeben werden kann, ſo doch eines nicht: Mangel an Glauben. Darum auch tadle man den raſch Entflammten nicht, der bei Ausbruch des Krieges die Zugehörigkeit zu ſeinem Volke und ſeiner Heimat bekennen mußte, ob er gleich wie tauſend andere auf den Traum der ewigen menſchheitlichen Verbrüderung eingeſchworen war und blieb. Der Liebende liebt Nahes, nicht Fernes, das Ferne aber erſt dann, wenn er das Nahe wahrhaft liebt. Wer, ehe er überhaupt etwas liebt, von ſich behauptet, daß er alles liebe, dem darf ich füglich ſeine Liebeskraft bezweifeln. Erſt wer die Heimat liebt, wird die Erde zu lieben vermögen, erſt wer ſeine Mutter ehrt, darf von ſich rühmen, daß er die Menſchheit ehre. Daß ſich Petzold in ſeinen Kriegsgedichten zu allerlei Seltſamem und Bedenklichem verſtieg, wird der begreifend nachſehen, der weiß, daß Leidenſchaft immer gut iſt, ſolange ſie rein iſt, daß, wenn jemand, ſo der Dichter das Recht hat, einer Leidenſchaft zu verfallen, und daß eben Tage wie die des Auguſt 1914 nie mehr wiederkehren, daß dieſer Rauſch der Völker nie mehr erlebbar und ſo nie mehr faßbar iſt.

Aber ich möchte lieber von den einfachen Gedichten, den ſtillen Liedern, den ſchönen Träumen dieſes Dichters ſprechen, in denen Liebe iſt, Natur, Friede, Glaube. Ich möchte ſein allerſchönſtes Gedichtbuch, das er ſeiner jungverſtorbenen Gattin Johanna auf den noch friſchen Grabhügel gelegt hat, aus all den anderen, deren es ſchon eine ſtattliche Zahl gibt, hervorheben und es Ihnen für Ihre Leſeabende empfehlen. Ein Gedicht wie dieſes:

So ſchön wie du iſt die Birke nicht,
aber ſie hat doch dein Geſicht,

wenn ſie nachts aus dem Dunkel ſchaut,
ganz von Liebe und Licht betaut.

O wäre ich ein Vogel, in ihrem grünen Haar
würde ich ſingen die tauſend Jahr!

Oder dieſes:

Was ſoll blühen auf deinem Grabe,
Geliebte, ſage?
Epheu? Nein!
Immergrün iſt das Laub der Klage —
Roſen waren unſere Habe,
Darum müſſen es Roſen ſein!
Roſen zu Häupten, Roſen zu Füßen,
um die Wolken und Sterne zu grüßen.

Iſt dies nicht genug dafür, um einen Dichter zu lieben? Von den vielen Gedichten, die Petzold verfaßt hat, hält natürlich nur ein Bruchteil die Höhe dieſer lyriſchen Schönheit ein; aber es genügt für ein Menſchenleben eine einzige vollkommene Tat, ſo auch für den Dichter ein einziges reines Lied. Ich will noch eins hier einflechten:

Legende.

Es haben die Englein Gottes zu meiner Frau geſagt:
„Siehe, wie auf der Erde dein Liebſter weint und klagt,
wie er die Nächte durchirrt und nach dir ſchreit
und du ſitzt da in Gloria und ewiger Herrlichkeit.“

Da nahm die Geliebte ein Stückchen ihres Gewands,
eine leuchtende Blume aus ihrem Heiligenkranz,
legte ihr ſilbernes Lächeln, ihr klingendes Herz hinein
und band das Ganze an einen himmliſchen Stein.

Lag auf der Erde ein Mädchen in tieftiefem Schlaf,
als ſie ein Glänzendes zwiſchen die Brüſte traf.
Furchtſam erhob ſich das Mädchen — — — es ſtand
vor ihr meine heilige Frau im Strahlengewand —

und ſprach: „Geh, liebe Schweſter, zu meinem Geliebten hin,
ſag' ihm, daß ich ſo ſelig wie Jungfrau Maria bin.
Ich geb dir einen Strahl meines himmliſchen Lichts,
ich geb dir mein Herz und das Lächeln meines Geſichts.

Nimm ſeine Hand und laſſe ſie nicht mehr aus,
mach wieder fröhlich, o Schweſter, ſein dunkles Haus.
Schweſter, leb wohl! Ich ſegne dein Tun und danke dir!“ —
Das Mädchen betete lange und kam zu mir.

Nach dieſen Klängen wollen wir nicht viel mehr ſagen. Wir haben in Öſterreich in den letzten Jahren eine große Zahl edler lyriſcher Erſcheinungen erſtehen ſehen; zu ihnen tritt, würdig und erkannt, Alfons Petzold. Der Stolz auf ihn iſt nicht nur der Arbeiterſchaft, dem ganzen Vaterlande iſt er gewährt. Möge ihm gegönnt ſein, das aus ſich zu entfalten, was geplant war, als ihm die Gabe der Dichtkunſt verliehen wurde.

E. Wenzig/Kaſimir Edſchmid*

Eine Plauderei mit dem Publikum

Warum, ſo fragen Sie mich, iſt die neue Literatur Ihnen lieb? Doch nicht des Umſturzes wegen. Und warum iſt ſie der Menge noch immer fremd? Doch nicht ihrer Vorzüge wegen.

Das iſt eine ganz doppelſinnige Frage, aber die Antwort liegt in der Mitte.

Man liebt eine Sache, um ihrer Vorzüge willen; da nun aber der Umſturz oder die Umwertung des Alten der Weg iſt, um zur Entfaltung der Vorzüge des Neuen zu gelangen, ſtutzt die Leſermenge, die ſich von der Eingeſeſſenheit ihres Sophaſtandpunktes nicht trennen kann, einfach vor beiden.

Doch ich will damit noch lange nicht ſagen, daß die alten Werte und Formen hinfort in die Rumpelkammer gehören. Zuſammenhänge ſind aufzuweiſen und Erbſchaften wollen angetreten ſein, doch das alles vollzieht ſich unter einem anders gerichteten künſtleriſchen Ausdrucks-willen, unter der Sprengkraft anderer Gefühlseinheiten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf.

Aber Sie ſehen nichts als unreife Frucht in dem Neuen und propagieren für Ihre Praxis des kühlen Abwartens. Ja ich wette, Sie hoffen ſo noch immer an den Sturmwehen der jungen Kunſt vorbei zu kommen; und jetzt ſpotten Sie ſogar über ihre Poſaunenſtöße einer ſich ſelbſt übertrumpfenden Geiſtigkeit, die die bisher üblichen realen Sicherheiten gleich den Mauern von Jericho zum Wanken bringen möchte, und die, ſelbſt fundamentlos, ſchließlich im anſchauungsloſen leeren Raum endet.

Aber wo Geiſtigkeit iſt, da iſt auch ein Erfülltſein mit Inhalten, und wäre der Inhalt ſelbſt nichts anderes als ihre eigene ſtarke Aktivität. Die moderne Geiſtigkeit iſt auch nicht wie Sie behaupten, aller realen Baſis bar, ſie ſtützt ſich auf eine höchſt wichtige Realität, die Realität des Ichs und des inneren Erlebniſſes. Daß durch ihre Stoßkraft etliche ausgediente Kuliſſen der Wirklichkeit ins Wanken geraten, ſcheint mir weiter keine zu beklagende Einbuße zu ſein.

Aber dieſes Konſtruieren von Welt aus dem Ich liegt nun einmal nicht in Ihrer Linie, wie Sie ſagen. Ich weiß, Ihre Vorſtellungen ſind zu feſt eingefahren auf der alten Bahn des Naturalismus, und nur die dem Impreſſionismus verwandte pſychologiſche oder naturwiſſenſchaftliche Analyſe übergipfelt dieſen für Sie noch als künſtleriſche Möglichkeit. Iſt nicht Ibſen in Ihren Augen der Gott, und glauben

* Von Kaſimir Edſchmid erſchienen: Das raſende Leben. br. M —.80. Die ſechs Mündungen, Novellen. br. M 3.50. Timur. br. M. 2.50. Sämtlich im Verlag von Kurt Wolff, Leipzig.

Sie nicht ſchon wer weiß wie modern zu ſein, wenn Sie Ihre helle Freude haben an der lückenloſen Logik ſeines pſychologiſchen Verfahrens? Dagegen, ich kann mir nicht helfen, aber mir läuft dabei ſtets die Voſtellung über den Weg von einem Dichter, „der nur von außen ſtößt". Und die durch einen Uberſchuß von Intellekt gezeugte Diſtanz des Schaffenden zu ſeinem Werke macht das Dichten in dem Fall mehr zu einer Nerven- und Hirnangelegenheit.

Dieſen Intellektualismus hat die Geiſtigkeit unſerer jungen Kunſt überrannt. Sie verſchwendet ſich an die Dinge und will nichts wiſſen von einem Außerhalbſtehen.

War es nicht Robert Raßner, der einmal ganz unvermutet ausrief: „Drinnen ſein, ganz tief drinnen, das iſt alles, das iſt das Geheimnis!"

Daher wird die Umwelt bei unſeren jungen Dichtern auch nicht zerſtört, aber ſie wird ebenſowenig nach dem alten Schema der Wirklichkeit wiedergegeben. Zwar iſt ihnen das Ich, losgelöſt von ſeiner Individuallaune und immer zugleich als Syntheſe des Ganzen gefaßt, das weitaus Wichtigſte; aber durch die fabelhafte Intenſität ihrer Gefühle kommen ſie dazu, die ganze Welt in ihr inneres Erlebnis hineinzureißen.

Das ſeien alles nichts als unbewieſene Behauptungen, werfen Sie mir ein, und jede Theſe erwecke ſchließlich nur ihr unfruchtbares Gegenſpiel, den Proteſt. Ich ſolle lieber ein einziges packendes Beiſpiel herausgreifen; denn gleichwie der Haſe mehr wert ſei als ſein Fell, ſo wöge das kleinſte Quant wirklicher neuer Kunſt mehr als ein ganzer Band Disputationen darüber.

Einverſtanden, aber ſchieben wir vor der Hand die neue Lyrik beiſeite; ſpüren Sie doch ohne meine Worte, daß da Lebendiges von dem Toten ſich ſondert, daß da etwas durchbricht und Raum haben will, was wert iſt, als echte Kunſt angeſprochen zu werden. Werfel allein iſt mehr als ein Auftakt und ein Anfang. Zwiſchen ihm und dem Leſer gähnt zwar die Tiefe ſeiner Gedanken, aber er ſchlägt Brücken zu ſich hinüber durch die Wolluſt des orphiſchen Tönens. Wenn Sie ſich ihm verſchreiben, wird Ihnen viel von moderner Kunſt aufgehen.

Aber, wo zum Kuckuck ſteckt denn der Proſakünſtler, höre ich Sie fragen, der ſo ſtark iſt und ſo viel Typiſches enthält, daß er einem, dem das Weſen der Moderne noch ſchleierhaft iſt, gewiſſermaßen zum Gleichnis werden kann.

Um dieſes Gleichniſſes willen und weil es für unſer Geplauder von Nutzen ſein dürfte, an irgendeiner Stelle feſt einzuhaken: laſſen Sie mich zu Ihnen reden von Kaſimir Edſchmid.

Zwar es kann Ihnen beim erſten Leſen Edſchmidſcher Erzählungen geſchehen, daß Sie das Fremdſtoffliche darin überwältigt und abſtößt.

Überhaupt nehmen Stoff und Handlung einen faſt filmartig ſtarken Raum bei ihm ein. Aber es muß gleich geſagt ſein, damit nicht das Leihbibliothekspublikum applaudiert, das Übermaß des Stofflichen gibt durch zielbewußte Häufung der Quantität hier an Spannung und Oberflächenwirkung ab und ſetzt ſich um in Qualität, die in der tiefen Zugehörigkeit des Künſtlers zu ſeinem Werke wurzelt, und durch die die äußere Geſtaltung gleichſam zuſammenſchmilzt zur Realiſation innerer Vorgänge.

Leſen Sie „Rouſouf" und es erſcheint Ihnen alsbald völlig bedeutungslos, was für Abenteuer Las Caſas auf der Jagd nach dem Seeräuber Rouſouf zu beſtehen hat. Ihr Intereſſe konzentriert ſich gleichſam jenſeits des abenteuerlichen Geſchehens, und die ins Ekſtatiſche gehobenen Urgefühle, Liebe und Ehrgeiz, ziehen Sie ſtrudelartig in ſich hinein. Dabei wird Ihnen ohne weiteres klar, der Künſtler hat all das Fremdartige, Starke nur geſchaffen, damit es ſich im Gefühl ausſtröme, denn es leben ſeine Geſchöpfe ihr geſteigertes Leben von ſeinem eigenen heißen Blute. Daher vermag er es auch Las Caſas durch eine einzige ſprunghafte Geſte, wie z. B. die Tötung des Wieſels in der Audienz vor dem Könige, treffſicherer zu ſchildern, als wenn er ſeitenlang deſſen Charakter vor uns zerfaſerte.

Doch ſchon formt Ihr die Kehrſeite der Dinge leicht aufſpürender Intellekt den Vergleich mit einem Mimen, der nur ſich ſelbſt darzuſtellen vermag.

Nein, ich bitte Sie aus dem, was ich geſagt, nicht den grobſtofflichen Schluß zu ziehen, als habe ſich der Künſtler unter Steigerung ſeiner perſönlichen Eigenſchaften bei allen ſeinen Helden etwa ſelbſt Modell geſtanden. Ein Backfiſch natürlich, deſſen Begeiſterung alles ins Perſönliche fälſcht, wäre mit ſolch einer Erklärung mehr als zufrieden. Aber ich kann mich auch nicht einverſtanden erklären mit dem, was Hans Siemſen ſagt, der alles auf unerfüllte Sehnſüchte des Dichters hin konſtruiert. Hans Siemſen ſchreibt in einer Kritik Edſchmidſcher Novellen im „Zeit-Echo": „Edſchmid liebt das Leben, das körperliche Leben, den Kampf, den Fauſtſchlag, Reiten, Autofahren, die guten Nerven und die dicken Muskeln von Cowboys, Ringern und Athleten — — er müßte ſich ein wildes Pferd einfangen, es bändigen und davonreiten." Der Dichter tut nicht dergleichen, „ſondern ſchreibt Bücher. — Er möchte ein Tier ſein. Und iſt ein Menſch".

Hiermit hätten wir den von Hans Siemſen erklügelten Konflikt an der Hand.

Zugegeben, Edſchmid verſpritzt oft eine faſt jungenhafte Radauluſt und bizarre Wildheit. Und im Mittelpunkt ſeiner Geſchichten ſteht faſt immer ein zwar ganz und gar nicht pathetiſcher, aber ein nach Erlebnisräuſchen durſtiger Held, einerlei ob er die Fabel wie in der „Her-

zogin" in das von Myſtik überſponnene Mittelalter oder in ferne Weltteile verlegt. Gerät er ins Exotiſche, ſo überrennt es ihn förmlich mit fabelhaften Farben und zeitloſen Gebärden. Gauguin muß Ähnliches bei ſeinen Bildern aus Tahiti empfunden haben. Aber ſagen Sie ſelbſt, wie unweſentlich iſt auch hier im letzten Grunde der Schauplatz, weil ja der ſchöpferiſche Wille bei beiden den Akzent auf das Primitive, Eſſentielle, als Ausdruck eines dahinterſtehenden Metaphyſiſchen legt.

Und damit nähern wir uns ſchon dem Punkte, wo wir begreifen lernen, daß die Ausſtrömungen von unſeres Dichters Aktivität ins Metaphyſiſche münden und daß die Gefühlskraft bei ihm das Primäre iſt und nicht das Abenteuer.

Hiermit wäre zugleich Hans Siemſens Konflikt aus der Welt geſchafft. Edſchmid verlangte demnach nicht nach der Bändigung eines wilden Pferdes, ſondern nach dem Nachaußenprojizieren ſeiner Empfindung. Denn das allein iſt des Schaffenden eigentlichſtes Werk und ſeine Tat, und die Gewähr des Sichauslebens beſteht überall da, wo ſchöpferiſche Aktivität iſt. „Denn nicht dies iſt die Frage," ſo hören wir es von Edſchmid ſelbſt, „ob wir aufleuchtende Dinge erleben und in heiß aufklaffenden Abenteuern ſtehen — wie wäre das klein und ſubaltern —, ſondern es iſt dieſes, was dem Geſchehenen erſt Form gibt und Würde: was wir mit den Erlebniſſen tun.

Kein Buch enthält meines Erachtens ſo viel Stoff und Erleben, aber, auch das iſt typiſch für den Verfaſſer, ſo wenig Reflexion und Beſchreibung, als der jüngſte wiederum bei Kurt Wolff (Leipzig) erſchienene Novellenband Edſchmids: Timur.

Aber ſchon, wenn Sie ihn zum erſten Male leſen, wird Sie der Gedanke anfallen, hier iſt Gefühltes verwirklicht, und zugleich in jeder der drei Erzählungen die bunte Vielheit der Handlung einem ſtarken Grundmotiv untergeordnet. Gleich in der erſten Geſchichte, „Der Gott", die ſich auf einer exotiſchen Inſel abſpielt, werden Sie dieſes Sichdurchſetzen des Motivs beſtätigt finden. Das Ganze läßt ſich hier auf ein „über das Erkennbare hinausgehendes" Gefühl für das Primitive zurückführen.

Dies Gefühl iſt Edſchmid nun nicht etwa als etwas Zufälliges wie die Fliege in die Suppe gefallen, ſondern es liegt, wie ich glaube, verankert in einer künſtleriſch wiederholt auftauchenden Tendenz der Zeit. Das Primitive wird für eine fortgeſchrittene Entwicklung oft Gefühlsbedürfnis ſein und als Faktor in Frage kommen.

Und Sie ſtimmen mir darin zu, wie ich ſehe, ſchon indem Sie mich dabei an einen Ausſpruch Rudolf Euckens erinnern: „Ein Einfaches ſteht zu Beginn, aber auch am Ende des Weges."

In der Geſchichte „Der Gott" iſt das erſehnte Primitive nun noch ganz plaſtiſch hingeſtellt und ſinnlich feſt umriſſen in Geſtalt des Inſel-

weibes Kalekua, die gleich der tropiſchen Natur ihre betäubende Vitalität ausſtrömt.

In der „Herzogin“ dagegen, wo ſich das Wunſchbild zum Heilsmotiv verdichtet, gibt es lauter Ausblicke auf ein Viſionäres, Unrealiſierbares.

Doch ich ſage, Edſchmids Geſtalten ſind nicht etwa nur Symbol und Beiſpiel. Da iſt der geneſende Offizier mit dem explosiven Lebensdurſt, und „Fiſi“, die über ihr „verjochtes Leben“ hinwegtanzt. Ich denke auch an den frechen Abenteurer und Dichter Villon, „der Gott früh lobt und abends ausſpeit“, ein Geſchöpf zum berſten voll von blutwarmer Gegenwart, Brutalität und Ekſtaſe.

Im „Bezwinger“ allerdings, wo der Tatarenkhan Timur ſich in Mordtaten ausraſt, ſind die letzten beiden Eigenſchaften ins Unmenſchliche geſteigert. Etwas aber kommt dadurch hinein in das Ganze von der unerbittlichen Härte des Geſteins.

Sie ſagen, Sie hätten die Erzählung mehr als einmal wieder fortlegen müſſen, angewidert von ſo viel Totſchlag und von all den Krampfigkeiten.

Warum aber wollen Sie nicht ſehen, daß es ſich dabei weder um Billigung noch Abſcheu handeln kann, ſondern allein um den rein emotionalen Genuß an der Kraft des Erlebens. Wir müſſen uns darauf beſinnen, daß Edſchmid ganz Aktivität iſt, wie die Zeit, in der er lebt.

Das gibt einen Anlaß für mich, als habe ſich der Dichter im „Bezwinger“ die ungeheuerliche Wucht des Weltkrieges von der Seele wälzen wollen. Der Wahnſinn der ganzen Menſchheit wäre alſo ſozuſagen an dem Blutbade des Tataren beteiligt.

Aber nicht zupacken, bitte; was ich vermute, iſt mehr wie ein Schleier und dünnſtofflich. Der Dichter ſpiegelt natürlich nicht das Gegenwärtige in dem Vorgange, ſondern die Vergangenheit wird ihm höchſtens zum Geſpenſt, zu einer Art Golem, der Gegenwart.

Ich ſage mit Recht: die Vergangenheit; denn die Fabel iſt ihren Umriſſen nach geſchichtlich. Sie greift zurück auf den aſiatiſchen Eroberer Timur im vierzehnten Jahrhundert.

Aber der Dichter reklamiert den Mann ganz und gar für ſich und ſeine Gefühlskraft. Er will weder Pſychologie mit ihm treiben noch ein Zeitbild entwirren, denn was er ſucht, iſt das Schrankenloſe und nicht die Umgrenzung des Menſchlichen.

Man ſtößt oft in der Literatur auf Geſchöpfe, die ſich aus Hinneigung zur Natur, kurz aus irgendwelchen romantiſchen Gelüſten, kosmiſch gebärden; hier aber wächſt einer durch Grauſamkeit und Härte geradenwegs ins Kosmiſche, in den Mythos hinein. Und ſobald Sie das Ganze ſo von innen heraus anſehen, erſcheint Ihnen der Khan plötzlich nicht mehr als der im Blute watende, ſiegreiche Heerführer,

ſondern als eine ins Überſinnliche verwobene, geheimnisvolle Stoßkraft, von der Sie es ohne weiteres verſtehen, daß ſie in faſt all ihren Maßen das Menſchenmögliche überſteigt. Überleſen Sie ſich den Schluß, bitte, wo Edſchmid den Tataren bis an das Blau der Unendlichkeit hinſchiebt.

Aber Sie ſind nun einmal der Anſicht, daß man mit all dem Fortiſſimo noch lange keine Mythologie ſchafft.

Wenn wir einem Künſtler ganz gerecht werden wollen, müſſen wir ſeine Keime und ſeine Anſätze gleicherweiſe wie ſeine Erfüllungen ins Auge faſſen. Was verſchlüge es alſo, wenn ich Ihnen zugeben müßte, daß das Letzte hier noch nicht erreicht wäre.

Ich habe bislang von den Edſchmidſchen Inhalten geredet, ohne mit einem Wort an ſeine Technik zu rühren, vielleicht, weil ſie ſeinen Inhalten ſo feſtgegoſſen auf dem Leibe ſitzt. Aber jetzt ſehe ich Sie ſtutzen und den Kopf ſchütteln, wenn ich mich plötzlich zu dem ſonderbaren Ausſpruch bekenne, Edſchmids Technik habe etwas von der Praxis des Kinos an ſich. Das bedeutet aber weder Tadel noch Ablehnung.

Das Lichtbild beſteht, wie Sie wiſſen, aus einer Aufeinanderfolge unzähliger Punkte, gewiſſermaßen lauter Bruchteilen von Zeit. Die Zeit wird hier durch die raſche Folge gewiſſermaßen zu einem ſelbſtändig tätigen Faktor gemacht, und ihre Zuſtändlichkeit, d. h. ihr nur Schale- nur Form-ſein, aufgehoben.

Edſchmids Erzählerkunſt verfährt ähnlich, indem ſie die Tatſachen hart, manchmal zerhackt, nebeneinanderſtellt, wobei alle Reflexion und Milieubeſchreibung, auch faſt jede andere Zuſtändlichkeitsſchilderung, die den Fortſchritt der Handlung verſchleppen und ſo das Ganze verwäſſern könnte, ausſcheidet. Der Künſtler benötigt keinerlei Brücken, die raſche Folge und Intenſität des Geſchehens ſtellt den Zuſammenhang her; es ergibt ſich hiermit ganz von ſelbſt, zugleich auch aus Edſchmids gefühlsmäßiger Innerlichkeit, daß alle gefühlsunbetonten Momente nach Möglichkeit fortfallen.

Die ekſtatiſche Luſt unſeres Künſtlers an der Bewegung und damit eine Abwendung von allem, was ruht, iſt es, die ihm dieſe Technik aufzwingt. Und ſie führt ihn weitab vom Naturalismus — ſeine überaus veriſtiſchen, oft mediziniſch fundierten Vergleiche ſind dafür kein Gegenbeweis —, gerade ſo weit ab wie vom rein Pſychologiſchen und von der Romantik. Obwohl man durch Edſchmids ausſchweifende Phantaſie und die Neigung zum Fremdſtofflichen verſucht ſein könnte, ihn für einen Neoromantiker anzuſprechen. Dieſes ſich an Kraft und Aufwand Nicht-genug-tun-können bei ihm aber mutet wohl mehr noch barock an als romantiſch.

Auch wenn Sie ihn als Sprachkünſtler geſondert betrachten, über-

fällt Sie geradezu dabei jener fabelhafte Reichtum an Worten und Bildern.

— Aber das Wort, meinen Sie, erzeugt den verſtiegenſten Rauſch und damit den allergefährlichſten. —

Doch wohl nur, wenn Eitelkeit das Wort ſouffliert, allein der Sonderwirkung wegen. Edſchmid aber läßt ſelten das Wort nur um des Wortes willen zu, und ich meine auch, er liebe das Ganze zu ſehr, um nicht alle Einzelgelüſte dem unterzuordnen. Vielleicht aber glückt ihm dies nicht immer, wenn er ſeine ſtarken Bilder und Vergleiche wie verſchlafene Wildtiere ans Licht zerrt.

Überhaupt iſt wohl noch keine letzte Erfüllung in ihm, ſondern nur Antrieb, aber dieſer Antrieb enthält Verheißung über Verheißung.

War das alles eine Antwort auf Ihre Fragen, oder wird es vielleicht gar der Anlaß, daß Sie ſich ſagen —, die junge Kunſt iſt wohl doch ſchon Ereignis um ihrer Lebendigkeit willen. —

Denn Totes wäre uns nie gelungen lebendigzureden.

Joſef Körner/Franz Werfel*

Gab es wirklich einmal eine Zeit, die im ſtrengen Nachſchaffen der Wirklichkeit die Aufgabe der Kunſt erfüllt wähnte, eine Generation, die den Menſchengeiſt zu revolutionieren vermeinte, indem ſie die roheſte Identifizierung von Leben und Kunſtwerk zum Programm erhob? Eine freie ſubjektiviſche Auffaſſung, die in der Ausdruckstätigkeit (und nicht mehr in der Eindrucksfähigkeit) das Quellgebiet alles Kunſtſchaffens entdeckt hat, will die objektive, dienende Naturnachahmung ablöſen, ſetzt ein emotionales, dynamiſches Geſtaltungsprinzip an Stelle des mechaniſch-imitativen.

Unmittelbar vor dem Kriege iſt dieſe auf allen Kunſtgebieten gleicherweiſe ſtatthabende große Wandlung bereits weiteren Kreiſen offenbar geworden und in jenes Stadium heftiger Befehdung getreten, das als Fegefeuer zwiſchen der Hölle der Nichtbeachtung und dem Paradieſe des Erfolges liegt. Bahnbrechend — das muß zur Ehre einer vielverleumdeten Wiſſenſchaft geſagt werden — ſind der neuen Ausdruckskunſt gelehrte Äſthetiker vom Range eines A. Schmarſow, O. Walzel, W. Worringer voran oder doch zur Seite geſchritten und haben auch die Harthörigen etwas von dem verſtehen gelehrt, was die verwegenen jungen Kunſtverbeſſerer anſtreben. Sie ſtreben nichts Geringeres an,

* Von Werfel erſchienen: Der Weltfreund. Gedichte. br. M 2.50. Wir ſind, Neue Gedichte. br. M 2.50. Einander. Oden, Lieder, Geſtalten. br. M 2.50. Geſänge aus den drei Reichen. br. M 1.60. Die Verſuchung. Ein Geſpräch. br. M —.80. Die Troerinnen des Euripides, in deutſcher Bearbeitung. br. M 2.50. Alle im Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

als das ſchöpferiſche Ich, dem in den Zeiten des (mehr wiſſenſchaftlichen als fantaſiemäßigen) „objektiven" Kunſtbetriebs eine wahre Aſchenbrödelrolle zugewieſen war, wieder in alle Hoheitsrechte einzuſetzen.

Die völlige Paſſivität des zum Sinnenbündel herabgewürdigten Menſchen mußte ja einmal behoben werden, jener Zuſtand ein Ende finden, den der Franzoſe Barrès in die ſchauerlichen Worte gefaßt hat: „Mais mois-même, je n'existais plus, j'étais simpiement la somme de tout ce que je voyais." Die ſo lange gefeſſelte Spontaneität der Seele, nun wieder in Freiheit geſetzt, zerriß alle Bande, das Gefühl, eine losgelaſſene Feder, ſchnellte mit einemmal hoch, aus der Sinnlichkeit, deren Rauſch mit Ekel und Verzweiflung geendet hatte, führte Flucht und Weg empor ins Geiſtige, ins Ethiſche: Aufſchwung zur Tat trat an Stelle des müden Erleidens, arbeitswilliger Aktivismus löſte einen lebensunfähigen Indifferentismus ab. Auf dieſem friſchgerodeten Boden haben ſich, als wahre Abenteurer im Geiſte, die Allerjüngſten unſeres Schrifttums angebaut, allvoran ihr genialſter Genoſſe, der Prager Franz Werfel.

Franz Werfels junger Dichterruhm gründet ſich (ſieht man von dem Geſpräch „Die Verſuchung", gelegentlichen programmatiſchen Kundgebungen und der ſtreng an das Original ſich haltenden Verdeutſchung einer griechiſchen Tragödie ab) auf drei Gedichtbücher: „Der Weltfreund", „Wir ſind", „Einander".

Was den Verſen in dieſen Büchern die gemeinſame und von aller herkömmlichen Lyrik unterſcheidende Note gibt, iſt die erſtaunliche Erweiterung der lyriſchen Bezirke. Die Ausweitung des lyriſchen Stoffgebietes zu einer Inhaltsfülle, wie ſie vordem nur dem Epiker und Dramatiker gegeben war, iſt natürlich nicht erſt von Werfel verſucht worden. Durch kosmiſche Sympathie über das enge Ich hinauszuwachſen, haben vor allem Walt Whitmann und Emile Verhaeren, in deutſcher Sprache Dehmel und Mombert, ganz beſonders aber R. M. Rilke erfolgreich ſich bemüht. Sie alle ſtreben über die Beſchäftigung mit dem eigenen, im Grunde unbeträchlichen Gemütsleben hinaus, um ſich mit der Unendlichkeit des Univerſums auseinanderzuſetzen.

Das Ich zur Welt zu erweitern, freudig und freundſchaftlich an allem Weltgeſchehen teilzunehmen, das iſt, wie deutlich genug ſchon der Titel beſagt, Sinn und Abſicht von Werfels erſtem Buche: „Der Weltfreund". Alles ſehen, alles hören, alles empfinden, alles ſein wollen — das iſt das Grundgefühl der beſten Stücke darin. Werfel reißt die Wände ein, die zwiſchem dem Ich und allem Du aufgerichtet ſind. Jauchzend verteilt ſich ſeine Seele nach allen Seiten. Ihm heißt der Sinn der Welt: Hingabe, Erguß — Liebe. In eines ſeiner Bücher ſetzt er das Motto: La somma sapienza è il primo amore. Und in

ein anderes das Wort des Doſtojewsky: „Meine Väter und Lehrer, was iſt die Hölle? Ich glaube, ſie iſt der Schmerz darüber, daß man nicht mehr zu lieben vermag."

Natürlich iſt hier nicht die Geſchlechtsliebe gemeint. Franz Werfel iſt nichts weniger als ein Erotiker. Und die wenigen Liebesgedichte, die er überhaupt geſchrieben hat (die meiſten enthält der Erſtling) ſind ſehr „unmodern": da erklingt kein Wort von ſtürmiſchem Begehren, von brünſtigen Wünſchen: kindlich ſchüchtern umſchwärmt der Dichter die Geliebte, von ihrem Anblick, ihrer Anrede ſchon hochbeglückt. So ſehr bedeutet ihm das geliebte Weſen nur Seele, daß er ihre Körperlichkeit gar nicht begreifen kann. Aber das Übermaß ſeines Liebesgefühls iſt auch zu gewaltig, als daß es von einem irdiſchen Weibe gebunden werden könnte; ſo nennt es denn bald keinen einzelnen Namen mehr, ergießt ſich, ungebannt von der nie begegneten Traumgeſtalt des Ideals, mächtig über alle Kreaturen, durch das ganze All.

Und dieſem Liebesgefühl ſind keine Grenzen geſetzt; denn wo ſich eine Wand vor ihr auftäte, da wäre es ja zu Ende mit der Liebe. Werfels herrliche Jeſuslegende ſymboliſiert dieſen Gedanken in einem unvergeßlichen Bilde. Wenn den Heiland am Äſerwege der Ekel würgt, ſo fühlt er, daß er jetzt erſt den Sinn ſeiner Sendung bewähren muß: „Iſt das denn Liebe, wo noch Ekel iſt?" — Und wie er die Kraft findet, auch dem verweſten Weſen liebend ſich mitzuteilen, da iſt das große Werk geſchehen, die ganze Erde erlöſt, Tier und Berg empfängt eine liebende Seele und die Himmel berſten. Denn der liebende, der gute Menſch iſt der Meſſias der Natur.

Es iſt ein weiter Weg, der von der ſpielenden Anmut und kindlichen Herzlichkeit des „Weltfreundes" hinanführt zu der glühenden Inbrunſt, den Pſalmenklängen neuer Gottesminne in Werfels bisher letzten Schöpfungen. Dort ſchaut das Ich des Dichters, der als ein Schüler des „Indifferentiſten" Max Brod in die Literatur eintrat, dem eigenen und fremden Treiben noch „zuſchauerhaft mit gönneriſchem Nicken" wie einem Spiele zu — eine Herzenskälte, die er alsbald ſelber nicht mehr begreift: „Der Weltfreund, hoher Vollendung zuſchreitend" ſingt:

Ich konnte einſt gedankenwärts betrogen
Dies Prangen unbeteiligt, kalt betrachten?
— — — — — — — — —
Das Ding, das nun vorbeiläuft, wird geſtreichelt!

Auf eine Wiedergeburt des erſtorbenen Gefühlslebens iſt er nun aus. Alles kalt-nüchterne Denken und Betrachten wird von ihm geächtet.

Die Feſſel des Verſtandes fiel
Und mein Geiſt iſt eine einzige
Rieſenempfindung.

Die ungeheure Empfindungsintenſität, die dieſen Dichter ſo ganz erfüllt, wie die Gottverbundenheit den Frommen, iſt das Zaubermittel,

wodurch ihm jegliches Ding und Geſchehen, auch das Banale, zum tiefen Erlebnis und ſo mittelbar zum Kunſtwerk wird. Die lyriſche Stimmung, die ſonſt nur begnadete Stunden dem Liederdichter bringen, erleidet er beſtändig. Für ihn iſt Lyrik nicht mehr in dem bekannten Goetheſchen Sinne Gelegenheitsdichtung; er braucht nicht zu warten, bis ihm von außen zugetragen wird, was er doch immerfort in ſich verſpürt. Ein Lyriker alſo mit der Souveränität des Epikers! Und daß mit dieſer Bezeichnung nicht bloß eine zufällige Terminologie getroffen, ſondern etwas Weſentliches von Werfels Kunſt ausgeſagt iſt, das läßt ſich an der äußeren und inneren Form ſeiner Bücher aufzeigen. „Das Buch ‚Wir ſind' — heißt es in einem Nachwort — iſt das erſte in der Steigerung von Büchern, die einmal als ein Werk den Titel Das Paradies tragen ſollen." — Ward dergleichen je erhört? Ein Lyriker ſpricht davon, welche Liederkreiſe er in Zukunft dichten werde — als könnte einer von ſeinen künftigen Gefühlszuſtänden etwas vorausſagen, voraus wiſſen. So kann man beſtenfalls — wie das z. B. Novalis geplant, Balzac und Zola auch ausgeführt haben — einen Zyklus von Romanen vorhaben, in denen man verſchiedene Verhältniſſe des Lebens zur Darſtellung bringen will; aber Liederbücher? Auf ſolches Planen kann eben nur ein geborener Epiker verfallen, den es drängt, ſich lyriſch auszuſprechen — wie umgekehrt in Nietzſches Zarathuſtra eine lyriſche Begabung ſich in epiſcher Geſtaltung bemüht. Und Züge des Epikers verrät Werfel auch ſonſt allenthalben. Die gute, wenn nicht gar die größere Hälfte ſeiner Gedichte tritt im Gewande des Rollenliedes auf, einer ſo gut epiſchen wie lyriſchen Form. Wenn Werfel den Staatsmann und das Dienſtmädchen, die Schultaſche und den Kanarienvogel, den Mörder und die Vorſtadtdirne, den Bankier und das Wunderkind, die ausgeziſchte Sängerin, die Morphiniſtin vorführt, ſo beabſichtigt er damit freilich keine plaſtiſchen Darſtellungen; nur ſeeliſche Zuſtände ſollen erfaßt, erfühlt und an den Leſer weiter gegeben werden; aber epiſche Haltung bleibt dieſer „objektiviſchen" Dichtung darum doch eigen.

Und ſo arbeitet auch die formale Technik Werfels mit weſentlich epiſchen Mitteln. Das lyriſche Erlebnis, die ſpezifiſche lyriſche Stimmung wird allemal gleich in der erſten Strophe ausgeſprochen und damit eigentlich auch erledigt; in den folgenden Strophen wird der bereits ausgedrückte Gedanke epiſch in eine ſtattliche Reihe eindringlicher Bilder umgeſetzt, die ihn verdeutlichen und gefühlsmäßig vertiefen, aber nichts Neues mehr hinzufügen.

Es iſt das ekſtatiſche Allgefühl des Dichters, das die Waſſerſcheide zwiſchen epiſcher Bildfülle und objektiver Betrachtung einerſeits, muſikaliſchem Lyrismus und ſubjektiver Empfindung andrerſeits überflutet, ſo daß die beiden Flüſſe unſcheidbar in ein Bett zuſammen-

ſtrömen. Subjektivismus und Objektivität gehen in eine höhere Syntheſe ein. Sinnlos, weſenlos ſcheint dem Dichter das tote Ich-bin, über alle Worte erhaben hingegen das göttliche: Wir ſind. Denn er beginnt Zeit und Raum als das Prinzip der Vereinzelung zu verſtehen, vermittelſt deſſen als dem Weſen und Begriff nach Gleiche und Eine als Vielheit neben- und nacheinander erſcheint; und weil dieſes Geſetz der Individuation ihn an der Ausgießung in die Welt, an der reſtloſen Hingabe hindert, weil es den Geiſt in ſtarre Formen zwängt, die Verwirklichung der metaphyſiſchen Liebesſehnſucht unmöglich macht, darum haßt er alle Individuation, die ihm nun als tiefſte, als einzige Schuld, als die Erbſünde der Welt erſcheint.

Nichts aber iſt der Sehnſucht nach Erlöſung aus der Vereinzelung, nach dem Eingehen ins All, in die Gottheit zuträglicher als das Leid, als der Schmerz und die ihn begleitende Träne.

Es fließen zahlloſe Thränen bei Werfel und überhaupt in den Büchern des jüngſten literariſchen Tages, der in dieſer wie in mancher andern Hinſicht vieles wieder zu Ehren bringen will, was wir ſeit langem als „unmodern" empfinden. In der Tränenſeligkeit ebenſo wie in der ausſchließlichen Gefühlseinſtellung dieſer allerneueſten Dichter liegt eine ſtarke Verwandtſchaft mit jener entlegenen Epoche der Original- und Kraftgenies, des jungen Goethe und ſeiner Genoſſen, die ſich im Überſchwang der Gefühle auch nicht genug tun konnten, der Meinung waren, daß einzig das volle, von einer Empfindung volle Herz den Dichter mache, die im Buſen ein weiches Herz trugen und dabei in derbſter Rede ſich gefielen. Aber der Empfindſamkeitsepoche des 18. Jahrhunderts bedeutete die Träne etwas völlig anderes als der neuen, trotz ihrer Tränenfreunde nichts weniger als ſchwächlichen und ſentimentalen Jugend; ſie hegt nicht das eigene Herz wie ein krankes Kind, bricht nicht aus Schwäche, weil Welt und Leben ihr zu ſchwer ſind, in wehleidiges Weinen aus — nein, es iſt ein wehr freudiges Weinen; dieſe jungen Menſchen wollen die Welt ſchwer haben, weil ſie um die reifende, die vorgöttlichende Kraft des Schmerzes wiſſen. Durch Not und Jammer aller Kreatur hindurch geht der Weg zur Erlöſung; ohne Opfer erringt ſich keiner ſeinen Gott: „Wen Gott will, den muß er ſich zerſtören."

Schon Rilke hat die Identität von Gott und Menſch (das Grundthema ſeiner religiöſen Dichtung) ſo weit getrieben, daß aus dem allgenugſamen Weſen ein leidender, den Verhängniſſen des Menſchen unterworfener Gott wird. Dieſe Vorſtellung wird von Werfel noch gewaltig überſteigert. Schon im „Weltfreund" läßt er, freilich noch in recht kindiſcher Art, „Gottvater am Abend" klagen und weinen, daß er einſamer ſei als der Menſch, welcher doch Gott, die Mitgeſchöpfe und die eignen Erinnerungen habe, während der Schöpfer ſelber halt-

los dahin treibe. Reifer wird das eigentümliche Reziprozitätsverhältnis zwiſchen Gott und Geſchöpf in dem Buche „Wir ſind“ erfaßt. Der große Wurf aber iſt dem Dichter in ſeinem dritten Bande gelungen mit dem unvergleichlichen „Zwiegeſpräch an der Mauer des Paradieſes“. Erlöſung heiſchend, fleht Adam zum Herrn: „Erbarm dich mein!“ Und die Stimme aus dem Garten weiß keine andre Antwort als die gleiche Bitte:

Erbarm dich mein!
Ich habe meine Gnade ausgegeben,
Sie waltet unerſchöpft in deinem Leben,
Für dich hab' ich ſie ganz,
Du nie für mich gebraucht.
— — — — — — —
Beſtelle mich mit deinen Händen
Und Heimat werden wir uns beide ſein,
Und kehren ein! — — —
Kind, wie ich dich mit meinem Blut erlöſte,
So wart' ich weinend, daß du mich erlöſt.

Gedanken finden da einen hochragenden Abſchluß, die ſchon immer die myſtiſche Spekulation ſtark beſchäftigt haben. „Der Cherubiniſche Wandersmann“ iſt von der Kühnheit des zeitgenöſſiſchen Dichters nicht weit entfernt.

Werden Gott und Menſch als relative Begriffe gedacht, ſo muß natürlich auch der Erlöſungsgedanke zum Wechſelbegriff werden. Der Geiſtesblitz des Novalis, daß der Menſch ſelber der Mittler ſei zwiſchen dem Schöpfer und allem Geſchaffenen, der Meſſias der Natur, wird zum Fundament eines neuen Glaubens. Und ſo löſt ſich ein ſcheinbarer Widerſpruch zwiſchen Weltfreude und Erlöſungsbedürfnis, der viele Leſer und die meiſten Beurteiler Werfelſcher Dichtung verwirrt hat, als eine vermeintlich unverträgliche Antinomie zwiſchen dem lebensbejahenden Jubelruf „Wir ſind!“ und der Asketenklage: „Weh, daß wir ſind!“ — Die Sinnenwelt iſt Abfall, ſie iſt des Teufels, denn durch den Sündenfall der Individuation ward ſie gezeugt. Man glaubt Schopenhauers dunkle Stimme zu hören.

Was durcheinander Ding an Ding bewegt,
Iſt Todesangſt und letzte Eitelkeit.

Beides muß überwinden, wer in Gott einkehren will, in die wahre Weſenheit, das Jenſeits aller Individuation.

In ungebundener, aber darum nicht minder eſoteriſcher Form ſagt Werfels gedankenſchwere Vorbemerkung zu den „Troerinnen“ des Euripides ein Gleiches aus: wo die Rede iſt von dem großen „Geſetz außerhalb der Dinge, das gebrochen werden muß, damit die Dinge ſind“. Durch dieſen Bruch, dieſe Schuld, dieſe Sünde wird die Welt zur Verwirrung, zur beſeſſenen Vegetation, die der Menſch erſt wieder

mit einem Sinn begaben muß; zum Chaos, das der Menſch erſt zum Kosmos ſich anverwandelt.

Die Erbſünde der Individuation gilt es zu überwinden. Aber nicht höhere Gnade des Himmels löſt dem ſchwachen Menſchen dieſe allerſchwerſte Aufgabe: er ſelber muß das Gottesreich verwirklichen. „Der Heiland kommt nicht, er iſt Gegenwart." Nicht gegeben iſt die Gottheit, ſondern aufgegeben. „Trotz gegen die unmenſchliche Schöpfung Widerſtand gegen die Natur, Glaube an das Mittlertum der Menſchheit, die da iſt, ihren Sinn der Welt zu leihen" — das iſt die Pflicht einer gewiſſermaßen metaphyſiſchen Sittlichkeit. Und „Einander" (dies auch der Titel von Werfels bisher reifſtem Buche) iſt das fordernde Wort ſolchen menſchheitlichen Mittlertums: auf- und eingehend ineinander reißen Menſch und Gott, reißen die Geſchöpfe eins zum andern die trennenden Mauern ein, daß ſie einander erkennen — und ſich ſelbſt.

Vor dem Sänger dieſer neuen Heilsbotſchaft haben, wie er es offen ausſpricht, die willkürlichen Einrichtungen und Geſetze der Menſchen keinen Beſtand; der Haſſer und Überwinder aller Grenzen, aller Einſchränkungen, aller Vereinzelung ſteht in Beziehung zu ganz anderen, höheren Gewalten. Manche Ehrfurcht, die zu bezeigen wir andern uns noch veranlaßt oder gezwungen ſehen, verwirft dieſer unbedingte Moraliſt als ſündhaften Götzendienſt. In dem Geſpräche „Die Verſuchung" iſt zu leſen: „Dies Herz weiß zu viel, es hat zu ſehr die Troſtloſigkeit, die Einſamkeit, die Einſamkeit jedes Grashalms und jedes Lämpchens erfahren, hat zu heiß über verlaſſene Bänke bei Sonnenuntergang im Park geweint, als daß es den Unſinn der Wehrmacht und der Geſetzgebung überſchätzen würde." So verſagt Werfel auch dem Werke Bismarcks nachdrücklich ſeinen Reſpekt. Da kann man nun leicht ermeſſen, mit welchen Empfindungen dieſer im eigentlichſten Wortſinn kosmopolitiſche Menſch den Ausbruch des Weltkrieges begleiten mußte. Ihm iſt die entſetzliche Weltkataſtrophe ein lärmender Traum, den Gott mit ſchrecklichen Händen aus ſeinem Schlaf reißt und verwirft. Eine Orgie von Unſinn, Lüge und Laſter, ausgetobt auf dem Sterbelager der „Tugend".*

Es ſind ſchwierige Gedankengänge, ſteile Pfade, zuweilen bis in die eiſige Gletſcherwelt des abſtrakteſten Denkens hinanführend, die der Leſer Werfelſcher Dichtungen beſchreiten muß. Dieſer Dichter bietet keine leichte Lektüre, am allerwenigſten für ein Zeitalter, das, gewohnt von einer nur auf möglichſt zutreffende Abſchilderung der Außenwelt erpichte, nur die Sinne beſchäftigenden Literatur bedient zu werden, mit- und nachden-

* Zur Bedeutung dieſes Terminus vgl. „Die Troerinnen des Euripides", Vorbemerkung S. 7 und das Gedicht „Die Tugend" in dem Bande „Einander"; aber auch Max Schelers Eſſay „Zur Rehabilierung der Tugend" (Abhandlungen und Aufſätze, Leipzig 1915, I. Bd.).

kendes Leſen längſt verlernt hat. Der Vorwurf der Unklarheit und Verworrenheit iſt dann die billige Rache des ermüdeten oder gar unfähigen Leſers. Gewiß tritt der Ideengehalt der Werfelſchen Gedichte nicht mit der Eindeutigkeit und Waſſerhelle eines ſäuberlich paragraphierten Lehrbuchs zutage, allein man darf nicht außer acht laſſen, daß für Gedanken, die noch nicht gedacht, für Gefühle, die noch nicht ausgeſprochen, ja vielleicht bisher noch nicht gefühlt wurden, eine jedermann und ſofort begreifbare ſprachliche Vermittlung unmöglich, daß es doch gerade Aufgabe des originalen Dichters iſt, für den neuen Gehalt die adäquate Ausdrucksform zu ſchaffen.

Den Leſer zu verwirren, ſtatt ihm beizuſtehen, ſollte freilich verboten ſein; das tut aber Werfel vor allem vermittelſt einer autonomen, ſehr eigenartigen Interpunktion, die das Verſtändnis ſeines ohnehin nicht leichten Satzbaues nur erſchwert. So gefällt er ſich auch, und mitunter ohne erſichtlichen Grund, in ſkurrilen Wortfügungen, die ſchon an der letzten Grenze der Begreifbarkeit ſowohl als der Sprachmöglichkeit ſtehen. Oft aber iſt die ungelenke Wortſtellung, von der Werfels Rede den herben Reiz einer rührenden Unbeholfenheit empfängt, nur der ehrliche Ausdruck eines titaniſchen Ringens mit der Sprache, daß ſie den Gedanken nur ja voll und ungebrochen zum Ausdruck bringe; und die Qualen dieſes ſtets erneuten Jakobskampfes mit dem Wort ſtöhnt der Dichter in mancher Strophe aus.

Keine Empfängnis! Weh mir! Der heilige Geiſt wird geboren!
Doch ihn bringt eine Hure, eure Sprache, zur Welt!
— —
Die Worte ſind
Bedingter noch als die Dinge.
Die Dinge verſtellen den Geiſt, die Worte verſtellen
Die Dinge und der Geiſt der Worte
Iſt wunderſam und angenehm zu faſſen mit ſeinen Gefügen und Reimen,
Aber eitel und troſtlos für die Leidenden.

Blitzlichtartig erhellen ſolche Zeilen eine zwiegeſpaltene, mit ſich ſelber kämpfende Seele. Neben dem Dichter, neben der Künſtlernatur, die an den Feſten und Wundern der Wortfügungen und Reime ihre ſinnliche, kindliche Freude hat, ſteht der Religiöſe, die Erlöſernatur, die aus der leeren Lüge des Wortes zur Wahrheit und Wirkſamkeit, aus den Masken des Buchſtabens zur Weſenheit des Geiſtes vordringen möchte. Der Kampf zwiſchen dieſen beiden Naturen, ihre wechſelnden Siege und Niederlagen (das Beſtimmende in Franz Werfels Entwicklungsgang) prägt ſich aufs deutlichſte aus im Weſen und Wandel ſeiner Sprach- und Verskunſt.

Im „Weltfreund", wo der junge Dichter nach der rechten Tür taſtend noch gleichſam im dunkeln Vorraum umhertappt, werden alle Vers- und Strophengebilde durchgeprobt; von der ſtrengſten Bindung durch

das Sonett geht es über die verſchiedenen gereimten und reimloſen Maße bis zu den freieſten, aus überquellendem Herzen herausgeſtammelten Rhythmen. Inhalt und Form decken ſich nur ſelten; ja noch in dem Bande „Wir ſind" iſt bisweilen gedanken- und empfindungsſchwerer Sinn in liedleichte, tändelnde, gar nicht gemäße Verszeilen ſo übel eingekleidet, daß es klingt, als ſpielte wer eine getragene Weiſe raſch herunter. Dort aber, wo ſich ſchon im „Weltfreund" reife Meiſterſchaft bewährt, in den zutraulichen Kindheitsgeſängen, iſt mit dem ſchlichten ungekünſtelten Reimpaar, dem (gar nicht glatten, mitunter ſogar recht holprigen) Plauderton der langgeſtreckten Zeilen eine dem kindlichen Inhalte und kindiſchen Gefühlsüberſchwang völlig adäquate Versform getroffen.

Wenn im „Weltfreund" der Dichter noch nach ſich ſelber ſuchte, ſo hat er in „Wir ſind" zu ſich heimgefunden; daher auch die Gedichte dieſes Bandes den Eindruck reſtloſer Vollendung wecken. Innere und äußere Form halten das ſchönſte Gleichgewicht, Sinn und Weiſe ſind aufs feinſte gegeneinander abgewogen. Das überſchwängliche Pathos des kosmiſchen Dichters ergießt ſich in den Sturzwellen einer ungeſtümen Rhythmik, die auch in der Bindung durch ſtrengſte Maße ihre Freiheit wahrt. Mit dem allzu nüchternen, dem Geiſt der deutſchen Sprache ja auch urſprünglich fremden Prinzip der Silbenzählung bricht dieſer Lyriker, hält, was an die Metrik der mittelhochdeutſchen Poeten erinnert, im Verſe nur die Summe der Hebungen feſt, während Zahl und Stelle der Senkungen regellos wechſelt. Und auch beim Strophenbau läßt er es oft bei ungefährer Ähnlichkeit bewenden an Stelle der ſonſt üblichen durchgängigen Kongruenz. Abſichtlich kunſtlos — denn als specimen eruditionis ſteht auch manches tadellos ausgefeilte Prunkſtück in ſeinen Büchern — abſichtlich kunſtlos wie dieſe lockere Proſodie iſt auch Werfels Reimgebrauch. Ganz im Gegenſatz zu dem ſonſt nahverwandten Rilke ſucht er nirgends durch ungewöhnliche Reimfindung zu verblüffen — ſeine Gleichklänge ſind ungeſucht, faſt alltäglich, mitunter geradezu banal. An unreinen Reimen, beſonders ſolchen, wo langer mit kurzem Vokal konkurriert (an: Kahn, Schmach: wach, ſtarrſt: warſt) herrſcht ſogar ein bedenklicher Überfluß. Künſtleriſche Mängel weiſt nicht ſelten auch Werfels Bildſchöpfung auf, wie dieſer Dichter überhaupt nicht reich an Bildern iſt; ſind doch nahezu alle ſeine Metaphern der Sphäre eines einzigen der vier Elemente entnommen, nämlich des Waſſers. Überhaupt arbeitet Werfels Sprache mit kargen Mitteln. Das natürliche Feuer ſeiner Empfindung braucht nicht erſt mit dem Blaſebalg der heute ſo beliebten und im Grunde ſo billigen Kraftrede angefacht zu werden, die z. B. Ernſt Liſſauers kunſtvolle Gedichte bisweilen unerträglich macht. Das ſchmückende Beiwort, deſſen Menge und Buntheit der Wiener Lyrik ihre leuchtende Farbig-

keit verleiht, wird von Werfel nur ſparſam verwendet: innerhalb einer Strophe ſteht meiſt nur bei einem Hauptwort die adjektiviſche Beifügung. Dann aber iſt die Verbindung auch ſeltſam genug: denn faſt immer wird ein Konkretum mit einem Abſtraktum zu hybrider Ehe verbunden: „ſüße Flammen", „gläſernes Wachen", „allgütiger Pelz".

Das feſte Rückgrat von Werfels Sprache bildet das markige, ſtets in Maſſen aufgebotene Subſtantivum; und das verleiht ihr, im Gegenſatz zu der adjektivfreudigen, üppigen, frauenweichen Sprache der Wiener Lyrik (oder des Hugo Salus) die männlich kraftvolle Haltung. Es iſt ein ſo gewaltiger Gegenſatz, wie er ähnlich in der bildenden Kunſt dem begegnet, der von der pointilliſtiſchen Farbigkeit und den verſchwimmenden Konturen eines Guſtav Klimt zu den eintönig braunen Tinten, aber wuchtigen Umriſſen des Egger-Lienz ſich wendet. An die Gruppengeſtaltung dieſes Malers erinnert Werfel um ſo mehr, als er nicht nur das einzelne Wort, ſondern auch die Bilder, in die er ſeine Gedanken und Gefühle umſetzt, immer in ganzen Reihen vorführt, nicht darauf bedacht, jedes abgeſondert auszupinſeln, ſondern gerade durch die im einzelnen ungeſtalte, als Ganzes freilich wohlkomponierte Maſſe zu wirken; dieſe Technik verleiht der Werfelſchen Lyrik den eigenartigen Litaneiton, der unverwandelt vom „Weltfreund" an bis in die jüngſten Schöpfungen des Dichters durchklingt und zu allermeiſt ein hinreißendes Pathos erzeugt, wie es die deutſche Dichtung ſeit Klopſtock, jedenfalls ſeit Hölderlin, nicht mehr gekannt hat.

Aber die bloße Form ſteht dem reifenden Dichter anſcheinend nicht mehr an erſter Stelle. Des Ethikers Schmerz über den Abbruch, der dadurch ſeinen Inhalten geſchieht, überlärmt des Künſtlers Freude am eitel ſpielenden Wort. Seine Lehre iſt ihm — wie manche programmatiſche Äußerung der letzten Zeit, vornehmlich der (im Januarheft der „Neuen deutſchen Rundſchau" erſchienene) Aufſatz „Die chriſtliche Sendung" erweiſt — wichtiger geworden als ſeine Dichtung und er will nicht wie Rilke in einem halbſchlächtigen Zuſtand von Religioſität und Äſthetizismus verharren. Eine fühlbare innere Unruhe und Unſicherheit, die ſich auch nach außen in einem neuerdings wieder ſtark verwilderten Vers- und Strophenbau, in einer nahezu methodiſchen Verbannung des verführeriſchen Reims ausprägt, kündigt bedeutſame Wandlung an. Aus einem Geſtalter und Empfindungskünſtler iſt ein Prediger und Heilskünder, ſeine Verſe ſind zur rhythmiſchen Proſa geworden, wobei mehr noch als Walt Whitmann die bibliſchen Pſalmen das — nicht immer unerreichte — Vorbild zu ſein ſcheinen.

Wenn aber unſer Dichter als ein Prophet und Sendling Chriſti aus der Wüſtenei einer herz- und gottloſen Gegenwart ſeine Predigt hinausſchreit, ſo tut er es doch nicht als ein Narr in Chriſto, bleibt ſich ſeiner menſchlichen Unzulänglichkeit, Zerſpaltenheit und Unreinheit jeden

Augenblick bewußt. Ausdrücklich ſcheidet er zwiſchen „dem alltäglichen Herrn, den er im Leben bedeutet", und „dem Engel ſeiner gnadenreichen Stunden". Er weiß und haßt den Feind in ſich, der ihm die edle Rede in Geſchwätz und Selbſtbetrug verkehrt, der ſein Gewiſſen liebedieneriſch macht, ſeine Liebe mit Trägheit erſtickt. Dennoch darf er von ſeinem Werke ſagen: „Trotzdem dieſe Gedichte noch tief dort unten ſtehen, wo die Wahrheit eben erſt zu atmen beginnt, ſcheinen ſie mir für die Menſchen dennoch wichtig zu ſein, weil ſie Sendung haben."

Umſchau

Ein Goethebuch

Alles Leben iſt an ſich dumpf und unbegriffen, ein Werdendes und Bewegtes, dem Augenblick verhaftet. Es muß Geſtalt werden, um zu ſich ſelbſt zu kommen und offenbar zu werden, Sinn, Bedeutung, Dauer zu erlangen. Urtrieb, vielleicht Ur-Sinn aller menſchlichen Exiſtenz iſt es, im geſtaltlos ſich bewegenden Strom des Lebens wirkender Punkt ſinnvoller Geſtaltung zu ſein und die Dumpfheit des Daſeins zu erlöſen zu Geſetzlichkeit, Geordnetheit und Form.

Unzählig ſind die Arten, Grade, Stufen, Richtungen und Kreiſe, in denen dieſer geſtalteriſche Trieb im einzelnen Individuum ſich auswirkt. Beim großen Heer der Menſchen ſind ſeine Äußerungen meiſt unſicher, ſtockend, ſtückhaft und unrein, und auch da, wo er ſich zur großen ſchöpferiſchen Gewalt zuſammenfaßt, iſt ſeine Entfaltung immer einſeitig und begrenzt, in eine der großen Richtungen menſchlicher Schöpfungswelt: Praxis, Wiſſenſchaft, Kunſt ſich erſtreckend. Nur einmal in Jahrtauſenden wird der Menſch geboren, der den geſtalteriſchen menſchlichen Willen in urſprünglicher Einheit und Ganzheit repräſentiert, in dem zentripetale und zentrifugale Neigung gleichmäßig wirken, ſo daß in ihm eine ganze individuelle Exiſtenz mit ihrem geſamten Umkreis gleichmäßig kraftvoll und rein Geſtalt gewinnt. Der geſtalteriſche Menſch ſchlechthin.

Ein ſolches Phänomen iſt Goethe. Er kann auf keine eindeutige Richtung als Nurkünſtler, Nurforſcher, Nurpraktiker feſtgelegt werden; er iſt weder rein aufs Subjekt noch ausſchließlich aufs Objekt gerichtet, ſondern Grundanlage und Grundtrieb ſeines Weſens, zuſammenfallend mit Lebenstrieb überhaupt, iſt Geſtaltung ſchlechthin in jeder Richtung und jeder Beziehung. „Daß dein Leben Geſtalt, dein Gedanke Leben gewinne, laß die belebende Kraft ſtets auch die bildende ſein." Goethe hat nur ein „Unternehmen" und das iſt: geſtaltend leben und lebend geſtalten. Deswegen erſchöpft ſich ſein Werk weder in bloßer ſubjektiver Lebensformung wie bei den großen Lebenskünſtlern und den großen Religiöſen, noch löſt es ſich ſo vollkommen aus ſeiner individuellen Sphäre los und gewinnt ſelbſtändige Exiſtenz wie bei den großen Denkern und den großen „objektiven" Künſtlern vom Schlage Shakeſpeares oder Doſtojewskis. Goethe ſchafft keine ſelbſtgenugſamen Welten mit eigenem Raum und eigenem Schwerpunkt, ſondern er weitet ſich ſelbſt zur Welt, und ſeine Werke bilden nur die geſpannteſte und dichteſte Zone derſelben. Jedes davon weiſt auf ihn

als ſeinen ideellen Mittelpunkt zurück, und ſo wird ſeine einzigartige Bedeutung zwar von der Summe ſeiner Werke umſchloſſen, aber nicht beſchloſſen, ſondern ſie ruht in einem höheren und übergreifenden Sinn auf ſeiner geſamten Exiſtenz als ſolcher. „Teilen kann ich nicht das Leben, nicht das Innen noch das Außen, allen muß das Ganze geben ..."

Damit iſt etwa der Standpunkt umſchrieben, von dem aus Friedrich Gundolf in ſeinem neuen Buche* an Goethe herantritt. Nicht als ob den Goethebiographen vor Gundolf eine Ahnung dieſer Zuſammenhänge gänzlich gemangelt hätte! Mehr als einer von ihnen hat das Bedeutungsvolle dieſes Daſeins und den beſonderen Zuſammenhang, in dem hier Leben und Werk ſtehen, gefühlt; aber keiner von ihnen iſt über die „pragmatiſche" Darſtellung eines pſychophyſiſchen Ablaufs mit entſprechender Einordnung der Werke als „Ergebniſſe", „Früchte" desſelben hinausgekommen. Gundolf hingegen iſt es nicht in erſter Linie um „Darſtellung", ſondern um Deutung zu tun. Er ſtellt, wie vor ihm G. Simmel in ſeinem Goethebuche, die entſchiedene Frage nach dem „Sinn", dem beſonderen „Gehalt" des Goethiſchen Daſeins, das heißt nach nichts weniger als dem Einheitspunkt der Erſcheinung Goethe überhaupt. Während jedoch Simmel verſucht, dieſen „Gehalt" in wenigen letzten Beziehungen zu umſchreiben und ſich eigentlich immer im Zentrum von Goethes Daſein bewegt, nimmt Gundolf ſeinen ſichtbaren Ausgang von Goethes ausgebreiteter Geſtalt und ſucht von ihr aus durch energiſche Vertiefung zur Mitte zu gelangen. Denn die „Geſtalt" Goethe als unerhörte und faſt reſtloſe Formwerdung eines individuellen Lebens von überindividueller Bedeutung: das iſt das neue und grundlegende Erlebnis, das Gundolfs Unternehmen bewegt. Und es iſt keineswegs Ehrfurchtsloſigkeit vor dem Selbſtwert des Anſchaubaren, was ihn zu den Begriffen treibt, ſondern tiefes Verpflichtetſein demſelben, das ihn beſtimmt, nirgends über die Erſcheinung ſelbſt hinauszugreifen, ſondern in ihr ſelbſt auch ihre letzte Deutung zu ſuchen und was ihn ſich zu Goethes ſchönem Wort bekennen heißt: „Man ſuche nur nichts hinter den Phänomenen; ſie ſelbſt ſind die Lehre."

So kommt er nicht in die Verſuchung, Goethes Werke, wie es dem üblichen Verfahren entſpricht, aus ſeinem „Leben", d. h. dem Gebiet äußerer und innerer Veränderungen, das der Philologe gemeinhin ſo benennt, „erklären" zu wollen. Denn für ihn beſteht ja keine eigentliche Zweiheit zwiſchen Leben und Werk; beides ſind ihm nur begrifflich unterſchiedene Wirkungsſphären einer und derſelben individuellen Kraft, die nach Ausdruck und Geſtalt ringt. Was aber im „Leben" unrein und getrübt, durch Zwang von außen verfälſcht und abgelenkt zutage tritt, das findet im „Werk" ſeine reine und ſelbſtherrliche Verkörperung. Und hier, in der Schicht ihrer reinſten Struktur, müſſen Sinn und Weſen einer Geſtalt zuerſt erſpürt werden, um von da aus dann auf die Deutung ihrer übrigen Ausdehnungen überzuſtrahlen. Für Gundolf baut ſich Goethes Geſtalt aus ſeinen Äußerungen (Werken, Briefen, Geſprächen, Erlebniſſen) gleichſam in Zonen verſchiedener Dichtigkeit und „Zentrumsnähe" auf, derart, daß die innerſte und „nächſte" Zone von den höchſtgeformten Werken gebildet wird, während die übrigen Schichten in ſtufenweiſem Zurücktreten des geſtalteriſchen Willens die Erſtreckung der Geſtalt in das Gebiet des Ichfremden, Andersbeſtimmten darſtellen. Im Kreis der reinſten Werke, der gleichſam unmittelbar das Innere der Geſtalt ſelbſt umſchließt, nimmt Gundolf ſeinen Standpunkt, und indem er jedes einzelne und damit den ganzen Kreis bis zu ſeinem innerſten

* Goethe, Georg Bondi, Berlin 1916.

Punkt vertieft, gelangt er in die wirkende Mitte. Gerade dieſe Arbeit reſtloſen Vertiefens iſt es, was die hohe Qualität von Gundolfs Arbeit bedingt. Er begnügt ſich nicht mit einer vernünftelnden Umſchreibung der einzelnen Schöpfungen, ſondern er führt ſie insgeſamt von ihrem anſchaulichen Beſtand auf ihren metaphyſiſchen Erlebniskern zurück, in die Schicht, in der ſich aus der Grundgegebenheit einer jeden individualen Exiſtenz: der Spannung zwiſchen Ich und Welt die menſchlichen Urerfahrungen und Urkonflikte bilden. Auf dieſe Weiſe wird das letzte Bewegende eines jeden Werkes bloßgelegt, es öffnen ſich die zeitloſen Gründe, aus denen ſeine individuelle Form emportauchte, und wir erfühlen die innerſte Dynamik ſeiner Zuſammenhänge, auf der allein (im Gegenſatz zur äußerlich techniſchen Formgebung) ſeine Lebensnotwendigkeit beruht. Von hier aus aber wirkt der Sinn auf alle anderen Äußerungen des Goetheſchen Lebens über, und ſie erſcheinen uns in ihrer Geſamtheit als wechſelnde Ausformungen ein und derſelben großartigen, von innen heraus bewegten, immer ringenden, immer in raſtloſem Geſtaltungsprozeß befindlichen Exiſtenz. Wir erkennen in der individuellen Erſcheinung die große Kurve eines Lebens von überperſönlicher, ſymboliſcher Bedeutung, deſſen letzte Entſcheidungen nicht mehr dem einzelnen Individuum gelten, ſondern im Auftrag der Menſchheit errungen werden. Es gehört dabei zu der auszeichnenden Haltung von Gundolfs Buch, daß er die höchſt individuelle Geſtalt Goethes nicht zu allgemeinen Geſetzlichkeiten verflüchtigt, ſondern daß er gerade die lebendige Beziehung zwiſchen Zentrum und Peripherie, Weſen und Geſtalt feſthält, gleichſam den pulſierenden Vorgang der Geſtaltwerdung ſelbſt, das Eingehen des Allgemeinen in das Beſondere, des Zeitloſen in die Erſcheinung im Material des Denkens nachbildet. Gundolfs Buch bildet eine Mitte, deren Fortſetzung in der Richtung auf das Allgemeinſte Simmels Arbeit darſtellt, deren Fortſetzung in das Gebiet des Individuellſten, Zufälligen, Akzidentiellen die zu wünſchende Goethebiographie großen Stils iſt. Wilhelm Rößle

Über Carl Hauptmann

Wer iſt ein wahrer Künſtler? Wo iſt die Grenze zu ziehen zwiſchen dem, der da vorgibt, ein Künſtler zu ſein, der auch in ſeinem Werke etwas zeigt, was als Kunſt anmuten kann, und dem, den man den „wahren" Künſtler nennen muß? Vielleicht, daß die Antwort lauten könnte: Der wahre Künſtler muß uns ein Stück ſeines Selbſt, ſeines eigenſten Ichs geben, und je mehr ich aus ſeinem Werke die Perſönlichkeit, das Individuelle ſpüre, deſto wahrer iſt er, vorausgeſetzt, daß das, was er gibt, überhaupt unter das Künſtleriſche zu rechnen iſt. Der Fachkritik iſt Perſönlichkeit immer verdächtig, der „Literaturkundige" hat ſeine Fächer, in die er des Dichters Werke ſäuberlich einzuteilen ſucht. Der iſt ein Lyriker, der andere ein Epiker, der dritte ein Dramatiker, jener ein Romantiker, wieder einer ein Realiſt, ein Neuromantiker, ein ... was es noch für Etiketten gibt. In den meiſten Kommoden aber fehlt eine Rubrik, über der das Etikett lauten müßte: „Perſönlichkeiten, nicht in die Fächer zu ſortieren."

Perſönlichkeiten. Menſchen, die nur ein einziges Mal vorhanden ſind, die noch nie vorhanden waren; die ganz außerhalb jeder Schablone ſtehen und ihrem Werke leben. Eigentlich ſiebt erſt die ſpätere Generation in weitem Abſtand, erkennt erſt die Nachwelt das Großzügige. Selbſt ein Goethe war der Jüngſten einer nicht mehr, als ihm die Welt zollte, was ihm gebührte. An „Schiller" wird noch gearbeitet, und er iſt doch ſchon mehr als ein Jahrhundert im Grabe.

Wieviel ſchwerer muß es da gelehrter Forſchung und Kritik fallen, aus der Zahl

der Lebenden eine Perſönlichkeit zu erkennen! Aus ihrer Zahl — wie groß iſt ſie? — ſei hier eine herausgegriffen, die an ſich etwas Seltenes iſt, Seltenes in Schönheit ſchafft und von der behauptet werden kann, daß ſie zu vielen Malen bewieſen hat, ja ſogar in jeder Stunde beweiſt, daß ſie ein Künſtler iſt; ein Dichter iſt, der ſich nicht ſo leicht in die Fächer der Sammler ſortieren läßt; es müßte denn ſein, daß man den Namen des öfteren unter verſchiedenen Rubriken einträgt. Man hat dieſen Menſchen einen „heimlichen Kaiſer" genannt, und ſeine Gegner haben es laut verkündet, daß er es nicht iſt. Und dieſe Gegner haben recht: an ſeinem Kaiſertum — wenn je wahre Freunde ſeiner Kunſt von einem ſolchen geſprochen hätten — iſt gar nichts Heimliches für den, der das Seltene, Erhabene, Schöne erfaſſen kann. Der Dichter heißt Carl Hauptmann, iſt ein älterer Herr und zugleich ein junger Menſch, hat Novellen, Romane, Dramen und Gedichte geſchaffen und lebt im Rieſengebirge. Er iſt dann und dann geboren, ſtudierte an gewiſſen Univerſitäten, heißt Doktor gar und ſteht noch immer im vollſten Schaffen. Seine Werke ſind in deutſchen Verlagsanſtalten erſchienen und ſeine Dramen an verſchiedenen Bühnen des Deutſchen Reiches aufgeführt worden. Vor faſt zehn Jahren rief ihn jemand nach Amerika, und ſeine Köpfe erbauten ſich ſchon jenſeits des großen Waſſers an Werk und Wort dieſes Künſtlers.

Es ſei mir geſtattet, etwas wahllos aus der Reihe der Werke einige herauszugreifen. Da fällt mir zunächſt eines in die Hände: „Krieg, ein Tedeum"*. Das iſt 1913 geſchrieben und im Anfang des Jahres 1914 — alſo vor Beginn des Weltkrieges — erſchienen. Damals ſchrieb Bertha v. Suttner im „Berliner Tageblatt": „Hauptmann hat hier über ein gewaltiges Thema ein gewaltiges Stück geſchrieben. Eine Wucht und eine Pracht, wie ſie nur wenigen Erſcheinungen der dramatiſchen Literatur innewohnt. Ich habe nur das Manuſkript in Händen gehabt und bin davon ſo erſchüttert und geblendet und auch ſo bereichert worden, daß ich dem Drang nicht widerſtehen kann, dem Dichter ein öffentliches ‚Danke' zuzurufen." Damit iſt viel und doch wenig geſagt. Denn Bertha v. Suttner hatte, als ſie dieſe Worte im Mai 1914 ſchrieb, wohl kaum einen Gedanken an den bevorſtehenden Weltkrieg, der die Gewalt des Tedeums faſt ins Ungeheure ſteigert. Denn wenn er an ſich auf die künſtleriſche Kraft des Stückes natürlich keinen Einfluß ausübt, ſo läßt er doch das Werk als etwas recht Sonderbares erſcheinen: als eine Prophetie in künſtleriſcher Faſſung. In der Tat findet ſich darin eine Vorherſage des Krieges aller gegen alle; eine internationale Konferenz, die einberufen war, zerſchellt an den unberechenbaren Gewalten, der „große europäiſche Rechenmeiſter" iſt nicht mehr imſtande, durch ſeine genialen Rechenkünſte das Ganze zuſammenzuhalten, und der Himmel ſelbſt wünſcht den Krieg, der dann auch mit furchtbarer Gewalt entbrennt, mordet und tötet bis zur Ausrottung des lebenden Geſchlechts, ſo daß nur Krüppel und Kinder übrigbleiben. Wohl iſt's Prophetie, aber iſt vor allem Kunſt. Und das Künſtleriſche iſt hier nicht ſo die Form, als vielmehr die Sprache der Figuren. Unheimliche Figuren reden in unheimlichen Worten, in ſchaurigen Tönen, ſchwingen ſich an Ketten von Furchtbarkeiten ins Unendliche. Schauer rieſelt durchs Gebein und miſcht ſich mit weiter Wehmut.

Und kaum glaublich ſcheint's, daß das derſelbe ſchuf, der Jahre vorher einen ſo feinfühligen, in den Nerven fein zitternden Roman geſchrieben, wie „Einhart der Lächler"** iſt. Ein Buch voller Träume, ein Buch voller Wahrheiten. Traum und

* br. M 2.50. ** br. M 3.50. Beide Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

Wahrheit. Ich liege mit geſchloſſenen Augen irgendwo, träume und ſumme, fühle mich auf einer weiten Wieſe, Blumen umgeben mich und muntere Vögel ſingen. Ich öffne die Augen, und ſiehe, ich bin mitten auf einer Wieſe, mitten im Grünen und höre die wirklichen Stimmen der Lerchen. Wie aber, wenn ich erwachte und fühlte mich plötzlich mitten in den Grauſamkeiten des Lebens? Umgeben vom Dämon der Habgier, vom Gotte der Peitſche? Als Philoſoph müßte ich mir mein Wieſenbild vorzaubern, meine Lerchen hören und müßte lächeln; tief innerlich lächeln. Dann bin ich ein Lebenskünſtler. So geht Einhart lächelnd durchs Leben, ein Künſtler in der Kunſt; auch einer im Leben, nach langem Studium, für das ihm die Natur das Beſte gab: das Lächeln. — Ein zweibändiger Roman; ein Buch voll innerſten Erlebens und ſeligſten Gebens, eine Fülle künſtleriſcher Bekenntniſſe. Das gerade iſt das Schönſte an dieſem Werke, daß es nicht verſteckte Weisheiten geben will, keine Nüſſe zum Knacken gibt, daß der Dichter ſich und ſein Künſtlertum gibt, ſo wie er iſt: rein und klar.

Da höre ich ſchon wieder irgend jemanden etwa ſagen: „Iſt denn ſeine ‚Bergſchmiede'* nicht ſo recht fauſtiſch; iſt ſie nicht voll verſteckter Weisheit?" Nun, da muß ich etwas weit ausholen, um zu einer Antwort zu kommen, die gleich dem Werke auch näher bringen ſoll. Stelle dir vor, du gingeſt im einſamen Gebirge, ganz allein, immer bergauf, bergab, auf alten Straßen, und plötzlich ſtehſt du vor einem verlaſſenen Gemäuer und erkennſt, daß dies früher mal eine Bergſchmiede war; am Paßwege gelegen. Da kommt dir alles plötzlich lebendig vor, du ſiehſt den Schmied, ſiehſt die Geſellen und hörſt den Hammer auf den Ambos fallen, mittelalterliche Geſtalten beleben das Haus, und heimlich leuchtet in die Dämmerung hinein das angeblaſene Feuer. Iſt's dir nicht, als hörteſt du alte Sagen im Ohre, als ſäheſt du geheimnisvolle Geſtalten ſich bewegen?

So ſah's der Dichter, ſo nahm er alte Sagen in ſich auf, und was „hineingeheimniſt" ſcheint, iſt das alte Geheimnis der Sage, der längſt verklungenen Zeit. Und die Sage wird zur Wahrheit; drum auch manche Wahrheit zur Sage. Die Sagen ſeines Gebirges haben es Carl Hauptmann angetan und das Leben der Leute, die da hauſten und noch hauſen. Die Rübezahlgeſchichten und die Lebensgeſchichten. Da faßt er derb zu, und das Hochdeutſche würde oft ſchlecht paſſen: greift dann der Dichter zum heimiſchen Dialekt und formt Menſchen, die in ihrer alten Kraftſprache reden. Formt Menſchen und Bilder.

Ein Bild: „Der Landſtreicher."** Weiß Gott, warum ich immer wieder auf dieſen Landſtreicher ſtoße. Eine kleine Geſchichte nur; auch geſchieht nicht viel. Aber die Sprache packt. Es iſt etwas Eigenes in Carl Hauptmanns Sprache. Als ob er ringt und Worte ſucht, die es gar nicht gibt. Aber dieſes Ringen geſchieht unbewußt in ihm, und während er ſchreibt, iſt ſchon der Ausdruck zur Form geworden. Oft iſt es gerade die Einfachheit, die am gewaltigſten packt. Auch in ſeinen Bühnenwerken; im „Moſes"*** etwa. Den nennt er eine „Bühnendichtung", und es dürfte von Nutzen ſein, ſich darüber klar zu werden, was denn der Unterſchied zwiſchen dieſer dramatiſchen Form und dem Schauſpiel etwa oder der Tragödie iſt.

Das Bühnenſpiel oder die Bühnendichtung ſcheint mir im Gegenſatz zur gewohnten Schauſpielform ein Malwerk zu ſein. Es umfaßt in Wahrheit gar nicht nur die auftretenden Perſonen, ſondern geht vielmehr über den Rahmen hinaus und ſtellt

* br. M 2.50. Verlag G. Callwey, München. ** br. M 1.50. Verlag Die Leſe, München. *** br. M 3.—. Verlag G. Callwey, München.

Bilder auf, die ganze Leben umſpannen. In erſter Linie ſoll „Spiel“ oder „Dichtung“ gegeben werden; das, was gemeinhin „Handlung“ genannt wird, tritt an die zweite Stelle. Die Handlungen ſind bedeutend innerlicher, treten weniger an das Tageslicht hervor, und je mehr ein Dichter ſich entwickelt, deſto deutlicher muß ſich zeigen, daß ſeine Kunſt imſtande iſt, rein innerlich zu wirken, ohne daß gewiſſe atemraubende Taten das Gefühl der Spannung hervorrufen.

Dieſe Entwicklung ſehe ich in Carl Hauptmann, ſobald ich ſeinen an ſich kraftvollen „Moſes“ mit einem ſeiner letzten Werke, dem letzten öffentlichen, vergleiche. Dieſer Dichtung ſonderbarer Titel iſt „Gaukler, Tod und Juwelier“, und das Werk ſelbſt iſt — neben dem „Krieg“ vielleicht das Beſte, was Hauptmann geſchaffen. Da ſind keine aufſtachelnden Taten; da ſind keine in logiſcher Folge erſcheinenden Akte. Da iſt Malerei oder Muſik. Die Wirkung iſt — von Bild zu Bild ſteigend — etwa die, die Sehnſüchtige in der Kunſt empfinden, wenn ſie eins der Meiſterwerke Böcklinſcher Kunſt betrachten. Oder vor der Gewalt einer Marmorgruppe faſt zurückweichen. Oder wie der einfach mit ſeinen Sinnen Empfindende eine Beethovenſche Symphonie durch ſeinen Körper beben ſpürt. In dieſer Art dramatiſcher Kunſt Höchſtes zu erreichen, iſt ein wahrhaftes Ziel.

Hauptmann, der nun im ſechzigſten Lebensjahre ſteht, hat ſein Ziel in dieſer Hinſicht wohl erreicht. In jeder Art ſeiner vielſeitigen Kunſt hat er es — gottlob! — noch nicht. Der wahre Künſtler muß in ſtändiger Entwicklung vorwärtsſchreiten. Der Tod erſt bildet den Abſchluß und oft einen allzufrühen; nur wenige erleben Goethes Glück, das Werk vollendet zu haben. Nein, in dem Künſtler Carl Hauptmann iſt noch Entwicklung, dauerndes Vorwärtsſchreiten. Der Weg, den er wandelte, war nicht eben; iſt's heute noch nicht. Noch ein ſteiler Weg iſt es. Steile Wege führen zu Höhen. Nicht jeder hat die Kraft, mitzuſteigen. Die aber am Fuße des Berges ſtehen, ſollen aufblicken. Aufblicken zu einem, der in ſeiner Heimat wurzelt, der faſt ein Sinnbild iſt der bergigen Gewalt ſeines Mutterlandes.

„Siehe, ein Künſtler!“ Julius Rud. Raim

Martin Luther, aus dem Chriſtlichen ins Menſchliche überſetzt*

Zum Gedenkjahr der Reformation hat ſich auch Chr. Schrempf mit einer Schrift über Luther eingeſtellt, die er zwar ſchon vor einem Jahrzehnt veröffentlicht, jetzt aber aufs neue hat erſcheinen laſſen. Man weiß vom Verfaſſer, ſchon ehe man ſeine Schrift zur Hand nimmt, daß es ſich für ihn nicht um eine bloße Betrachtung der geſchichtlichen Kräfte handeln kann, die die Bewegung, mit der Luthers Name verknüpft iſt, getragen haben. Dieſe Aufgabe überläßt Schrempf den Gelehrten von Beruf. Es gibt ja auch geiſtvolle Schriftſteller genug, die die Perſönlichkeit Luthers in ein helles Licht, vielleicht ſogar in bengaliſche Beleuchtung ſetzen. Was Schrempf bietet, iſt eine Röntgenbeſtrahlung: er leitet unſeren Blick auf den innerſten Kern des religiöſen Lebeweſens, das Luther heißt. Er ſtellt das Allereigentümlichſte deſſen dar, was Luther eigen iſt: dasſelbe, was Luther den Glauben nennt. Er zeigt die eigentümliche Natur dieſes Glaubens auf, das Beſondere, das Luther darunter verſteht, die Auffaſſung vom Glauben, durch die ſich Luther namentlich von denjenigen unterſcheidet, die ſich zu ſeinen Glaubensſätzen in größerem oder kleinerem Umfang bekannten. Der eigentliche Glaube Luthers, der von dieſer Glaubenslehre aufs

* Ein Verſuch von Chriſtoph Schrempf. Zweite unveränderte, durch ein Nachwort vermehrte Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 1917.

ſtrengſte getrennt werden muß, iſt das Einfachſte, zugleich aber Weitgreifendſte, was es für das geſamte Leben gibt. Es iſt nicht mehr und nicht weniger als die Erkenntnis, daß am letzten Ende — alles gut ſei. Gut iſt, was ich leide, wenn ich es auch unter noch ſo großem Schmerz als ein Übel empfinde, denn es muß doch zuletzt zum ſeligen Ende führen. Gut iſt daher auch, was ich an üblem Tun anderer gegen mich ſelber erfahre, denn es dient ſchließlich zu meinem Beſten. Gut iſt es auch, wenn es von ihnen noch ſo böſe gemeint war. Gut iſt alſo auch, was ich ſelber mit böſem Willen Böſes tun ſollte. Denn der Gott der wirklichen Welt wirkt durch Gutes wie durch Böſes. Dieſes Bekenntnis Luthers zum Glauben iſt von gewaltiger Tragweite. Wenn ich es angenommen habe, läßt es kein endgültiges Übel für meine Seele beſtehen, ſoviel auch mein Körper und Geiſt darunter leiden mögen. Es duldet in mir keinen Unwillen und Haß wegen deſſen, womit andere mein Streben nach Wohlſein durchkreuzen. Es gibt keiner dauernden Betrübnis über das Raum, was ich ſelber getan habe, und überhebt mich der Bedenklichkeiten über mein gegenwärtiges und zukünftiges Handeln. Kommt das nicht der Weltbejahung Nietzſches auffallend nahe?

Freilich hat Luther dieſes ſein Bekenntnis nicht häufig und eigentlich nur in den früheren Jahren ſeines Auftretens deutlich ausgeſprochen. Es iſt hinter dem vielen, was er ſonſt lehrte, bis zur Unkenntlichkeit verſchwunden. Luther ſuchte es mit dem Chriſtentum in Einklang zu bringen, ja als das urſprüngliche, echte Chriſtentum erſcheinen zu laſſen. Ein Mißverſtändnis, das geſchichtlich wohl begreiflich iſt, aber Luther ſelbſt wie ſpäteren Geſchlechtern die Klarheit über ihn trübte. Man muß die Hemmniſſe, die den Zugang zu Luthers Verſtändnis ſperren, wegräumen. Daher die „Überſetzung“ Luthers, die Schrempf als notwendig erkannt hat, daher auch ſeine Ablehnung Luthers als Reformator und geiſtliche Autorität, die zur Gründung einer neuen Kirche ihr volles geſchichtliches Recht hatte, aber von jenem ihrem Glauben nicht dazu ermächtigt war. Denn nach dieſem Glauben hatte es keinen Sinn, nach einem neuen Kultus und einer anderen Lehre zu fragen. Die Schaffung einer eigenen Kirche beruhte auf anderen Anliegen als denen jenes Glaubens, ja zum Teil nicht einmal auf ſolchen der Religion überhaupt. Auch Luthers Leben kann nicht durchaus als ein Leben nach jenem Glauben betrachtet werden, vor allem nicht, wenn er auf ſeiten ſeiner Gegner das Wirken des Teufels ſtatt Gottes ſelber vermutete und mit ihnen demgemäß verfuhr. Auch Luthers geſamte Lehre iſt nicht die Entfaltung des Grundgehaltes ſeines Glaubens. Sein Katechismus enthält nur die weiſe Ermahnung zu einem rechtlichen Leben und die Anempfehlung der kirchlichen Einrichtungen und Gebräuche. Beides hat nichts zu tun mit der großen Offenbarung über den Sinn unſeres Lebens, die einem Luther ſein Glaube hätte bedeuten ſollen, und der praktiſchen Lebensweisheit, die allein daraus gefolgert werden kann. So ſtellt ſich für Schrempf der wahre Luther dar. So ergibt ſich ihm die ſchärfſte Kritik Luthers, die überhaupt gedacht werden kann; ſo geſtaltet ſich ihm auch die „Überſetzung“, die der große Dolmetſcher — nicht bloß aus den bibliſchen Urſprachen ins Deutſche, ſondern aus veralteten Denkweiſen in die ſeiner Gegenwart — ſich ſeinerſeits gefallen laſſen muß. Nur nach einer ſolchen Übertragung iſt es dem modernen Denker möglich, in Luthers Sprache zu reden. Er findet ſich mit dem führenden Geiſt des evangeliſchen Kirchentums zuſammen, weil er im Grunde von demſelben Ausgangspunkt aus denſelben Weg eingeſchlagen hat wie jener. Luther gelangte zu ſeinem Glauben, weil er ſich dem Mißfallen ſeines Gottes preisgegeben wähnte, d. i. weil er ſich in ſeinem innerſten Daſein nicht wohl fühlte, in Schrempfs Sprache:

weil er den Sinn ſeines Lebens nicht einſah. Dieſelbe Urſache treibt den Modernen, ſich zum Glauben Luthers im urſprünglichen und eigentlichſten Sinn zu bekennen und dieſes Bekenntnis ſelbſt durch ein Leben voll ſchmerzlichſter Erfahrungen zu behaupten. Mag auch dieſes Bekenntnis ſich im Lauf ſolcher Erlebniſſe und nach immer vertieftem Nachforſchen verſchieden geſtalten (ſich mit verſchiedener Stimmung paaren, auch andersartiger Deutung fähig werden, wie es laut „Nachwort" bei Schrempf ſelbſt der Fall iſt) — es gibt kein anderes Mittel, ſich vor der Verzweiflung wie vor der Schalheit des Daſeins zu retten, als das neue Lebensgefühl, das jener Glaube Luthers bringt; es gibt keinen anderen feſten Boden gegen die Schwankungen der Lebensſtimmung, keinen anderen Rückhalt gegen die Verſuchung, die Wirklichkeit umſchaffen oder umdeuten zu wollen.

Es iſt von wenig Belang, ob man, was Schrempf als das Weſentliche an Luthers Glauben erkennt oder als Ergebnis daraus gewinnt, noch mit Recht Luthers Gedanken nennen darf. Schrempf ſelber legt der Frage, „ob Luthers Glaube gerade Luthers Glaube war", den geringſten Wert bei. Immerhin möchte man wünſchen, daß auch die zünftige Wiſſenſchaft ſich ſeine Beobachtungen und Gedanken über Luther zunutze mache. Geſchieht es nicht, ſo verbleibt dieſem Buche um ſo mehr ſein einzigartiger Gehalt und Wert. E. Hertlein

Erlebnis mit einem Buch

Von einem glücklichen Erlebnis mit einem „Buch" will ich berichten: Ich begann das Buch (es heißt „Chriſtuslegenden", iſt im Verlag von Georg Müller erſchienen und ſtammt von Karl Röttger) ſehr ſkeptiſch. Geſchichten von — Chriſtus? Die Pauſchalmeinung bäumte, ſo ſehr ich Pauſchalmeinungen haſſe, in mir auf: Wie kann ein Dichter die Kühnheit, ja, hier durfte ich, ehe ich das Buch las, ſagen: die Vermeſſenheit haben, das Wunder an ſich geſtalten zu wollen? Chriſtus?! ... Das Höchſte alles Großen? ... Die Formung des Göttlichen, über das jeder Menſch, ſo oder ſo, ſeine feſte Vorſtellung hat? Wie will da der Künſtler, ſelbſt wenn der Verfaſſer einer iſt, zum Glauben, zum „Mitgehen" zwingen? Ich fing alſo, wie geſagt, das Buch ſehr ſkeptiſch zu leſen an; eine halbe Stunde ſpäter, in der Straßenbahn, als Durchſchnitt auf zwei Beinen um mich von „Religion" glatte Phraſen redete, verbarg ich den Band; ich wollte ihn von der Luft, die der Alltag wieder einmal grauenhaft atmete, nicht ſchänden laſſen. Ich verbarg das Buch und ſaß, erhobenen, glücklichſten Gefühles, künſtleriſchen Genuſſes voll, in den aufwärts gerichteten Augen den Herbſthimmel über Berlins Straßenwüſte, der mich, den Zuſammenhang gütig wahrend, durch die ſtaubigen Straßenbahnſcheiben ſegnete; in mir läutete der Gottesdienſt der Vollendung, die Kunſt und Religion, Religion und Kunſt, die ewig einander anziehenden und abſtoßenden Pole höchſter Menſchenſehnſucht, hier reſtlos, ſoweit dies einem irdiſchen Schöpfer möglich iſt, erreichten. Ich genoß wortlos und wunſchlos und konnte mich lange nicht dazu bringen, kalt zu überlegen, wie das Wunder meiner Stimmung und der Zufall des Buches zuſtande kam — mein Erlebnis war zu ſchön, zu ſelten. Schließlich ſchlug ich das Buch wieder auf und da ſtand die Löſung aus dem Munde der Mutter der Jeſusgeſtalt, die Röttger ſchuf: „Dein Herz läutet ... weil dich Gott liebt und dir eine Freude machen will." Röttger ſagt: „Der wahre Erlöſer iſt der, der den Gottesblick lehrt." Sein Jeſus ſpricht: „Alles Glück iſt ſchon da, iſt innen; von außen kommt nichts ... Ich kenne nicht alle Rabbis zu Jeruſalem, aber die ich kenne, werden dich nicht gottesfürchtig machen können —, wenn du es nicht ſchon biſt ... Du wirſt die Gottesfurcht

aus dir ſelber wiſſen. Frage deine Augen, deine Sinne, dein Herz ... Wer Zufall ſagt, der ſagt im Grunde nichts anderes als wer Gott ſagt. Das Zufällige iſt das unbekannte Geſetz. Es iſt die Fülle der Möglichkeiten, die nicht unwahr wird, weil ſie wirklich *Fülle*, unausdenkbare Fülle iſt. Zufall iſt die unzählbare Fülle der Möglichkeiten ..." Und dann die Verſe, in die die feierliche ſchlichte Proſa Röttgers öfter hinaufſchwingt! Röttger formt z. B. Jeſus und den Jünger, der dem Erlöſer der Menge Bitte mitteilt, der Frau Erſuchen, für den kranken Mann „Schönheit und Wunder" von ihm ſehen zu wollen, ſo:

„Schönheit und Wunder, lallte Jeſus. Sah
Noch tiefer in den bunten Herbſt, lachte und brach
Ein Blatt, und ſah es lange an:
Gieb dies der Frau. Und laß ſie gehen —:
Schönheit und Wunder iſt es ...
Ach wären eure Augen nicht ſo trüb,
Sie gingen groß von Glück, von großen Wundern über ..."

Nicht trocken, nicht abſtrakt gibt Röttger Gottes Weisheit, die jeder echte Künſtler hat; in farbigen, viſionären Landſchaften, gigantiſch, großlinig, wie ſie zu Jeſus gehören, wandert auf ſtaubigen Wüſtenſtraßen ein Mann: „etwas mehr als mittelgroß, ſchlank, gelbe Haare, ſchmale Wangen, einen leichten Bart um das Kinn. Er trug ein graues Gewand und hatte ſtaubige Füße" von Erlebnis zu Erlebnis; mit Kindern, Frauen, Männern, Sklaven, mit Menſchen aller Art, die alle, an ihn geklammert, „Rettung" von ihm wollen, die ihn ſo oft, in ihrer Kleinheit, nicht verſtehen; ewig ſuchend, lernend und „anſchauend", ſtets über jedes Geſehene und Erlebte ernſt nachſinnend: „Da liegt eine Weisheit vergraben." Die ſchlafenden und toten Dinge kriegen in der Nacht, „Tritte und Stimmen" um ihn. „Alles wäre ſo leicht, ſo einfach, wenn ihr nur *offene* Seelen hättet! Ihr bittet mich immer: Meiſter, ſing uns das Lied! Anſtatt, daß ihr euch hinſtellt und — *lauſcht, bis ihr es hört*... Wenn ihr ſtill ſein könnt, wenn ihr alles mit gläubiger Seele anſehen könnt, wenn euer Herz bewegt iſt, ſo iſt alles erfüllt. Wer ſein Ohr an die Dinge und Menſchen und an die Erde legt, der hört alle unterirdiſchen Waſſer rauſchen, die alles das ſpeiſen, was da iſt und wird und tut und getan wird ... Ihr ſollt das Böſe nicht fliehen, nicht verehren; nur: *verſtehen*.

Ihr ſollt die Seele in das Daſein legen ...
Und ihr ſollt *finden*, daß ihr ſtaunend ſteht:
Da ihr euch ſelbſt in Glanz und Lächeln ſeht ...
Ach, ihr all vergaßt, Kind ſein und Kinderſeele ...
Und Jeſus ſchwieg. Dann wandte er ſich ab und ging
Langſam den Weg im Staub. Sie gingen mit. —
Schweigen und Staub umhüllte ſie. Und flimmernd hing
Graugrünes Laub an allen Hecken —
Schritt an Schritt, ſchob ſich die Wolke durch die Sonnenglut."

Röttgers Jeſus gelang, weil ſich der Dichter mit der größten Geſtalt, die wir beſitzen, innerlich verwandt fühlen konnte und *durfte*: weil er, nach dieſen Chriſtuslegenden, ein großer Künſtler, ein tiefſtſuchender, wahrhafter Menſch iſt, deswegen, weil er ſeinen Jeſus als Bekenntnis ſeiner eigenen Künſtlerſendung formte, in ihn all das Unſagbare goß, was der höchſte Wille des Schöpferiſchen, die tiefſte Sehnſucht des Menſchen, dem ſein Werk nicht eitler Selbſtzweck, ſondern Dokument ſeines Ringens für ſich und die andern nach oben iſt, das in Röttger nach dieſem Meiſterwerk geſchloſſen, mit ſeltenſter Spannung und Inbrunſt lebendig iſt, erſtehen.

Röttger ſieht in Jeſus den größten aller Menſchen, die „göttlich“, das heißt: wahre Menſchen, ſind; deren Symbol iſt Röttger der Künſtler, der verantwortungsvoll nach den letzten Dingen greift. So ergab ſich die Bezwingung von ſelbſt; ſo wurde das „Unmögliche“ wieder einmal möglich; ſo zeigt ſich Röttgers ewig wiederkehrende, fanatiſche Behauptung, in ſeines Jeſus Mund, richtig: daß kein Wunder nötig ſei, da das Leben ohnehin voll von Wundern ſei, für den, der eine „offene Seele“ hätte. Röttger hat dieſe „offene Seele“; er „ſchaut“ nur an, wie ſein Jeſus; dieſem künſtleriſchen Anſchauen ergeben ſich alle Geheimniſſe; ſo vollbrachte er die Geſtaltung des größten Wunders: Jeſus und, was das gleiche iſt, die Geſtaltung eines in ſeiner Art vollendeten Kunſtwerkes, aus ſeinem eigenſten Zentrum heraus ... Könnte ich nur alles ſagen, was das Werk dem Ernſten gibt: Röttgers Chriſtuslegenden gaben mir das Gefühl, das „alles“ iſt; ſein Jeſus iſt nicht das Zerrbild hirnenger, „ſtrategiſcher“ Konvention, nicht der „Heilige“, nicht der „Gott“, nicht der alles Verzeihende, nicht der Weltfremde, Erdeentfernte, nicht der dem deutſchen Weſen ſo uneinwachsbare Orientale; er iſt der Menſch der Tat, der Menſch des Zweifelns und ſteten Aufrichtens durch ſein Weltverbundenſein; das Bild der alles überwindenden Kraft: er iſt das menſchgewordene Ideal des deutſchen Geiſtes, der ſein Höchſtes, ohne jede Sentimentalität, darinnen ſucht: Menſchentum reinſten Schliffes für alle Menſchen ſein zu können. Röttgers Chriſtuslegenden paſſen in unſere zerklüftete Zeit, in die entzweigeriſſene Menſchheit von heute, wie kein zweites Buch; ſie ſind ein ſoziales Auferſtehungsbuch: „Wer das Lebendige ſchlägt, der peitſcht Gott, der im Leben iſt. So ſchwach ſeid ihr, daß ihr nicht anders herrſchen könnt als mit der Peitſche. Hätteſt du Kraft und Gelaſſenheit, du wäreſt kein Sklave!“ Röttgers Chriſtuslegenden ſind das Evangelium für jeden Suchenden und Verzweifelnden, für alle Nationen und Bekenntniſſe: „Gott will niemals auf eine Weiſe. Man ſoll nicht ſagen, was dem einen fehlt, ſei ſeine Sünde. Und was der andre hat, ſei ſeine Tugend. Alles iſt gleich gut und gleich Qual!...“ Röttgers „Chriſtuslegenden“ entſtanden vor dem Krieg, der unſere Erde zerblutet wie nichts; ſie entſtanden aus dem Einsſein eines geiſtige Güter Schaffenden mit allen Segnungen des menſchlichen Lebens; nicht anders kann das menſchliche Leben, nicht anders können die geiſtigen Werte, nach dem furchtbarſten Zuſammenbruch der Menſchlichkeit, dem Tier, das wir bisher „Menſch“ nannten, erhalten und wieder zurückgegeben werden; drum, weil Röttgers Buch dazu dient wie kein anderes zeitgenöſſiſches, weil es (man denke an Klopſtock, an unſere Klaſſiker) deutſch durch und durch iſt, weil es allgemein-menſchlich iſt (man vergleiche das religiöſe Gefühl der Renaiſſance, eines Michel Angelo und Dante, trotz des Katholizismuſſes damit, um die Bedeutung des Werkes, durch den Vergleich, auch im Wurf der inbrünſtigen Anſchauung des Heiligen, leichter vor ſich zu haben!) und volle Fühlung mit dem grauenhaften Heute hat, darum ſpreche ich von meinem, hoffentlich nicht nur perſönlichen Erlebnis heraus, aus dem heißen Drange, daß ſich Röttgers Schlußworte von Jeſus' Höllenfahrt und ſeiner Auferſtehung an uns und unſerem Geiſt bald erfüllten:

„... Das Schweben begann. Er
Ging nicht,
Er fuhr — nun aber empor — und die Gründe ſanken
Schweigſam zu Grund — ſanken und ſanken,
Legten ſich Schicht zu Schicht, ſchwer, ſchwarz,
Und ruhten wieder ...

Und dann barſt das Letzte — wie ein zuckendes Licht,
Wie eine Flamme plötzlich aus ſchwarzen Kohlen bricht,
Fuhr er empor
Weiß, kühl und nächtig — und da war ſchon das Licht
Der goldenen Oſterfrühe — und er ſchwebte hervor und
Stand: Über den Gräbern ..." Walter von Molo

Zu einem Programm der „Neuen Kunſt"

Vor kurzem ging durch die Zeitungen das Programm einer „Vereinigung für neue Kunſt", die ſich in Frankfurt gebildet hat. Aus dieſem Programm beleuchten einige Sätze in ſchärfſter Zuſammenfaſſung und Kürze die geiſtige Grundlage oder einen Zug der Kunſtrichtung, die ſich die neue und zukunftweiſende nennt, nämlich einen ſo ausgeprägten Negativismus und eine Wirklichkeitsfeindſchaft, daß es zweifelhaft erſcheint, ob das die Grundlage für ein Neues Schöpferiſches ſein kann: „Kunſt, die uns nur in der Enge und Begrenztheit des Intereſſes anfaßt, iſt ohne Bedeutung. Am wenigſten jene, die nichts wiederſpiegelt als die Armſeligkeit der geſchauten Realität. Sichtbares wiederzugeben war nie Ziel der Kunſt. Die Welt iſt da. Es wäre ſinnlos, ſie zu wiederholen. Und auch in der Wiederholung wäre ſie ſchlecht. Wir wollen eine Kunſt aus dem Geiſt."

Dieſes Verhältnis der unbedingten Verneinung zu der „geſchauten Realität", alſo der anſchaulichen Umwelt, der Welt des Himmels, der Erde, von Häuſern, Menſchen, Pflanzen, Tieren in ihrer bunten Mannigfaltigkeit ſei näher betrachtet. Zunächſt: daß es nie eine Kunſt gegeben hat, die eine bloße Wiederholung der Außenwelt im Sinne einer Verdoppelung war oder ſein wollte, über dieſe Selbſtverſtändlichkeit ſollten doch keine Worte mehr gemacht werden. Hat es aber je eine Kunſt gegeben, die auf einer geiſtigen Einſtellung der Verneinung der anſchaulichen Realität als „armſelig und ſchlecht" beruhte? War nicht vielmehr das Streben und Ringen der Künſtler, die bisher unter die großen gerechnet wurden, Künſtler vom Typus eines Leonardo, Dürer, van Eyck uſw., das, dem Reichtum der geſchauten Realität nachzukommen? Anerkennung der Wirklichkeit, Wirklichkeitsfreude iſt die geiſtige Einſtellung dieſer Künſtler, die die Natur als die unerſchöpfliche, immer neue Quelle ihrer geiſtigen Vorſtellungen und ihrer anſchaulichen Verkörperung betrachten. Mit der Abwendung von dieſem Verhältnis zur Natur, das die Grundlage der ganzen Renaiſſancekunſt bildet, ſind auch die zu dieſem Typus gehörenden Künſtler abgelehnt, und ganz folgerichtig werden ja bekanntlich die Analogien und Vorbilder für die „neue Kunſt" in Kunſtſtufen und Zeiten geſucht, die alles Imitative ſtark zurückdrängen und die Natur in weitgehendere Abſtraktion und Umbildung bringen. Kinderzeichnung, Negerplaſtik, Kunſt der Primitiven, Gotik — Grünewald. Bedeutet aber die ſtarke Umformung der Natur in dieſer Kunſt ihre Negierung? Setzt das Kind ſeine Kritzeleien der Außenwelt, die es als „armſelig und ſchlecht" empfindet, als Schöpfungen aus dem Geiſt gegenüber? Beruht die Kunſt des primitiven Menſchen auf einer ſolchen maßloſen Überhebung? Die Frage ſtellen, heißt ſchon die Abſurdität dieſer Annahme erkennen. Der Primitive empfindet im Gegenteil die Außenwelt als übermächtig, überreich, er ſucht dieſe Eindrücke irgendwie feſtzuhalten, irgendwie ſich ein Bild von ihnen zu machen und findet dies in ihrer äußerſten Vereinfachung, als erſte Anfänge eines feſten geiſtigen Vorſtellungsbeſitzes. „Aus dem Furchtverhältnis, in dem der (primitive) Menſch zur Erſcheinungswelt ſteht, muß ihm als ſtärkſtes geiſtiges und ſeeliſches Bedürfnis entſpringen der Drang nach Not-

wendigkeitswerten, die ihm von dem chaotiſchen Wirrwar der geiſtigen und der Geſichtseindrücke erlöſen. Die unüberſehbare Relativität der Erſcheinungswelt muß er alſo in unwandelbare abſolute Werte umzuprägen ſuchen" (Worringer, Formprobleme der Gotik, München 1911, S. 15). Die Abſtraktion von der Natur in der primitiven Kunſt und in der ſcheinprimitiven neueſten Kunſt haben alſo geiſtige Wurzeln von vollſtändig entgegengeſetztem Sinn.

Wieder anders iſt das Verhältnis des Gotikers zur Realität der Außenwelt. Wenn das Mittelalter die „Welt" verleugnet, ſo iſt damit nicht die Welt der anſchaulichen Realität gemeint, die armſelig und ſchlecht zu finden ihre Anerkennung als Schöpfung Gottes ſchon verbot, ſondern es werden der Hingabe an die äußeren Dinge der Welt Ziele entgegengeſtellt, die religiös verankert über die Welt hinausführen. In gleichem Sinne führt der geiſtige Ausdruckswille, der in der gotiſchen Kunſt lebt, über die Natur hinaus, die geiſtigen Impulſe überſtrömen die Natur, gehen vielfach an der Wirklichkeit vorbei, die aber keineswegs in ihren anſchaulichen Werten negiert wird. Unter Umſtänden nimmt die gotiſche Figur ſogar außerordentlich viel aus der Wirklichkeit in ſchärfſter Beobachtung auf, ohne daß der Ausdruckswille dadurch geſtört oder beeinträchtigt würde und die Formen der Natur als Hemmung empfunden würden. So vereinigt eine ſpätgotiſche Figur Wirklichkeitsanerkennung und Wirklichkeitsfreude mit aufs intenſivſte geſteigertem geiſtigen Ausdruck. Und ob ein Grünewald die anſchauliche Realität armſelig und ſchlecht gefunden hat, darüber möge die Malerei von Mantel und Rüſtung der Heiligen Erasmus und Mauritius auf dem Münchner Bild belehren.

Die Gotik gibt keine eigentliche Abſtraktion ſchlechthin von der Natur, ſondern, wie überhaupt in ſtark ſtiliſierender Kunſt, ſind ihre Formen für die anſchauliche Wiedergabe nur hindurchgegangen durch eine Umformung, eine Geſtaltung, die verankert iſt in einer allgemeinen geiſtigen Vorſtellungswelt, die religiöſen Sinn hatte. Das iſt aber etwas vollſtändig anderes als die Abſtraktion von der Natur, die Zerſtückelung und Zertrümmerung der Wirklichkeit in der neuen Kunſt, die in dieſer bloßen Negierung ſchon eine Tat des „Geiſtes" ſieht. In Wahrheit verurteilt der Geiſt mit der Leugnung und Verachtung ſeines anderen Pols, der Wirklichkeit, ſich ſelbſt zur Ohnmacht. Geiſt ohne Stoff, ohne ſichtbare Zeichen iſt ein bloßes Negativum. Das Programm, das von der Realität als armſelig und ſchlecht hinwegſehen will, ſie einfach beiſeite ſchieben und die Auseinanderſetzung mit ihr vermeiden will, iſt tatſächlich ein Weg ins Nichts.

So wäre denn die ganze neue Kunſtbewegung ein Ende? Sie iſt es, ſoweit ſie auf dieſem Verhältnis der bloßen Verneinung der Außenwelt beruht, an der bloßen Abſtraktion von der Natur ſich genügen will. Dieſe Seite der Bewegung wird ſcharf durch die Formulierung des Programms beleuchtet. Ein Anfang kann ſie nur ſein oder werden, wenn ſie ein poſitiveres Verhältnis zur Natur anbahnt, vor allem ihre Realität wieder anerkennt und als *Wert* wieder aufnimmt in die Geſtaltung. So kann die Natur wohl in weitgehender Umbildung erſcheinen und doch nicht aufgehoben ſein, ſondern *eingegangen in eine Neuordnung aus dem ſchöpferiſchen Geiſt*. Wie in der Gotik. In dieſem Anſchlußſuchen an die Gotik, wie an alle „abſtrahierende" Kunſt verbergen ſich alſo zwei Strömungen, die negativiſtiſche und diejenige, die nach einer neuen Weltgeſtaltung von allgemeiner, überindividueller Gültigkeit ſucht. In kleinerem Umfang eine Spiegelung des großen Kampfes der Welt. Der Kampf des Geiſtes, der Abſtraktionen an Stelle der Realität ſetzen will,

der im Namen der „Menſchheit“ die Menſchlichkeit mit Füßen tritt, der die Neuordnung der Dinge nach abſtrakter Theorie betreiben will, und des Geiſtes, der die Realität anerkennt, die Dinge nach ihrer Tatſächlichkeit, das Verhältnis der Menſchen untereinander nach ihrer Weſensſtruktur und ihrer tatſächlichen Rangordnung beſtimmt. Welcher Geiſt wird ſiegen? Noch tobt der Kampf im Äußeren und im Inneren.

Dr. Emmy Voigtländer

Fichtes „Reden“ als Quellpunkt geiſtiger Gemeinſchaft mit Schülern

Schon lange war ich von der Gewißheit durchdrungen, daß die Schule infolge ihrer ganzen Anlage an höchſten geiſtigen Werten vorübergeht und daß ſie vor allem ihre Zöglinge in den tiefſten inneren Angelegenheiten einem blinden Ungefähr oder irgendwelchen einſeitigen Einflüſſen überläßt. Dieſe Empfindung von der inneren Notlage unſerer Schüler verſtärkte ſich mir zu dem unabweislichen Bedürfnis, unſerer Jugend in dieſer, für ſie doch beſonders ſchickſalsſchweren Zeit eine Quelle innerlicher Kraft und geiſtigen Werdens erſchließen zu helfen. So wagte ich es denn im zweiten Kriegswinter, eine Anzahl Primaner außerhalb des Schulbetriebs und jenſeits meiner Fächer (Mathematik, Phyſik) zu dem Mann zu führen, dem ich ſelbſt entſcheidende Antriebe für mein inneres Leben verdanke, zu Fichte in ſeinen „Reden“.

Mein Ziel war, in gemeinſchaftlicher Arbeit die Gedankenwelt der „Reden“ in uns in ihrer ganzen lebendigen Kraftfülle erſtehen zu laſſen, wobei ich bloß der in ſeiner geiſtigen Entwicklung weiter fortgeſchrittene, lebenserfahrenere Führer ſein wollte. Daher keine philologiſche, das Werk zerfetzende „Behandlung“, aber auch kein Rauſch von Schöngeiſterei, ſondern Fichte ſelbſt kam voll und ganz zu Worte, und unabläſſig rangen wir um ſtrenge und nüchterne Erfaſſung ſeiner Gedanken. Die „neue Erziehung“, die ſtufenweiſe von der Selbſttätigkeit an hinabführt zu den Tiefen der Fichteſchen Myſtik (2. und 3. Rede), wurde für uns alle das entſcheidende Grunderlebnis, das nicht bloß den ganzen Gedankenbau der „Reden“ trug, ſondern die geſamte Struktur des Einzelnen bis ins Innerſte erſchütterte. Es war ſo, wie ein Teilnehmer ſich ausdrückt, daß „die gewaltigen Gedanken mit ihren ungeheuren Anforderungen an den Einzelnen uns zunächſt überwältigten, niederdrückten, dann aber in uns das Beſtreben erweckten, uns der Verſenkung in ſie würdig zu erweiſen“. Hier wurde jedem angemutet, ſeine Erziehung als eigenſte Aufgabe mit höchſter Selbſtverantwortung zu ergreifen; dadurch wurde in den Schülern im Grunde ihres Weſens eine Schicht angerührt, die bisher für ſie durch die Schulfächer verdeckt war. Ich ſelbſt hatte von jeher ein tiefes Ungenügen an dem ewigen Plätſchern in der dünnen Oberflächenſchicht der Fächer empfunden und fühlte mich nun überwältigt durch die Entdeckung, daß es möglich ſei, ſich mit der Jugend, die ſonſt ſo leicht das paſſive Dreſſurobjekt wird, zu finden in der tiefen Erfaſſung der Selbſterziehung als des ſtets durch raſtloſes Schaffen lebendig zu erhaltenden Urquells alles geiſtigen Seins. Die Erquickung hiervon befruchtete meine ganze innere Welt; nicht bloß Fichtes Gedanken, ſondern auch alle Erziehungs- und Bildungsfragen traten für mich in ein ungeahntes, neues Licht.

Jenes Grunderlebnis verband alle, die von ihm bis in ihre Tiefe erfaßt wurden, zu einer edlen Gemeinſchaft und löſchte reſtlos alle Unterſchiede aus, die jener Oberflächenſchicht der Schule angehören, vor allem den zwiſchen Lehrer und Schüler. Die von ihm ausgehende unerbittliche Zucht wies bald diejenigen aus unſerem Kreis,

bei denen nur die Oberfläche berührt war, und die nur aus irgendeiner Selbſttäuſchung oder Berechnung teilgenommen hatten. Was blieb, wuchs immer inniger zu einer Gemeinſchaft zuſammen, die von unbedingtem gegenſeitigen Vertrauen beſeelt war. Ganz von ſelbſt warfen einige das, was jenes Erlebnis in ihnen freigemacht hatte und emporſteigen ließ, in die Gemeinſchaft hinein, während andere ſeine Wirkung mehr für ſich im ſtillen, aber nicht weniger tief, verſpürten. Es entſtanden Ausſprachen, in denen die Jugend Stellung zu gewinnen trachtete zu ihrem inneren Erleben und zu ihrer Mitwelt, und in denen ſich die in mir ſelbſt durch jene Entdeckung erzeugte geiſtige Aufwärtsbewegung auswirken konnte. Ganz aus ſich ſelbſt ſuchte die Jugend Vertiefung und Halt ihrer geiſtigen Stellung bei den großen Führern des Geiſteslebens, die in den Ausſprachen hervorgetreten waren. So keimte in den Einzelnen ein durchaus eigenwüchſiges geiſtiges Leben empor. Einer wagte ſich an die „Anweiſung zum ſeligen Leben“, ein anderer an die Gelehrtenſchriften Fichtes, wieder andere traten an Platon, Goethe, Lagarde, Carlyle, Friedrich den Großen, Treitſchke heran. Die Einſtellung hierbei war ganz jenem Grunderlebnis gemäß: Nicht ſchulmäßig intus haben wollte die Jugend die Gedanken dieſer Männer, ſondern ſie ſich tief-innerlich zu eigen machen, um ſie ringen und ſie als unverlierbare Richtpunkte in ihre geiſtige Entwicklung hineinnehmen. Auch dieſe Betätigung wirkte wieder in unſere Gemeinſchaft hinein in Geſtalt eines fruchtbaren Austauſches, dem ich ſelbſt wertvolle Anregungen nach der hiſtoriſchen Seite hin verdanke, ganz abgeſehen von der allgemeinen Reflexwirkung deſſen auf mich, das ich vor mir erſtehen ſah. Das jugendliche Geiſtesleben zeigte ſich mir hier in ſeiner ganzen, unberührten und tiefen Empfänglichkeit für höchſte geiſtige Werte. Beſonders überraſchend war mir, wie ſicher und beharrlich jeder ſeinen geiſtigen Weg verfolgte, und wie fein und eigenartig die Intereſſen des Einzelnen von ihrer Wurzel aus ſich verzweigten.

Nach Beendigung der „Reden“ empfanden wir das Bedürfnis, vereint zu bleiben und uns wieder um ein Geiſteswerk zu ſammeln. Da die Schüler unter ihren Kameraden warben, ſo fand unſere Gemeinſchaft auch äußerlich Zuwachs. Natürlich konnte nur ein Werk in Frage kommen, das geiſtige Weſenheiten aus tiefem Erlebnis heraus geſtaltete; meine Wahl fiel nach langem Suchen auf das Buch von Leopold Ziegler: Der deutſche Menſch (S. Fiſcher, Berlin). Nach anfänglicher, leiſer Ablehnung dieſes Werkes von Einzelnen zog uns bald ſeine tiefgründige und feine Gedankenführung in ihre Bahn. Vor allem ließ es uns enge Fühlung gewinnen mit dem deutſchen Geiſtesleben im 19. Jahrhundert im Gegenſatz zum ausländiſchen, und unſere Ausſprachen betrafen im nahen Anſchluß an das Buch oft Schickſalsfragen des Gegenwartsmenſchen; dem im Wachstum begriffenen geiſtigen Leben der Einzelnen gab es eine Fülle von Anregungen. Wir ſind uns darüber einig, daß wir uns dieſes Werk ohne die von Fichte in uns geſchaffene geiſtige Grundlage nicht ſo hätten erſchließen können, wie es geſchah. Wenn auch die neu Hinzugetretenen an dieſem Grunde keinen unmittelbaren Anteil hatten und ihnen damit die innere Sicherheit fehlte, ſo wurden doch einige von ihnen durch die Ausſprachen und den perſönlichen Austauſch für unſere Gemeinſchaft erfaßt. Jetzt, nachdem die Jüngeren zur Univerſität oder in die Kaſerne gezogen ſind, beſteht unſere Gemeinſchaft weiter in Geſtalt eines fruchtbaren brieflichen Verkehrs — auch der Jugendlichen unter ſich —, in deſſen Mittelpunkt zunächſt die durch die äußere Lebensänderung hervorgerufenen inneren Konflikte und Entſcheidungen ſtehen.

Wenn ich überſchaue, was aus meinem Wagnis über alle meine Erwartungen hinaus geworden iſt, ſo glaube ich mit ihm eine Stelle freigelegt zu haben, von der aus ſich geiſtiges Leben in unſerer Jugend entwickeln kann. Sollte es nicht möglich ſein, überall dort, wo die geiſtig-perſönlichen Vorbedingungen gegeben ſind, ſolche Gemeinſchaften aus Fichtes „Reden“ heraus zu erzeugen und dadurch die Blüte unſerer höheren Schuljugend für die Zukunft des deutſchen Geiſtes zu gewinnen?

Andreas Brandt

Kulturarbeit im Heere

Die Gegenwart ſtellt Heer und Marine Deutſchlands vor außerordentliche Aufgaben. Die Männer, die ſie zu löſen haben, dürfen von den Zeitgenoſſen erwarten, daß in der Gegenwart — und mehr noch in der Zukunft — in gleichem außerordentlichen Maße leibliches und geiſtiges Wohl der Angehörigen unſerer eiſernen Wehr Gegenſtand allgemeinſten Denkens ſind.

Es gibt da manche Fragen, die ſich heute noch der näheren Würdigung entziehen. Immerhin bleiben genug andere frei, um ſchon heute Gedanken über das Werden geſtatten zu können, das die Zukunft — bringen ſoll.

Eine der erſten und auch wichtigſten Eingangsſtellen des Gebietes ſcheint mir die Förderung des Verſtändniſſes deutſcher Kulturkräfte zu ſein. Ein Volk in Waffen, das berufen iſt, deutſche Kultur zu ſchützen, kann nicht innig genug mit dem Gehalt ſolchen deutſchen Gutes vertraut gemacht werden. Es muß in denkbar gründlichſter Form verſtehen, wofür das Leben einzuſetzen iſt; es muß zum Beſten des Ganzen möglichſt viel wiſſen, ſchätzen von deutſcher Kunſt und Literatur, muß dazu hingeführt werden von den berufenſten Kennern in Kunſt und Wiſſenſchaft.

Wenn man das ſo ſagt und hört oder vielmehr lieſt, will es ſcheinen, als ob der Rahmen des Möglichen etwas zu weit gefaßt ſei, als ob ſich dergleichen wohl in der Phantaſie gut ausnehmen, in die Wirklichkeit aber ſchwer oder auch gar nicht einfügen laſſen möge.

Man hat in der Zeit vor dem Kriege das Heer (und ſinngemäß auch die Marine) oft die große Schule des Volkes genannt. Das war zutreffend und auch wieder nicht zutreffend, je nachdem die Stellung zur Sache gewählt wurde. Es war richtig dann, wenn man von der Schule Erziehung zur Ordnung, zum Gehorſam, kurz zur Herrſchaft über die elementarſten zeitgemäßen ſtaatsbürgerlichen Begriffe erwartet. Und es war mehr oder weniger falſch, wenn der Rahmen der Schulaufgaben weiter geſpannt wird; ſo mußte notwendig dieſe Schule auf dem Grunde der geltenden Anſchauungen verſagen.

Es kann und ſoll nicht damit gerechnet werden, daß die geltenden Grundlagen unſerer Heeresausbildung ſich grundlegend ändern. Wir haben aber während des Krieges geſehen, daß die Neigung, zunächſt einmal den Verwundeten, dann auch überhaupt den Heeresangehörigen Unterhaltung und Belehrung edelſter Art zu bieten, erfreulich ſtark hervortritt. Es kam und kommt der Grundſatz zur Anwendung, daß für das Volk in Waffen das Beſte gerade gut genug iſt, das Beſte dem Gehalt, das Beſte der Form nach. Und es beſteht Übereinſtimmung darüber, daß es wenig gibt, was mehr innere Berechtigung in ſich trägt, wie der Gedanke, der Schutzwehr deutſchen Geiſtes das Herrlichſte aus ſeinem Reich von berufenſter Seite dann bieten zu laſſen, wenn irgendwie die Gelegenheit dazu gegeben iſt. Es handelt ſich hier einfach um eine Pflicht. Dieſer Pflicht wird unter den beſtehenden Verhältniſſen auf den verſchiedenſten Seiten genügt, zumeiſt ohne Erwägungen in der Rich-

tung, ob eine Zeitaufgabe ſolchen Sinnes vielleicht über Gegenwart und nächſte Zukunft hinaus beſtehen bleibt — wenn ja, wie ihr für die Dauer in der zweckmäßigſten Form entſprochen werden mag.

Hier eben wollen wir einſetzen. Und fragen: *auf welche Weiſe kann eine der ſchönſten Erſcheinungen unſerer ſchweren Zeit zum dauernden Kennzeichen deutſchen Lebens gemacht werden?*

Zugegeben, wir haben hier, um mit Fontane zu reden, ein weites Feld vor uns, ein Feld, deſſen allſeitiges erſchöpfendes Bebauen auf dem hier gegebenen engen Raume nicht möglich iſt. Nur einzelnes mag danach in Kürze herausgeſtellt ſein.

Da wäre erſtens die Kaſerne. Die deutſche Kaſerne iſt allgemein genommen das Urbild zweckmäßiger Nüchternheit, oft auch wohl einförmiger Häßlichkeit. Es iſt eine Aufgabe deutſcher Baukünſtler, dem Äußeren der Kaſerne nach Möglichkeit andere, vor allem mehr bodenſtändige Formen zu geben. Darüber hinaus kann es als eine Forderung unſerer Zeit an die Zukunft gelten, daß innerhalb des Kaſernenbereiches ein Raum geſchaffen wird, der dem Soldaten Gelegenheit zum außerdienſtlichen Aufenthalt bietet und zugleich die Möglichkeit ſchafft, Literatur und Kunſt in knapper, planmäßiger Weiſe an den einzelnen heranzubringen.

Mir ſcheint zunächſt einmal hier eine Möglichkeit offen zu ſtehen, die unter den durch die Gegenwart nahegelegten Vorausſetzungen Gelegenheit zu breiter Wirkung bietet.

Ich will nicht darauf eingehen, was in der Vergangenheit oft unter Kunſt und Literatur „für Soldaten" verſtanden worden iſt. Nur ſoviel: Hier muß ſich einiges ändern! Es iſt gewiß durchaus nicht notwendig, daß, vergleichsweiſe geſprochen, Gewerkſchaftsbüchereien ins Heer übertragen werden. Aber es würde nach 1914 — ? ebenſo ſinnwidrig ſein, die alltäglichſten Strömungen von draußen den Soldaten gegenüber auch an der Stelle, die hier ins Auge gefaßt iſt, totzuſchweigen. Ein Volk, das im Weltkriege richtunggebend war, würde ſich mit Scheuklappen erheblich ſchwerer wie vielleicht vordem abfinden. Gewiß ſoll man es doch erziehen — erſt recht erziehen! Aber der Geiſt dieſer Erziehung kann Geiſt von 1914 in ſich tragen, immer: gerade an der Stelle ertragen, die wir im Augenblick betrachten. Und der deutſche Buchhandel, das deutſche Zeitungs- und Zeitſchriftengewerbe wird nicht verſagen, wenn der Gedanke der Leſeſtoffverſorgung deutſcher Soldatenheime — wenn man die Sache ſo bezeichnen will — zu günſtigen Bedingungen Wirklichkeit werden ſoll. Der deutſche Buchhandel kann nicht nur in Büchern, ſondern auch in Kunſtblättern, Werken, die im beſten Sinne erziehend, bildend zu wirken vermögen, *alles* auf zugänglichen Wegen bieten. Es wäre eine Freude für den Deutſchen der Zukunft, wenn der Weg vom Erzeuger ſolcher Werte zum Volk in einer im einzelnen noch zu ſchaffenden Form erleichtert würde.

Ganz ähnlich iſt es auf manchem verwandten Gebiet.

Wie wär's denn, wenn es gelänge, ähnlich wie jetzt im Kriege, dem Soldaten immer einmal Konzert- und Hörſaal zuſamt dem Theater frei zu öffnen? Sollte das nicht angehen können? — Warum nicht?

Wir ſind ſtolz auf deutſche Kulturgüter; zu ihrem Schutz an erſter Stelle formen wir unſere eiſerne Wehr. Dieſe Wehr in allen ihren Gliedern mit demſelben Geiſt der Freude an deutſchen Geiſtesgütern zu erfüllen, iſt eine Aufgabe, eine der bedeutendſten, wenn nicht die vornehmſte aller Zeiten. Jeder ernſter Prüfung ſtandhaltende Zugang zum Ziel muß willkommen ſein. In Rede und Gegenrede zum Finden und

Prüfen zu kommen, dazu ſind wir jetzt da. Der Wille, ſo zu handeln, wird zur Macht führen, die Zukunft nach ſich zu formen, zu erweiſen, daß wir nicht vergebens ſo ſchwer geprüft worden ſind.

Der deutſche Hochſchullehrer, der in dieſen Zeiten ſeinen Stolz darin ſah, zum Volke ſprechen zu können, der deutſche Künſtler, der ſein Können darauf einſtellte, zunächſt einmal den im Kampfe Geſchädigten aufzurichten, Freude zu ſchaffen, der deutſche Menſch kurzweg, der danach ſtrebt, das Ideal der Gemeinſamkeit in eine Welt der Eigenſucht ſoweit zu übertragen, wie es überall möglich iſt — wir wollen ſie zu halten verſuchen für den planmäßigen Dienſt an unſerer Zukunft auf anderer, breiterer Grundlage, wie ſie vor dieſen Tagen da war! Heer und Marine geben uns nicht nur im Kriege Gelegenheit zum Wirken ſolches Sinnes. Wir wollen ſie ſuchen. Das Ergebnis wird bei rechter Arbeit die aufgewandte Mühe lohnen.

O. Weltzien

Zeitloſe Bücher

Wo und wann immer lebendige Kunſt war, da wächſt ihrer zweierlei Art. Die eine ſprunghaft aufſchießend, zeitweilig erlöſchend, die ewig Neue, Problematiſche, die Subjektive, die ihr Ich in tauſend Geſtalten ſpiegelt — in ihrer Entgleiſung die Modekunſt, die Senſation, in ihrem höchſten Ausdruck das Kredo einer jeweils jungen aufſtürmenden Generation. Ihr gehörte ein Kleiſt, ihr die Romantiker, ihr gehört aller geniale Sturm und Drang bis auf unſern vielgeſtaltig ſchaffenden Tag.

Neben ihr, ruhig wachſend, wie die Natur ihre Geſchöpfe wachſen läßt, die Schweſterart. Glied in der Kette des Werdens, wurzelnd im Boden der Tradition — nicht der toten, wachstumshemmenden, ſondern der uns im Blut noch lebendigen, die aus Vergangenem ewig die Zukunft zeugt. Spiegel nicht für ein vergängliches Ich, ſondern für die zeitloſe Welt, die vielfarbige, die geſtern war und morgen ſein wird, auch wenn das Ich ſchon lange erloſchen iſt. Zeitlos ſie ſelbſt darum, und langlebiger als ihre unſtet problematiſche Schweſter. Homer und der Simplex Simpliziſſimus ſteht auf dieſer Linie, Meiſter Gottfried Keller, Storm und der alte lebensweiſe Fontane.

Kunſtwerke dieſer Art pflegen nicht literariſche Senſationen zu ſein. Vor ihnen ſchlägt nicht dem Werdenden plötzlich das Herz: das bin ich! Aber der Reife lieſt und atmet tief auf: das iſt die Welt! und das Ewige, Dunkelverhüllte, das hinter der Welt lebt!

Es iſt da ein Buch erſchienen, heißt „Der Gang durch den Sand“* und iſt geſchrieben von einem jungen Norddeutſchen, Hans Grimm mit Namen. Kurze Geſchichten darin, ſcharf und klar geſehene Bilder in knappem Wort. Ein gutes Buch, auch wenn nur dieſe kurzen Geſchichten darin ſtünden. Aber es ſteht eine dazwiſchen, eine längere, das halbe Buch füllende, die gibt mehr.

Das Schickſal zweier Menſchen, eines alten Buren und ſeines Kindes, da unten in dem durſtigen Sandland Südweſt zu Anfang des Weltkrieges. Ein Schickſal, eiſenhart und erbarmungslos, wie es zu Kriegszeiten Unzählige trifft. Unzählige ſolche Schickſale verklingen ungehört. Aber dieſem einen begegnete ein Dichter. Begegnete ihm und ſah in plötzlichem Erkennen: wie hier aus äußerem Geſchehnis, das da Zufall genannt wird, und aus eingeborenen Geſetzen des Seins, die dem Menſchen ſelbſt innewohnen und nach denen er handeln muß, muß — ſich jene unerbittliche Notwendigkeit webt, die Leben und Tod bedeutet und der die Alten den Namen Moira

* Verlag Albert Langen, München.

gaben. Und da der Dichter dies in innerem Geſichte ſah und ihm dieſes Einzelſchickſal dadurch hinaufwuchs ins typiſch Menſchliche, Große, da taſtete er erſchüttert nach einer Form, die ſtreng und groß genug wäre, dies Bild zu umfaſſen. Und griff, der nordiſche Menſch, nach der Form, die ihm tief verwandt im Blute lag. So ſchuf er die Olewagen-Saga.

Es iſt wundervoll, wie hier dieſe altüberkommene Form eng um den neuzeitlichen Stoff wächſt; nicht wie ein Kleid, ſondern wie lebendige Haut. Und wie dieſe wortknappe und gefühlskeuſche germaniſche Erzählerkunſt ſtark iſt durch das, was ſie — verſchweigt. Es iſt hier nicht etwa ein Vergangenes ausgegraben und künſtlich neubelebt, ſondern es iſt ein völlig Neues geſchaffen durch Erfüllung einer traditionellen ſtilgebenden Form mit ſtarkem Gegenwartsgefühl. So iſt dieſes Werk typiſch für die Art zeitloſer Dichtung, deren Umrißlinien wir oben zeichneten.

Aber Kunſtwerke dieſer Art wachſen nicht am Wege wie Brombeeren. Wollten wir in der heutigen Literatur danach ſuchen, wir würden kaum reiche Ernte halten. Einige wenige Bücher nur laſſen ſich dem vorher genannten anreihen.

Auf vlämiſchem Boden ſind ihrer zweie gewachſen, die ich hier nennen möchte: Eugen Demolders „Märchen von der Schelde“,* vor nun 20 Jahren geſchrieben, heute erſt in der Überſetzung uns zugänglich gemacht, und Auguſt Vermeylens moderne Legende „Der ewige Jude“**.

Dem modernen Märchen pflegt ſonſt für den innerlich wahrhaftigen Menſchen etwas Fatales anzuhaften. Es iſt gemacht, nicht gewachſen. Es hat nicht die kinderhaft unbewußte Tiefe des echten Volksmärchens, ſondern iſt bewußt wie eine kokette Theaternaive. Es iſt Bildungsprodukt, nicht Naturweſen. Wenigſtens im modernen literariſchen Deutſchland.

Aber vlämiſcher Boden hat immer eine naturhaft geſunde Kunſt getragen. Was in ihm wurzelt, das wurzelt in einem ſtarken urſprünglichen Volkstum. Auch der Gebildete iſt dieſem Volkstum, vor allem auch ſprachlich, noch ſo nahe, daß er ſeine Quellen rauſchen hört, ihr Strömen im eigenen Blute ſpürt. So geſchieht es, daß durch das Märchen von der Schelde, dieſe Viſion eines heutigen Dichters, ein Ton durchklingt, der von weit, weit her, aus uralter Ferne dichtender Volksſeele kommt. Und ſo wandert in der Legende Vermeylens durch eine bunte derbvlämiſche Bauern- und Bürgerwelt, durch ſeltſam dunkle Welten lockender Naturgewalten und durch die klingenden Sphären gottnaher Geiſter der ewig Friedloſe, überall Fremde, dieſe erſchütterndſte Geſtalt aller Menſchheitsſagen; und was ihm Himmel und Hölle nicht geben konnten, das gibt ihm hier die Erde, dieſe ſchlichte ährenblonde und wieſengrüne vlämiſche Erde: dem Friedloſen Frieden, dem Düſteren Helle, dem Fremden Heimat in der Blutsverbundenheit irdiſcher Liebe zu einem Kind dieſes Volkes und Erdbodens. So wuchs hier, tiefſter Deutung voll, Vergangenes und Neues verſchmelzend, eine moderne germaniſche Legende — ein zeitloſes Kunſtwerk ...

Auf vlämiſchem Boden ſteht auch, wenigſtens dem Stoffe nach, das eine der beiden Bücher, die ich hier als letzte anſchließen möchte. Aber ihr Dichter kommt vom anderen Pol germaniſchen Volkstums her. Zwei ſtarke Bücher — nach mehreren feinen und ſchon verheißungsvollen Jugendwerken — hat der Öſterreicher Erwin Kolbenheyer*** geſchrieben; den Spinozaroman „Amor Dei“ und „Die Kindheit des Paracelſus“. Was er in beiden erfaßt und hinſtellt, iſt das Bild des Gottſuchers —

* Verlag Georg Müller, München. ** Inſelverlag, Leipzig. *** Verlag Georg Müller, München.

dieſes Wort im weiteſten Sinne gemeint. Aber eine ſeltſam tiefe Verſchiedenheit beſteht zwiſchen beiden, die wohl ein Stück eigener Entwicklung des Dichters bedeutet. Sie liegt im Verhältnis des Innen zum Außen.

Ein ſtarkfarbiger Rahmen, lebt und bewegt ſich die vielgeſtaltige Umwelt beider Bücher um die zwei Geſtalten, die ihren Mittelpunkt bilden. Aber Spinoza, der Sucher des Geiſtes, hat dieſer Umwelt innerlich nie ganz angehört und entwickelt ſich immer weiter von ihr weg nach innen hinein, in die kriſtallene Welt der reinen logiſchen Geiſteserkenntnis hinauf. Theophraſt das Kind, der künftige Parazelſus, der Vertraute der Natur, entwickelt ſich an dieſer äußeren Welt und durch ſie von innen nach außen in glühendem Erſchauens- und Erfaſſensdrange.

Jedes dieſer beiden ſtarken und reichen Bücher iſt eine Welt für ſich. Geſchloſſener in der Form, konzentrierter im Stoff der Spinozaroman, in dem bis an die Grenze des Möglichen das ſchwere Werk geleiſtet iſt, eine abſtrakte rein geiſtige Entwicklung ganz Bild und farbige Erſcheinung werden zu laſſen, verkörpert in der leidend vergeiſtigten Denkergeſtalt Spinozas. Im Parazelſusbuch iſt der Aufbau nicht ſo ſtraff, es geht ſogar häufig der Held ſelbſt dem Dichter völlig in ſeiner buntbewegten Umwelt verloren. Aber dieſe Umwelt ſtrotzt ſo von Leben, der Schritt künſtleriſcher Entwicklung von der Darſtellung eines rein begrifflichen Prozeſſes, der ſich im Grunde unabhängig vom Leben im Innern eines Menſchen vollzieht, zu dieſem unmittelbaren Herauswachſenlaſſen eines werdenden Menſchentums aus dem Leben ſelber iſt ſo groß und ſo fruchtbar, daß wir ohne Bedenken den Parazelſus als das reifere und ſtärkere Werk bezeichnen können. Und als ein ſtarkes und hoffnungsreiches Verſprechen auf die zukünftigen Werke dieſes öſterreichiſchen Dichters, in denen er die quellende Fülle des Gehalts mit Geſchloſſenheit der Form vereinen wird.

Keines dieſer beiden Bücher, keines von allen hier genannten iſt eine literariſche Senſation. Der Strom der Literaturmoden wird an ihnen vorüberfluten. Aber wenn das Heute mit ſeinen Senſationen und ſeinem Kredo längſt zum Geſtern geworden iſt, werden Kunſtwerke wie dieſe noch leben, weil ſie aus Geſtern und Heute ſchöpften, was zeitlos iſt, und es hinübertragen ins Morgen.

Lulu von Strauß und Torney

Die Bücher des deutſchen Volkes

Die Klage, die in der „Tat“ immer von neuem erhoben wird: daß es nämlich dem deutſchen Geiſtesleben an einer Form und einer bindenden Überlieferung fehle, iſt doch nur zum Teil berechtigt. Es gibt z. B. in Deutſchland eine ganz feſtſtehende Auswahl von Büchern, die jeder Menſch in einem beſtimmten Lebensalter nicht nur kauft und geſchenkt bekommt, ſondern auch lieſt. Dieſe Bücher, die hier einmal kurz zuſammengeſtellt werden ſollen, werden ungefähr den Beſtand deſſen bilden, was tatſächlich jeder durchſchnittliche Deutſche an Leſeſtoff in ſich aufgenommen hat.

Für die Jugend: Onkel Toms Hütte. Der letzte Mohikaner. Robinſon Cruſoe.
Für die Konfirmanden: Ben Hur. Quo vadis? Die letzten Tage von Pompeji.
Reiſe- und Auslandsgeſchichten: Bret Harte. Marryat. Retcliffe.
Abenteurerromane: Der Graf von Monte Chriſto und ſeine Fortſetzungen.
Phantaſtik: Jules Verne.
Geſchichtsromane: Scott.
Wundergeſchichten: Tauſendundeine Nacht.
Kinderhumor: Helenens Kinderchen.

Weihnachts- und Neujahrsbücher, die ihre Beſtimmung ſogleich im Titel zeigen: Dickens, Weihnachtserzählungen und Silveſterglocken.

Wenn der Deutſche dann reifer und differenzierter wird, lieſt er Niels Lyhne und Raskolnikow, und mit dem Problem des Geſchlechtslebens ſetzt er ſich bei Tolſtoi und Zola auseinander, wozu auch die „Frau Bovary“ gelegentlich Beihilfe leiſtet. Sein Monopol, uns über Goethe aufzuklären, hat der treffliche Lewes jetzt freilich verloren, ebenſo wie Boyeſens billiger Fauſtkommentar bei Reclam jetzt durch Witkowskis Buch bei Heſſe & Becker verdrängt iſt. Dafür ſchließen ſich der gekennzeichneten Überlieferung die deutſchen Bühnen mit bemerkenswerter Folgerichtigkeit an. Wenn die bulgariſchen Abgeordneten als Ehrengäſte nach Deutſchland kommen, ſo führt man ihnen in Berlin und Hamburg als Feſtvorſtellungen „Carmen“ und einen Verdi vor. Ja, vor mir liegt ſogar eine deutſche Armeezeitung aus dem beſetzten Gebiet, die ſich daſelbſt als Schildhalter und Pionier des deutſchen Geiſtes bewährt, indem ſie unterm Strich abdruckt: „Nataſchas Geheimnis“ von Gaſton Leroux.

Doch Scherz beiſeite. Gegen eine Art Weltliteratur, die ſich das Höchſte und Beſte der anderen Kulturen aneignet, wird kein vernünftiger Menſch etwas ſagen. Hier handelt es ſich aber um unſer tägliches Brot. Soll man denn immer von neuem auseinanderſetzen, welche ungeheure Bedeutung für die unbewußten Grundlagen des nationalen Lebens der nationalen Kunſt zukommt? Aber unſere deutſchen Bücher ſind uns gerade genug, ein Jahrfünft lang einmal Modeſache zu ſein. Man kann geradezu die letzten 50 Jahre hindurch verfolgen, wie auf dieſe Weiſe eine deutſche Dichtung die andere abgelöſt hat, von denen aber die meiſten irgendeine aus der internationalen Liſte gut und gerne hätten erſetzen können. Man denke doch an einſtige Berühmtheiten wie Auerbach, Reichenau, Hagens „Norica“, Steinhauſens „Irmela“. Oder ſind etwa Freytag und Scheffel, über den Umkreis der Leihbibliothek weit hinausgekommen, der erſte freilich auch durch die Schuld ſeines Verlegers, der für die „Ahnen“ noch heute ein kleines Vermögen verlangt! Und mit alledem ſind noch nicht einmal die Dichter genannt, die in Frage kämen, wenn wir genug Stolz und Selbſtachtung oder auch bloß Pflichtgefühl beſäßen, um nicht für die Dauer Bulwer, Cooper, Wallace, Sienkiewicz, Dumas, Habberton als unſere eigentlichen Klaſſiker zu pflegen.

Reinhard Buchwald

Schriften zum Weltkrieg aus dem Jahre 1917

Unter der großen Menge der im verfloſſenen Jahre durch den Weltkrieg hervorgerufenen Schriften verdanken leider viele ausſchließlich buchhändleriſcher Spekulation ihre Entſtehung — von dieſer Literaturgattung ſehen wir von vornherein ganz ab. Die Überſicht über die ernſt zu nehmenden Erſcheinungen wird durch die Vielgeſtaltigkeit der in ihnen vertretenen Anſichten und Beſtrebungen erſchwert. Je mehr der Weltkrieg neue Probleme aufwirft, um ſo reichhaltiger und zwieſpältiger fallen die Verſuche aus, ſie zu löſen.

Darum heben wir — außer Büchern, die um der tatſächlichen Informierung willen, die ſie bieten, geleſen werden ſollten — nur ſolche hervor, die es verdienen, als richtunggebend bezeichnet zu werden.

Kjellens ſtaatspolitiſche Gedankenwelt gipfelt in ſeinem zuletzt erſchienenen Buche „Der Staat als Lebensform“. Vielfach zu ähnlichen Ergebniſſen wie er gelangt von einem ganz anderen Ausgangspunkte her Krieck. Über die geſchichtlichen Voraus-

ſetzungen des Krieges unterrichtet ſchlicht und ſachkundig Hashagen. Über die Anfänge des Krieges gibt den bislang beſten Beſcheid der 1. Band von Stegemanns Kriegsgeſchichte. Gegenüber manchen lähmenden Einflüſſen ſuchen namentlich eine Reihe deutſcher Univerſitätsgelehrter die große Stimmung, wie ſie bei Kriegsbeginn die Gemüter beherrſchte, feſtzuhalten — voran Meinecke, der zugleich ein ſtarkes Gefühl für die Notwendigkeit durchgreifender innerpolitiſcher Reformen hat. Naumann ſucht deutſche Eigenart norwegiſchen Zuhörern verſtändlich zu machen, und der Norweger Björnſon bekennt ſich — ungeachtet einer freimütigen Kritik, die er an unſeren Schwächen übt — warm und nachdrücklich zum Glauben an die Tüchtigkeit und Keimkraft deutſchen Weſens. Auch Buchwalds Aufſätze über den deutſchen Nationalcharakter gehören hierher. Naumann behandelt außerdem eindringlich das Problem der Stellung des Kaiſertums im Volksſtaat.

Wie ſtark ſich nationales Gefühl innerhalb der Sozialdemokratie regt, offenbaren die Schriften von Heine und David. Daß die Sozialiſten freilich noch viel Grundſätzliches umzudenken haben, darauf weiſt der Neuhegelianer Plenge in einem gedankenſchweren Buche hin. Für die wachſende Vorurteilsloſigkeit des vorwärts gerichteten Teiles der Sozialdemokratie ſpricht es, daß die einzelnen Aufſätze Plenges in der ſozialdemokratiſchen Zeitſchrift „Die Glocke“ erſcheinen konnten.

Wer ſich über die tatſächlichen Vorausſetzungen und Ergebniſſe der Kriegswirtſchaft für die einzelnen Gebiete des Wirtſchaftslebens (Produktionszwang der Landwirte, Preisverhältniſſe, Viehhandelsverbände, Heeresverpflegung, Maſſenſpeiſungen uſw.) unterrichten will, findet in den „Beiträgen zur Kriegswirtſchaft“ reiches Material. Im Gegenſatz dazu verficht Schiele temperamentvoll, obſchon mit offenkundiger Übertreibung, die Anſicht, daß die freie Wirtſchaft uns auch im Kriege dienlicher geweſen wäre. Aus reichſter Erfahrung ſchöpft in ſeinen Arbeiten Rathenau, der auch feſſelnd zu ſchreiben verſteht. Bei dem Zukunftsprogramm, das er in ſeinem Buche „Von kommenden Dingen“ entwirft, kann man ſich freilich des Eindruckes nicht erwehren, daß den Produktionsleitern, zu denen er ſelbſt gehört, ein bedenklich großer, die Freiheit und das Selbſtbeſtimmungsrecht des Einzelnen gefährdender Einfluß zufallen würde.

In ſteigendem Maße hat uns der Weltkrieg die Erkenntnis von der Notwendigkeit gebracht, mit dem Weſen unſerer Gegner vertraut zu werden. Rußland behandelt auf Grund langer eigener Erfahrungen Nötzel, die Zuſtände im ruſſiſchen Okkupationsgebiet Feiler, die Vereinigten Staaten — neben Meyer — ganz eigenartig in der Wiedergabe ſeiner Reiſeeindrücke Kühnemann, Frankreich mit einſeitiger Sympathie für franzöſiſches Weſen der Deutſchſchweizer Max Müller, Syrien im Weltkriege Uebelhör.

Für die künftige Entwicklung politiſcher Verhältniſſe Normen aufzuſtellen, bevor die Waffen die Entſcheidung gebracht haben, wird immer mißlich ſein. Darum laſſen wir die Schriften, die für und wider die Reichstagsentſchließung vom Juli 1917 geſchrieben ſind, außer Betracht. Wir erwähnen in dieſem Zuſammenhange Zierkuſchs Studie über die Zukunft Belgiens und die Sterns über Mitteleuropa. Hoffmanns* Arbeit iſt ein über das Tagesintereſſe weit hinausreichender Verſuch, der deutſchen Zukunftspolitik neue Richtungen zu weiſen. Er iſt davon überzeugt, daß nicht nur die Kolonialpolitik Deutſchlands, ſondern der kolonialpolitiſche Imperialismus überhaupt im Weltkriege Schiffbruch gelitten habe und daß es für Deutſch-

* Der Verfaſſer iſt der frühere langjährige Leiter der „Tat“.

land gälte, „an die Stelle unſerer bisherigen Kolonialpolitik, die Fiasko gemacht habe, einen anderen Imperialismusgedanken zu ſetzen“. Er ſieht eine Möglichkeit dazu nur in der ſtärkeren Betonung der mitteleuropäiſchen Miſſion Deutſchlands und in der Ausdehnung ſeines Einfluſſes nach Meſopotamien zu. Knüpft er in der Aufſtellung dieſer Theſe an Naumann an, ſo iſt er in ihrer Begründung durchaus ſelbſtändig, indem er die bisher herrſchenden Methoden unſerer merkantiliſtiſchen Exportpolitik verwirft und die Herſtellung einer wirtſchaftsorganiſchen Macht befürwortet.

Beiträge zur Kriegswirtſchaft. Herausgegeben von der Volkswirtſchaftlichen Abteilung des Kriegsernährungsamtes. Heft 1 bis 23. Subſkript.-Pr. für 24 Hefte M 12.—.

Björn Björnſon, Vom deutſchen Weſen. Impreſſionen eines Stammverwandten 1914 bis 1917, mit einem Geleitwort von Gerhart Hauptmann. Berlin, Oſterheld & Co. Etwa M 3.—.

Reinhard Buchwald, Die Wiſſenſchaft vom deutſchen Nationalcharakter. 6 Aufſätze. Jena, E. Diederichs. Br. 1.60, Pappbd. M 2.40.

Eduard David, Wer trägt die Schuld am Kriege? Berlin, Buchhandlung Vorwärts. M 1.—.

Arthur Feiler, Neuland. Eine Fahrt durch Ob.-Oſt. Frankfurt a. M., Verlag der „Frankfurter Ztg.“. M —.40.

von Harnack, Meinecke, Sering, Tröltſch und Hintze, Die deutſche Freiheit. 5 Vorträge. Gotha, Perthes. M 1.50.

Juſtus Hashagen, Umriſſe der Weltpolitik 1871 bis 1914. Aus „Natur und Geiſteswelt“. 2 Bde. Leipzig, Teubner. Je M 1.20, geb. M 1.50.

Wolfgang Heine, Zu Deutſchlands Erneuerung. Jena, Diederichs. Kart. M 3.60.

Karl Hoffmann, Das Ende des kolonialpolitiſchen Zeitalters. Grundzüge eines wirtſchaftsorganiſchen Genoſſenſchafts-Imperialismus. 2. Aufl. Leipzig, Grunow. M 3.—.

Rudolf Kjellén, Der Staat als Lebensform. Leipzig, Hirzel. Etwa M 4.—.

Ernſt Krieck, Die deutſche Staatsidee. Ihre Geburt aus dem Erziehungs- und Entwicklungsgedanken. Jena, Diederichs. Pappbd. M 5.—, in Lwd. geb. M 6.—.

Eugen Kühnemann, Deutſchland und Amerika, Briefe an einen deutſch-amerikaniſchen Freund. München, Beck. M 2.50.

Friedrich Meinecke, Probleme des Weltkrieges. Aufſätze. München und Berlin, Oldenbourg. Kart. etwa M 1.80.

Eduard Meyer, Der amerikaniſche Kongreß und der Weltkrieg. Berlin, Curtius.

Max Müller, Frankreich im Kriege 1914 bis 1916. Zürich, Inſtitut Orell Füßli. br. M 10.—, geb. M 12.—.

Friedrich Naumann, Die deutſche Sache und die deutſche Seele. 2 Vorträge, gehalten Chriſtiania am 3. und 5. Februar 1917. Berlin, Reimer. Etwa M 1.—.

Friedrich Naumann, Der Kaiſer im Volksſtaat, 1. Heft der Schriftenfolge „Der deutſche Volksſtaat“. Berlin, Verlag Fortſchritt. M 1.20.

Carl Nötzel, Die Grundlagen des geiſtigen Rußlands. Verſuche einer Pſychologie des ruſſiſchen Geiſteslebens. Jena, Diederichs. Pappbd. M 5.—, in Lwd. geb. M 6.50.

Johann Plenge, Die Revolutionierung der Revolutionäre. Leipzig, der Neue-Geiſt-Verlag. Etwa M 3.60.

Walther Rathenau, Probleme der Friedenswirtſchaft. Berlin, Fiſcher. M —.75.

Walther Rathenau, Von kommenden Dingen. Berlin, Fiſcher. Geh. M 5.—, geb. M 6.50.

G. W. Schiele, König Nothart und ſein Volk. Ein wirtſchaftliches Märchen. 1916. br. M 1.—

G. W. Schiele, Volksverſorgung durch Zwang oder durch Freiheit. Sammlung von Aufſätzen zur Kriegsernährungspolitik. 1916. M 2.—. Beide im Selbſtverlag des Verfaſſers (Naumburg a. S.)

Hermann Stegemann, Geſchichte des Krieges, I. Band. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. M 14.—.

Jacques Stern, Mitteleuropa. Deutſche Verlagsanſtalt. M —.50.

Dr. Max Uebelhör, Syrien im Kriege. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. M —.50.

Wilhelm Weber, Drei Jahre Weltkrieg. Frankfurt a. M., Knauer. M —.50.

Hermann Barge

Die erſte „Freideutſche Woche" am Solling

Die „religiöſe Woche" der Freideutſchen Jugend ſtand unter dem Zeichen des Ordnungſchaffens im Innern. Das Chaos der Jugendbewegung tat einen weiteren Schritt hin zur Harmoniſierung. Für Außenſtehende und auch für die Freideutſchen, die ihrer Entwicklung nach dazu gehörten, ſchien oft nur eine Summe ſich bekämpfender, in ein Netzwerk begrifflicher Unklarheit verſtrickter Einzelperſonen oder beſtenfalls Gruppen vorhanden zu ſein. Wieder, wie ſchon ſo oft, ſuchte der vergeblich, für den eine Bewegung letzten Endes doch notwendig zu einer Formulierung ihrer Ziele gelangen muß. Dazu kam es nicht, im Gegenteil — wieder lockerte ſich das Gefüge des Organismus, um neues, gleichgerichtetes Leben in ſich aufzunehmen. Gegenſätze, die Druckerſchwärze verſchuldet hatte, verblaßten im engen Beieinander. Und gerade dieſes Erlebnis der Einheit ſo vieler ſcheinbar widerſtrebender Elemente wuchs, ging weit hinaus über die Grenzen der verſammelten Jugend, über das eigene Volk und ließ immer klarer ein Ziel erſtehen, deſſen Namen heute geſchmäht und verachtet iſt, wie keines ſonſt: die Menſchheit.

Profeſſor Natorp, Marburg, ſprach über: „Die deutſche Seele" und mußte es immer wieder erleben, wie das Bewußtſein des Heute, eines unbedingten Willens zum Soll des Jetzt ſich faſt dagegen wehrte, im Erlebnis des geſchichtlichen Werdens ſeine letzte Stütze, ja ſogar auch nur Hilfe zu ſuchen für die kommende Zeit. Vorwärts war der Blick gerichtet, und dies Drängen ließ viele verachten, was, ihnen ſelbſt weſensgleich, ſeit Jahrhunderten immer neu die Materie: Welt zu geſtalten ſucht. Nur wenige der Jungen werden mit voller Klarheit ſich wurzeln fühlen in jenen Früheren, die ihnen heute zur Seite ſtehen würden. Den Schritt zum Heute tat Wilhelm Stapel. Sein Luther war ganz hineingetreten in unſer Leben, in die Probleme, die alle bewegten, und lehrte alle, ſich ſelbſt in ihm beſſer zu erkennen, als es die Fülle des Lebens ſonſt zuließ. Luthers äußerer Feind, der Antichriſt in Rom, erhob ſich, für uns noch heute ſichtbar als Gewaltherrſchaft des Geldes und heute — unſer Feind. Der äußere — nicht zu beſiegen mit den Mitteln äußerer Gewalt, ſondern von innen her durch den Glauben in Gott. Finden wir aber dieſen Glauben noch in uns? Iſt Gott nicht tot? Und wenn ich Gott nicht finde, wo iſt wenigſtens der Weg zu ihm? Arthur Bonus ſuchte ihn zu zeigen. Er ging ganz in die Seele des Menſchen hinein, öffnete gewöhnlich dem Bewußtſein verſchloſſene Türen und ſprach von Dingen, die ſelbſt der Freund dem andern verbirgt. Er ſprach vom Erlebnis der Schuld, der Sünde, vom Gewiſſen und zeigte, daß er um den Menſchen weiß, um eine Sehnſucht, die viele nicht einmal ſich ſelbſt, noch weniger anderen einzugeſtehen wagen. Er traf aber damit das Zentrum aller Gemeinſchaft der Jungen, die ihn hörten, und die nun tiefer die Gegenſätze, aber auch klarer und ſchärfer den Weg erſchauten, der vor ihnen lag, den Weg: von innen nach außen. Bonus fand den Weg in die Realität nicht. Er verſuchte die eigentlich religiöſen Vorſtellungen zu faſſen und zu einer Theologie zu verbinden, aber ſie blieben blaß und hatten den Charakter

hilfloſer Anlehnung an Gedankengänge früherer Zeiten. Und doch hatte die Jugend gerade darauf gewartet, ihr eigenſtes alltägliches Leben religiös erfüllt zu ſehen. Gerade weil ſie das Bewußtſein einer einheitlichen Lebensgrundlage und Stellung zur Welt immer lebhafter empfand, mußte ſie, ſoweit ihre Phantaſie überhaupt das poetiſche Bild einer neuen Religion erſehnte, auf den Propheten warten, der ihr eine Vermählung von Gewiſſen und Welterkenntnis in Geſtalt religiöſer Bilder und Forderungen geben konnte, das Ewige im Zeitlichen erfaſſend und dem Zeitlichen als Soll entgegenſetzend. Natorp war zu augenblicksfremd, Stapel ließ *ein* Soll zu ſehr das ganze Lebensgebiet ausfüllen und Bonus verlor ſich in die Tiefe und Breite des ſubjektiven Erlebens. Alle drei hatten den Weg zum eigenen Selbſt gewieſen, einer war ihn weiter hinein in die Wirklichkeit gegangen, aber eine Theologie hätte Gott in Beziehung zur *ganzen* Wirklichkeit geſetzt. Dies aber wagten die drei Vortragenden nur auf ſchon begangenen Wegen. Damit unterwarfen ſie ſich einer Materie, die ſich inzwiſchen in eigener Entwicklung und in unſerer Erkenntnis gewandelt hat. Alſo ſchritten ſie zurück, ſtatt auf neuem Wege heutige Materie zu formen.

Deshalb durchbrach der Wille zur Zukunft immer wieder das Thema zur Woche. Der religiöſe Menſch wollte in der Tat ſich ſeiner ſelbſt bewußt werden, wenn es dem Gedanken nicht gelang, alle Weiten des Erlebniſſes zu umſpannen. Die Tat: Schaffung der Menſchheit als Herrſchaft der Gerechtigkeit unter den Menſchen. Stärkſten Ausdruck fand dieſes Wollen, als ein Junger nach dem andern von der Jugend anderer Länder und von dem Glauben an ſie ſprach. Wer an dieſe Jugend glaubt, muß den Krieg haſſen. Ihr, die ihr nur ein Chaos zu ſehen glaubet, ſeht ihr nun den Willen zur Einheit — nein die Einheit ſelbſt ſchon? Denn nur das Vertrauen auf ſie vermag jenen Willen zu entflammen.

Dieſes Vertrauen zeugte eine erſte Tat: Öffnung der Schranken für alle Weſensgleichen. Schon bevor der Wille dazu von denen, die die Schlüſſel in Händen hielten, ausgeſprochen wurde, konnte man dies Werden erkennen. Man kämpfte miteinander durch die Kritik der Perſon. Eine Gemeinſchaft von Menſchen aber, in der ein ſachlicher Angriff gegen Perſonen möglich iſt, ohne daß dadurch Feindſchaft geſät wird, zeigt eben durch dieſes Verhalten eine unzerſtörbare Zuſammengehörigkeit. Denn daß gewöhnlich nur Feindſchaft daraus entſteht, iſt Beweis innerer Unſicherheit. Der innerlich Sichere aber wird jeder andern Individualität gerecht, er verhält ſich gemeinſchaftbildend, ſozial. Sozialiſierung der Welt iſt Ziel *der* Freideutſchen, die ſelbſt bereits zur Sozialiſierung innerhalb ihres Ich gelangt ſind und vor innerer Wahrhaftigkeit nach außen handeln, zur Tat ſchreiten dürfen.

Dies alles geſchah öffentlich als Äußerung, ſozuſagen Abſtraktion deſſen, was zwiſchen den Einzelnen im Hauſe, auf dem Raſen, auf Spaziergängen und ſelbſt im Spiel vorging. Geſellige Abende machten zum Erlebnis, was den Begriffen am Tage entſchlüpft war und fingen all das Leben wieder ein, das ſich oft vor der Schärfe oder auch nur vor den Kanten ſprachlicher Faſſung geflüchtet hatte. Es gab viel von ſolchem Leben und darum nicht weniger wertvolles, weil nicht von ihm geſprochen wurde.

Harald Schultz-Hencke

Unſere Stellung zum Kriege

Es iſt von den Kreiſen der Jugend die Rede.

Da ich nicht glauben möchte, daß H. Getzeny im Auguſtheft der „Tat“ mit ſeinem Titel „*Unſere* Stellung zum Kriege“ ſeine Anſchauungen generaliſieren will, und auch der Aufſatz ſelbſt etwas Fragendes, Taſtendes, Nicht-endgültig-entſcheiden-

Wollendes an ſich trägt, empfinde ich ein Thema unter die Jugend geworfen, auf das es ihr ernſtlich zu antworten gilt. Wie die Dinge im Raum, werden ſich die Formulierungen ſtoßen müſſen: ſie werden präzis und kantig ſein. Und wenn es ſein muß, wird es zu entgegnen gelten.

Unſere Stellung zum Kriege.

Ich wage eine ſarkaſtiſche Bemerkung: etwas reichlich ſpät, die Frage. Heute nach drei Jahren Wahnſinn wagt ſie ſich vor. Damals in den erſten Wochen der Begeiſterung, als „das Wort Vaterland" noch nicht für ſo viele mit Enttäuſchungen verbunden war, damals ſchwiegen wir, wir, die Jugend. Und vorher noch, als Jahrzehnte hindurch ſich das Pulver aufſammelte, das eines Tages mit Notwendigkeit in die Luft fliegen *mußte*, als wir gegen die Schule Oppoſition machten (die uns doch den Krieg lehrte), fragten wir uns damals? Gaben wir uns Rechenſchaft? Wir ſchwiegen. Denn mit lauten Worten von der „Verantwortlichkeit vor uns ſelbſt" redend, vergaßen wir, daß das geſellſchaftliche Leben *mehr* verlangt. Daß es auch Verantwortlichkeit gegenüber den anderen fordert und Verantwortlichkeit gegenüber den realen Dingen und ihren Problemen. Und weil der Krieg keine perſönliche Angelegenheit iſt, ſondern eine ſoziale Kataſtrophe, mit ihren Wurzeln in der Gelagertheit materieller Dinge fußend, darum *beſtand* für uns das Problem nicht. Verwickelt in die Extreme eines aufſteigenden Perſönlichkeitsromantizismus, vergaßen wir unſere ſoziale Verantwortlichkeit. Wir hatten *keine* Stellung zum Krieg. Das war unſere größte Schuld. Das iſt und bleibt wo jeder von uns Jugendlichen mitträgt an dem grauenvollen Bewußtſein: nichts getan zu haben, um unſere Millionen toten Brüder zu bewahren.

So gehen drei lange Jahre vorüber und dann ſtottern wir endlich die Frage. Es iſt reichlich ſpät. Aber ich glaube, daß uns die Zeit eingehämmert hat, was wir vom Kriege zu denken haben. Wenigſtens all jenen, die ihn nicht in Leitartikeln und oberlehrerhaft gedrechſelten Phraſen „erlebten", ſondern in ſeiner durchſchütternden Brutalität, wie Henri Barbuſſe in ſeinem grandioſen Romane „Das Feuer" oder jener ungariſche Oberleutnant in ſeinen „Menſchen im Krieg" ſie dargeſtellt. Dieſe Jugend glaube ich, wird ihrem romantiſchen Schlummer entrüttelt ſein. Sie wird nicht mehr bei ſich ſelbſt ſtehen bleiben, ſondern forſchend die Frage des Krieges durchwühlen. Sie wird ſich die Kenntniſſe ſchaffen, es zu vermögen. Sie wird fiebern, es getan zu haben.

In dem Aufſatze, auf den ich Bezug nehme, findet ſich mein verehrter Lehrer Profeſſor Oppenheimer erwähnt. Wenn wir ihm ſchon folgen, folgen wir ihm ganz! Was ſagt er? „Heute hetzen die Klaſſenintereſſen die Völker in die Gemetzel, das Klaſſenmonopol der Staatsverwaltung bereitet die Kriege vor, erklärt und führt ſie — als das kleinſte Mittel des Klaſſennutzens. Denn die Vorteile fließen der Oberklaſſe zu, die Blut- und Steuerlaſt trägt die Unterklaſſe*." Die Jugend — die nicht mehr wie bisher über jede intellektuelle Arbeit die Naſe rümpfen wird — wird zu dieſer Erkenntnis und zu ihren Vertiefungen finden. Sie wird — die bisher allzu klampfenhaft war — ſelbſt kriegeriſch werden. Im Sinne Jean Pauls Kriegserklärung gegen den Krieg. Denn dann, ſcheint mir, iſt die Stellung der Jugend zum Kriege klar.

Es gibt nur *eine* Stellung der Jugend: zum Frieden.

In dieſem Sinne folgende Entgegenſetzungen gegen Gegeny.

* Theorie der reinen und politiſchen Ökonomie, 1911, S. 707.

Kriegsziele, von denen er ſpricht, bedeuten Friedensanfang. Friedensanfang bedeutet den Beginn einer neuen Ära der Entwicklungen, die, wenn ſie nicht zum ſelben anarchiſchen Zuſtande und dem endlichen neuerlichen Zuſammenbruch führen ſollen, einem geiſtigen Richtgedanken folgen müſſen. Und da allerdings gähnt mir bei Gerzeny eine abgrundtiefe Leere. Wenn er vom Unabhängigmachen Deutſchlands ſpricht, ſo iſt das eine Rückwärtsorientierung. Sollte nicht einmal die Jugend genügend Stoßkraft haben, um aktiviſtiſch zielbewußt am Folgenden, Folgend-Notwendigen ſich zu orientieren und an ihm zu ſchaffen? Dann müßte man an Europa verzweifeln. Deutſchland vor der Auswucherung der goldenen Internationale zu bewahren, ſcheint weſentlichſtes Ziel bei weitem nicht. Beim kommenden Frieden handelt es ſich nicht um Bankſcheck- ſondern um Menſchheitsfragen. Um moraliſche Intenſitäten.

Das unterlaſſene Erwähnen dieſes Inbegriffes führte zu der unglücklichen Dreiteilung der Kriegszielforderer. Es gibt neben den Indifferenten ihrer nur zwei; und die verkörperten Gegenſätze ſind brutal. Es handelt ſich darum, für die Zukunft: Krieg oder Frieden. Gewalt oder Recht. Ausbeutung oder Gerechtigkeit. Autokratie oder Demokratie. Dreſſierter Wille oder freier Wille. Konkurrenz oder Kooperation. Oder — um ſchon oppenheimeriſch zu ſprechen, politiſches oder ökonomiſches Mittel. Nur darf man nicht dieſe ganze Theorie auf den Kopf ſtellen und den oppenheimerſchen Staat dahin mißdeuten, als ſei dem Begriffe Staat das politiſche Mittel inhärent, während es Oppenheimer nur dem heutigen klaſſenmonopoliſtiſch realiſierten Staat zuſchreibt. Dieſes Mißverſtehen auch nur konnte zu der grandioſen Idee führen, Scheidemann und Reventlow in einen Kriegszieltopf zu werfen. Der eine vertritt Konſervativismus, der andere (ohne uns hier auf die innerparteilichen Auseinanderſetzungen einzulaſſen) Sozialismus. Sieht Gerzeny nun, welchen Salat er angerichtet hat? Konſervativismus und Sozialismus ſind Geſinnungsfragen. Und wenn er noch teilen möge in politiſchen Sozialismus gegen politiſchen Konſervativismus, wirtſchaftlichen Sozialismus gegen wirtſchaftlichen Konſervativismus, geiſtigen Sozialismus gegen geiſtigen Konſervativismus: wird ihm dann das Kuddelmuddel ſeiner Aufſtellungen nicht um ſo bewußter? Und noch eines: man muß als Politiker nicht überall die ungünſtigſten möglichen Entwicklungen einer Partei heranzerren. (Auf dieſe Weiſe beweiſt man Chriſtus als Feigling, Nietzſche als Wüſtling und Goethe als Charlatan.) Man kann im politiſchen Leben nur nach zwei Richtungen urteilen. Nach dem Eſſentiellen des „ideologiſchen Überbaus", das heißt nach dem ideenmäßig Zugrundeliegenden, und kann nach dem Wert dieſer Ideen für Welt und Menſchheit ſich für ja und nein entſcheiden. Und man kann dann zum zweiten darnach urteilen, wie die Einzelnen daran gegangen ſind, zu verwirklichen, was ſie verſprachen, und zu welchen Erfolgen ſie gelangten. Und wenn hier der Sozialismus Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit predigt, der Konſervativismus aber „Ethik der Raſſe" (und noch verſchiedenes weniger), ſo ſcheint mir am Menſchheitsgedanken orientiert denn doch das Ziel des Sozialismus weſentlicher. Und an den Erfolgen geſehen: Der Erfolg des Konſervativismus iſt heute heute eine ſiebentauſend mal tauſend verſcharrte und halb verwüſtete Welt („Alldeutſche Blätter", 1. Kriegsnummer: „Dieſe Stunde haben wir erſehnt . . ."). Und der Erfolg des Sozialismus? Ein Zuſammenbruch, der aber den Sozialdemokraten, nicht dem Sozialismus zur Laſt gelegt werden kann. Jede vorwärtswollende Idee leidet unter den Menſchen, die ſie zu realiſieren denken. Dem Sozialismus ſind nicht „wahnſinnige Steuern, ſchlechte Geſchäfte, Arbeitsloſigkeit,

Armut, Elend und Revolution" begrifflich eigen. Das Gegenteil. Ich will aber nicht von Unterſtellung reden, denn zu dieſem Ziele lag kein Grund vor. Wenn allerdings Gegeny (und obendrein nach Lenſch) behauptet, in England und den übrigen Staaten ſei der Sozialismus niemals ſtark geweſen, ſo erheiſcht das im Wahrheitsintereſſe Richtigſtellung. Nur dieſes eine: nach wohlunterrichteten engliſchen Kreiſen entſcheidet heute das Verhalten der Labour Party über Krieg oder Nichtkrieg in England. Und was nun den Kulminationspunkt bildet: „Da ferner dieſe Kreiſe (die alldeutſchen), wie ſie ſagen, Raſſenpolitik treiben und alles zur Hebung und Geſundung des Volkes tun wollen, da ſie infolgedeſſen der Siedlungspolitik und inneren Koloniſation nicht unfreundlich gegenüberſtehen, jedenfalls ſcharfe Gegner der Bodenſpekulation ſind — und allein von der inneren Koloniſation aus kann die ſoziale Frage gelöſt werden —, ſo arbeiten ſie auch indirekt auf den ſozialen Ausgleich zu. Wir werden uns alſo in der Frage der Kriegsziele in die Nähe dieſer Kreiſe ſtellen müſſen." Eine eigene Broſchüre über dieſen Satz wäre eine Kleinigkeit: es iſt Beweis für meine Behauptung bisher allzuſehr unterlaſſener intellektueller Arbeit der Jugend. Schlagworte genügen. Die Termen „Raſſenpolitik" und „Hebung und Geſundung des Volkes" — trotz der noch obendrein hypothetiſierenden Formel: „wie ſie ſagen" — genügt, um am alldeutſchen Angelhaken zu beißen. Und woher kommt die Erkenntnis, daß „infolgedeſſen" Siedlungspolitik und innere Koloniſation alldeutſche Ziele waren? Es iſt ein Jammer: eine Kriegerheimſtättenepidemie iſt über unſere Jugend gekommen und hat ſie mit derſelben Blindheit geſchlagen wie früher mittelalterliche Volkslieder. Denn in dieſem Sinne wird doch auch hier die Frage „Innere Koloniſation" geſehen. Möge man aber dieſes ihr Bild nachprüfen! Ich ſchweige darüber, was in Polen geſchah. Die Chroniken ſchreien darüber genügend zum Himmel. Und wenn unſere Großgrundbeſitzer nicht in Villagründen ſpekulieren, ſo meint Gegeny, ſie ſeien der Grundſtücksſpekulation abhold? Nun, er wird ſich das Schmunzeln der Jedlitze erwerben. Denn ob jemand Boden ſpekuliert, indem er ihn zu tauſenden von Hektaren ſperrt, oder ihn von Hand zu Hand verſchachert, als Sozialpolitiker kann ich keinen Unterſchied ſehen.

Und — obendrein — *deshalb* ſollen wir alldeutſchen Kriegszielen naheſtehen? Nein, zu ſagen, *ſie* arbeiteten auf den ſozialen Ausgleich hin, wäre identiſch, als wollte man vorſchlagen, Bodenſpekulanten zu unterſtützen, mit der Begründung, wenn die Lage unerträglich ſein werde, würden die Bodenreformer mehr Mitglieder gewinnen.

Das aber ſei den Alldeutſchen nie vergeſſen, daß ſie geſtanden haben, ſie hätten dieſe Stunde erſehnt. Denn ſie geſtehen damit: ſie haben nicht nur das: ſie haben das Blut erſehnt, ſie haben die drei Jahre Jammer und Not erſehnt. (Und Menſchen, die etwas erſehnen, konſequent, müſſen dafür gearbeitet haben.) Und mit ihnen ſollen wir uns identifizieren? Sollen ruſſiſchen und belgiſchen Bauern *ihr* Land wegnehmen und die unerbittliche Vorausſetzung für einen nächſten Krieg ſchaffen? Nein, das ſind ſachliche Nebelhaftigkeiten, die hier zugrunde liegen. *Innere* Koloniſation wohl — aber *gegen* den Großgrundbeſitz. *Innere* Koloniſation iſt keine Frage von Territorienzuwachs, ſondern von Betriebsintenſivierung.

Wenn die Jugend mit offenen Augen ſich dieſen Problemen nahen wird, und wenn ſie gewiſſenhaft wird gelernt haben, ſich nicht mehr durch liebgewordene Schlagworte düpieren zu laſſen, dann wird ihre Stellung zu den Kriegszielen klar werden. Wer gegen den Krieg iſt, muß ſeine Friedensbaſen danach orientieren. Wer Frieden

will, muß Menſchheitsgeſinnung vor Siedlerei ſtellen. Um nicht durch das Wort Verbrüderung den Lächlern zu gefallen, wird der einzige exakte Begriff für dieſe Friedensbedingungen lauten können: Kooperation. In der weiteſten und vergeiſtigteſten Auffaſſung des Wortes. Den Weg aber zu dieſem Ziele, meine ich, müßte eine wollende Jugend zu finden wiſſen. Zitieren wir nur die einige Seiten ſpäter geleſenen Sätze:

„... es ſteht eine ungeheure Wendung bevor, die Menſchheit wird langſam wach. Die Ereigniſſe in Rußland geben eine gewaltige Perſpektive. Da bilden ſich Kräfte, gegen die kein Maſchinengewehr und kein Hindenburg hilft ...“

Prächtig geſagt!!

J Feldner

Seelſorge an der Front
Eine Ergänzung*

Seit langer Zeit blüht überall an den Fronten jedweder Himmelsrichtung ein friſches Gemeinſchaftsleben der feldgrauen Wandervögel. Einzelne, die die geiſtige Not der Gebildeten im Felde erkannten, fingen ſchon im Jahre 1915 mit dem Zuſammenſuchen der Geſinnungsfreunde an. Und was daheim nicht ein Meißnertag fertigbringen konnte: hier ſaßen Wandervögel und Freideutſche, Vortruppler und Freiſchärler beieinander und gaben ſich gegenſeitig geiſtiges Verſtehen und tiefgreifende Anregung. Jetzt, im vierten Kriegsjahre, ſind dieſe kleinen Freundſchaftsinſeln Gleichgeſtimmter zu Kreiſen und Gauen an den Fronten gewachſen, die in der ſtarren Organiſation von Walter Fiſcher ihren heimiſchen Rückhalt finden. Im Weſten wie im Oſten beſtehen Feldrundbriefe, die das Treffen vermitteln und das äußere Band der Gemeinſchaften bilden. Denn es kommt leider nur zu oft vor, daß des Krieges rauhes Durcheinander die Kreiſe auseinanderreißt, und zum Wiederanſchluß an neue Geſinnungsfreunde wäre ſo ſchnell keine Möglichkeit gegeben, wenn die Rundbriefe und die Vermittlungsſtellen nicht ſo glänzend arbeiteten. Sie haben ihre Feuerprobe beſtanden.

Welch ein geiſtiger Born dieſe Wandervogelgemeinſamkeiten, bei denen Glieder verſchiedener Geiſtesrichtungen zu finden ſind, draußen für den Einzelnen ſind, das iſt hinlänglich bekannt. Sie finden bei den Zuſammenkünften die neuen Zeitſchriften der Jugendbewegung vor, und es gibt ſchon Älterenkreiſe, die ſich ſyſtematiſch mit dem Weiterbau des geiſtigen Beſitzes befaßt haben. Von dieſer perſönlichen Berührung aus kommt auch der Anreiz zum „Leutedienſt“, d. h. zur geiſtigen Aufrichtung ſeiner Kameraden.

Es iſt wirklich fraglich, ob Vortragsreiſen das alles ſchaffen würden. Gewiß, ſie wären für dieſe Kreiſe ein Sonnenblick im grauen Einerlei des feldgrauen Werktages. Und von dem Erlebnis aus würde man weiterdenken und es im engen Kreiſe dann weiter ausſchöpfen. Geiſtige gegenſeitige Befruchtung iſt durch die geiſtig Regen — ſie brauchen ja gar nicht einmal Gleichgeſinnte zu ſein — gegeben.

Darauf wollte ich hinweiſen und die Ergänzung ſo formen: Ehe das Bollwerk des Nichtverſtehens eingerannt iſt, daß weltliche Seelſorge ebenſo dringend, wenn nicht noch dringender als die kirchliche iſt, ſoll immer wieder auf die perſönliche Ausſprache und auf Feldneſte, Feldkreiſe und Feldrundbriefe hingewieſen werden, die dem geiſtigen Schaffer die ſeeliſche Not draußen erleichtern. Die Treffmöglichkeit iſt bereits ſeit langer Zeit von den Wandervögeln geſchaffen worden, welche die

* Vergleiche Novemberheft S. 725.

Tingeltangel-Seelſorge ablehnten und ſich auch im Felde das geiſtige Eigenrecht behaupteten. Daß dieſe Gemeinſamkeit allen Gebildeten zugänglich iſt, ſoll das unter Kameraden noch hervorgehoben werden?! Samm-Glogau, im Felde

Gedanken zur Zeit

Ein deutſcher Edelmann. Der Berliner Oberbürgermeiſter Wermuth ſtellte letzthin erneut feſt, daß der Anreiz durch künſtliche Preisſteigerungen den Verbrauchern gar keinen Vorteil gebracht habe. Die Erfaſſung der Vorräte auf dem Lande ſei noch nicht zur Vollendung gekommen. Hier am Ausgangspunkt des Schleichhandels liege das Schwergewicht der Aufgabe, nicht darin, daß man am Endpunkt mit großer Strenge zugreife. „Der ſchon ſchwer leidende Städter wird hart angefaßt, wenn ihm mal ein kleiner Teil des ländlichen Überfluſſes zukommt. Er wird doppelt geſtraft, wenn man es nicht für durchführbar hält, gegenüber dem ländlichen Erzeuger die gleiche Strenge walten zu laſſen.“

Die Landwirtſchaft ſchiebt demgegenüber alle Schuld den Städtern, insbeſondere dem Handel zu, der ſeinerſeits die Anklage zurückgibt. Beide ſind einig, wenn ſie gemeinſam auf Behörden und Verbraucher einhauen können. Faſt fremdartig klingt durch ſolche Indianermuſik phariſäiſcher Selbſtſuchtspoſaunen hindurch ein reiner Ton in unſer Ohr. Der Großgrundbeſitzer von Pleſſen-Reez kritiſiert in der „Mecklenburgiſchen Zeitung“ die öffentliche Bewirtſchaftung landwirtſchaftlicher Produkte. Er führt die Mißerfolge zurück auf die unzulängliche Hinzuziehung der landwirtſchaftlichen Praktiker und die Ausſchaltung des auf eigene Rechnung und Gefahr arbeitenden Handels, unterſcheidet ſich aber von Schiele dadurch, daß er Höchſtpreiſen für Produzenten und Wiederverkäufer und einem Lieferungszwang zuſtimmt, Einhaltung der Preiſe und Verhinderung des Wuchers erzwungen wiſſen will. Darüber ließe ſich reden, wenn jetzt der ehrliche Handel überhaupt auf eigene Rechnung und Gefahr ſolid arbeiten könnte. Aber wer kann jetzt über Verkehrs- und Transportmittel verfügen, Liefermengen und -zeiten garantieren? Wo iſt die Konkurrenz (nach unten!)? Die Hinfälligkeit der von Schiele unter den Hoſiannahrufen von Großhandel und Landwirtſchaft, die beide dabei wahrlich nicht objektiv ſind, auf die Spitze getriebenen Theorie des freien Binnenhandels beweiſt das Schickſal jeder noch nicht von einem Höchſtpreis erfaßten Ware: Der „ausgleichende“ Handel ſpekuliert mit ihr, wirft ſie hin und her, „ſtreckt“ und verteuert ſie, unbegrenzt, da die Nachfrage unbegrenzt iſt. — Der Staat kann von der öffentlichen Bewirtſchaftung nicht abſehen. Aber er ſollte ſich der Praktiker und des ehrlichen Handels, den er durch eine Bezahlung nach der Menge und Qualität ſeiner Einkäufe und durch Gewinnbeteiligung an Erſparniſſen durch Preisherabdrückung zu intereſſieren hätte, bedienen.

Von dieſer grundſätzlichen Meinungsverſchiedenheit abgeſehen, finden wir bei Herrn von Pleſſen Feſtſtellungen, wie wir ſie in ſolcher Sachlichkeit, Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit und vornehmer Staatsgeſinnung in einer Zeit, in der jeder ſeine Gier nach Mehrgewinn als „nationale Wohlfahrt“ etikettiert, kaum noch zu hören hofften:

„Es ſcheint, daß die Befürchtung, die Kartoffeln könnten zur Schweinemaſt benutzt werden, die Behörden veranlaßt hat, die Kartoffelpreiſe ſo hoch zu ſetzen. — Es iſt ja ſicher, daß die Nahrungsmittel, welche dem Menſchen direkt zugeführt werden, einen höheren Wert für ihn haben, als auf dem Umwege über die Fleiſcherzeugung. Doch iſt es falſch, die Schweinemaſt durch derartige exorbitant hohe Kar-

toffelpreiſe behindern zu wollen; das läßt ſich auf viel einfachere Weiſe dadurch erreichen, daß der zweifellos zu hohe Schweinepreis von 70 bis 75 M auf ein normales Maß zurückgeführt wird, denn es iſt doch ein Widerſpruch in ſich, die Schweinemaſt verhindern zu wollen, gleichzeitig aber ſo hohe Schweinepreiſe feſtzuſetzen, daß dieſelben wie eine Prämie wirken. Die ganz natürliche Folge ſind dann hohe Kartoffelpreiſe. Man ſetze alſo die Schweinepreiſe auf einen guten Friedenspreis; die Ausrede, daß dann niemand mehr Schweine mäſten würde, kann um ſo weniger gelten, als die Behörden gar nicht wünſchen, daß Schweine gemäſtet werden. — Angeſichts der recht guten Kartoffelernte iſt es nicht zu verantworten, einen höheren Höchſtpreis als 3 M ab Produzentenſtation feſtzuſetzen. Für Lieferungen bis 15. November mag noch eine Schnelligkeitsprämie von 50 Pf. hinzukommen. — Zweifellos iſt ein Friedenspreis von 3.50 M ſelbſt in den knappſten Kartoffeljahren etwas kaum Gehörtes geweſen; es iſt unerfindlich, weshalb in einem reichen Kartoffeljahr dem ohnehin unter der allgemeinen Teuerung ſchwer leidenden Konſumenten der Preis über den höchſten Friedenspreis hinaus verteuert werden ſoll, um ſo mehr als bei der allgemeinen Knappheit an Fleiſch und Fett und den geringen Brotrationen die reiche Kartoffelernte dieſes Jahres als ein wahres Gottesgeſchenk erſcheint und gerade den Unbemittelten und Armen in reichlichem Maße zu einem mittleren Preiſe zur Verfügung ſtehen ſollte. — Die Preisbildung der meiſten landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe muß als durch und durch ungeſund bezeichnet werden. Sie ſchädigt nicht nur die Konſumenten, ſondern auch die Allgemeinheit und letzten Endes auch den Produzenten, weil ſie ihn verwöhnt mit einem Gewinn, der als berechtigt nicht angeſehen werden kann. Es erſcheint als unabweisbare Pflicht, die notwendigen Lebensmittel derart im Preiſe zu halten, daß gerade die Armen und Unbemittelten ſie bezahlen können und daß der Landwirtſchaft nicht Vorteile in den Schoß geworfen werden, die ſie gar nicht einmal begehrt. Daß ein Andauern eines ſolchen Zuſtandes zu den traurigſten Verhältniſſen führen muß, bedarf wohl keiner näheren Begründung. Auch die Staatsfinanzen werden direkt durch die höheren Preiſe, welche der Staat für ſeine Betriebe bezahlen und durch rieſenhafte Anleihen decken muß, wie auch indirekt infolge der durch die Teuerung notwendig werdenden Gehaltsaufbeſſerungen auf das ungünſtigſte beeinflußt, während eine Bereicherung der privaten Hand ſtattfindet, die weder ſachlich noch den Zeitläuften nach berechtigt iſt. — Ganz ähnlich liegt es mit der verfehlten Feſtſetzung von Frühdruſchprämien.

Die Milchintereſſenten verlangen ſtändig höhere Milchpreiſe, weil ſonſt alle Milch verbuttert werde. Darauf ſteigt dann der Butterpreis, weil „zwiſchen Milch- und Butterpreis eine feſte Relation beſtehen müſſe“. So wird die Milch-Butter-Schraube endlos weitergedreht. Ebenſo handhaben lärmende Agrarier die Kartoffel-Schweinefleiſch-Schraube. Herr von Pleſſen iſt aus dieſer großen Zeit der Drehtechnik herausgefallen. Er will ſogar rückwärts drehen, denn er ſieht: die Schraubenſpindel purzelt ſonſt aus der Mutter! Er ſieht auf den Zuſammenhang, denn er iſt ein wahrhaft edler deutſcher Mann! P. O.

Vom Proteſtantismus. Tauſende von Federn haben am 31. Oktober den Deutſchen ihren Gottesmann Luther zu erwecken geſucht, durchgängig aber nur in der Art, daß man belehrend auf den verſchütteten Quell in Luthers Schriften

und Leben hinwies. Doch wohl keiner hat dabei gefragt, wie kommt es eigentlich, daß Luthers Perſönlichkeit ſo wenig eigen geſehen im einfachen Volke und unter den Gebildeten lebt, ganz im Gegenſatz zu Goethe? Liegt es etwa an dem Kirchlich-Theologiſchen ſeines Lebenswerkes? Liegt es an den vier Jahrhunderten, die dazwiſchen liegen?

Aber war denn Luther nicht mehr als ein Theologe? Iſt denn überhaupt Religion nicht mehr als Kirche? Können überhaupt hiſtoriſche Feſtfeiern einen großen Deutſchen lebendig machen? Fichte iſt doch nicht etwa durch das Jubiläum ſeiner Reden uns wieder lebendig geworden, ſondern durch den Weltkrieg. So wird auch Luther nur wieder lebendig werden, wenn wieder religiöſes Leben erwacht, wenn die Religion wieder Zukunft ſucht, wenn der Ruf μετανοεῖτε Widerhall findet. Erneuert Euch! Dazu gehört weniger auf die Spitze getriebenes Selbſtverantwortungsgefühl, aber mehr Gemeinſchaftsbedürfnis, weniger Toleranzgerede, aber mehr wirkliche Liebe, weniger Moral und Hiſtorismus, aber mehr religiöſer Charakter und religiöſer Mut, weniger Mammonsdienſt, aber mehr Leben im Geiſte.

Einige ehrliche Männer haben es auch leiſe vorſichtig ausgeſprochen: es ſteht nicht zum Beſten mit dem jetzigen Proteſtantismus. Warum taten ſie das ſo zaghaft und verſchleiert? Warum haut niemand mit der Fauſt auf den Tiſch? Das Beſte las ich in einem Brief eines feldgrauen Künſtlers: „Ich wollte, ich hätte eine Fauſt ſo groß wie ein Berg und eine Stimme, ſo doll wie Gott, wie wollte ich jetzt jüngſtes Gericht halten!“ Was hilft es, wenn die neben Harnack führende Autorität im Proteſtantismus, Prof. Troeltſch, in der Reformationsnummer von Avenariuſens „Deutſchem Willen“ konſtatiert, daß das heutige geiſtige Deutſchland als natürliche Folge der Entwicklung überkirchlich und überkonfeſſionell iſt, und daß man zugleich ſchmerzlich und ſorgenreich den unklaren, aus Sehnſucht, Kritik, Neuerungsluſt und Proteſtantismus gemiſchten inneren Stand der „außerkirchlichen Religion“ empfindet. Wo bleibt da bei einem derartigen Standpunkt der „deutſche Wille“? Viel geeigneter wäre da für einen ſolchen Aufſatz eine Zeitſchrift, die den Titel „Die Reſignation“ führt. Gibt es denn heute bei uns kein Erlebnis in religiöſen Dingen, friſch und neu geboren aus dem Leben, aus der Not und Spannung dieſer ſchweren Zeiten? Die Blätter der „Tat“ haben davon Zeugnis abgelegt. Wenig Klarheit, Verſchwommenheit und kein Verhältnis zu den praktiſchen kirchlichen Inſtitutionen wird der außerkirchlichen Religion von Troeltſch weiterhin vorgeworfen, ihr fehle die Löſung. „Darum empfinden“, heißt es, „unzählige die Pflicht der Vorſicht, ſchweigen im ganzen und machen die Sache in Stille, ſo gut wie ſie können, mit ſich ſelber ab.“ So erſcheint ihm die Vertiefung des ſittlichen Ernſtes in Glaubensfragen als die eigentliche Forderung des Reformationsfeſtes.

Aus dieſen Worten ſpricht Melanchthon-Geiſt, aber kein Luther-Geiſt. Iſt nicht die eigentlichſte „Forderung“ des Reformationsfeſtes eben, daß die Religion wirklich Forderungen an unſere Lebensgeſtaltung ſtellt, denn religiöſe Fragen löſt man nicht mit dem Verſtand, ſondern durch inneres Wachſen. Die Forderungen, die der Schweizer Hermann Kutter in ſeinen „Reden an die deutſche Nation“ ſtellt, wiegen ſchwerer als alle Betrachtungen, die jetzt zum Reformationsfeſt geſchrieben und geſagt wurden.

Nicht einmal der linke Flügel des kirchlichen Proteſtantismus, den Traub „Jungproteſtantismus“ nennt, kommt über die Rückwärtsſchau hinaus. Jatho ſcheint für ihn umſonſt gelebt zu haben. In der „Chriſtlichen Freiheit“, dem Organ Traubs, findet ſich anläßlich des Lutherjubiläums folgender Leitſatz: Gegenüber einer ſittlichen Welt-

anſchauung und einer Frömmigkeit, die das Ziel der Vollendung des Menſchen aus ſeinen eigenen Geiſteskräften heraus zu erreichen unternimmt, bleibt Luthers Verankerung des religiöſen Glaubens in dem geſchichtlichen Urſprung des Chriſtentums, in der Perſönlichkeit und dem Werke Jeſu, für die evangeliſche Kirche von grundlegender Bedeutung.

Gut, ſetzen wir im Geiſte Meiſter Eckeharts dieſer Denkweiſe unſere Sehnſucht nach ſchöpferiſcher Neugeburt entgegen! Beugen wir uns in Ehrfurcht vor dem werdenden Gott! Laſſet die Toten ihre Toten begraben, uns leuchten Sonne und Sterne! E. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Gemeinden und Kriegerheimſtätten Nicht nur die Erwünſchtheit, ſondern die direkte Notwendigkeit eines Reichsgeſetzes für Kriegerheimſtätten iſt früher ſchon an dieſer Stelle nachgewieſen worden. Es iſt aber ebenfalls berichtet worden von praktiſcher Arbeit, die ſchon geleiſtet worden iſt. Ganz beſonders dazu berufen erſcheinen die Gemeinden. Dieſe Erkenntnis kommt bei den Bürgermeiſtern unſerer Städte auch immer mehr zum Durchbruch. Abgeſehen von Ulm, wo ſeit Jahrzehnten bodenreformeriſche Gemeindepolitik getrieben wird, und das darum der Stolz des Bundes deutſcher Bodenreformer iſt, finden wir ähnliche Geſinnung auch anderwärts. Auf dem letzten Bundestag der Bodenreformer in Bielefeld z. B., der der Kriegerheimſtättenſache gewidmet war, ſprach der erſte Bürgermeiſter von Eilenburg, Dr. Belian, aus, es müſſe „vom Standpunkt der Gemeindeverwaltung aus gefordert werden, daß jeder Bürgermeiſter die Lehren der Bodenreform ſtudiert und, ſoweit er dazu in der Lage iſt, in die Tat umſetzt". Das wurde gerade mit bezug auf die Kriegerheimſtätten geſagt. Darum iſt auch der zweite Teil von Damaſchkes „Aufgaben der Gemeindepolitik", „Vom Gemeindegrundeigentum" (Verlag G. Fiſcher in Jena, Preis M 1.25), zu einer rechten Anweiſung für Errichtung von Kriegerheimſtätten auf ſtädtiſchem Grund und Boden oder unter Beihilfe der Gemeinden geworden.

Einige praktiſche Anfänge ſind ſchon gemacht, wenn man natürlich auch bei der Kürze der Zeit noch nicht von Erfahrungen ſprechen kann. Um auch einmal über Deutſchland hinauszugehen und damit zugleich die Ausdehnung des Gedankens zu zeigen, ſei darauf hingewieſen, daß Wien mit leuchtendem Beiſpiel allen Großſtädten in der Errichtung von Kriegerheimſtätten ſchon im Jahre 1916 vorangegangen iſt. Eine kleine Sammlung von Berichten über geplante oder begonnene Siedlungen und Unterſtützungen ſolcher Siedlungen durch Gemeinden hat jetzt der Deutſche Städtetag veröffentlicht. Der Deutſche Städtetag iſt die Organiſation der Städte von mehr als 25000 Einwohnern. Die Ergebniſſe der von ihm veranſtalteten Rundfrage ſind ſoeben im „Jahrbuch der Bodenreform", Band 13, Heft 3 (Verlag G. Fiſcher, Jena, Einzelheft M 2.—, Jahresabonnement M 5.— bei vier Heften jährlich) erſchienen. Es kann hier natürlich nur einiges herausgegriffen werden.

Wir erinnern uns, daß die Kriegerheimſtätten gedacht ſind als Wohnheimſtätten, d. h. Siedlungen in Stadtnähe mit Nutzgarten, und als Wirtſchaftsheimſtätten, d. h. als landwirtſchaftliche Stellen. Die erſtgenannte Art hat vorläufig augenſcheinlich den Vorzug vor der zweiten in der Förderung durch die Gemeinden. Hier zeigt es ſich nun wieder, von wie großer Wichtigkeit der Beſitz von Grund und Boden für die Gemeinden iſt. Die Stadt Königsberg i. Pr. z. B. konnte einfach ſtädtiſches Gelände in Ausſicht nehmen zur Anlage von Siedlungen. Ein Bebauungsplan iſt ſchon vorbereitet, die Anlage iſt für Kriegsverletzte gedacht. Freiburg i. Br. konnte es ſich leiſten, den

Preis für das Baugelände für dieſen Zweck herabzuſetzen. Colmar i. Elſ. hat eine Anlage von Reihenhäuſern mit Gartenland nicht nur für Invaliden, ſondern auch für Kriegshinterbliebene beſchloſſen. Intereſſant iſt der Bericht aus Schleswig, weil dort ſowohl Wohn- wie Wirtſchaftsheimſtätten auf ſtädtiſchem Gelände in Ausſicht genommen ſind. Es ſollen „in umfangreichem Maße" Stellen in Größe von $^1/_4$ bis 2 ha errichtet werden. Die Anzahlung ſoll ein Zehntel der Koſten der Stelle betragen, aber ſelbſt für dieſen kleinen Teil kann unter Umſtänden eine Stiftung in Anſpruch genommen werden. Um jeden ſpekulativen und ſonſtigen Mißbrauch, durch ſchlechte Wirtſchaft etwa, auszuſchließen, behält ſich die Stadt das Rückkaufsrecht vor. Viele Gemeinden, die nicht in der Lage ſind, allein Stellen zu errichten, tun ſich mit Geſellſchaften zuſammen. Von ihnen iſt an dieſer Stelle ſchon berichtet worden. Es ſei darum nur erinnert an die beiden wohl erfolgreichſten, die Siedlungsgeſellſchaft „Rote Erde" in Weſtfalen und die Schleſiſche Landgeſellſchaft. Andere Gemeinden wiederum ſind als Verwalter von Stiftungen in der Lage, Mittel herzugeben zu dieſem Zweck. In Gotha verbindet ſich der Beſitz von Gemeindeland mit der ſtädtiſchen Verwaltung einer Stiftung. Für die Errichtung von Wirtſchaftsheimſtätten ſei hingewieſen auf die Pläne der Stadt Berlin. Man berät dort über die Anlage von Gemüſebauernſtellen in Größe von 2 bis 5 Morgen auf einem Gelände von 500 Morgen. Außerdem denkt man an Arbeiter- und Gärtnerſtellen auf den ſtädtiſchen Gütern. Arbeiterſtellen ſind übrigens auch für Guben in Ausſicht genommen, was ja für eine Induſtrieſtadt von beſonderem Wert iſt. Was auf ſolchen Arbeiterſtellen an Werten produziert werden kann, dafür brachte die „Bodenreform", die Halbmonatsſchrift des Bundes deutſcher Bodenreformer (Preis des Einzelheftes 30 Pf., zu beziehen, ebenſo wie die obengenannten Schriften, von der Geſchäftsſtelle, Berlin NW, Leſſingſtr. 11), in Nr. 7 und 10 Beiſpiele. Auf einer Geſamtfläche von 2493 qm betrug der Ertrag an Spätkartoffeln z. B. 6950 Pfd. Auf 383 qm wurden 4080 Pfd. Weißkohl geerntet, 50000 qm ergaben einen Frühkartoffelertrag von 11714 Pfd., an Kohlrabi wuchſen auf der gleichen Fläche 10156 Pfd. uſw. Was die Bebauer der Stellen durch ihre Ernten an Ausgaben für Nahrungsmittel erſparen, können ſie anderweit ausgeben für Induſtrieerzeugniſſe. So kommt die Errichtung ſolcher Stellen den betreffenden Städten zugute. Darum ſagte auch der bereits genannte Dr. Belian bei der gleichen Gelegenheit: „In unſern kleinen und mittleren Städten würde man die Segnungen des Heimſtättengeſetzes beſonders ſpüren, in ihnen würden ſich Induſtrie und Landwirtſchaft zur Regelung der Bodenfrage gewiſſermaßen die Hand reichen zum Beſten beider Teile." Hoffen wir, daß den vielen verheißungsvollen Plänen, beſonders auch denen, die noch im Stadium der Erwägung ſind, die Ausführung folgen möge, und daß den ſchon in Angriff genommenen reicher Erfolg beſchieden ſei.

F. Schoenberner

Kriegs-Volksakademie des Rhein-Mainiſchen Verbandes

Zum zweitenmal beherbergte das Städtchen Heppenheim an der Bergſtraße (diesmal vom 16.—23. September) eine „Volksakademie" des Rhein-Mainiſchen Verbandes für Volksbildung. Die Zielſetzung, niedergelegt in der zuſammenfaſſenden Veröffentlichung über die erſte — im gaſtlichen Pfarrhaus zu Rüſſelsheim tagende — und über die zweite Volksakademie, eben die Heppenheimer von 1906 — iſt im Grunde die gleiche geblieben: „Die Vertiefung und Ausbreitung der Volksbildungsarbeit, die Gewinnung geeigneter organiſatoriſcher, wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Mitarbeiter, die Erkenntnis von der Zweckmäßigkeit und Möglichkeit der Bildungsarbeit auf politiſch und religiös neutralem Boden. — Auch dieſe großangelegten ſozial-pädagogiſchen Verſuche ſollen dazu helfen, die außerſchulmäßige Bildungsarbeit aus dem Bereiche wohlmeinenden Gelegenheitsbetriebes zur Höhe ernſter, planmäßiger Arbeit zu er-

heben." — Freilich bedeutet ein Dezennium in der Entwicklung eines Vereins von so lebensnaher und zeitbedingter Wirksamkeit eine naturgemäße Verschiebung in der Dringlichkeit der Aufgaben. So ist im Arbeitsplan zur diesjährigen Tagung zu dem Thema „Volksbildungsfragen" bemerkt, daß in letzter Zeit ein viel größerer Kreis von Personen das Bedürfnis fühle, sich über die Grundfragen und die Technik der praktischen Volksbildungsarbeit zu unterrichten, als dies noch vor kurzem erwartet werden durfte." — Diesen erfreulichen Umschwung mag z. T. die durch den Krieg veranlaßte Mehrbeteiligung der Gebildeten an sozialer Arbeit überhaupt bewirkt haben.

Jedenfalls erfuhr bereits die vorige Tagung in Diez a. d. Lahn, die erste Kriegsakademie*, einen unerwartet starken Zuspruch und hatte so ausgezeichnete Ergebnisse, daß die Verbandsleitung beschloß, dem offenbar vorhandenen Bedürfnis trotz der bestehenden Kriegsschwierigkeiten entgegenzukommen und die dafür in Betracht kommenden Kreise noch vor Ablauf eines Jahres wieder zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuberufen. Während die Teilnehmerliste der Heppenheimer Akademie von 1906 52 Namen aufweist, betrug der Besuch der diesjährigen Veranstaltung täglich durchschnittlich 200 Personen. Auch in Hinsicht der sozialen und Berufsschichtung ist eine nicht beabsichtigte Verschiebung eingetreten, insofern Vertreter der werktätigen Stände, im Hilfsdienst und bei der Ernte unentbehrlich, sich nicht einstellen konnten. Dafür erhielt diese letzte Tagung eine neue Note durch die vom Kriegspresseamt angeordnete Teilnahme zahlreicher sog. „Bildungsoffiziere", welche für die ihnen gestellte Aufgabe der Aufklärung und Beruhigung von Bevölkerung und Truppen die langjährige Erfahrung an Volksbildungsarbeit des Rhein-Mainischen-Verbandes nützen sollen. Viele dieser Offiziere werden aus den Vorträgen und mehr noch durch die persönliche Aussprache Anregungen gewonnen haben, die sie auch für ihr bürgerliches Leben, im Berufe des Lehrers, Arztes, Journalisten, dem geistigen Verbande der Volksbildner für immer gewonnen haben dürften.

Sind somit die Volksakademien durch das in ganz Deutschland erweckte Interesse über den Rahmen der ersten Veranstaltungen, die im Zeichen einer intimen Lebensgemeinschaft standen, hinausgewachsen, so wurde in einer wertvollen diesbezüglichen Aussprache eine Ausgestaltung der fast wöchentlich stattfindenden Bezirksversammlungen im Rhein-Main-Gebiet im Sinne einer vielseitig sozial gemischten Lehrgemeinde beschlossen.

Die besonderen Aufgaben dieser wie der vorigen Kriegsakademie bestanden in der Behandlung kriegswirtschaftlicher Fragen, verbunden mit Ausstellungen und Führungen. Eine Einführung in die „Staatsbürgerkunde", deren Pflege im gegenwärtigen Zeitpunkte besonders wichtig erscheint, erfüllte die Vormittage.

Da eine auch nur andeutende Gedankenwiedergabe dieser gehaltvollen, zum Teil von politisch aktuellstem Interesse gekennzeichneten, ein Gesamtbild ergebenden Reden unmöglich ist, seien hier nur die Vortragenden benannt, Namen, die an sich bedeutungsvoll sind: Prof. Künzel, Dr. Gebhardt, Frankfurt a. M., Prof. Dr. Martin Spahn, Straßburg, Prof. Dr. Max Weber, Heidelberg, Prof. Wilbrandt, Tübingen, Magistratssyndikus Dr. Ernst Cahn, Dr. Heinz Marr, Leiter des Sozialen Museums, Frankfurt, Prof. Dr. M. Rade, Marburg, Rechtsanwalt Dr. Sinzheimer, Frankfurt, und Prof. Hettner, Heidelberg.

Einen Übergang zu dem die Nachmittage beherrschenden Gesamtthema „Volksbildung" bildeten die Ausführungen der Herren Dr. R. von Erdberg, Geschäftsführers des Ausschusses der deutschen Volksbildungsvereinigungen, Berlin, und Seminar-Oberlehrers Th. Bäuerle, der seine packende volksbild-

* Die Verhandlungen der ersten Kriegs-Volksakademie zu Diez sind im Druck erschienen: „Kriegsfürsorge und Kriegswirtschaft." Verlegt bei Englert & Schlosser in Frankfurt a. M. 1917.

neriſche und redneriſche Begabung jetzt als Offizier und Organiſator auf gleichem Gebiet im Heeresdienſt verwerten darf. Aus den geiſtvollen Definitionen erſteren Redners prägten ſich beſonders dieſe ein: „Bildung iſt ein lebendiges Verhältnis zur Kultur. — Bildung iſt die Form, in der Kultur in einem Menſchen lebt. — Bildung iſt kein Beſitz, ſondern eine Form.“ Aus ſolchen Anſchauungen folgt logiſcherweiſe, daß unter Volksbildung keine Übertragung von Wiſſensſtoffen ſchlechthin, ſondern Volkserziehung zur Selbſtbildung und zum Kunſtgenuß verſtanden werden muß. In dieſem Zuſammenhang wurde auch viel von Volkshochſchulen geſprochen, zu deren Gunſten eine umfaſſende Bewegung im Gange iſt.

Über „Methoden praktiſcher Volksbildungsarbeit“ ſprach Dr. W. Epſtein, Frankfurt a. Main. Wenn das geſprochene Wort die eindrucksvollſte Methode darſtelle, ſo ſei das gedruckte doch die weitreichendſte, und deshalb bilde die Verbreitung billiger gemeinverſtändlicher guter Bücher eine der wichtigſten Aufgaben. — Der Rhein-Main-Verband ſolle wieder Wanderbibliotheken für die ländliche Bevölkerung einrichten und in der Stadt dafür ſorgen, daß die volkstümlichen Serien billiger Bücher auch tatſächlich immer vorrätig ſeien. Auch wäre eine Überführung der im Krieg ſo vielſeitig tätigen gebildeten Frauen in das Volksbibliotheksweſen anzuſtreben, damit dieſe von bloßen Ausleihen immer mehr zu Bildungsſtätten erhoben würden.

Dr. Robert Kahn, Geſamtleiter der Tagung — der 1. Vorſitzende Pfarrer Küſter-Höchſt iſt zurzeit im Felde — gab in ſeinem Vortrag „Extenſive und intenſive Volksbildungsarbeit“ einen Überblick über die Vielſeitigkeit ſowohl des Arbeitsgebietes wie auch der zu ſelbſtändiger Mitarbeit leitenden Methoden des Rhein-Mainiſchen Verbandes.

Als eine ſolcherart Volksbildung auf wirtſchaftlichem Gebiet verbreitende Einrichtung kennzeichnete Fräulein Irma Dresdner die ſeit Kriegsbeginn wirkende Abteilung Kochkiſte des N. F. D. in Frankfurt a. M. in dem Bericht: „Die Entwicklung einer praktiſch-ſozialen Frauenarbeit.“ Wie bereits bei der vorigen Kriegs-Volksakademie in Diez hatte die „Kochkiſte“ wieder die Verpflegung aller Teilnehmer (täglich zwiſchen 150 bis 200 Perſonen) übernommen und in muſtergültiger Weiſe durchgeführt.

Die ſtets gemeinſam eingenommenen Mahlzeiten und Ausflüge in die Umgebung (ſo zur Odenwaldſchule) gaben trotz der Menſchenfülle Gelegenheit zu perſönlicher Ausſprache und erfolgreicher Werbetätigkeit. Denn ſo vielſeitig Intereſſen und Lebensart all dieſer Männer und Frauen ſein mochten, in einem glichen ſie ſich — in der Überzeugtheit vom Wert ihrer Arbeit und im Pflichtgefühl, ihren beſonderen volksbildneriſchen Zielen Anhänger zu gewinnen. So war dieſe Woche erfüllt von geiſtiger Regſamkeit und oft ſtarken Meinungsverſchiedenheiten; doch aber ſo warm durchleuchtet von herbſtlicher Sonne, von landſchaftlicher Ruhe und Schönheit, vom Bewußtſein einer tiefer liegenden Gemeinſamkeit und ſchwingt durch die Fülle der harrenden Aufgaben, daß wohl alle Teilnehmer mit neuer Friſche und Zuverſicht ihre den ganzen Menſchen fordernde Kriegsarbeit wieder aufgenommen haben.

Die Abendveranſtaltungen waren als Muſterbeiſpiele kriegsmäßiger Volksbelehrung und Volksunterhaltung der Bevölkerung von Heppenheim und Umgegend zugänglich und erfreuten ſich eines ſehr ſtarken Beſuchs. Die humorvolle und bühnenwirkſame Propaganda des reizenden Schwanks von Anny Thomas-Schwartz „Das Geheimnis der Kochkiſte“ hatte zahlreiche Meldungen zu den Kochkiſtenlehrkurſen im Gefolge. Lebhaftes Intereſſe erregten auch die Vorträge und Darbietungen des ſog. „Reformkinos“ der Stettiner Urania. Wie immer Vorzügliches bot der „Volksliederabend“. Dem Ernſt und der Weihe dieſer Zeit trugen noch beſonders Rechnung Vorträge wie der des Dr. Kampffmeyer „Über Volkshäuſer“, und der Sonntag, der ganz der „Ehrung der Gefallenen“ gewidmet war. Irma Dresdner

Politische Freiheit für die Studierenden! Wir unterzeichneten Studierenden der Universität Heidelberg erheben Protest gegen die unwürdigen Vorgänge, die sich anläßlich der Wiederaufnahme der Vorlesungen durch Prof. Foerster an der Universität München abgespielt haben.

Wir vertreten den Grundsatz, daß man eine in jedem Fall – man mag zu ihr stehen, wie man will – Achtung gebietende Persönlichkeit niemals in dieser Weise zu politischen Sensationen und Lärmszenen mißbrauchen darf.

Die Möglichkeit zu solchen unangenehmen Vorfällen wäre erheblich verringert, wenn unsere hier aufgestellten Forderungen verwirklicht wären:

Falls der Dozent in seinem Kolleg – was Foerster nicht getan hat – ausgesprochen parteipolitische Ansichten mit dem Lehrgegenstand verquickt, muß den Studierenden das Recht, Kritik zu üben, zugestanden werden. Dieses Recht ist notwendig als Gegengewicht gegen Mißbrauch der unbedingt zu fordernden Lehrfreiheit. Ihre Einengung würde zu Korruptionen führen. Natürlich muß sich diese Kritik – wie jede Äußerung des Dozenten – in den Grenzen des Takts bewegen. Hiebe sind keine wissenschaftlichen Argumente! Keinesfalls darf das Recht der Kritik mit Hinweis auf die autoritäre Stellung des Dozenten geschmälert werden.

Außerhalb der Universität muß Dozenten und Studierenden unbeschränkte politische Bewegungsfreiheit zustehen. Die Einschränkung des Vereins- und Versammlungsrechts, die in allen Universitätsordnungen mehr oder minder deutlich ausgesprochen ist, läuft darauf hinaus, uns Studierenden jegliche politische Betätigung unmöglich zu machen. Wir empfinden es heute besonders erniedrigend und beschämend, daß wir für den Bestand einer staatlichen Ordnung nicht mitverantwortlich sind, für die wir Leben und Kraft einsetzen müssen.

Wir fordern keine Sonderrechte, fordern aber die Aufhebung aller Sonderbeschränkungen, d. h. auch für uns die politische und rechtliche Freiheit jedes anderen achtzehnjährigen Staatsbürgers! Umsomehr, da wir wissen, was die Studentenschaft in entscheidenden Zeiten als politischer Faktor bedeuten kann.

Für 135 Studierende der Universität Heidelberg
gez. Ernst Toller, cand. jur.
Elisabeth Harnisch, cand. rer. pol.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 3.50, durch die Postanstalten M 3.56, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 3.80, Ausland M 4.25. Probenummern versendet der Verlag gegen Einsendung von 60 Pf.
Herausgeber Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Monatsſchrift für die Zukunft deutſcher Kultur

9. Jahrgang Heft 10 Januar 1918

Rolf Guſtaf Haebler / Viſion

Himmel wölbet ſich blau und nächtig, von unendlichen Sternen
Umkreiſt über den brüllenden, heißer donnernden Fernen.
Und ſieh! ein Schäfer, grau gleich ſchlafender Erde,
geſtützt auf den Schaft der Schaufel, lehmig, ein ſorglicher Hüter der Herde,
wächſt, wächſt herauf, gewaltig, ehern, urwelten: ein deutſcher Soldat!
Wie Schafe liegen ſchlafend Kamerad, Kamerad,
in Zelttuch gehüllt, träumend, halbwach, fröſtelnd, Sehnſucht und Friede im Herzen —
Irgendwo, heimatwärts, ſtrahlen Kinderaugen und brennen Weihnachtskerzen
und irgendwo weint eine deutſche Frau. . . .

Da ſtrömt, jäh, wie Angſt, ſcheinwerferhaft aus Erde, Schlaf und Grau
Licht über Himmel und Stern,
Kanonen ſingen: Kampf auf Erden! Verkünden den Herrn,
der da kommt in Blut und Haß und Tod!
Der graue Schäfer ſteht ehern vor brüllendem Rot,
ſieht das zerriſſene, mit tauſend Wunden gequälte Land,
von flatterndem Banner knatternd überſpannt,
zerſchoſſene Dörfer, niedergeſtampfte Häuſer, geborſtene Wälder,
Schrei, Jammer, Qual: der rieſenhaften Kelter
des Krieges entquellend ein grauenhafter Jubelchor,
dröhnend, grell, gellend, dumpf, pfeifend, grauſam jedem Ohr,
zu tauſendfachem Widerhall erkoren:
Welt iſt geboren!

Gertrud Prellwitz
Wie wir es ſchaffen

Was ich während des Krieges in Amerika gelernt habe", erzählte ich 1917 in der Tat*.

„Kein noch ſo herrliches Siegen unſerer herrlichen Heere wird dieſem Kriege ein Ende machen können. Auch kein noch ſo geduldiges Ertragen und Ausharren des ganzen Volkes, auch kein noch ſo kluges Erfinden und immer erneutes Anpaſſen."

Woher ſoll dann Friede kommen?

Die produktiven Kräfte der Seele müſſen ſich in Bewegung ſetzen.

Innere Quellen müſſen aufbrechen.

Innere Entſcheidungen müſſen gefällt werden.

Als ich nach einer Abweſenheit von einigen Monaten nach Deutſchland zurückkehrte, nachdem ich es weit über das Weltmeer ſehnſuchtsvoll gegrüßt — wie klopfte mir das Herz vor Liebe und Freude, als ich es nun wiederſah in ſeiner heilig und heiß ringenden Kraft! — da fand ich Deutſchland ſehr verändert.

Als ich es verließ, ſpürte ich noch überall die leuchtende, tragende Kraft, das deutſche Wunder! Die unſägliche Herrlichkeit des einheitlichen deutſchen Geſamtgefühls. Jetzt — jede tapfere Gegenwehr, jedes geduldige Ertragen, jedes übermenſchliche Überwinden ward geleiſtet, im Felde und daheim. Aber mit Entſetzen nahm ich es war: es wurde geleiſtet nicht mehr innerhalb einer Atmoſphäre, welche trägt, ſondern welche erſchwert, hinabzieht, auseinanderzerrt.

Jeder ſchalt, jeder nörgelte, jeder beklagte ſich. — Ich will nur in der Gegenwartsform reden, denn ſo iſt es ja noch. — Jeder politiſiert, ohne zu bemerken, wie wenig er hinter die Dinge zu ſehen vermag. Jeder hadert, unbekümmert, ob er ſeinem Kreiſe, der es hört, dadurch das Unſägliche, das es zu ertragen gilt, noch mehr erſchwert.

Und wo iſt das Geſamtgefühl? Tief eingezogen, innen, wirkt es noch. Da wirkt es harte, furchtbar harte, ſchweigende Pflichterfüllung. Aber außen iſt ein Wogen von Meinungen der Parteien, die heftig miteinander ringen — ſo wild, daß man darüber blind wird für das ungeheure Geſchehen an den Grenzen. Der Überblick ging verloren. Der Weltmoment wird nicht mehr erlebt. Der Schwung erlahmte — die Flügel ſanken — das Leuchten erloſch.

Das war mir das Schwerſte bei meiner Wiederkehr, zu ſehen, daß das wundervolle Leuchten von 1914 erloſchen war. Allmählich erkannte ich, worin die Urſache lag! Ein Lindwurm hatte ſein Haupt erhoben, der Lebensmittelwucher! und alles im Lande ſtarrte entſetzt auf ihn

* Juliheft der „Tat" 1917.

und begriff nicht, wie es hatte kommen können. Aber vor ſeinem Baſiliskenblick erſtarb allmählich der Opfergeiſt. Da war das Leuchten erloſchen.

Ich kam wieder und trug eine freudige Zuverſicht und einen unbeirrbaren Glauben in mir, und ein Leuchten, das man für das Leuchten von 1914 hielt — und wie ging es mir da! Sie, die doch teilgehabt hatten an dieſem Leuchten, grollend haderten ſie mit meiner ungebrochenen Zuverſicht. Mit grauſamer Luſt ſuchten ſie meinen freudigen Glauben zu zerſtören. Sie trugen herbei, was ſie nur fanden an Ungünſtigem, Ernüchterndem, Entmutigendem, das ſie von Deutſchland wußten, mit einem bitteren wehen Eifer, daß das graue Zweifeln und Ins-Gemeine-verſinken auch mir nun endlich Schickſal werden möge.

Nicht, daß ſie an Deutſchlands Sieg zweifelten! Aber mein mutiger Glaube, daß ein ſchaffender, welterneuernder Sinn in alle dem unſäglichen Leiden läge, erregte ſie, empörte ſie. Sie wollten mit dem Leben hadern! An Deutſchland glaubten ſie noch, aber an Gott waren ſie inzwiſchen verzweifelt.

Kurz, ehe ich abgefahren war, war mein Buch: „Durch welche Kräfte wird Deutſchland ſiegen?“ erſchienen. Es hatte inzwiſchen gewirkt, und ich wurde daraufhin angeredet; wehmütig! ſehnſüchtig! und ſehr oft vorwurfsvoll; oder mit der Erklärung, als ob man freundlicherweiſe entſchuldigen wolle: Das war eben der Schwung von 1914. Und viele grollten.

Denn überall ſpreizte ſich wieder anmaßend und breit die Seelenunkraft und gab ſich als die Erfahrung, die das Leben verſteht. Die ärmliche Gemütsverfaſſung, die unproduktive, die bei allen Dingen nur das Negative ſieht, vor deren freudloſem Blick alles nüchtern, kahl und dürftig wird, drängte ſich höhnend in alle Seelen und brachte ſie in Not.

So kannte ich es; ſo war es geweſen in all den öden Zeiten vor dem Kriege. Der ſeelenarme Oberflächenblick, der über alle Erſcheinungen hinweggleitet, ohne von ihrem tieferen Zuſammenhange etwas zu ahnen — dem nur das Nützlichkeitsintereſſe gilt und der nur an Nützlichkeitsintereſſe glaubt — die wahre Unerfahrenheit! ſpielte ſich ja immer vor dem ſeelenreicheren Menſchen mit ſeinem gläubig ſchaffenden Blick auf als die Erfahrenheit, die an das Leben nicht mehr glauben kann, weil ſie es kennt!

Jeder tiefere Menſch hat das auskoſten müſſen. Erſt mit unbegreifender Empörung über die Unwahrheit und Anmaßung, dann mit einem Grauen vor der Macht der Suggeſtion und manchmal kaum imſtande, ſich davor zu retten — und dann allmählich in tapferer innerer Gegenwehr, in ſittlicher Arbeit der ſeeliſchen Produktionskraft, über jede Suggeſtion hinauswachſend; mit dem guten Humor des

Wiſſenden und Unbeirrten auf die geſpreizte Unwiſſenheit herniederlächelnd. So war es immer geweſen, ſo waren wir es alle gewohnt.

Und dann war der Auguſt 1914 gekommen, und da waren ſie auf einmal alle lebensgläubig geweſen. Da haben ſie ſich erſtaunt angeſehen: es war ihnen unbegreiflich, aber ſie glaubten. Das große Wunder Geſamtgefühl trug ſie hinweg über alle die armen Hemmungen ihres materialiſtiſchen Egoismus mit ſeiner dumpfen Seelenarmut — wer überperſönlich wird, der glaubt! der ſchaut! der weiß! Wie die Vögel waren ihre Seelen, die befreit, dem Käfig entflohen, ihre Flügel im reinen Lichte baden —

Und nun kriechen ſie wieder an der Erde. Und grollen und ſchämen ſich und hadern. Und ſind viel mehr, als ſie es ahnen, Verbündete der Feinde.

Ich kam wieder und trug etwas in mir, von dem ſie wähnten, es ſei der Reſt des Leuchtens von 1914. Und ſie ſuchten es zu tilgen: mancher wohl, der ſich ſchämte, daß er es nicht hatte feſthalten können. In manchem, der eifrig ſuchte meinen Glauben zu zerſtören, ſah ich die heimliche Angſt, daß es ihm wirklich gelingen könnte —

Meine grollenden Freunde! Ihr wißt, es iſt euch nicht gelungen! Das Leuchten iſt nur tiefer und ſtärker geworden. Es hängt nicht ab von irdiſchen Zufälligkeiten.

Ob ich enttäuſcht war, als ich, brennend von Liebe zu meinem herrlichen Vaterlande, aus der Ferne rückkehrend es wiederſah? Leichter war es gewiß, im fremden Lande das freſſende Gift des Lügenhaßkrieges zu ertragen, der an der Vernichtung Deutſchlands arbeitet, als in Deutſchland zu ſein und das graue Elend zu ſehen, das ſchleichend umherkriecht und die Seelenkraft zerfrißt.

Aber mein Verhältnis zum Leben iſt nicht von der Art, daß Enttäuſchung auf ſeiner Linie liegen könnte. Die goldenen Güter, an die ich glaube, deren Anſchauen mir Kraft gibt, deren Schein meinen Weg mit Leuchten füllt, um derentwillen es mir lohnt, da zu ſein in dieſer Welt, ich habe ſie nie als Beſitz der Gegenwart vor mir geſehen, ſondern über mir gefühlt als Forderung! erſchaut als ein Gut der Zukunft, das es zu erſchaffen gilt!

Euch rufe ich, euch grüße ich, ihr meine Geiſtesverwandten, euch, die es faſſen: das Gute, das wir fordern, wir haben es von uns zu fordern; wir haben nicht enttäuſcht zu ſein, wir haben es zu vollbringen!

Wenn ſie mir herzutrugen, was ſie irgend wußten von Unvollkommenheiten des heutigen Deutſchland — oder wenn ſie mir erzählten, daß Betrug und Beſtechlichkeit wachſen und jeder Egoismus ſich ausblüht, und viele, viele Einzelheiten, welche beweiſen ſollten, daß auch in Deutſchland die Folge des Krieges nichts anderes ſein wird als eine

noch ſchlimmere Herrſchaft des ſchrecklichſten Materialismus — und ſie brachten mich in Not, daß ich nicht wußte, wie mich retten — ſo griff ich hindurch zu Gott! und forderte von dem Angeſichte ſeiner Gerechtigkeit: Sofern es wahr iſt, daß dieſes Deutſchland, für das ſo unſäglich gelitten wurde, damit es lebe, nichts beſſeres verwirklichen wird als Gier und Macht und dieſen dumpfen Geiſt von unten her, ſo möge es unterliegen und ausgetilgt werden aus der Reihe der Völker! Alle die leuchtenden Opfertaten müſſen ihm zum Gericht werden! Denn beſſer, das Volk, das wir heilig lieben, lebt nicht, als es lebt in Verderbnis!

Und immer noch fühlte ich eine Flut von Gnade und Güte und Verheißung ſich über mich ergießen — und ich ſah als Gegenbild zu dieſer ſchrecklichen Forderung ein ſchmerzgeläutertes Deutſchland eine reine Zukunft ſchaffen — und war voll Freude und Gewißheit!

Schaffende Menſchen müſſen wir ſein. So haben wir auch nicht Zeit zu Enttäuſchungen, denn wir haben zu tun.

Was ſind ſchaffende Menſchen?

Solche, die es nicht nötig haben, in ihrem Einzelſein wie in einem Gefängnis zu ſtecken und alſo nie ein Überſchauen zu gewinnen und alſo nie irgendeines Dinges Sinn zu begreifen; ſinnlos und tot ſtarrt alles. Schaffende Menſchen ſind ſolche, die über ſich hinausleben können und ihr Ich zum Geſamt-Ich erweitern, ſo daß ſie die Leiden und Unvollkommenheiten, die ſie ſchauen, als ihre eigenen fühlen, und ſo ſehr davon leiden, daß ſie es nicht ertragen, wenn ſie nicht heilende Gegenkraft holen können — und ſiehe, ſie finden ſie! Sie holen ſie aus einem Wunderborn von göttlicher Allkraft; für alle irdiſchen Gebrechen gibt es dort eine heilende Gegenkraft. Schmerz über die Unvollkommenheit des Irdiſchen öffnet den Weg dorthin.

Es ſcheint mir wohl, daß die meiſten Menſchen nicht tief genug leiden vom Anblick des Irdiſchen, ſo daß ſie es daher ertragen können, nur zu grollen und zu hadern, enttäuſcht zu ſein und zu klagen — anſtatt ſich aufzumachen mit ihrer Seele und heilende Gegenkraft zu ſuchen!

Wir ſollten tiefer und echter leiden, ſo würden wir produktiver ſein. Glaube iſt ſeeliſche Produktivität. Iſt innere Tat, aus Leiden geboren.

Wir müſſen uns für die Atmoſphäre der Zeit verantwortlich fühlen. Wir müſſen dafür ſorgen, daß unſer Volk in dieſem ſchweren Ringen ſich getragen fühle von einer Atmoſphäre, welche ihm dieſes Ringen erleichtert. Wir haben die Lebensluft, die ihre Seele atmet, mit Leuchten zu durchwirken.

Ein jeder arbeite in ſich und in ſeinem Kreiſe, wie groß oder wie klein er ſei. Man braucht nicht viel zu reden. Keine Predigt wirkt ſo ſtark wie die ſchweigende. Oder wie das ſeltene, das aus dem Schweigen

geborene Wort. Nur ſelber innerlich unbeirrt freudig und gläubig ſein, nur ſich nicht anſtecken laſſen von der Seelenunkraft. Nur niemals zugeben, daß der Blick des materialiſtiſchen Egoismus, dieſer kurzſichtige Blick voll Anmaßung, wirklich der ſei, der die Erfahrung hat und das Recht. Nur dieſer furchtbaren Suggeſtion immer neu ſich ſelbſt entringen!

Wir müſſen in uns die heilige Flamme nähren wie eine Opferflamme auf Gottes Altar. Es muß nicht Glückszufall ſein, ob ſie brennt oder nicht. Es muß unſer Lebensinhalt ſein, ſie zu pflegen.

Vor allem müſſen wir immer wieder den Opfergeiſt in uns erneuern und mit ſeiner großen klaren Freude uns ſelbſt und unſeren Kreis durchwirken.

Nicht wahr? das unſäglich Schwere, das es zu ertragen gilt, wenn die vielen, vielen Einzelheiten des praktiſchen Lebens, das ſo tauſendfach erſchwert iſt, kommen und ſich wie eine graue Staubſchicht über die Seele decken, wenn jeder Schritt von Schwierigkeiten gehemmt wird, wenn die Steigerung der Arbeit und der Anſtrengungen weit hinaus über das Maß deſſen geht, was wir für menſchenmöglich hielten — nicht wahr, wieviel leichter wäre das alles zu ertragen, wenn wir noch vom allgemeinen Opfergeiſt beflügelt wären?

Der Auguſt 1914 hat es uns gelehrt, daß die Menſchen nie ſo glücklich ſind, als wenn ihre Seelen fliegen dürfen, emporgetragen vom Opferſinn. Ja, wirklich, auch der Durchſchnittsmenſch, er leuchtet, wenn er opfern muß — das heißt, wenn alle opfern.

(Einſam und ungeſehen ſich opfernd darzubringen iſt natürlich das Vorrecht der ganz Wenigen! Das iſt eine andere Welt. Seligkeit iſt ihre Luft.)

Nun aber iſt alles auf eine andere Linie geraten. Die Entbehrungen ſind unfreiwillige geworden — und wie ſchwer drücken ſie nun! Und der Nachbar hat alles, alſo man kann es haben, alſo es ſcheint Pflicht, es auch, wenn nicht für ſich, ſo für die Seinen, mit unſäglicher Mühe zu erringen, zu erraffen, zu erſchleichen. Aber man ſchädigt damit die Organiſation der Geſamtheit — wie quälend iſt das! Wie ſchön war der Gedanke, daß eine Organiſation der Geſamtheit einen jeden verſorgt. Aber wie ſchlecht iſt dieſe Organiſation noch! Wenn man ihr gehorcht, hat man nicht genug, und daneben iſt für ſehr viel Geld und ſehr viel Mühe alles zu haben. Das Geld herrſcht wieder — wie drückend iſt das! wie entmutigend!

Aus Geſamtgefühl und aus Opfergeiſt beſtand das Leuchten von 1914. Geſamtgefühl und Opferſinn müſſen wir immer wieder in uns erneuern! — Wo ſich uns Gelegenheit bietet, mit freiem Herzen von dem Unſern etwas zu verſchenken, ſollen wir es dankbar tun — jetzt hat ja jeder noch etwas zu verſchenken, in dieſer Zeit, wo alles Wert

bekommt — ſo werden wir wieder das Fliegen lernen. Wir müſſen uns unſere Entbehrungen wieder in freiwillige verwandeln: Deutſchland darbt! wir wollen mitdarben! damit wir innig fühlen, daß wir zu ihm gehören, weil dieſes Gefühl uns Kraft gibt. Es iſt ein Irrtum, zu glauben, daß es unſere erſte Pflicht iſt, uns und die Unſern vor Entbehrung zu ſchützen. Nicht einmal im Hinblick auf die Geſundheit iſt das die erſte Pflicht. Uns und die Unſern bei innerer Kraft zu erhalten, iſt viel wichtiger auch für unſere Geſundheit. Ein Doppeltes an Nahrung, mit unſäglicher Mühe erkämpft, mit enger Sorge genoſſen, wird ſicherlich ſehr viel weniger zuträglich ſein als die Hälfte, aber genoſſen mit Dank, daß wir es in Deutſchland noch immer haben, und mit einem ſtarken Gebet: Unſer täglich Brot gib uns heute! uns allen! Denn der Menſch lebt nicht vom Brot allein, noch was ſonſt zum Leibe gehört. Sondern von den Strömen göttlicher Kraft, die ihm das Herz mutig machen. Unſere Brüder in den Schützengräben zeigen uns immer neu, was die Menſchennatur ertragen, welche Hinderniſſe ſie überwinden kann, wenn ihr Wille mitgeht!

Alles, was wir tun und leiden, müſſen wir uns mit Größe beleuchten! Wir müſſen das flammende Schickſal darin grüßen, das es uns auferlegte! So wird der Seele wohl. Elend iſt man nur im Staube der Kleinlichkeit. Wir müſſen immer neu ein Gefühl in uns erzeugen für die ungeheure Gefahr, in der unſer Vaterland um ſein Leben ringt, und für das unbegreifliche Wunder, daß es noch ſteht; müſſen immer neu tief und dankbar der ſtellvertretenden Leiden und Opfertaten gedenken, die unſere Brüder draußen vollbringen. So werden ſich unſere Entbehrungen in eine Opfertat verwandeln für das kämpfende Deutſchland, und wir werden uns freuen, daß wir ihrer gewürdigt ſind. Es wird ſich unſere Laſt in Schwungkraft verwandeln, die uns emporträgt in jene Sphäre, aus der das Leuchten von 1914 kam. Denn jenes Leuchten war echt, und war ein Grüßen aus unſerer Seele Heimat.

Mit ſolchem Geiſt der leuchtenden Kraft müſſen wir uns und unſern Kreis durchwirken, wofern wir Schaffende ſind. Wofern wir nicht dem ringenden Leben gegenüber Fremde ſind, die draußen ſtehen und ſich beklagen und hadern, ſondern uns mit einbeziehen und uns verantwortlich fühlen für das, was geſchieht.

Und wir müſſen ſie lieben, dieſe werdende Organiſation der Geſamtheit, die unvollkommene. Daß ſie noch nicht vollkommen ſein kann, iſt ſelbſtverſtändlich. Mitten in dieſem Kriege, unter dieſen ungeheuren Schwierigkeiten, wenn die Arbeitskräfte fehlen, ein Volk von 70 Millionen wirtſchaftlich zu organiſieren, während der Widerſtand der ganzen alten Gedankenwelt ſich dagegen ſtemmt — der ahnt nicht, welch eine ungeheure Sache hier unternommen worden iſt, der ſich über ihre Un-

vollkommenheit beklagt. Seien wir ihr dankbar, dieſer Organiſation, die das Wunder vollbringt, daß unſer Volk, tückiſch eingeſchloſſen und von der ernährenden Zufuhr abgeſchnitten, auf die ſein Leben ſich eingerichtet hatte, nun ſchon das vierte Kriegsjahr beſteht und durchhalten kann.

Und wenn wir uns nicht von den nahen Einzelheiten feſthalten laſſen, nicht von den kleinen Schwierigkeiten unſern Blick beirren laſſen, wenn wir innerlich Abſtand nehmen, ſo werden wir ermeſſen, was es im Weltenganzen bedeutet, daß hier überhaupt der Anfang dazu gemacht worden iſt, daß eine Organiſation der Geſamtheit einen jeden verſorgt. Lieben wir mit ſchaffender Seele dieſen Anfang, dieſen Verſuch, welcher aus der alten Welt der Einzelwirtſchaft, des Kampfes aller gegen alle, wunderſam hinüberdeutet in eine neue Welt, in der man wiſſen wird, daß wir alle Leben von demſelben Leben ſind.

Richten wir ihn weit hinaus, den ſchauenden, ſchaffenden Blick — ſo werden wir auch die Unzulänglichkeiten dieſer Übergangszeit nicht wichtiger nehmen, als ſie ſind. — Sie ſteht in der Mitte zwiſchen einem alten Rhythmus und einem neuen.

Wie klagen ſie um uns her? „Zuerſt hat man immer gedacht, die Menſchen würden durch den Krieg beſſer werden, aber das iſt nun doch nicht wahr; die Menſchen ſind genau ſo, wie ſie waren; ſie verrohen nur noch. Ach, Sie glauben gar nicht, wieviel Beſtechlichkeit jetzt herrſcht! Und Sie glauben gar nicht . . .“

Nun, das iſt ſelbſtverſtändlich, daß im vierten Kriegsjahr viel heimliche Roheit, die ſonſt zugedeckt war, ſich herauswagt und ſichtbar wird. Roher ſind dieſe Menſchen wohl kaum geworden. Sie erlauben ſich nur, es zu zeigen.

Roh iſt unſere Welt freilich. Wohl uns, wenn ſie nur roh iſt. Aus Rohſtoff kann etwas ſehr Gutes gebildet werden.

Ich glaube auch, es iſt noch viel Roheit da, und Bildſamkeit.

Sie war nicht nur roh, ſie war auch verderbt, dieſe Welt vor dem Kriege mit ihrem zyniſchen Bekenntnis zum Gelde! „Geld regiert die Welt!“ Wie ſchrecklich ſicher regierte es die Gedanken und die Verhältniſſe, wohnte in den Herzen und atmete ſeine verzehrende Macht über das ganze blühende Leben!

Daß es augenblicklich damit beſſer geworden ſein ſoll, für die große Allgemeinheit ſichtbar, iſt freilich nicht zu verlangen. Für die Allgemeinheit ſichtbar kann nur ſein, daß es ſchlechter geworden iſt. Denn jene ſchreckliche Welt war doch geordnet und hatte ihren Rhythmus. Aus dem Egoismus entſpringend, immer nach dem perſönlichen Nutzen ſich richtend, vollzog ſich ein prachtvoller Kreislauf, kalt, herrlich und ſeelenlos, die Ordnung des ſich ſelbſt regelnden Preiſes. Furchtbar und bewunderungswürdig ordnete alles Menſchliche das ſelbſtlebendige Geld!

Da kam die nationale Not und lehrte die Menſchen, den Gedanken der Gemeinſamkeit zu faſſen: alle Kinder des Volkes haben ein Recht auf Nahrung. Die wenigen Lebensmittel ſollen verteilt werden ohne Rückſicht auf den Geldbeſitz! Da wurde ja die alte Ordnung unterbrochen! da ſtockte der alte Rhythmus! Nun muß die ganze Welt erſt umgedacht werden, ehe allmählich alles zu neuem Rhythmus ſich ordnen kann.

Was wunder alſo, wenn jetzt Unordnung iſt! wenn auch die alten Begriffe von Ehrlichkeit ſich lockern! Welch eine Gelegenheit für die unbewußten Menſchen, die von der Zucht der bevormundenden Kirche ſich frei fühlen, und ſich ſelbſt zu erziehen noch nicht gelernt haben, welch eine Selbſtverſtändlichkeit, daß ſie dieſe unausgelebte Roheit und Unredlichkeit und was in ihnen iſt von niederer Natur — hervorholen und ausleben!

Wenn ein Haus mitten im Zuſtande des Umzuges iſt, kann man nicht erwarten, Ordnung und Sauberkeit darin zu finden. Wenn eine Menſchheit im Weltkriege iſt, auch nicht. Werdende Ordnung, künftige Sauberkeit nur! Nehmen wir die Kleinigkeiten nicht wichtiger als ſie ſind, — dafür um ſo wichtiger das Große: die Weltenwende, die ſich in unſerer Zeit, die ſich in unſeren Herzen vollziehen will.

Als ich im Herbſt 1915 Deutſchland verließ, — das letzte, was ich hörte, als der Zug von der Grenzſtation nach Holland hineinfuhr, waren Jubelworte. Das war in jenen Tagen, da von den raſchen, zermalmenden Schlägen unſerer herrlichen Heere die ruſſiſchen Feſtungen fielen, faſt jeden Tag eine. Jeden Tag, in allen deutſchen Städten, durch die ich gefahren war, München, Frankfurt, Cöln, hatte ich Siegesfahnen wehen ſehn. Jetzt war ſoeben in der Grenzſtation die Nachricht eingetroffen, daß heute auch die letzte der Feſtungen des großen Feſtungsdreiecks, Breſt-Litowsk, genommen war: 60000 Gefangene! oder waren es 80000? „Wir werden fertig! wir werden fertig!“ hörte ich die deutſchen Offiziere jubeln. Das war das Letzte, was ich vernahm.

Und ich konnte mich der Tränen nicht enthalten. Ach, ich glaubte es nicht! Wie ich es den kämpfenden Brüdern gegönnt hätte, dieſen Märtyrern unſerer, der allgemeinen, Unvollkommenheit! Unſägliches müſſen ſie ertragen — Aber der Krieg zu Ende? Jetzt? Unmöglich! Was er zu ſchaffen hatte, war noch längſt nicht geſchafft! Denn nicht, daß Deutſchland lebt, nur ſeine Exiſtenz behält, war der Sinn des Krieges, oder daß es nur zur Macht gelangt (die ihm, wenn weiter nichts geſchähe, a auch nur zum Verderben gereichen könnte!), ſondern daß in Deutſchand durch die ſchaffende Not die eine Wendung geſchähe, welche Rettung bedeutet für Deutſchland und für die ganze Welt — die unſere Wirklichkeit umgeſtaltet! Die Wendung von Äußerlichkeit zu Innerlichkeit; vom Geldgeiſt zu Gott. — Und das war doch noch nicht geſchehen!

Darum, als ich bei meiner Wiederkehr fand, daß inzwiſchen jener Geiſt, der als „geſunder Handelsgeiſt“ ſich bei uns ja eines ſehr geachteten Daſeins erfreut hatte, deſſen Grundſatz: „Der Preis wird geregelt durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage“, dieſer dumme Grundſatz des kurzſichtigſten Egoismus, immer hoch in Ehren gehalten war und akademiſch anerkannt wurde — daß er jetzt auf der Bahn des Kriegsgewinnes ſich fettgefreſſen hatte und rieſengroß ſichtbar geworden war als Wuchergeiſt, der ſchmarotzerhaft ſich mäſtet von der lebendigen Kraft der Geſamtheit, einer heiß um ihr Leben ringenden Geſamtheit —, da war ich's zufrieden.

Viel gefährlicher iſt ein Feind, den niemand erkennt, an deſſen Daſein niemand glaubt.

Früher, wenn man verſuchte, guten klugen Menſchen klarzumachen, daß der Grundſatz: die Ware darf um ſo teurer werden, je weniger davon da iſt und je dringender alle ſie brauchen, ein Schmarotzergrundſatz iſt, der das Intereſſe des Einzelnen feindlich gegen das des Ganzen ſtellt, und daß kein Stand berechtigt iſt in der Welt, der nicht der Geſamtheit dienen will, und aus ſolchen Geſichtspunkten Richtung und Ziel holt; daß überhaupt ein Stand, der nicht ſchaffen will, ſondern nur raffen, kein Daſeinsrecht hat, — niemand wollte es hören, höchſtens, daß einer einmal ſagte: „Ruskin!“

Jetzt aber ſtarrt alles voll Entſetzen!

Nun kann der erſchrockene Volksgeiſt aus ſeinem geſunden Inneren ſich Kraft trinken und ſich zur Gegenwehr rüſten. Schon fängt man an, nach ganz neuen Grundſätzen des Handels zu fragen. Die Forderung nach Gemeinwirtſchaft kommt auf, die Meinungen wogen durcheinander, die Gedanken denken ſich durch; echteres Daſein wird ſich aus Schmerzen gebären.

Was nun geſchehen muß, das iſt, daß genug Menſchen da ſind, die aufmerkend erleben, was da geſchieht, und die Kraft ihrer Seele in Bewegung ſetzen, gläubig zu wollen, was das ſchaffende Schickſal in uns auswirken will. Menſchen genug, die dieſe beiden Möglichkeiten lebenstief durchfühlen: Jener alten Welt, die ſich ihre Ordnung von außen her ſetzte, durch etwas, was außerhalb der Dinge liegt, den Geldpreis, und das Innenleben vergewaltigte, — und einer reineren, natürlicheren, geſunderen Welt, die ſich von innen, aus gemeinſamem Lebensmittelpunkt her, nach echten Lebenswerten ordnet.

Und es müſſen Menſchen ſein, welche gelernt haben, beſitzlos zu beſitzen und unperſönlich zu lieben — die Erde in Treuen und ſelig zu lieben, ohne an ihrem Buntſpiel zu haften: die müſſen ihre reine Kraft hineinwirken in das Werdende; zur Erlöſung für die gebannten Brüder, welche von dem, was ſie beſitzen, beſeſſen werden und elend ſind.

Es brauchen nicht Viele zu ſein. Wenn ein Volk eine große geiſtige Tat vollbringen ſoll — eine ſolche, die die Menſchheitsentwicklung in ganz neue Bahnen lenkt —, ſo werden vor dem Geſchehen und während des Geſchehens, obwohl alle Verhältniſſe davon beben und alle Ereigniſſe darauf hinzielen, dennoch nur ganz Wenige bemerken, was da geſchieht, und es geiſtbewußt wollen. Eben nur jene ganz Wenigen, die ſich über ihr Einzelſchickſal zu erheben gewohnt ſind! nur ſie können über der Zeit ſtehen und ſie erſchauen.

Aber wenige Wiſſende genügen, um eine Zeit zu retten.

Es fallen die inneren Entſcheidungen im Herzen derer, die, zwiſchen dem ewigen Schaffenswillen und ſeiner Werdewelt ſtehend, fragen, wo es hinaus ſoll? und es in mutigem Herzen wollen.

Die große Menge weiß nur ſich und ihren Nutzen.

Und doch muß ſie, die große Menge, das Neue ausführen, damit es wirklich werde!

Da iſt ein Widerſpruch, der ſchon vieler guter Menſchen feiges Verzagen verſchuldet hat, die nun, anſtatt ſich ſelber ſchaffend dazu zu halten, fragen: Wie weit ſind die Vielen? wann wird die Maſſe reif?

Sehe ein jeder, wieviel er ſchaffe. Er ſelbſt! Jenen Widerſpruch löſt die Weltgeſchichte.

Fallen die Entſcheidungen, die rettenden, in dem freien Willen der wiſſenden Wenigen, müſſen ſie aber ausgeführt werden von den Vielen, die nicht wiſſen: ſo werden dieſe von dem ſchaffenden Weltenwillen in eine ſolche Lage gebracht, daß ſie um ihres nahen Nutzens willen, aus ſchlichter Selbſterhaltung, wählen müſſen, was ſie ſollen. Daß ihnen nichts bleibt, um ihre Not zu überwinden, und Raum und Licht und Luft zu bekommen, nichts bleibt als dies Eine — dies Eine, das Gott gewollt hat; das die Wenigen forderten, empfingen und austrugen; dieſes Eine, das die Weltentwicklung wendet.

Darum zage niemand und frage: Iſt die Zeit reif? Werden die Maſſen begreifen? Zu begreifen iſt nicht Aufgabe der Maſſen! ſie führen aus.

Ich verſtehe unter Maſſe diejenigen Menſchen, die nur ihren Einzelnutzen denken können; ich ſehe ſie in allen Schichten und Ständen. Ich verſtehe unter den Schaffenden diejenigen, die über ſich hinausleben müſſen und das Wohl des Ganzen in liebender und leidender Seele austragen; ich weiß ſie in allen Ständen und Schichten.

Ein jeder ſei treu in ſich, ſo viel oder ſo wenig er bedeute. Was das Rechte, was das Notwendige iſt, in der eigenen Seele ſuche er es herauszuarbeiten. Sie iſt ja ein Teil der Volksſeele. Auf den ewigen Willen lauſchend, ſtelle er den eigenen Willen ein in deſſen leuchtenden Strom. Der Volkswille muß mitten durch uns hindurch!

Friedrich Hülße / Volksherrſchaft und Volksführerſchaft

„Mitten in den durch Bedürfnis, Leidenſchaft und ſcheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher, und mächtiger als jene Elemente, das geiſtige Prinzip der Individualität fort.“ Wilhelm v. Humboldt

I

Wollen wir eine friedliche Ordnung des Zuſammenlebens der Völker nicht aus dem freien Spiel der Intereſſen, ſondern aus dem bewußten Zuſammenwirken der ſelbſtändigen Nationen erſtehen laſſen, ſo wird zweifellos die ſeeliſche Übereinſtimmung der Völker durch die Verſchiedenheit der Formen ſtaatlichen Lebens beeinträchtigt, wenn nicht in dieſen ſich ein Grundgedanke offenbart, der im innerſten Weſen des Volkes und damit aller Völker verankert iſt. In dem Rufe nach Demokratie, der jetzt um Deutſchland toſt und brandet und auch im Reiche dumpfen Widerhall findet, will ſich, ſo möchte es faſt ſcheinen, dieſer Grundgedanke zur Geltung bringen. Laſſen wir uns jedoch vor der ungeheuren Wucht und Maſſigkeit, mit der jetzt der Gedanke der Volksherrſchaft durch die Welt dringt, nicht den klaren Blick trüben. Soviel iſt freilich gewiß: in der Volksherrlichkeit iſt die Saite zum Schwingen gebracht, welche die Dominante für die ſeeliſche Harmonie der Völker bedeutet. Bewahren wir uns aber die Ruhe zu prüfen, ob die Volksherrlichkeit in der Volksherrſchaft ihren Ausdruck findet.

Freilich, für die Demokraten iſt es eine ausgemachte Sache, daß die Volksherrſchaft den kulturellen Grundgedanken bedeutet. Nun ſei es aber einmal erlaubt, die Heiligkeit der Grundſätze demokratiſcher Staatskultur, die großen Worte der franzöſiſchen Revolution nicht ohne Prüfung hinzunehmen.

Es muß uns Zeitgenoſſen des gewaltigen wirtſchaftlichen Aufſchwunges der Völker und der damit zuſammenhängenden kapitaliſtiſch-ſozialen Frage auffallen, daß man unter Demokratie nur immer die ſtaatliche und nicht die geſellſchaftliche Seite der Volksgemeinſchaft verſteht. Bei dieſer Einſeitigkeit erſcheint es von vornherein zweifelhaft, ob der Gedanke der politiſchen Demokratie auch dem allgemeinen volkheitlichen Grundgedanken gerecht wird. Die politiſche Volksherrſchaft im Staate, als die Staatsgewalt, von der die Macht im Staate ausgeht, findet ihre Rechtfertigung in dem Satze Rouſſeaus: „Nur der allgemeine Wille kann die Kräfte des Staates ſo leiten, wie es dem auf das allgemeine Beſte gerichteten Zwecke des Staates gemäß iſt.“

Wer iſt dieſer allgemeine Wille, der allein zur Leitung berufen iſt? Der Demokrat antwortet ohne Beſinnen und mit Überzeugung: Das Volk allein weiß mit ſeinem Willen die Herrſchaft ſo zu führen, wie es dem allgemeinen Beſten am dienlichſten iſt. An der Frage: Wer iſt denn überhaupt das Volk? hat er ſtets vorbeigedacht. Drum macht es ihm auch weiter keine Beſchwerde, wie ſolch allgemeiner Wille des Volkes als gemeinſchaftliche Äußerung des Volkes dauernd fortbeſtehend und ſchöpferiſch den Staat leitend zu denken iſt. Von ſeinem individualiſtiſch-atomiſtiſchen Standpunkte aus denkt er ſich einfach das Volk als eine Zuſammenſetzung aller einzelnen Perſonen. Dann entſteht allerdings der allgemeine Wille durch eine Zuſammenzählung der gleichen Einzelwillen dieſer Perſonen. Wie kann aber die Mehrzahl der Einzelwillen den Geſamtwillen ergeben? Soll Rouſſeau wirklich gemeint haben, daß nur die Mehrzahl das allgemeine Beſte verbürge?

Wir können uns mit dieſer oberflächlichen Auffaſſung vom Weſen des Volkes nicht befreunden. Das Volk iſt ein unendlich dunkler Begriff; aber ſo viel läßt ſich erkennen: Das Volk iſt eine Lebenseinheit, aber es iſt keine Perſönlichkeit. Leopold Ziegler hat uns in ſeiner Schrift zur Zeitgeſchichte (1917): „Volk, Staat und Perſönlichkeit“ klargelegt, daß das Volk nicht die Form des Bewußtſeins haben kann, die wir Perſönlichkeit nennen. „Denn es lebt und betätigt ſich als ſolches erſtens ohne Zwecke, zweitens ohne Pflichten und ohne Normen, die als pflichtgemäße Motivierung auftreten können, drittens ohne Verantwortlichkeit und ohne Wahlfreiheit ſeiner Handlungen.“ Das Volk tritt in die Erſcheinung nicht durch die Willensäußerungen der einzelnen Perſönlichkeiten, ſondern wie ein rein natürliches Weſen nur in unmittelbarer Abhängigkeit von der Natur ſelbſt. Es iſt „der Menſch als Natur“, der Teil im Menſchen, der noch im innigen Zuſammenhange mit der Natur nur triebhaft lebt, darum in dieſem unwillkürlichen Streben auch unbewußt und unbeirrt das ſeinem natürlichen Weſen Beſte trifft. Es hat keinen Willen und keine Wahl, folgt dem dunklen Drange und iſt deshalb unfrei und unverantwortlich. Nur „der Menſch als Freiheit“, der Teil im Menſchen, der infolge ſeiner Lostrennung von der Naturgewalt bewußt ſeinen Weg wählt, hat einen Willen, iſt frei und damit für die Richtung ſeiner Seele verantwortlich, iſt Perſönlichkeit. „Nicht-Perſönlichkeit, Unfreiheit, Unverantwortlichkeit und Willenloſigkeit“, das iſt die ganze Volksherrlichkeit!

So kann ein Volkswille nur dadurch entſtehen, daß dieſes volkheitliche Triebleben in einem Einzelwillen zuſammengefaßt und ſo zum bewußten Ausdruck gebracht wird. All die ungewollten, ungewählten und unwillkürlichen Regungen, das geſamte volkheitliche Streben aber bewußt in ſich zu vereinigen, vermag gewiß nur ein mit beſonderer Schöpferkraft begabter Einzelwille; niemals aber werden viele Einzel-

willen dies vermögen: ſie werden ſich nicht ſo weit von ihren perſönlichen Willensregungen losſagen, daß ſie überhaupt ein volkheitliches Streben, geſchweige denn das geſamte Volksſtreben zum Ausdruck bringen können. Durch ihre Vereinigung kann daher nur das perſönliche Streben eines Teiles der Nation, niemals aber der allgemeine Wille des Volkes bewußt verwirklicht werden. Das bedeutet: das Volk bedarf der Führung, damit ein allgemeiner Wille zum Ausdruck gelangt. Kein Volkslied, kein Dom entſteht, wenn nicht ein Menſch in freier Schöpferkraft aus der Tiefe der Volksſeele ſchöpft und all die verworrenen Regungen zu einer Einheit im Willen fügt, die Natur zur Freiheit führt. Wie kann es anders ſein, wenn die Kräfte des Staates geleitet werden ſollen? Erſt der Führer gibt den natürlichen Gewalten des Volkes den Sinn und damit den Willen: inſofern bedarf das Volk der Führer.

Gemach, ihr überzeugten Herren Demokraten, ihr werdet weniger Anſtoß nehmen, wenn ihr bedenkt, daß gerade hieraus eine Volksherrſchaft ſich ergibt, die, wenn auch nicht im üblichen Sinne, auch Vater Rouſſeau im tiefen Dunkel ſeiner volkheitlichen Seele zweifellos gemeint hat. Rouſſeau glaubt ſelbſt nicht an die praktiſche Möglichkeit der unmittelbaren Ausübung der Regierungsgewalt durch das Volk. Er läßt dem Volk nur die Entſcheidung über das, was das allgemeine Beſte iſt, indem er als allgemeinen Grundſatz des Volksſtaates die Forderung aufſtellt: Keine Regierung ohne Zuſtimmung der Regierten. Baut ſich ſein Begriff der Volksherrlichkeit nicht ganz auf der Willenloſigkeit und Unfreiheit des Volkes auf? Meint er nicht auch, wenn er ſchreibt, nur der allgemeine Wille vermag am beſten die Kräfte des Staates zu leiten, was wir als das Weſen der Volksführerſchaft erkennen müſſen: den Zuſammenhang mit dem Volk? Nur wenn den Führer der Gedanke an den allgemeinen Willen leitet, wenn er ſeine Führerſchaft in der Vereinheitlichung der vielen Triebkräfte des Volkes durch ſeinen Willen begreift, wird er ein Führer des Volkes, ein Finder des allgemeinen Beſten ſein. Hier zeigt ſich die eigentliche Herrſchaftsmacht des Volkes: ohne das Volk kein Führer, kein Herrſcher, ohne ſeine Zuſtimmung keine Führung, keine Regierung. Denn es läßt nur die als Führer gelten, die das Streben des Volkes auch wirklich zum Ausdruck bringen. Mit unfehlbarer, weil triebhafter Sicherheit erkennt es, wenn eine Führung von den mit dem Volksleben verbundenen Tendenzen abweicht. „Wird das Volk nie wirklich wiſſen, was es will, wird es alſo auch nie wirklich wollen, ſo weiß es zu gegebener Zeit doch ziemlich genau, was es nicht will. An der Verneinung des Wollens der führenden Perſon entzündet ſich ein entſprechender Erſatz für den fehlenden Eigenwillen: ein kollektiver Widerwille, ein allgemeiner und unwiderſtehlicher Gegenſtrom.“ Es

iſt die Oberhoheit der Inſtinkte, worin die Volksherrſchaft begründet iſt.

In dem Weſen des Volkes liegt der Grundgedanke beſchloſſen, der jede ſtaatliche Lebenseinheit erfüllen muß, wenn anders ſie ein Volk und nicht eine Sklavenherde umfaſſen will: Volk und Staat ſind eins, weil der Staat nur der Leib der Volksſeele iſt; aber auch Volk und Führer ſind eins, weil der Führer nur der Diener der Volksſeele iſt. Das Volk in ſeiner natürlichen Herrlichkeit aber überſtrahlt beides, Staat und Führerſchaft. Das iſt ſeine Herrſchaft.

2

Sollen die Triebkräfte des Volkes zu wahrem Ausdruck kommen, ſo muß des Volkes Herrlichkeit darin beſtehen, daß all ſeine Triebe frei ſich entfalten können, daß ſein natürliches Leben unbeeinflußt und unbevormundet dahinfließt, daß ihm freies Wachstum geſichert iſt. Wenn ſich dann auch ſein „Widerwille" gegen eine Verſündigung an ſeiner Natur und an ſeinem Wachstum mit elementarer Gewalt dem Führer entgegenſtemmen wird, ſo kann dies alles nicht eine äußere Herrſchaft über den Führer bedeuten. Der Führer iſt der Diener des Volkes, aber ſein freier Diener. Er iſt Diener nur inſofern, als er nicht perſönliche Intereſſen verwirklichen ſoll, ſondern nur die volkheitlichen Tendenzen in eine Einheit des ſichtbaren Ausdrucks überführen ſoll. Soll ihm dies aber glücken, darf er nicht in Abhängigkeit ſein von perſönlichen Intereſſen. Er muß daher ſelbſt außerhalb der Intereſſenkreiſe ſtehen, darf aber auch nicht durch die Herrſchgewalt anderer wieder hineingezogen werden. Nur wenn er frei wie ein Schöpfer ſchaffen und bilden kann, wird er die dunklen Triebe des Volkes zu klarem, allgemeingültigem Willensausdruck bringen, wird er ein wahrer Volksführer ſein. So iſt die Selbſtändigkeit der Führung durch ihre Natur von ſelbſt bedingt. Soll der Führer frei und ſelbſtändig aus volkheitlichen Quellen ſchöpfen, ſo muß ſeine Perſönlichkeit in ihrer Selbſtändigkeit groß und ſtark ſein, muß tief in ihrem Innern eine Sonne leuchten, die ihm die Kunſt des Hellſehens und die Kraft zu heroiſchem Ausdruck gibt.

Bedeutet es doch nichts anderes als die Ausſcheidung der Selbſtſucht aus dem Bereiche der öffentlichen Machtausübung, wenn nur der als Führer gelten ſoll, der ein Diener des Volkes iſt, ſo ergibt ſich daraus, daß der Führer durch Verknüpfung ſeiner Perſönlichkeit mit dem Volk frei wählend den Volkswillen bildet, die Verantwortlichkeit der führenden Perſönlichkeit. Verantwortung für ſich und für die, welche er führt. Damit iſt das innere Band gefunden, das Volk und Führer vereinigt; übernimmt der Führer durch ſeine Stellvertretung des Volkes auch die Verantwortung für den durch ſeine Führung geſchaffenen allgemeinen Willen, für das Volk, das ſelbſt unverantwortlich iſt, ſo be-

kennt er ſich damit auch verantwortlich vor dem Volke. Er iſt dem Volke für ſeine Führung Rechenſchaft ſchuldig.

Will man aber daraus eine beſondere Herrſchgewalt des Volkes über den Führer herleiten, ſo wird die Selbſtherrlichkeit des Führers beſeitigt. Die freie Perſönlichkeit des Führers aber läßt ſich, wie wir vorhin ſahen, nicht vernichten, ohne ihn zur Volksführerſchaft unfähig zu machen. Eine rechtliche Verantwortlichkeit muß daher ebenſo ausgeſchloſſen ſein wie eine parlamentariſche Verantwortlichkeit. Kann doch eine Verurteilung durch das Volk, da es ſelbſt Richter in eigener Angelegenheit ſein müßte, nichts anderes ſein als „ein Ausbruch der Gewalt, nicht eine Tat des Rechts". Parlamentariſche Verantwortlichkeit aber bedeutet eine Abhängigkeit des Führers von der öffentlichen Meinung. Mag ſie ein wirkſames Mittel ſein, der Volksmeinung Geltung zu verſchaffen, ſo iſt ſie doch eine Stärkung der unverantwortlichen Volksführer und Ränkeſchmiede, und damit eine Untergrabung der notwendigen Führerfreiheit. Die echte Führerverantwortlichkeit liegt im Gewiſſen des Führers ſelbſt, ſie iſt eine ſittliche Verantwortlichkeit. Das Vertrauen des Volkes ruht in der Überlegenheit der Führung, auf der beſonderen Kraft des Führers, die weit über die Schwächen und Mängel der anderen hinausgeht, auf ſeiner Fähigkeit, die Maſſe herauszureißen aus ihrer unheimlichen Schwerfälligkeit, kurz auf ſeiner Außerordentlichkeit.

Stellt ſo die Führerſchaft die höchſten moraliſchen Anforderungen, ſo gewinnt das Gottesgnadentum des monarchiſchen Führers ein beſonderes Geſicht. Der Führer, dem das höchſte Vertrauen zuteil ward, kann der damit begründeten, faſt übermenſchlichen Pflicht der ſtellvertretenden Verantwortung nur Herr werden, wenn er ſein Amt als ein von Gott ihm anvertrautes auffaßt und daraus die Gewißheit entnimmt, daß er fähig iſt, als einziger Menſch gegenüber dem Volk das Rechte zu treffen und die andauernde Macht als ein gerechter, ehrlicher und ſelbſtloſer Diener des allgemeinen Willens auszuüben. Dann aber iſt die monarchiſche Führung nicht nur die ſittliche Triebkraft der Staatsmaſchine, ſondern auch die ausgleichende Gerechtigkeit zwiſchen den immerwährenden Spannungen der Geſellſchaftsſchichten, und damit geradezu das Sinnbild der wahren Volksherrlichkeit: Der Monarch, nicht als der über den Geſchicken der Völker thronende, in ſeinem Hof von der Umwelt des Volkes abgeſchloſſene Stellvertreter Gottes — in Wahrheit nur der „Fronvogt einer ſklavenhaften Maſſe" —, ſondern als der vor Gott und dem Volk verantwortliche, mit dem Triebleben des Volkes eng verwachſene, in ſteter Fühlung mit allen Kräften der Geſellſchaft lebende Anreger und Führer, als der Fürſt, der die ſtellvertretende Verantwortung für das Volk auf ſich genommen hat nach dem ewigen Vorbilde deſſen, der auf dem Ölberge im Gebete ringt, während die anderen ſchlafen.

3

Schauen wir uns um unter den zeitgenöſſiſchen Führern der Völker: nichts als „Nullen und Nichtigkeiten", überall menſchliche Schwachheit. Wo aber ſollen ſie auch den Schwung, den Adel und die Tiefe der Geſinnung entnommen haben, wenn ſie nichts weiter ſind, als die Vollſtrecker des Willens ihrer Völker, Sklaven dieſer Völker, die in Leichtſinn, Selbſtſucht und Unanſtändigkeit den Krieg verwuchern? Wo iſt das Volk, das, ſelbſt groß, würdig und frei wachſend, in natürlicher Reinheit erhabene Führer aus ſich hervorbringt? Wie traurig iſt es überall mit der Volksherrlichkeit beſtellt, ſelbſt da, wo die Volksherrſchaft als politiſches Prinzip des Staates gilt. Wie wenig bedeutet doch die politiſche Freiheit neben der wirtſchaftlichen Abhängigkeit. Wo ſind die Freiheiten der Bürger, wenn die Abgeordneten ſagen: „L'état c'est nous!", wo das gleiche Recht für alle, das Aufſteigen nach Verdienſt, die Achtung vor der Menſchen Wert und Würde, wenn die beſitzloſen Volksteile ausgeſchloſſen ſind von der Führung in der Regierung, im Beamtentum, im Heer und am Hofe, wenn die perſönliche Freiheit der Maſſen wegen kapitaliſtiſcher, ariſtokratiſcher oder höfiſcher Intereſſen angetaſtet wird? Überall Günſtlingswirtſchaft, politiſches Strebertum, Geld-, Adels-, Bauern- oder Advokatenherrſchaft. Nirgends eine Gemeinſchaft, in der die politiſchen, wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Kräfte ſich das Gleichgewicht halten, nirgends ein einheitlicher Wille für das allgemeine Beſte.

In den Demokratien, wo das Volk den Staatswillen bildet, fehlt die Einſicht von der Bedeutung der Führerſchaft. Sie iſt nicht frei, ihr mangelt die Herrſchgewalt. Drum fehlt es an dem allgemeinen Gehorſam; der Staatswille findet keine zureichende Durchführung. Alle fühlen ſich zwar als Hüter der Geſetze, die ſie ſelbſt geſchaffen, aber nur allzuoft ſind einflußreiche Perſonen und Gruppen auf der Hut, daß dieſe Geſetze nur die anderen treffen.

In den Monarchien, wo der Monarch den Staatswillen bildet, fehlt die Einſicht von der Bedeutung der freien Volkskräfte. Hier wird das freie Wachstum, des Volkes ganze Herrlichkeit durch die Herrſchaft der Krone verkümmert.

Wenn Verwurzelung des Herrſchertums im Volk, Hineinwachſen des Volkes in das Herrſchertum Lebensbedingung für das freie Volksreich iſt, ſo iſt auch das deutſche Kaiſerreich noch ein unvollendetes Reich. Für ein Reich von ſolcher Wirtſchafts- und Heeresmacht bedeutet es nun gar etwas Außerordentliches, wenn das monarchiſche Prinzip keinen Raum für ein Zuſtimmungsrecht des Volkes gibt, keine geſetzliche Bahn offen läßt für einen ſich doch mit elementarer Gewalt durchſetzenden Volkswiderwillen. Von hier aus allein laſſen ſich die Forderungen der anderen Nationen auf Demokratiſierung der deutſchen

Regierung und auf Beſeitigung des preußiſchen Militarismus verſtehen. Der Mangel der Einheit von Volk und Krone kommt in dem Übergewicht der Herrſchgewalt der Krone nur allzu unzeitgemäß in allen Äußerungen der Reichsregierungsgewalt zum Ausdruck. Die feudalen Manieren und Geſinnungen der Staatsvertreter treten zu den in den demokratiſchen Ländern üblichen Gewohnheiten ſo in Widerſpruch, daß allgemeine Verſtimmung und Feindſeligkeit begreiflich ſind. Unter ſolchen Umſtänden muß dann allerdings die gewaltige Macht, die dem Kaiſer als Inhaber der militäriſchen Kommandogewalt und zugleich als völkerrechtlichem Vertreter des Reiches eingeräumt iſt, wie eine ſtändige Bedrohung wirken.

Nach der von uns gekennzeichneten Bedeutung der freiherrlich verantwortlichen Führerſchaft kann dies nicht dazu führen, die Kommandogewalt des Kaiſers und ſeine Regierungsgewalt irgendwie anzurühren, ſei es auch nur durch rechtliche oder parlamentariſche Verantwortungspflicht des Reichskanzlers. Aber es bedarf einer Erhöhung und Stärkung des Volkstums im Reiche. Weil die Beſtimmung des gottbegnadeten Fürſten nur in der Verwirklichung der Triebkräfte des Volkes liegt, muß neben dem Glanze des Kaiſertums der Zauber unvergänglicher Volksherrlichkeit ſtrahlen. Iſt es die größte Tugend des Volkes, nicht zur unrechten Zeit die eigenen Vertrauensmänner durch die Volksmeinung zu überſtimmen, die Macht in den Händen deſſen zu belaſſen, dem es Vertrauen geſchenkt hat, ſo entſpricht es der Bedeutung des Volkes, daß die organiſche Abhängigkeit des Herrſchers vom Volke auch verfaſſungsmäßig zum Ausdruck gelangt. Wenn das Volk die Macht hat, allzeit mit ſeinem Herrſcher in inniger Verbindung zu ſtehen, nicht nur jederzeit die Regungen und Strebungen aller ſeiner Kräfte dem Führer mitzuteilen, ſondern auch Einblick in die Werkſtatt des Schöpfers ſeines Willens und damit unmittelbaren Einfluß auf deſſen Wirkſamkeit zu gewinnen, erſt dann iſt das dem Weſen des Volkes entſprechende Verhältnis zum Führer zur Verwirklichung gelangt: *eine Gemeinſchaft zwiſchen Kaiſer und Volk, über die das Volk kraft ſeiner natürlichen Oberhoheit ſelbſt die Gewalt hat.*

So bleibt die Schaffung einer Gemeinſchaftsgewalt des Volkes, einer Kommunionsgewalt, die Grundfrage des weiteren Ausbaues des Reiches, ja überhaupt die Zukunftsbedingung eines freien deutſchen Kaiſerreiches.

Wenn das wahnſinnige Wiehern, das jetzt über die Wunden der Menſchheit dahinſchallt, verſtummen wird, wenn die Völker die blutigen Hände abwiſchen und an den Wiederaufbau gehen, bauen wir unſer Reich in freier Entwicklung der geſchichtlichen Eigenart der deutſchen Nation, aber in dem Bewußtſein, daß auch wir den Grund-

gedanken der Volksherrlichkeit verwirklichen wollen, der zur ſeeliſchen Übereinſtimmung der Völker führen ſoll. Mag das Banner der demokratiſchen Freiheit im Winde flattern, wir halten hoch die Kaiſerkrone in der Gewißheit: Nur die freien tiefinnerlichen, vom Glauben an die Menſchheit beſeelten Fürſtenführer werden den im dunklen Weben aller Völker ruhenden Menſchheitsgedanken zum klaren, gewaltigen Ausdruck bringen, den allgemeinen „Widerwillen" gegen die Ungerechtigkeit der Welt verwirklichen in der ſeeliſchen Bereitſchaft zur Gerechtigkeit.

Hermann Gottſchalk
Deutſchlands Entpolitiſierung

Die unbeſtrittenen Erfolge, die die alldeutſche Agitation aufzuweiſen hat, werden gemeinhin als politiſche bewertet. Iſt man nicht ſchon bis zu dem Argument durchgedrungen, es handelte ſich in der Kriegszielbewegung um ein reines Referendum? Um eine Korrektur des Votums eines unter längſt entfallenen Vorausſetzungen gewählten Reichstages durch die Wähler ſelber? Sicherlich hat dieſes Rezept aus der Reaktionsküche ſelbſt für manchen Demokraten etwas Überzeugendes und iſt zu manchem Ausſpringen Anlaß und Entſchuldigung geweſen. Und mancher dieſer ausgeſprungenen Demokraten wird auch die Verquickung der Kriegszielfragen mit dem Aufſchub der Regierungsreform für politiſch unbedenklich angeſehen haben, weil er das enge Beieinanderliegen von Annexionismus und innerer Reaktion nur für zeitweilig, nicht für innerlich notwendig und dauernd anſehen mag. Und ganz beſonders Einfältige begrüßen ſogar das Hereinſchleppen der bisher unpolitiſchen und gedankenloſen „Unparteiiſchen" in die politiſche Arena durch den Furor teutonicus als eine politiſche Neuerweckung, als eine friſche Blutzufuhr in das verknöcherte Parteileben. Dieſes dritte Argument aber iſt das gefährlichſte und enthält mehr Kulturverrat als die eigentliche Annexions- und Kriegswut ſelber. Gerade daß es der alldeutſchen Agitation gelingt, die politiſch Trägen zu wecken und ſcheinbar zu politiſieren, beweiſt bei richtiger Sichteinſtellung, daß hier nicht allein eine politiſch reaktionäre Agitation im landläufigen Sinne im Wege iſt, ſondern daß, was darin in die Erſcheinung tritt, bereits eine politiſche Rückbildung bedeutet, an der die von der Regierung geförderte, unter dem Hochdruck der Subordination an der Mehrzahl unſerer Männer verübte militäriſche Aufklärung über den Reichstag und die Kriegsziele den charakteriſtiſchſten Anteil hat. Denn die von militäriſcher und konſervativer Seite angeführte

Gegenbehauptung, dies ſei keine politiſche Agitation, hat ihre Richtigkeit, denn ſie iſt antipolitiſch. Sie verſucht, die menſchliche Vernunft auf den vorpolitiſchen Orientierungspunkt zurückzudrängen, auf die Verteidigung nach außen als nicht nur zeitlich, ſondern überhaupt wichtigſten Gegenſtand der Kulturgemeinſchaft. Sie wirft das geſellſchaftliche Denken auf die allerfrüheſte Entwicklungsſtufe zurück. Unſere jetzige Notlage, in der wir alle, durch die Umſtände gezwungen, Militariſten ſein müſſen, ſoll auch für die Zeit nach dem Aufhören des äußeren Zwanges nach innen feſtgelegt werden, wozu das aufgeſcheuchte Heer der Unpolitiſchen den gegebenen Kriſtalliſationskern bildet. Dies iſt es, was die nichtreaktionären Mitläufer der Alldeutſchen nicht erkennen. In ſeiner ganz gefährlichen, kulturverderblichen Bedeutung nicht erkennen! Es iſt der Anruf der primitiven, unerzogenen Roheit gegen die Kultur!

Kultur iſt, alles in einem geſagt, Erhebung der Perſönlichkeit über den Naturzuſtand. Bei allen nie mehr erreichten Gipfelleiſtungen der Antike iſt doch dieſe eine Linie, durchaus eine Entwicklungslinie, fortdauernd zu verfolgen. Denn auch die größten alten Kulturen konnten die Sklaverei noch nicht entbehren, und die Sklaverei ſteht zwiſchen der Natur und unſerer heutigen Geſellſchaft jener um ein groß Teil näher. Sie iſt eine Verkörperung des Naturrechts der Gewalt, die wir durch das geiſtentſtammte Menſchenrecht in ihrer roheſten Form wohl für immer überwunden haben. Aber mit der Überwindung der Leibhörigkeit war nur ein endlich fällig gewordener Schritt vollzogen. Die Zweiteilung der Menſchheit durch den Herrenbegriff war damit noch längſt nicht beſeitigt. So wenig wie die Natur macht auch der Geiſt einen Sprung. Läßt ſich die Natur ihr Recht auf Ungleichheit der Individuen nicht entwinden, ſo muß der Geiſt, der zum Unindividuellen ſtrebt, zur Ideenverwirklichung, fortwährend mit den Anſprüchen der natürlichen Ungleichheit im Kampfe liegen. Nicht, daß er ſich vermeſſen dürfte, ſie ſelber auszurotten — nur die Unvollkommenheiten kann er ausrotten wollen, die er auf ſeinem Entwicklungsgange, mit jener vermählt, ſelber zurückgelaſſen hat. Er ſtrebt zur höchſten und einzigen Offenbarung der Perſönlichkeit — ihr aber im Wege ſtehen die ungeiſtigen Ungleichheiten der Perſonen. Jede Kultur verrichtet daher ihren Anteil an der Arbeit, dieſe geiſthemmenden Ungleichheiten aufzuheben, ſei es auf dem einen, ſei es auf dem anderen Gebiete der geiſtigen Möglichkeiten. Nachdem wir die Offenbarung des Geiſtigeinen im Kultus der Religionen und des Genies durchlaufen haben, ſind wir in das Gebiet der „Menſchenrechte" übergetreten, das iſt die Offenbarung der Perſönlichkeit im Ausbau des Rechts. Sie fing mit inſtinktiver Rückſichtsloſigkeit als Ausrufung der Freiheit und Gleichheit für alle an. Jede Kulturrichtung ſtellt zuerſt ihr Ziel auf, das

nichts anderes iſt als eine Neuoffenbarung der Perſönlichkeit. Sei es die antike Darbringung des Opfers an die Götter, ſei es die Entdeckung des Jenſeits, ſei es die Selbſtverherrlichung des künſtleriſchen Genius. Zuerſt iſt das Ziel, dann die Erfüllungen durch das Erlebnis. So iſt nun das beſondere Kulturerlebnis unſerer Zeit die Erfüllung der perſönlichen Rechtsidee. Alle früheren Kulturziele gelten trotz eifrigſter Nachpflege nur nebenbei. Auch die für kulturell unentwickelte Augen unſere Zeit allein ausfüllenden Kulturzweige Wiſſenſchaft, Technik, Organiſation und Verkehr ſind nicht die Kultur ſelber, ſie ſind nur Erfüllungen der Kulturidee der Gleichheit und Freiheit, haben in ſich kein Ziel, ſondern ſtellen nur Wirkungen der Kulturidee dar, der ſie dienen. Darum konnten ſie noch niemals von ſich aus das Erlebnis der erhöhten Perſönlichkeit erzwingen, vielmehr ſind ſie überall ſpaltend, ſpezialiſierend, natürliche Zuſammenhänge (Familie!) zerſtörend eingedrungen, unterwerfen die Perſon unter Verkümmerung ihrer kulturerworbenen Vielſeitigkeit der Sache, die im Einzelnen eine Maſchine iſt oder ein beſchränkter Beruf oder eine einſeitige Aufgabe. Dieſe angeblichen Kulturoffenbarungen, die ja jetzt der Zerſtörung viel intenſiver dienen als vordem dem Aufbau (wie könnten ſie es, wenn ſie ſelber das Kulturziel enthielten?) ſind alſo nur Ergebniſſe des neuen Kulturideals, keine Erlebniſſe. Das Erlebnis ſchwebt hoch über ihren Zertrümmerungen des alten perſönlichen Einheitbegriffs. Es iſt das unausrottbare Erlebnis der menſchlichen Gleichheit. Ihm dient unmittelbar, durch keine Naturwiſſenſchaft oder Technik geklärt oder bereichert, die Entwicklung des Rechts. Das iſt die Stimme, die durch die Schreckniſſe des Weltkriegs dringt, die unſere ſchlechten Dichter zum patriotiſchen Proteſte anreizt und unſere guten ſchweigen macht.

Sie iſt, das wird doch hoffentlich der Weltkrieg lehren, weit mehr als eine Juriſtenfrage. Sie iſt auch weit mehr als ein Weg, den Kampf der Waffen durch den Kampf der nationalen Wirtſchaften abzulöſen. Das Recht der offenen Tür auf der ganzen Welt, ſo notgedrungen es aus dem Menſchenrecht hervorgeht, iſt in ſeiner wirklich gemeinten, „friedlich-wirtſchaftlichen" Bedeutung doch nur ein verkappter Vertrag der künftig übrigbleibenden Großen, die Kleinen oder wenigſtens Schwachen unter Mißbrauch eines heiligen Namens bequemer auszubeuten. Darum iſt es auch noch längſt nicht ausgemacht, daß die Angelſachſen, die jetzt die Führung im Ausruf der Menſchenrechte an ſich haben, über die wirtſchaftliche Unterwerfung hinaus noch irgendeine Erfüllung des neuen Kulturideals erſtreben können oder wollen. Vielleicht iſt ihre Eignung nur negativ, aus ihrer amuſiſchen Veranlagung zu erklären, die ihnen eine hemmungsloſere, einſeitigere Entwicklung im Wirtſchaftlichen erlaubte. Sie können wohl die Welt noch eine Weile in dem Wahn erhalten, daß die wirtſchaftliche Vereinheitlichung der Völker ein Pionierdienſt

für das neue Ideal ſei, eine Erfüllung iſt es nicht. Und ob ihre internationale Rechtsidee, die wohl mit ein Ausfluß des allgemeinen Rechtsbewußtſeins und für die Entwicklung notwendig iſt, ehrlich gemeint oder nur eine Verkappung jenes wirtſchaftlichen Unterwerfungsgelüſtes iſt, darüber iſt auch noch einiger Zweifel zu hegen. Aber gleichviel, es kommt bei Völkern wie bei Perſönlichkeiten nicht darauf an, ob der andere es ehrlich meint, ſondern daß man es ſelber tut, denn Kultur iſt immer eigenes Erlebnis, und ihr dient man nicht, indem man auf andere wartet und ſeine Forderungen an andere ſtellt.

Die Notwendigkeit, an der internationalen Rechtsorganiſation teilzunehmen, ſtellt ſich uns alſo doppelt dar. Einmal gegenüber der Weltübermacht als einzige Form, unſere nationale Exiſtenz dauernd zu behaupten, alſo rein praktiſch. Dann aber ideell und moraliſch als ein unumgänglicher Teil unſerer Kulturerfüllung. Der alte Freiheitsbegriff: Freiheit ein Vorrecht des Freien über den Unfreien, hat dem neuen weichen müſſen: Freiheit iſt Rechtsgleichheit für alle. Recht aber iſt die Verleugnung jeglicher Gewalt. Geiſtesrecht wider Naturrecht. In der Rechtsgleichheit wurde der Perſönlichkeit ein neues Reich des Selbſterlebniſſes beſchieden, dem Freien nach der Richtung der Beſchränkung, dem bisher Unfreien nach der Ausdehnung hin. Die neue Einſtellung des Ichs brachte auch die Veränderung des Zuſammenlebens hervor, nicht nur auf den Gebieten, die wir ſchon berührten, ſondern zuhöchſt des ſtaatlichen Zuſammenlebens. Damit war die Pflicht für jeden Einzelnen gegeben, politiſch zu werden. Denn jeder der Gleichen und Freien, mit den anderen zur Gemeinſchaft verbunden, iſt auch zur Mitwirkung gehalten. Nicht anders kann der geiſtige Sieg über das Naturrecht feſtgehalten werden, als daß jeder in ſeiner Freiheit einen heiligen Beſitz erblickt, den er pflegen und ſich, wo es nottut, immer wieder erkämpfen muß. Es gibt in unſerer Zeit keinen anderen perſönlichen und wahren Kulturzuſtand, als den Genuß der Lebensgüter aus dem Bewußtſein der perſönlichen Freiheit heraus. Koſtet ſie uns nicht Beſchränkungen genug? Iſt es menſchenwürdig, dieſe zu ertragen, wenn man nicht zugleich das Erlebnis ihres höheren Zweckes in ſich trägt? Wenn nicht der Staat, als Ausfluß und Bürge der gleichen Freiheit aller, uns ſelbſt Erlebnis wird? Wenn wir nicht mit unſerem Herzblut für die Herſtellung des wirklichen Staates als unſeres Freiheitserlebniſſes kämpfen?

Wie aber ſteht die Mehrheit ſeiner angeblichen Bürger dem Staate gegenüber! Er iſt ihr Feind, weil ihnen die perſönliche Freiheit noch nicht Erlebnis geworden iſt. Er iſt ihnen eine Maſchine zu Nutz oder Schaden. Sie ſehen in der Politik nur die Methode, dieſe Maſchine zu lenken. Sie begreifen nicht, daß politiſch ſein heißt, der großen Idee ſeines Zeitalters dienen. Sie ſehen nicht, daß er das Ein und Alles des

freien Selbſtbeſitzes iſt. Sie tragen gar das Wort Kultur wie eine Beute im Maule, um ſich einen ungeſtörten Platz zu ſuchen, auf dem ſie ſie verſpeiſen können. Ahnen nicht, daß die Kulturidee ihrer Zeit die Freiheit iſt, der gemeinſame Organismus geiſtbeſtimmter Menſchen, ſorgſam gehegt und genährt unter ſelbſtbeſchränkender Opferung der bequemen natürlichen Ungleichheiten, dem hohen und reinen Erlebnis der menſchlichen Einzigkeit und Einheit zuliebe, das uns ſeit je mit Offenbarungen der Religion, der Kunſt und des Denkens beſchenkte und uns auch fernerhin beſchenken wird, wenn erſt die Schlacken der neuen Entwicklung abgeworfen ſein werden. Einer Entwicklung, die wir nicht ſehen, aber in dem heiligen Gute der Freiheit in unſerm Herzen austragen bis zur Reife.

Das Erlebnis der Freiheit auszulöſchen, das iſt das Begehren derer, die zur Organiſation der natürlichen Ungleichheit zurückſtreben. Denen die Herrſchaft der Macht einziger Selbſtgenuß bedeutet. Sie toben gegen die Verſtändigung mit dem Feinde, weil ſie jeden Fortſchritt des Rechtes fürchten, und ziehen die Freiheitunwürdigen auf ihre Seite, weil ſie dieſe bange machen können, mit der Unterwerfung unter das Recht ginge die Freiheit verloren. Dieſe begreifen die Freiheit nur in ihrer roheſten Form und wiſſen kein anderes Mittel, ſie zu behaupten, als nur das roheſte, den Krieg. Sie ſehen nicht die Gefahr, die mit der Dauer des Krieges raſend wächſt, daß er die Freiheit, das mühſelig heiß errungene Kulturgut, unter ſich begraben wird. Nichts anderes mehr als menſchenwürdig erkennend als die gemeinſame Freiheit nach außen, treten ſie die andere, die höhere, in den Kot.

Das iſt das Ziel, um das bewußt teils, vielfach auch unbewußt, als Opfer eines jammervollen Kulturmangels, die Deutſchen in großer Zahl jetzt ihre mühſam begonnene Politiſierung wie einen abgetragenen Lappen wieder von ſich werfen.

Berta Lask / Wie kann unſere Zeit Richtlinien für die Erziehung der weiblichen Jugend finden?

Es wird Völker gegeben haben, die ihre weibliche Jugend klar und wahrhaftig, menſchenhaft und zielbewußt auf ihr künftiges Leben vorbereiteten. Die alten Ägypter waren in ihrer Blütezeit vielleicht ein ſolches Volk. Denn die Frau ſcheint damals weder kümmerlich noch würdelos gelebt zu haben und ſtand beſonders als Mutter in hohem Anſehen.

Doch von den Lichtpunkten in der Geſchichte der Frau wiſſen wir wenig, und ihre Nachwirkung iſt nicht ſichtbar. Deutlich erkennbar iſt dagegen, daß es in der uns bekannten Menſchheitsgeſchichte zwei weſentliche Arten von Mädchenerziehung gegeben hat: eine harte, klare, eindeutige, grauſame, an dem Weſen der Frau, an ihrer Menſchenhaftigkeit achtlos und unwiſſend vorübergehende — die der vergangenen Jahrtauſende, ſoweit ſie nicht in Dunkel gehüllt ſind — und eine verlogene, haltloſe, ſüßliche, würdeloſe — die neuere, auch unſere Zeit noch ſtark beherrſchende.

Aufgabe unſerer Zeit iſt es, eine neue Mädchenerziehung herbeizuführen, die von der Verlogenheit und Zielloſigkeit der neueren ebenſo entfernt iſt wie von der Grauſamkeit und Mißachtung der früheren. Die großen Richtlinien zu ſuchen iſt vor allem notwendig.

Alle uns bekannte bisherige Mädchenerziehung ſtammt aus dem Geiſt und Willen des Mannes. Und wenn man nach einer Erklärung für die nahezu unglaubliche Tatſache ſucht, daß die Hälfte der Menſchheit Jahrtauſende hindurch ſich von der anderen Hälfte formen, biegen und oft verbiegen, vergewaltigen, ja ſogar — wie in China — verſtümmeln ließ und daß — noch unbegreiflicher — alle reifen Frauen ihre eigenen weiblichen Kinder nach dem Willen des Mannes formten, bogen und oft verbogen, vergewaltigten und verſtümmelten, ſo iſt die Erklärung nicht durch die Tatſache der körperlichen Überlegenheit des Mannes gegeben. Körperliche Überlegenheit allein ſichert nicht die Herrſchaft. Auch die größere gattungsmäßige Belaſtetheit und die Schwächung der Frau durch Tragen und Gebären der Kinder — obwohl ungeheuer ſchwerwiegend — hätte doch nicht ausgereicht, eine derartige Unterwerfung herbeizuführen.

Ein dritter Faktor mußte zu dieſen beiden Faktoren hinzukommen. Und dieſer dritte iſt die andersartige Geiſtigkeit des Mannes.

Das Menſchentum und ſeine Elemente ſind dieſelben bei Mann und Frau; ihre Miſchung aber iſt nicht dieſelbe, ſondern erfolgt nach verſchiedenartigen geheimen Kriſtalliſationsgeſetzen.

Die männliche Miſchung trägt in ſich die Tendenz zur Spaltung, zur Loslöſung der Kraft, die wir mit einer unvollkommenen Terminologie als „reinen Geiſt“ bezeichnen wollen.

Der losgelöſte reine Geiſt aber iſt es, der die Natur zwingt, formt und beherrſcht. Daher hat der Mann die Natur bezwungen und geformt und mit der Natur, gleichwie ein Stück Natur, hat er die Frau bezwungen und geformt. Der Frau wurde das Schickſal, daß ihre in die Sinnlichkeit wie in eine unzerreißbare Hülle verzauberte Geiſtigkeit, ihre unerlöſte, hilfloſere Geiſtigkeit von dem Manne gar nicht als ſolche geſehen und erkannt, von dem Manne vollſtändig ignoriert wurde.

Hier von einer einſeitigen Schuld des Mannes zu reden, wäre kleinlich und eng angeſichts der verhängnisvollen, ſchickſalhaften Tragik der Situation. Wohl aber kann man von einer Schuld beider Geſchlechter ſprechen, begangen an dem Göttlichen im Menſchen. Die Schuld des Mannes war, daß er das Menſchengeſchöpf Frau behandelte als ein Stück untermenſchliche Natur. Die Schuld der Frau war, daß ſie ihr andersartiges Menſchentum dem Mann gegenüber nicht behauptete, daß ſie Jahrtauſende hindurch die ſtets wechſelnde Rolle ſpielte, die der Mann ihr zuwies.

Dies war die typiſche Situation der Frau. Trotzdem gelang es zu allen Zeiten vereinzelt edlen, ſtarken Frauen ſich in der Stille neben dem Manne auszuwirken. Und zu allen Zeiten hat es Frauen gegeben, die ſich auflehnten oder gar Herrſchaft erſtrebten, erfolgreich, wenn ſie liſtig, tückiſch, ſkrupellos und grauſam waren, erfolglos, wenn ſie offen, ſtolz, menſchenhaft kämpften. Denn wohl die böſe, dämoniſche Frau erträgt der Mann zeitweiſe über ſich, nicht aber die menſchenhafte.

Von dieſen wenigen aus dem Dunkel herausgetretenen Frauen wiſſen wir, und ſomit wiſſen wir auch von etwas anderem: von dem Leiden der edelſten weiblichen Jugend jener Zeiten. Denn es iſt eine Eigenſchaft edlerer Jugend, ein Bild nicht des daſeienden, ſondern des ſeinſollenden Menſchentums ahnend in ſich zu tragen, nicht ein ruhendes Bild zur ruhigen Betrachtnng in Mußeſtunden, ſondern der Seele glühend eingebrannt und Leben fordernd.

Von den Leiden jener Mädchen berichtet kein Geſchichtsbuch — die Geſchichte wurde von Männern geſchrieben —, wer aber mit hellen Augen zwiſchen den Zeilen lieſt, findet in der Bibel und in anderen Chroniken genug davon verzeichnet.

Furchtbar war das Schickſal jener Mädchen, in denen das Gefühl ihres Menſchentums bereits hell aufdämmerte und die doch in Erziehung, Recht, Sitte, Lebensform den Dingen beigeſellt, der untermenſchlichen Natur zugeordnet wurden. Denn nicht einem Gott oder göttlichen Geſetz war die Frau unterſtellt, nicht irgend einem überſinnlich Geltenden. Nur der Mann lebte unter der Herrſchaft ſolcher Mächte und war ihnen verantwortlich. Die Frau aber war dem Mann gegeben als ſein Ding und war nur dem Mann verantwortlich, ihm aber ganz.

Das Haupt des Mannes war überwölbt von der Kuppel des geſtirnten Himmels, das Haupt der Frau vom Dach des Hauſes. Streckte ſie den Kopf über das Dach des Hauſes hinaus, ſo brach ſie in männliches Gebiet ein.

Aber ſelbſt ein Sklavenleben kann durch ernſte Pflichterfüllung eine gewiſſe Art von Würde — wenn auch keine volle Würde — bekommen, und ein in Freiheit oder Scheinfreiheit geführtes Leben kann durch

Verlogenheit tief entwürdigt ſein. Und ſo hatte immerhin die Mädchenerziehung jener Zeiten eine Art von Würde, die der neueren, zielloſen und verlogenen Mädchenerziehung fehlte, die Würde der Wahrhaftigkeit und Ganzheit. Das Mädchen wurde unerbittlich auf ein beſtimmtes, nahes, deutliches Ziel eingeſtellt, und es wurde ihm nichts vorgelogen und nichts umnebelt. Es wurde dem Mädchen geſagt: „Du biſt dem Mann unterſtellt und keinem Gott.“ Das war hart, aber klar und wahrhaftig. Verrucht wäre es geweſen, dem Mädchen zu ſagen: „Du biſt vor allem Gott verantwortlich und dann erſt dem Mann“, und doch in Wirklichkeit, in Geſetz und Praxis die Frau allein auf den Mann und nicht auf Gott zu beziehen. Dieſe Methode blieb ſpäteren, durch unerfüllbare asketiſche Forderungen gebrochneren Völkern vorbehalten.

Auch wo der Mann, die Verwandtſchaft der Frau mit göttlichen und dämoniſchen Kräften in tiefer Ahnung erkennend, die Frau als Prieſterin und Wahrſagerin verehrte und als Zauberin fürchtete, rangierte die Frau deshalb nicht in derſelben menſchlichen Linie neben dem Mann.

Doch auch in Zeiten, in denen die Frau wohl mehr den unbeſeelten als den beſeelten Geſchöpfen zugerechnet wurde, gab es Kulturen, in denen die Frau in gewiſſer Weiſe der Menſchenwürde teilhaftig wurde: dort, wo das Geſchlechtsleben in den Gottesdienſt einbezogen wurde, wo die Defloriерung der Mädchen oder die Befruchtung der Frauen im Tempel als ein gottesdienſtlicher Akt vollzogen wurde. In ihrer Eigenſchaft als Geſchlechtsweſen war die Frau hierdurch einer göttlichen Macht unterſtellt, alſo mit Menſchenwürde begabt. Die Sehnſucht des Naturweſens Frau nach der Begattung und die Sehnſucht des Menſchengeſchöpfes Frau nach Erfüllung göttlicher Gebote wurde gleicherweiſe befriedigt. Und die weibliche Jugend jener Völker konnte auf einem klaren hellen Weg jenem einfachen, aber nicht mehr dumpf-troſtloſen Ziel entgegengeführt werden. Wie eng auch das Leben einer ſolchen Frau verlaufen ſein mag, es fehlte ihm nicht mehr jede Weihe.

Jene in der Realität wohl ſehr rohen Gebräuche auf die Gegenwart übertragen zu wollen, wäre ſinnlos. Die Idee aber, die jenen Gebräuchen zugrunde lag, berührt ſich mit Sehnſucht und Forderung unſerer Zeit. Der neue Menſch wurde im Tempel im Dienſte der Gottheit gezeugt. Keine anderen Intereſſen und Bedürftigkeiten durften in dieſer großen, heiligen Angelegenheit mitſprechen. Welches aber iſt die Gottheit, der die heutige Menſchheit den Erben zeugt? Geldintereſſen Einzelner, politiſche Intereſſen Einzelner, Macht- und Ehrgelüſte Einzelner, ſinnliche Augenblicksgelüſte Einzelner, Bequemlichkeitsverlangen Einzelner, kurz Willkür und Verantwortungsloſigkeit in jeder Form. Und auch, wo hochſtehende Menſchen ſich aus reiner Neigung

vereinigen, bleibt dies eine rein perſönliche Angelegenheit, an einem individualiſtiſchen Prinzip orientiert, iſt es ſelten eine ſakrale Handlung. Und iſt es auch Einzelnen, gläubig Liebenden eine ſakrale Handlung, dem öffentlichen Bewußtſein iſt es keine heilige, ſondern eine „heikle" Angelegenheit. Wie kann eine Menſchheit, die ſo ſich ſelber zum Spott lebt, die, verantwortungslos zeugend, den Erben in hundert Sinnloſigkeiten hineingebiert, der es nicht gelungen iſt, das Geſchlechtsleben poſitiv oder — wie das chriſtliche Mittelalter — negativ in ihr Weltbild einzubeziehen, wie kann ſie ihre Jugend mit ſtarker Hand zu klaren Zielen führen? Und insbeſondere die weibliche Jugend? Denn die Frau, tiefer in das Gattungsleben verſtrickt als der Mann, wird auch von Sinnloſigkeit und Geſetzloſigkeit auf dieſem Gebiet noch tiefer und verheerender getroffen als er.

Hier liegt die zweite Urſache für die Verlogenheit und Ratloſigkeit der neueren Mädchenerziehung.

Einmal weiß der Mann noch nicht ſicher, ob die Frau nur Gattungsweſen oder wirklich vollwertiger Menſch iſt. Er kann ſich weder zu der einen noch zu der anderen Betrachtungsweiſe und ihren vollen Konſequenzen entſchließen. So ſchwankt er ärgerlich und ratlos, moraliſierend und experimentierend zwiſchen beiden Betrachtungsweiſen hin und her, die Erziehung der Mädchen bald an dem einen, bald an dem anderen Prinzip orientierend, ſoweit nicht eine traurige Notwendigkeit ſie nach brutalen Nützlichkeitsgründen beſtimmt. Zum zweiten fehlt es der gegenwärtigen Menſchheit an Leuchtkraft der Lebensziele und ſomit auch an ſinnvollen und herrſchenden Geſetzen für die Fortpflanzung und an einem menſchenwürdigen Prinzip für das geſamte menſchliche Geſchlechtsleben. Wie könnte aber im Dunkeln ein feſtes Haus gebaut werden, ohne Leuchtkraft der Lebensziele ein Syſtem der Mädchenerziehung entſtehen!

Und an dieſer Stelle muß ein Wort über die Frauenbewegung geſprochen und eine Frage getan werden.

Was iſt die tiefſte Urſache der modernen Frauenbewegung, dieſer auf keine Weiſe hinwegzudisputierenden tiefgehenden Strömung?

Wer von den Anſichten der materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung beherrſcht iſt, wird ſagen: die Revolutionierung unſeres Wirtſchaftslebens. Wer aber tiefer ſieht und erkennt, daß große Umwälzungen im Leben der Menſchen und Völker durch geiſtige Kräfte hervorgerufen werden, muß weiterforſchen.

Nach dogmatiſcher Anſicht der Pſychiater und Pſychologen iſt die Frau mehr Naturweſen als der Mann, triebhaft, vernunftfern handelnd und dadurch in Anarchie leichter verfallend. Als Geſetzloſigkeit — erſcheint ihnen, was tiefer Blickende als andersartige — Geſetzmäßigkeit — erkennen.

Wo die Frau ſich auflehnt und Geſetze bricht, geſchieht es, weil falſche Geſetze ſie vergewaltigen und zur Verkümmerung zwingen. Im Grunde aber will ſie großen feſten Geboten unterſtellt ſein. Und obwohl auch in ihr der unauslöſchbare Drang nach Selbſtbehauptnng, nach Eigenwürde, nach Unantaſtbarkeit der engſten Perſönlichkeitsſphäre lebt, hat ſie doch gleichzeitig den Drang nach weiteſtgehender Hingabe, nach einem Leben tätiger Liebe für andere. Auf dieſe Beſchaffenheit ihrer Natur aber ein *Gebot* der Unterordnung zu gründen in der Art, wie das bisher geſchah, bedeutet eine Vergröberung der ſeeliſchen Beziehungen zwiſchen Mann und Frau mit einer demoraliſierenden Wirkung für beide Teile, Beförderung der Herrſchſucht auf der einen, der Hinterliſt auf der anderen Seite.

Selbſt wenn es für alle Zeiten gültig bliebe, daß die Frau „in der Nähe eines männlichen Geſetzes wohnen will" (Hans Blüher), dieſes Geſetz und dieſe Nähe müßte ſie in Freiheit wählen. Noch aber hatte ſie nicht dieſe Freiheit der Wahl.

Und darum, obwohl hingebend zu ſein der Frau im tiefſten notwendig iſt, will die Frau zuzeiten — die gegenwärtige Frauenbewegung zeigt es — ſcheinbar leidenſchaftlich etwas anderes als das ihr Notwendige.

Weil noch von ihr zwangsweiſe gefordert wird, was nur als freies Geſchenk gegeben, nur als frei erwählte Pflicht getan werden kann, weil noch ihre Stellung von Naturgeſetzen her und nicht, wie die des Mannes, von göttlichen Geſetzen und ſittlichen Forderungen her beſtimmt wird, weil noch ihr Tätigkeitsgebiet und ihre Perſönlichkeitsentfaltung *willkürlich* begrenzt werden und — weil der Mann nicht da iſt, dem vorbehaltlos zu leben ihr Inſtinkt ihr erlaubt.

Stände über unſerem heutigen Leben eine herrſchende geiſtige Macht, wäre unſer Leben mehr erfüllt und durch alle Phaſen geſtaltet von ſtarken aufbauenden Kräften, ſo würde auch die heutige Frau kampflos und unbedingt einem ſolchen feſten Gefüge an der richtigen Stelle ſich einordnen.

Lebte der heutige Mann ſtolz und ſtark im Dienſt überperſönlicher Werte, durchſtrahlt von der Würde dieſes Dienſtes, in ſich geſchloſſen und feſt und zugleich voll wacher Verantwortung für Menſchentum und Würde der Mitmenſchin, ſo hätte die Frauenemanzipation nicht den Charakter einer Emanzipation *vom Manne* und eines oft beide Teile verwundenden Kampfes angenommen.

In demſelben Maße, in dem der Mann ſein Leben entgottete, entgeiſtete, verkleinerte und zerſplitterte, in demſelben Maße verlor er die Herrſchaft über die Frau.

Mit der Schwächung der wertvollen konſtruktiven männlichen Eigenſchaften aber vollzog ſich gleichzeitig eine Schwächung der brutalen,

oft deſtruktiv wirkenden männlichen Triebe und ermöglichte der Frau, aufzuatmen. Die Folge war eine Verfeinerung des männlichen Gewiſſens auch Frauen und Kindern gegenüber, und ſo entſtand, vom Manne ſelbſt genährt, in der Frau der Gedanke an ein menſchenhafteres Leben. Das Leben der Frau wurde reicher, aber fragwürdiger, reich durch tauſendfältig aufdämmernde Entwicklungsmöglichkeiten, fragwürdig durch ſchmerzhafte Entwurzelung und die Sphinxhaftigkeit der neuen Zukunft. Die Verflachung und Lockerung der Geſamtperſönlichkeit des Mannes ſowie die Lockerung des die Menſchen umſchließenden geiſtigen Gefüges bewirkte, daß die Frau, vom Manne nicht mehr erfüllt, als Gattungsweſen keiner Weihe mehr teilhaftig, immer ſtärker die von jeher in ihr ſchlummernde Sehnſucht erwachen fühlte, das Leben ſelbſt zu geſtalten und auch an den oberſten Stockwerken des Gebäudes überperſönlicher Werte mitzubauen.

So gelang es der Frau trotz ihrer hilfloſeren Geiſtigkeit, trotz der Feſſeln der Unbewußtheit und Dumpfheit, ſich bis zu einem gewiſſen Grade zu befreien. Allerdings mußte auch in dieſem mit beiſpielloſem Opfermut und entſagungsſtarkem Idealismus geführten Befreiungskampf der Frau der Mann vielfach die geiſtigen Waffen ſchmieden, mit denen ſie kämpfte.

Wie, wenn der Wächter müde und ſchläfrig geworden iſt, die Gefangenen ausbrechen, ſo brach, da das Bewußtſein ſeiner Gottähnlichkeit und metaphyſiſchen Verantwortlichkeit im Manne nur als trübe Flamme ſchwelte, die Frau aus ihrem Gewölbe hervor, zum Glück der Menſchheit eine neue Epoche einzuleiten.

Die Fahne ihres Menſchentums entrollend, ſchreitet ſie über die Länder der weſtlichen Erde, Entbehrung und Hohn achtlos ertragend, und zwingt die Welt, ihre menſchlichen Züge zu ſehen. Wenn das Menſchenangeſicht der Frau der Menſchheit glühend eingebrannt ſein wird, unverwiſchbar, unauslöſchbar, dann iſt die Miſſion dieſer erſten großen Frauenbewegung zu Ende. Und wenn dann eine Neueinteilung der Kräfte beginnt, ſo kann es vielfach wieder die alte ſein und wäre doch überall eine andere. Denn der Mann wird nicht mehr glauben, mit untermenſchlicher Natur zuſammenzuwohnen, und die Frau wird ſich nicht mehr als hilflos Gezwungene und Entrechtete fühlen.

Und ſollte es ſich dann herausſtellen, daß es das Schickſal oder gar das Glück der meiſten Frauen iſt, dem Manne und der Nachkommenſchaft in engem Kreis zu dienen, ſo wird ſie dieſes Schickſal in freier Wahl auf ſich nehmen, denn die größte Qual des Menſchen iſt, eine falſche Rolle zu ſpielen, und ſein größtes Glück iſt, er ſelbſt zu ſein, und ſeine größte Würde, das ihm Geziemende und Notwendige zu tun.

Niemand aber ſoll prophezeien, was das Geziemende und Notwendige ſein wird, denn neue Geſchlechter können neue Formen der

Gemeinſchaft finden. Nichts iſt notwendig, weil es war, und ſelbſt eine Vorherrſchaft der Frau wäre nur dann abzulehnen, wenn ſie ſich für die Höherentwicklung der Menſchheit als nachteilig erwieſe, worüber allerdings nur ein Gott entſcheiden könnte.

Als die im Intereſſe der Menſchheit zu wünſchende und zu fordernde Entwicklung erſcheint mir nicht das Eindringen der Frau in männliche, aus dem männlichen Lebensrhythmus geborene Berufe, ſondern eine Erweiterung des weiblichen Seins und Schaffens, ein Sichauswirken des ganz andersartigen weiblichen Lebensrhythmus auf einer ganz neuen Baſis von Freiheit und Verantwortlichkeit. Vorerſt aber herrſchen Streit und Chaos.

Wie aber ſoll in dieſem Erwachen und Zuſammenſtürzen, in dieſem Streit und Chaos ein Prinzip für die Mädchenerziehung gefunden werden? Wer ſoll die weibliche Jugend führen? Und zu welchem Ziel ſoll ſie geführt werden?

Soll der Mann, der durch Jahrtauſende bewährte und bewieſene Geſetzgeber und Syſtematiker, die Mädchen führen?

Nein, denn der Frau gegenüber hat er verſagt und ſchwankt, wie oben gezeigt wurde, auch jetzt ratlos zwiſchen zwei Prinzipien. Noch liegt es ihm von Jahrtauſenden her im Blut, die Frau als untermenſchliche Natur, als Ding zu betrachten. Und auch bei reinſtem, ſtärkſtem Wollen kommt er nicht ganz und nicht immer davon los. Noch iſt ihm das Menſchengeſicht der Frau nicht unauslöſchbar eingebrannt. Darum kann der Mann die Richtlinien für die Mädchenerziehung nicht vorzeichnen.

Soll die Frau es tun, die Frau, die durch Jahrtauſende ſelten Geſetze gab und nie Syſteme baute? Die ſelten ihr eigenes Geſchlecht mutig vertrat, ſelten ihm Treue hielt? Die ſo oft dem Manne zuliebe ihr eigenes Geſchlecht verriet? Und die auch jetzt noch — jahrtauſendalte Gewohnheit im Blut — mit ſtärkſtem, reinſtem Willen zu Selbſtändigkeit und Eigenwürde vielfach unbewußt dem Mann verſklavt iſt und, wie ſie früher der Körperkraft des Mannes ſich beugte, nun ſeiner Geiſteskraft ſich beugt und kein höheres Ziel kennt, als männlichen Geiſtes teilhaftig zu werden und vor männlichem Geiſt als ebenbürtig zu beſtehen? Und ſelbſt, wo ſie ſolche Wege nicht geht, wo ſie ganz auf ſich geſtellt ihren Weg durch Dickicht rodet, iſt ſie noch nicht frei genug.

Nein, auch die Frau kann noch nicht aus eigener Kraft die Richtlinien vorzeichnen.

So müſſen wir das Ziel ſelbſt anrufen, daß es uns Rettung ſchicke, daß es einem Magnet gleich an ſich reiße, was zu ihm gehört.

Nicht von der Willkür einzelner aufgeſtellt, ſondern aus der wachen Sehnſucht der Beſten, aus der dumpfen Sehnſucht der Vielen er-

wachſen ſteht es leuchtend und noch verſchleiert auf einem Berge und ruft. Wir müſſen hören, was es fordert.

Es fordert vor allem als Grundbedingung für jede wahrhaftige Mädchenerziehung eine klare, kompromißloſe Stellung zur „Natur". Iſt Natur — und mit der Natur das Geſchlechtliche — böſe, unheilig, teufliſch, wie asketiſche Religionen lehren, ſo iſt das Mädchen fraglos und konſequent zur völligen Überwindung alles Natürlichen in ſich zu erziehen und hat jede Betätigung im Geſchlechtlichen, im Dienſte der Liebe wie im Dienſte der Fortpflanzung als entwürdigend abzulehnen ohne Rückſicht auf das Ausſterben des Menſchengeſchlechts.

Im Mittelalter wählten einzelne Mädchen dieſen damals für die Frau einzigen Weg menſchenwürdigen Lebens. Jetzt fordert das Ziel, daß bei andauernder Unheiligkeit der Natur jedes Mädchen ihn wähle, denn Kompromiſſe in ſo wichtiger Angelegenheit geziemen ihr nicht mehr. Die Kompromißwirtſchaft und Verworrenheit, das Öffnen von Hintertüren, wo die Haupttür verſchloſſen war, haben Lüge, Grauſamkeit und Verwilderung zwar nicht erzeugt, ſo doch gefördert. Sexuelle Enthaltung in gewiſſem Umfang iſt als hemmendes und regulierendes Moment in jedem Menſchenleben unentbehrlich und ein wichtiger Faktor zur Höherentwicklung der Menſchheit, welchen Zielen auch immer ſie ſich im übrigen zubewegen mag.

Die radikale Forderung vollkommener ſexueller Askeſe kann die Baſis eines Ideals der Lebensführung ſein. Dieſes Ideal bedeutet dann eine Verachtung jeder körperlichen Gebundenheit, ein Herausſtreben aus allem Naturhaften, eine Verneinung alles in Sinnlichkeit Verflochtenen und ſomit der meiſten Kulturwerte, kurz, die Lebensführung eines indiſchen Heiligen. Wer aber nicht die Lebensführung eines indiſchen Heiligen erſtrebt und trotzdem ſexuelle Askeſe, die immer mit der Tendenz zu allgemeiner Askeſe verbunden iſt, propagiert, verfällt notwendigerweiſe in Halbheit und eine Kompromißwirtſchaft mit den bedenklichſten Folgen.

Wer ein reinliches Leben führen will, dem bleiben nur zwei Möglichkeiten: radikale Askeſe und Lebensverneinung — oder Lebensbejahung, Liebe zur Natur und Kreatur, Weihe des Lebens.

Poſtuliert nun das Ziel im Gegenſatz zum asketiſchen Ideal nicht eine Verneinung der Natur, ſondern ihre Kultivierung und Bändigung, ſo doch mehr als bloß dieſe, denn auch kultivierte und gebändigte Natur bedeutet noch nicht Menſchentum. Menſchentum bedeutet: einem göttlichen Prinzip unterworfene, von ihm durchſtrahlte Natur. Zur Bejahung ſolchen Menſchentums, zur Bejahung ſo durchſtrahlter Natur iſt das Mädchen zu erziehen. Körper und Seele haben gleicherweiſe Zeugnis für dieſes Menſchentum abzulegen. Darum darf das Mädchen ſeinen Körper nicht asketiſch verachten, ſondern muß ihn

ehren und lieben, muß nach ſeiner Formung und Durchſtrahlung ſtreben.

Der Zucht und Selbſtbeherrſchung iſt in dieſer Erziehung keine geringere Rolle zuzuweiſen als in der ſinnenfeindlichen Erziehung. Doch wird die neue Erziehung dem angeborenen Inſtinkt des Menſchen weit mehr vertrauen und weder Inſtinkt noch Willen zu brechen ſuchen.

Als mit dem Makel ſchwerer ſittlicher Verfehlung behaftet muß in Zukunft der Menſch gelten, der durch eigenes Handeln oder Beeinfluſſung anderer die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts mit ſekundären Intereſſenſphären verquickt. Das Gefühl, in dieſer Angelegenheit der ganzen Menſchheit verantwortlich zu ſein, muß geſtärkt und zu Geſetzeswürde erhoben werden. Das Mädchen darf nie wieder unwiſſend, dumpf und ratlos der Willkür des Mannes übergeben werden. Auch in perſönlichſter Hingabe an einen Einzelnen, bleibe ſie wache Trägerin des ihr eingeborenen und ihr übergeordneten Geſetzes. Dieſes Geſetz in ihr lebendig zu machen oder lebendig zu laſſen, iſt Aufgabe der Erziehung.

Dem Geſetz allein und unbedingt verantwortlich ohne Rückſicht auf Wünſche und Behagen von Individuen hat die Frau als werdende Mutter dem Manne gegenüberzuſtehen. Das Geſetz, dem ſie unterſteht, muß mit der Macht ausgeſtattet ſein, ſie zu ſchützen, auch gegen den Mann.

Alle nicht der Fortpflanzung dienende Geſchlechtsbetätigung wird je nach ihrer Beſchaffenheit Unſchuld oder Würde erlangen, wo die Frau ſich als vollwertiges, ſelbſtverantwortliches Menſchengeſchöpf fühlt, wo in Mann und Frau das Bewußtſein ihrer Menſchenwürde gleicherweiſe lebendig iſt und wo durch Entteuflung der Natur Heuchelei und Lüge in dieſen Dingen nachlaſſen.

Muß ſomit der Geſchlechtsbetätigung an ſich jedes Odium genommen werden, ſo werden Zucht und Beherrſchtheit auf dieſem Gebiet nun in doppelter Hinſicht gefordert werden, nicht nur wie bisher im Namen des Geiſtes, der einen tauglichen Körper für ſeinen Dienſt fordert, ſondern auch noch im Namen jener geweihten Natur, ihrer Schönheit und Hoheit.

Einer menſchenhaft großen, ſelbſt zerſtöreriſchen Leidenſchaft aber, ſei es, daß ſie ſich als Geiſtbeſeſſenheit oder als Liebesbeſeſſenheit äußere, wird die Menſchheit in ehrfürchtigem Schweigen gegenüberſtehen, ohne jedoch von der Härte ihrer Forderungen nachzulaſſen.

Da die Frau nicht Naturweſen iſt wie eine Pflanze oder ein Tier, ſondern immer jener Weihe teilhaftig, ergibt ſich von ſelbſt, daß ſie niemals und zu keinem Zweck — auch nicht zum Zweck der Staatserhaltung — als reines Gattungsgeſchöpf betrachtet werden darf.

Vor allem iſt ſie Menſch. Keine Art menſchlicher Entwicklungsmöglichkeit darf ihr verſchloſſen ſein. Kein Weg zu irgendeinem Ziel, das ſie als *ihr* Ziel erkannt hat, darf ihr verſperrt werden. Nie darf einem Mädchen geſagt werden: „Das kannſt du nicht, das ſollſt du nicht, weil du ein Mädchen biſt.“ Nie darf es in negativem Sinn geleitet werden. Sondern unerbittlich hingewieſen auf die bindende Macht der Geſetze, denen es unterſteht, und des Inſtinkts, den es in ſich fühlt, zur Verantwortlichkeit gegen ſich ſelbſt und das Geſetz erzogen, muß ihm im übrigen Freiheit im Wollen und Handeln gegeben werden und Unabhängigkeit gegenüber menſchlichen Autoritäten.

Die in ihrem eigenſten Weſen verkannte, die verkümmerte, rechtloſe, zu ewiger Stummheit verurteilte Frau konnte und durfte, wenn ſie konſequent war — doch ſie war es ſelten —, kein anderes Ziel haben als das, alle Mauern niederzureißen, alle Bindungen zu zerſtören und in freiem Spiel der Kräfte ſich zu erproben, auf *jedem* Gebiet menſchlicher Betätigung und ohne Rückſicht irgendwelcher Art.

Die zukünftige, in ihrem Menſchentum erkannte, in ihrer Menſchenwürde nicht mehr bedrohte Frau braucht nicht mehr verzweifelt in „der Freiheit leeren Raum“ zu drängen.

Als gebundener Menſch mußte ſie Freiheit verlangen um jeden Preis, als freier Menſch — aber noch iſt ſie das nicht, und weite Wege hat ſie noch zu gehen bis zu dieſem Ziel —, als freier Menſch wird ſie ſchickſalhafte Gebundenheit nicht mehr fürchten. Denn welcher Menſch wäre ſo leer und negativ, daß er Freiheit und Entfeſſelung als letzte Ziele wollte! Gerade die edleren, Freiheit liebenden Menſchen wollen das Geſetz und als Letztes jenen höchſten Zuſtand, in dem Freiheit und Geſetz zuſammenfallen.

Immer aber wird und muß die Frau eingedenk ſein, daß *ſie mit verantwortlich iſt für das Geſicht, das die Menſchheit trägt.* Auf keinem Gebiet des Lebens darf die Spur ihres Weſens ganz fehlen, oder ſie hat ihr Menſchenrecht verwirkt.

Nie dem Manne oder irgendeinem Menſchen, immer der Gottheit und immer ſich ſelbſt verantwortlich muß ſie leben.

Sie darf einem Mann ihre Güter, ihre Seele, ihren Körper, ihr Leben mit allen Zukunftsmöglichkeiten geben, aber nicht die Verantwortung für ihr Tun und nicht die Verantwortung für alles Geſchehen auf der Erde. Die Verantwortung darf ſie nie wieder irgendwohin abwälzen. Das iſt es, was ſie von der früheren Frau unterſcheiden wird.

Und als die nächſte und dringlichſte Forderung des Ziels erkennen wir nun, daß die Frau in Zukunft ſolch ſelbſtverantwortliches Geſchöpf wird. Erſt dann kann ſie Weſenhaftes, Unzerſtörbares wirken.

Bisher aber war die Frau weder tatſächlich noch der Forderung nach ein ſelbſtverantwortliches Geſchöpf. Tatſächlich war ſie es nicht. Und

auch wo radikale Religionen wie das Chriſtentum die Verantwortlichkeit der Frau Gott gegenüber poſtulierten, haben Geſetz und Sitte dieſe Forderung wieder umgebogen und zunichte gemacht, haben den Mann und das willkürliche männliche Geſetz zwiſchen die Frau und Gott geſchoben.

Die Frau wird infolge ihrer andersartigen Geiſtigkeit auch für die Geſtaltung ihres eigenen Lebens die Kraft des männlichen aufbauenden Geiſtes nicht entbehren können und wollen. Wir wiſſen nun aber, welche Kraft die Frau davor ſchützen wird, je wieder in menſchenunwürdiger Weiſe dem Mann oder männlichem Geſetz zu verfallen: die Kraft des Verantwortlichkeitsgefühls.

Einer Hilfe und Stütze von außen her bedarf aber auch der innerlich feſte Menſch. Und ſo muß, damit nicht wieder geſchehe, was Jahrtauſende hindurch geſchah, damit nicht wieder um des Mannes willen die Frau Gott verrate, zur Stärkung der einzelnen Frau eine ſtarke Frauengemeinſchaft entſtehen.

Bisher war die einzelne Frau — im Gegenſatz zum Mann, den immer Gemeinſchaften ſtützten — in jedem ſchweren Kampf hoffnungslos auf ſich ſelbſt geſtellt, ohne irgendeine reale Organiſation oder auch nur eine gedachte geiſtige Gemeinſchaft hinter ſich, die ſie ſtützte und hielt. Denn die Herde der hörigen Frauen war keine Gemeinſchaft und keine Stütze, ſondern im Gegenteil zur Steinigung der aufrechten Bekennerin oder Empörerin immer am eheſten bereit.

Schon erkennen wir die Anfänge einer unſichtbar zuſammengehaltenen Gemeinſchaft der Frauen, einer Gemeinſchaft von ſehr viel größerer Bedeutung als jeder Frauenverein, obwohl auch jeder Frauenverein wichtig iſt als ein Zeichen des Willens der Frau, ſich zuſammenzuſchließen. Die Mitglieder eines Frauenvereins aber haben meiſt nur mit einem kleinen und unweſentlichen Stück ihres Weſens Anteil an dem Verein und nur zu beſtimmten Zeiten. Die Frauen jener nicht organiſierten höheren Gemeinſchaft aber ſtehen jederzeit und mit ihrem ganzen Sein in dieſer Gemeinſchaft, und durch keinen Willensakt vermögen ſie auszutreten. Wo dieſe Frauen ſich begegnen, erkennen ſie einander ohne Ordenszeichen. Das gemeinſame Merkmal jener Frauen iſt, daß ſie ein ſchweres und fragwürdiges Leben in Freiheit und Verantwortung höher ſchätzen als ein leichtes, glänzendes und verantwortungsloſes, ja daß es für ſie keine Wahl gibt, ſondern nur dieſe eine Lebensmöglichkeit. Das weitere Merkmal dieſer Frauen iſt, daß ſie ſich verantwortlich fühlen für Würde und Gedeihen ihres ganzen Geſchlechts, daß kein perſönliches Glück oder Leid ihnen dauernd wichtiger iſt als dies. Das dritte Merkmal dieſer Frauen iſt, daß ſie voll großer Liebe ſind, die ſich nicht auf einen engen Kreis beſchränkt. Auch wo ſie verachten, wo ſie ſchroff und feindlich und empört ſind, ſind ſie das kraft innerer Wärme.

Liebend in dieſem Sinne ſoll die weibliche Jugend werden.

So ſieht unſere Sehnſucht das Ziel, noch verhüllt und doch leuchtend. Noch löſt es nicht alle Schleier von ſeinem Geſicht, noch zeigt es nicht alle Wege zu ſeinem Berge. Doch wir ſehen das Leuchten. Und wir hören den Ruf, der Menſchheit ein neues, ſchöneres Haus zu bauen, mit geweihten Händen, frei, verantwortlich, liebend.

Und wir entlaſſen die Jugend aus unſeren Händen, daß ſie dem Ruf des Zieles folge, denn wir ſelber können nicht Führende ſein. Wegweiſer können wir ſein, doch nicht Wegbegleiter.

Uns, die wir ſuchend und kämpfend durch das Chaos ſchreiten mußten ohne die Stütze jener hohen Gemeinſchaft, ohne das Licht des Ziels, uns wurde als höchſter Lohn, das Ziel zu erkennen und es der Jugend zu zeigen. Doch alle ſind wir mehr oder weniger verbogen und verwundet. So ziemt es uns nicht, die Jugend zu führen. Sehen wir aber, daß Unberufene die Jugend führen wollen, dann greifen wir ein, denn unſere Hände ſind immer noch reiner und ſtärker als die Hände jener, die kraft innerer Blindheit, kraft innerer Dunkelheit und mangels metaphyſiſcher Verantwortung ſich berufen fühlen.

Und wenn wir unſere Wege nicht umſonſt gegangen ſind, ſo werden wir die Jugend, die ſich an uns wendet, zu ſchützen wiſſen gegen die Fanatiker des Beſtehenden ſowohl wie gegen die Fanatiker des Umſturzes und werden ihnen helfen, das Ziel zu erreichen.

Klara Keller
Zu Blühers Antifeminismus

Wenn Hans Blüher in ſeiner Schrift: „Der bürgerliche und der geiſtige Antifeminismus" einen Grundriß vom Weſen der Frau zieht und darauf ſeinen Aufbau entwirft, ſo muß man ſeine Art fürs erſte durchaus gelten laſſen, denn hier, wie in des Verfaſſers andern Werken, fällt die gute Beobachtung ſeeliſcher Geſetze und ihre klare Einteilung ins Auge. Der Empiriker hat uns ein Bild gezeichnet. Aber kann auch ein ruhig Nachprüfender dem Ganzen eine Zuſtimmung kaum verſagen, ſo wird er doch auch die Empfindung nicht verlieren, daß ihm in ſeiner Beurteilung ein Vorbehalt bleibt, der entſcheidend werden kann.

Der Erfahrungsmenſch vermag nicht die reinen Töne des Menſchendaſeins zu vernehmen, ohne daß ſeine eigenen unterbewußten Stimmen ihm die Begleitung dazu ſingen, oft genug Harmonie zerſtörend und Rhythmus zerreißend. So kann auch ſein Eindruck vom andern Geſchlecht, wie vom Leben überhaupt, niemals ein urſprünglicher ſein.

Ihn prägte ein halb vergeſſenes Erleben aus der frühen Kindheit; aber mit ſo ſicherem Griffel hat Mneme dort ihre Bilder im Innern eingegraben und mit ſo feiner Beweglichkeit ſie ausgeſtattet, daß ſie, die unabläſſig Gebietende, das ganze Leben hindurch in jedem Augenblick ihr Werk zum Leben zurückrufen kann. Unter der Machtentfaltung der Vergangenheit ſammeln wir unſere Erfahrungen, und mag auch der Wille Beziehung gewinnen zu dieſem unterbewußten Geſchehen und, langſam löſend, neue Wege weiſen, wir werden doch ſtets verſucht ſein, indem wir Neues aufnehmen, uns nach den Urbildern jenes verſunkenen Engrammſchatzes zurückzuwenden.

Blühers kühle Frauenbeurteilung bringt unwillkürlich auf den Gedanken einer ſeeliſchen Belaſtung und in ſeinem gern wiederholten Ausſpruch von der Art der Frau, die „erſchütternd — abgrundhaft" der des Mannes entgegengeſetzt ſei, ſchwingt immer ein Mißton ſtark anklingend mit, den man erſt aufs Richtige geſtimmt haben möchte, wenn er nicht das Gehör ſtörend ſchädigen ſoll. Unter dieſem Eindruck wird man der Schrift, ſie etwa zum zweitenmal leſend, keine abſolute Sachlichkeit zuſprechen können und wird dafür an Alltagsfragen denken müſſen, die auch dann noch nicht beantwortet ſind, wenn die gewiß verſtändliche Abwehrmaßregel Antifeminismus im Blüherſchen Sinn ihre Forderungen erfüllt ſehen wird.

Es iſt ſicher, daß die Frau Blüher für manches dankbar ſein wird, was er ausgeſprochen hat. Für manches klärende Wort beim Durchdenken ihrer Lage dem Mann gegenüber, die ihr an gewiſſen Wendungen nur gefühlsmäßig bekannt war. Oder hat eine unverbildete Frau nicht die deutliche Empfindung, daß ihr Weſen nicht aus dem „bauenden Geiſt" ſtammt? Für ſie kann in dieſer Feſtſtellung nichts Herabſetzendes liegen, und ſie wird es ſogar anerkennen, wenn Blüher, in freilich ſchroffer Weiſe, glaubt, es betonen zu müſſen, um das geſellſchaftliche Leben durch eine falſche Bewertung ihres Weſens vor Veroberflächlichung zu ſchützen. (Seine Schroffheit gilt überdies hier vielmehr dem Manne.) — Vor allem aber wird die Frau ſich zu ihm hinkehren und aufhorchen, wenn er die Geſchichte der Menſchheit in zwei Flügel, den gotiſchen und den dionyſiſchen, teilt und ſie, das Weib, mit dem dionyſiſchen Genius beſeelt, dem Eros, jener andern Göttlichkeit des Menſchen, um derentwillen der Mann gar imſtande iſt, ſeinen Geiſt daranzugeben. Hier rührt er an ihre Tiefen, und gerade von hier aus will ſie auch verſtanden ſein.

Aber — und hierauf kommt es an — es iſt Hans Blüher vorläufig nur gegeben, an dieſe Tiefen zu *rühren*, wenn er von ihrem größeren Wiſſen und dem *entfaltbaren* Wiſſen um den Eros redet. Es liegt gar nicht in ſeiner Abſicht, da tiefer zu graben. Denn wie er in ſeiner ganzen Darſtellung weniger dem Gegenſtand ſelber als ſeiner Idee darüber

folgt und damit ſeine Lichter ungleichmäßig verteilt, ſo ſehr iſt es ihm auch darum zu tun, das Weib in die durchbrochene Schranke ſeines Niveaus „Nur" zurückzuweiſen.

Blüher deutet auf den erſten Seiten ſeiner Abhandlung auf den großen Unterſchied der weiblichen Geſichtsbildung von der männlichen hin und erkennt beim Weib des Durchſchnitts den ganz eindeutigen Grundzug des „Eros", während das männliche Antlitz ihm die Vertretung der Tatſache „Geiſt" ausdrückt. Dem Eros iſt an dieſer Stelle noch nicht jene tiefere Bedeutung gegeben, von der ſchon die Rede war, und ſo kann die Bezeichnung ganz alltäglich verſtanden werden, wobei freilich das Blüherſche Nur auch wieder hervortritt. Zugegeben aber, die Frau trage das unentwickelte Erotiſche ganz offen ſchon allein im Geſicht zur Schau, tut ſie nicht recht daran, es gefliſſentlich zu unterſtreichen, wenn ſie auf die Wirkung ſieht? Denn wem folgt der weitaus größte Teil der Männer mit Eifer, wenn nicht dieſem Erotiſchen? In ſeinem „Wandervogel als erotiſches Phänomen" ſpricht Blüher von der beleidigenden Herrſchaft des dummen und aufgeputzten Weibes über den Mann, und wie dieſes den Kult vom Manne verlange. Welche höherſtehende Frau aber empfindet nicht auch in jedem Augenblick das Beleidigende im Verhalten des Durchſchnittsmannes, der nur das Erotiſche zu ihrem Wertmeſſer macht, und den ſie verachten muß, wenn ſie nicht über ihn lächelt? Ahnt ſie vielleicht, daß ſie — um mit Kierkegaard zu reden — jetzt in den phantaſtiſchſten Kategorien aufgefaßt, über kurz oder lang als Spaß gelten wird — wenn er nämlich glaubt, ſie ethiſch betrachten zu müſſen und die Kränkung erfahren wird, mit der die galante, einſchmeichelnde Anbetung des weiblichen Geſchlechts endigt, wenn die Illuſion verſchwindet?

„In Tiecks romantiſchen Dramen" — heißt es einmal bei Kierkegaard — „findet man zuweilen eine Perſon, die früher König in Meſopotamien war und nun Siruphändler in Kopenhagen iſt. Gerade ſo phantaſtiſch iſt jede weibliche Exiſtenz. Heißt das Mädchen Juliane, ſo iſt ihr Leben folgendes: Weiland Kaiſerin in der weitausgeſtreckten Trift der Liebe und Titularkönigin aller Übertreibungen der Faſelei, jetzt Madame Peterſen an der Ecke der Badſtubenſtraße." Und obwohl noch verſichert wird, daß Juliane im ſiebenten Himmel ſei und Madame Peterſen ſich in ihr Schickſal finde, ſo wird doch die Frau, von der wir reden, dem Vorbild der praktiſchen Juliane nicht an die Seite treten wollen. Sie kann gern auf Galanterie verzichten und wird lieber darauf achten, was die Hauptſache iſt, wenn man ſtolz ſein will: daß man nicht in Unwahrheit kommt.

Das entfaltbare Wiſſen um den Eros erſcheint uns als ihre Wahrheit. Um ihr aber näherzukommen, müßte in Hans Blühers Empfinden neben der ſtarken Sympathie für das Innenleben ſeines eigenen

Geſchlechts auch eine gleichartige für das der Frau und ſeine Entwicklungsfähigkeit vorhanden ſein. Zwar hält er etwas auf Freud und ſeine Pſycho-Analyſe und flicht in der genannten Schrift auch ein Wort von der Sublimierung der erotiſchen Urkräfte und ihrer Umſchaffung, in kulturelle Leiſtungen etwa, ein. Auf die Frau angewandt, begegnen wir einer ſolchen Beobachtung aber nur in der Bezeichnung „Aushilfsbewegung", wenn Blüher von den außerordentlichen Eigenſchaften der Suffragette redet. Im allgemeinen iſt aber die Frau gern geneigt zur Sublimierung. Sollte das zu erkennen z. B. bei der Kranken- und Armenpflege ſo ſchwer fallen? Man wird entgegnen, das wolle ja niemand leugnen. Aber es handelt ſich nicht nur um notgedrungene Verwertung brachliegender Kraft. Blüher ſcheint nichts bekannt von der Erweiterung, die ſich aus der Freudſchen Lehre ergeben hat und die ſo tief durchgedrungen iſt, daß ſie alles Vergängliche im letzten Grund als ein Gleichnis deuten kann. Eben da, wo Blüher erſt von Rhapſodie redet, wenn es ſich um die Erkenntnis handelt, iſt die Analyſe einem Ganzen auf die Spur gekommen. Was bei der Frau um ſeiner ſelbſt willen dazuſtehen ſcheint, darf aber am erſten unter dieſen Geſichtspunkt geſtellt werden, und wer in ihrer erotiſchen Durchglühung, dieſer Naturerſcheinung, das höchſte Seeliſche erkennt, das im äußerſten Gegenſatz ſeinen Ausdruck bekommt, der kann ſie erſt verſtehen.

Dem gotiſchen Menſchen iſt es verſagt, die Frau anzuerkennen, lehrt uns Blüher, es ſei denn, daß ihm eine Umſtellung ſeiner Grundrichtung gelinge. Sonſt aber muß er dem Problem Weib ausweichen, wie auch die gotiſche Großmacht, die katholiſche Kirche, dieſe Haltung deutlich zeigte, als ſie „der einfältigſten aller Frauen" zwar die Himmelskrone aufſetzte, um ſie hernach aber in eine Niſche zu ſtellen. Aber es will doch nicht ſcheinen, als ob Maria in den katholiſchen Kirchen einen untergeordneten Platz einnehme. Und es iſt hier auch eine verſchiedene Auffaſſung der Verſinnbildlichung Niſche angängig. Denn die Niſche iſt ebenſogut als das Allerheiligſte zu denken, der ſtille Ort, das tiefſte Innere, wo das Bild ſteht, das am höchſten gilt: die Mutter. So käme es hier am Ende nicht auf die gotiſche Lebenshaltung allein an, wenn man in kein rechtes Verhältnis zum Weibe kommen kann? Iſt hier vielleicht wieder die Mneme am Werk, deren eiſerner Griffel zu tief in die Seele eingrub, was man mit dem erſten Regen des Bewußtſeins einſt erfaßte?

In Wahrheit, das Bild der Mutter hindert den Mann im Leben oft genug, das Weib richtig zu ſehen. Und wenn ſchon von Pſycho-Analyſe die Rede ſein ſoll, ſo wird dort am deutlichſten gezeigt, daß der Mann, alles Behagen und was das Leben ſchön macht, wie einſt von der Mutter, ſo auch ſpäter vom Weibe erwartend, in eine falſche Richtung kommt. Er muß da fehlgehen, und, wie der Verführer, wird

er aus ſeiner Reflexion über ſie nur als ihr Kritiker und Verneiner hervorgehen, wenn er nicht ſeine kindliche Beziehung, in welcher er alles, was Weib heißt, in gewiſſem Sinn auch Mutter heißen möchte, löſt und in dieſem Sinn ſeine Grundrichtung ändert.* Eine neue Welt wird ihm dann aufgehen, in der nicht mehr wie beim Kinde er ſelbſt mit ſeinem Wünſchen und Begehren, das ihn beherrſchte und ſeine beſte Kraft an ſich zog, den Mittelpunkt bildet. Neben ſich ſieht er auf einmal das andere Daſein Weib, ſeine Wegbegleiterin, und was er bisher überſehen konnte, auf das muß er nun achten, wenn er ſie betrachtet: auf ihres ganzen Weſens ſtille Bitte um Halt und Führung.

Der ſchöpferiſche Geiſt iſt nirgends als Selbſtzweck vorhanden, ſonſt müßte freilich die überſteigernde Kritik von Mann zu Mann für das Geſchehen in der Welt das Entſcheidende werden. Wie ſollte dann aber das wahrhaft Göttliche, das keiner Kritik bedarf, ſeine Aufnahme finden? Es müßte auch um ſeiner ſelbſt willen da ſein.

Wo der männliche Geiſt aber dem unſchöpferiſchen und ewig variierenden Weib in verſtehendem Lieben begegnet, da kann es geſchehen, daß er auf einmal ſelber im Begriff iſt, ſich zu verwandeln. „Was ſich dunkel in ihr bewegt, das drücke ich aus, ſo gut ich kann —“ ſagt ein alter Dichter, — „da verwundert ſie ſich, daß es gerade das war, was ſie ſagen wollte; ich ſpreche es aus, ſo gut ich kann, da eignet ſie es ſich an. Aber nun kommt die Reihe an mich, wenn ich mit Verwunderung ſehe, daß meine Worte eine Durchgeiſtigung, eine Verinnerlichung, eine Anmut bekommen haben, daß ich mit Recht ſagen kann, es ſind nicht meine Gedanken“.

Das iſt nicht unſchön zu bedenken, und wo ein ſolches Verhältnis zuſtande kommt, und auch über die Ehe hinaus wirkſam iſt, da braucht die Frau zur Sublimierung nicht den Weg über das Gebiet des Frauenrechtleriſchen oder auch hinauf zu andern Gefühlsverſtiegenheiten aufzuſuchen. Ihr Eros kann ſich frei entfalten und ſchwingt ſich zur höchſten Anſchauung empor.

Und haben wir ſchon einmal auf Sören Kierkegaard gehört, ſo mag er uns vielleicht zuletzt auch in ſeiner Auffaſſung feſſeln. Er ſagt: „Das Weib iſt in ſeiner Unmittelbarkeit weſentlich äſthetiſch, aber gerade weil ſie es weſentlich iſt, deshalb iſt auch der Übergang zum Religiöſen direkt. Die weibliche Romantik iſt im nächſten Augenblick das Religiöſe. Iſt ſie es nicht, ſo iſt ſie nur eine ſinnliche Begeiſterung und dämoniſche Inſpiration der Sinnlichkeit, die heilige Reinheit der Scham iſt in eine Dunkelheit verwandelt, die verſucht und erhitzt.

Im Weib iſt auch unmittelbares Verlieben; das iſt das Gemeinſame. Aber der Übergang zum Religiöſen geſchieht ohne Reflexion. Indem

* Ausführliches dieſer Anſchauung findet ſich in der Schrift: „Die Gral Parzivalſage und Richard Wagners Parſifal“ von Dr. O. Menſendieck. Breitkopf & Härtel, 1915

nämlich eine Ahnung von dem Gedanken, welchen die Reflexion des Mannes ideell erſchöpft hat, an ihrem Bewußtſein vorüberzieht, ſinkt ſie zuſammen, aber der Mann eilt zu Hilfe, er ſteht feſt, und die Geliebte ſtützt ſich auf ihn, bis ſie die Augen wieder aufſchlägt. In dieſer Betäubung iſt ſie aus der Unmittelbarkeit der Liebe in die der Religion verſetzt, und hier begegnen ſie ſich wieder. . . . . Sie kniet da nicht anbetend, denn der Unterſchied, welcher für die Unmittelbarkeit der Liebe der Stärke des Mannes das Übergewicht gibt, iſt ahnend in einer höheren Einheit aufgehoben durch die göttliche Gleichheit in der Religion . . . Sie ſinkt, doch nicht vor dem Sichtbaren, ſondern vor dem Unſichtbaren, vor der Gewalt des Eindrucks, da greift ſie ihn, wie er ſie bereits unterſtützend hält, . . . und wie man ſie faſt ſinkend in Anbetung ſieht, ſo ſieht man in dieſer unterbrochenen Stellung die Notwendigkeit einer neuen: daß ſie aufrecht an ſeiner Seite ſteht. Man ahnt ein neues Vorbild, das wirkliche der Ehe."

Wahrlich, mag uns der Herzſchlag ſchneller gehen, wenn wir an dionyſiſchen Jubel des Weltalls denken, hier iſt mehr als das! Hier iſt Gottesdienſt. Was aber einem ſolchen Zuſammenfinden vorausgehen muß, damit dem Weibe nicht, wie Kundry, ſtatt des Erlöſers ein Sünder in die Arme falle, das iſt aufs tiefſte zu bedenken. Es iſt der reine Entſchluß des Mannes, reif zu werden.

H. Schüller / An einen chriſtlichen Studenten / Gedanken zum Problem: Religiöſer Beſitz und akademiſche Problematik*

Es treibt mich das Verlangen, die Blicke derer, die ſich zu einer akademiſchen Jugendbewegung verpflichtet fühlen, auf das Problem: Religiöſer Beſitz und akademiſche Problematik zu lenken. Man könnte ebenſogut das Problem aufſtellen: Nationaler Wille und akademiſche Problematik oder weibliche Art und akademiſche Problematik. Dieſe alle ſind zu beantworten im Dienſte einer reinlichen Scheidung der Geiſter, die Vorausſetzung iſt zu einer Vereinigung. Denn uns Studenten tut dies not: Einheit des Studententums in der Mannigfaltigkeit ſeiner eine Idee objektivierenden typiſchen Geſtaltungen.

Verkehrt iſt folgendes:

1. Eine Einheitsorganiſation in einer Nivellierung der Charaktere der Verbände.

2. Das Daſein ſolcher Verbände, in denen keine Idee ſich auswirkt.

* Wir bringen den in ſeiner Form noch nicht ganz reifen Aufſatz eines Studenten um des angeregten Problems willen. (Leitung)

3. Das Daſein ſolcher Verbände, die in einer gewiſſen Engheit, in einem, ſei es religiöſen oder nationalen, dogmatiſchen Beſitz keinen Sinn haben für die Lebenserhöhung und Geiſtesklärung, die eine durchgängige akademiſche Problematik mit ſich bringt.

Die Forderung zur akademiſchen Problematik iſt der kategoriſche Imperativ an jeden Hochſchüler. Jedes „Wiſſen" ſei uns Qual, welches nicht errungen iſt in ſich ſteigernder Luſt an der Forſchung, das nicht erhalten ſein will in ſtetiger Prüfung ſeiner Vorausſetzungen.

Das iſt eine utopiſche Forderung. Ein ſolches akademiſches Gewiſſen würde einen verrückt machen. Das iſt die Frage!

Unſer Bemühen iſt dieſes: die Idee eines akademiſchen Problematismus ins Auge zu faſſen und unſer ganzes ſtudentiſches Sein ſo umzugeſtalten, daß es uns möglich wird, uns möglichſt jener Idee entgegenzuentwickeln. Alle ſtudentiſchen Reformverſuche, die nicht aus dem Zwange dieſer Idee erwachſen ſind, wandeln falſche Wege. Denn die akademiſche Frage — ihr Herrn Reformmacher und Gründer von Studententagen, ihr ſtudentiſchen Gewerkſchaftler und Berufsgenoſſenſchaftler — iſt keine Standes- und Magenfrage. Sie iſt eine geiſtige Frage! Sie iſt die Haupt- und Kern- und Grundfrage nach der Ermöglichung eines ſtudentiſchen Willens zu jener problematiſchen Haltung des Geiſtes, die diejenige intellektuelle Autonomie möglich macht, ohne die es unmöglich iſt, den Sinn der Forſchung als einer wahrhaft religiöſen Angelegenheit zu erleben.

Unſer Bemühen geht darauf, in einer Gegenüberſtellung des ſtudentiſchen Ideals, wie es in der D. C. S. V.* verwirklicht iſt, und unſerer Idee vom problematiſchen ſtudentiſchen Kampf zu zeigen, was uns Studenten Ziel ſein ſoll. Wir wählen dabei mit Rückſicht auf die Raumnot die loſe Form der folgenden Darſtellung.

I

Der Sinn des Lebens iſt der, den wir ihm geben. Wir müſſen aus innerem Drang der Vernunft ihm denjenigen geben, den Gott in uns träumt. Er liegt in der Erweckung Gottes in uns, um ein autonomes, objektiv wertvolles Reich einer Innerlichkeit in uns aufzubauen. Die Urkraft dieſes Reiches iſt von unſerer Seite aus der Wille zum Frommwerden. Die Behauptung fromm zu ſein iſt oft Lüge, Denkſchwäche oder Mangel an religiöſem Feingefühl. Eine Vorausſetzung zu dieſem Frommwerden iſt der aus dem Verlangen nach innerer Ehrlichkeit geborene Drang zur Forſchung. So hängt Forſchung und Frommwerden zuſammen, weil der Menſch ein denkendes Weſen iſt.

* D. C. S. V. = Deutſch-Chriſtliche Studentenvereinigung. Siehe meinen Bericht von der 26. Konferenz dieſer Gemeinſchaft, die mich zu obigen Zeilen veranlaßt. „Chriſtliche Welt" Nr. 34, 1917.

Damit im Geſchlecht der Menſchen der Wille zur hellen, klaren Denkkraft entwickelt werde, ſind die Hochſchulen an erſter Stelle da. Der Idee einer idealen, der klaren Forſchung dienenden Hochſchule kann ſich ein jeder Student innerhalb der empiriſchen Hochſchule entgegenbilden. Zwingen hierzu wird ihn das Erlebnis der Kultur.

2

Kultur iſt Geburt und Genuß der Geiſt-Schöpfung. Wir müſſen uns in ihr den Durchbruch des Abſoluten zu ſich ſelbſt vorſtellen. Schöpfung iſt frei und zweckenthoben. Sie iſt entſtanden aus — nichts — ſie dient keinem „Zweck", nur dem Sinn des Lebens. Kultur als Selbſtzweck iſt nur zu erleben, nicht zu begründen, denn ſie wurzelt im Grundloſen. Sie iſt heilig, zwecklos. Zur Kultur vermag ſich Wiſſenſchaffen, ethiſches Ringen, künſtleriſches Geſtalten, religiöſes Sehnen zu erheben. In unſäglichen Anſtrengungen durch Luſt, Tod und Verzweiflung wird der Menſch zur reinen Höhe dieſes Kulturerlebens hinaufgetragen unter freier Mittat. Die Vorausſetzungen zur Aktivität im Dienſte des Kulturwillens erſchafft die Forſchung.

3

Forſchung iſt der innerſte Bewegungsgrund zum Fortgang des Irdiſchen. Im Anfang war nicht die Tat! Gäbe es keine Forſchung, — ſo ſtände die Welt ſtill. Forſchte nicht Gott — das All wäre toterſtarrt. Den Forſcher treibt die Liebe zur Idee, die Gott erglimmen und entbrennen macht. Höchſtes Entzücken für den Forſcher, wenn die Idee ihn überfällt. Die Möglichkeiten zu ſchaffen, daß die Sehnſucht nach der Geburt der Idee in Hochſchülern entſteht, ſind Hochſchulen da. Was in dieſer Hinſicht die Hochſchule verſäumt, müſſen die Studenten aus ſich tun. Hier ſetzt die akademiſche Bewegung ein. Sie erkennt an: die Notwendigkeit, die materiellen und organiſatoriſchen Bedingungen des ſtudentiſchen Lebens zu vervollkommnen. Wichtiger als Einheitsorganiſation, ſtudentiſcher Parlamentarismus, Zuſammenſchluß zu einem ſtudentiſchen Berufs-Zweckverband ſind Reinheit des Eros und Verinnerlichung der akademiſchen Kultur. Die wahren Vorausſetzungen zur Verwirklichung eines „in Nirgendwo" liegenden Forſcher-Studententums beſtehen darin, beſtimmte geiſtige Hemmungen zu entfernen. Wir ſehen in unſerem Zuſammenhang zwei ſolcher miteinander in Beziehung ſtehender Hemmungen des Willens zur gelehrten Kultur. Die eine iſt der dogmatiſche Wiſſenſchaftsbegriff, die andere ein religiöſes Vorurteil.

4

Der dogmatiſche Wiſſenſchaftsbegriff iſt ſeit Kant-Fichte und Cohen-Natorp erledigt.

Mögen die Dinge ſein, was ſie wollen — das eine ſteht feſt: die Dinge, die uns Objekte eines wiſſenſchaftlichen Erkennens ſind,

haben wir erſt dazu gemacht. Die Zahl exiſtiert nur den Zählenden. „Die Dinge" werden nur den Denkenden. „Die Welt" iſt eine von uns nach aprioriſchen Bedingungen der möglichen Erfahrung notwendig ſo geſchaffene Konſtellation deſſen, was wir „Dinge" nennen. Jedes „Ding" iſt wiederum eine ſolche „Welt für uns". Erkenntnis alſo gibt es nicht als eine fertige Herübernahme der „Welt da draußen" in unſer Bewußtſein. „Welt" iſt ja eine Funktion des Denkens. Die Wiſſenſchaft von dem Sein — iſt ein Wiſſenſchaffen des Seins. Das Wiſſenſchaffen kommt nie zum Abſchluß, weil mit jeder neuen Erkenntnis die Vorausſetzungen des Forſchens wieder andere werden. Die ſpontane Kraft, mit der die Vernunft die Dinge „feſt-ſtellt", beſtimmt, ordnet, in Beziehungen ſetzt, in einen Zuſammenhang bringt, nennen wir Erkennen. Das oberſte Erkenntnismittel iſt der Begriff. Er vereinfacht die Welt quantitativ und verfälſcht ſie qualitativ. Weil wir dies wiſſen — ſetzt die Erkenntnis immer von neuem ein. Die Erkenntnis hat ihren Grund in der Spontaneität des Verſtandes. Der ſchafft ſich die Welt der Begriffe und ſo beſteht die Tragik, daß wir zwar uns ſpontan — tätig ſchaffend erleben, aber gerade durch dieſes erkennende Arbeiten unſeres Intellekts mehr und mehr die Dinge kategorial umkleiden und ſie ſo verkennen.

Wir erkennen nur Gedanken von den Dingen, und dieſe „unſere Gedanken" ſind wieder nur Gedanken von „unſeren Gedanken". Ja, wann will das enden? Es endet dann, wenn der Verſtand ſtilleſteht und ein Erleben einſetzt — eine Intuition unſeres Ich von ſich.

Gibt uns das Erleben denn „etwas Abſolutes", einen feſten Halt? Wir erfahren uns in ihm erleidend. Wir werden von dem Erlebnis überraſcht. Um die Natur dieſer Erlebungen zu erfaſſen, muß man bei den großen Religiöſen nachfragen. Sie werden in der Erfahrung des Göttlichen vergewaltigt. Die Myſtiker predigen den Willen zur Demut, zur Aufgeſchloſſenheit für die Empfängnis des Göttlichen. Die Geburt Gottes findet im Grunde der Seele ſtatt. Dort ſteht der Verſtand ſtill. Der Grund iſt wiſſenlos — die Spontaneität — das Wiſſenſchaffen ſetzt dort aus: reines Empfangen. So kennt es die Myſtik — ſo die großen genialen Künſtler — ſo Fichte, wenn er vom Gelehrten und ſeinen Geſichten redet.

„Die Seele der Verſtandeskunſt iſt das Geſicht" meint Fichte. Es muß den Forſcher ergreifen. Er muß von ihm beſeſſen werden. Der wahre Forſcher hat ebenſo wie der Religiöſe ſeine Inſpirationen. Erkennen und Erleben ſind beides Mittel des Wiſſenſchaffens. Es iſt verkehrt, einen einſeitig intellektualiſtiſchen Wiſſenſchaftsbegriff aufzuſtellen. Es iſt falſch, von einem rein ſpontanen Erzeugen des Wiſſens zu reden, ohne die Eingebungen des intuitiv Erlebten zu bedenken. Allein, iſt das Erlebnis Erkenntnis? Wird es zu einem objek-

tiven Erkenntniswert nicht erſt dann, wenn es von uns wahrgenommen, erkannt, in die Einheit der Erkenntnis aufgenommen wird? Dies iſt ſicher zuzugeben für den Bereich unſeres Bewußtſeins. Was jenſeits desſelben lebt und geſchieht, wiſſen wir nicht.

So beſteht der Primat des Logos dem Erlebnis gegenüber. Logos aber iſt Spontaneität. Dieſe wird entzündet, ereifert durch das Irrationale, das noch Unbeſtimmte. Die einſchlagende Idee will verwoben ſein in die Einheit der Erfahrung, und die Geſichte des Unendlichen wollen im Endlichen geſtaltet ſein — ſo ergibt ſich eine unendliche Aufgabe der Erkenntnis. Die Spannung zwiſchen Erleben und Erkennen treibt fort und fort zum lebendigen Wiſſenſchaffen. Es vollendet ſich in einem Heroismus des Logos, der ſeinen Bereich ausdehnt in der Logiſierung der ganzen Kultur. Der Logos dringt vor in der Frage. Der Wille zur Logiſierung der Kultur entſpringt dem Willen zur durchgängigen Problematik. Alles wird fragwürdig. Logiſierung bedeutet nicht rationaliſtiſche Vergewaltigung eines Irrationalen — ſondern nur die bewußte Erreichung eines zu Beſtimmenden in der vorfühlenden, fragenden Denkkraft. Die Frage iſt der eigentliche Urhebel des Denk-weiterſchritts. Sie iſt Sicht des Vorwurfs. Die Antwort iſt in ihr verhüllt.

In dem Willen zur Frage aber offenbart ſich ein Verlangen nach innerer, intellektueller Reinheit. Der Heroismus der Frage hat ſeine Wurzel in dem irrationalen akademiſchen Lebensgefühl. Von ihm ſind alle die beſeelt, die der Geiſt treibt: die kühnen Entdecker im Reiche des Geiſtes, die problematiſchen Religiöſen, die in der furchtbaren Spannung zwiſchen Logos und Myſtik lebten, alle die, denen die Frage das gelehrte Prinzip bedeutet. Es treibt nicht die Frage um der Negation willen, ſondern wegen der Bejahung der Denkfreudigkeit, der Steigerung und Erhöhung und ſo einſetzenden Weiterſichtigkeit des Geiſtes in der hochwirbelnden Kraft des Fragegeiſtes. Man fragt bis zur Aufgabe ſeiner ſelbſt, um ſich wiederzufinden und ſich ſelber zu begründen. In Kants Frage: wie iſt Vernunft möglich, iſt jene Problematik erreicht, die die Frage nach der Frage ſelber aufwirft. Es muß noch irgendeiner kommen und „die Philoſophie der Frage" ſchreiben. Er wird den Grund legen zu einer gelehrten Kultur. Er ſoll unſer Führer ſein! Wer lebt, der uns führt! Fichte iſt tot! Frager ſoll ſein der homo studens. Wie nun, wenn die Geburt der Frage gehemmt wird gerade in der Entwicklungszeit des Zöglings der gelehrten Kultur. Wie, wenn eine ſtudentiſche Gemeinſchaft den Fragegeiſt lähmt in religiöſer Erbauung. Wie, wenn ein religiöſes Vor-urteil, mit dem ſie ſteht und fällt, den unendlichen Aufgabecharakter der Forſchung verkennt?

5

Wer ein Vorurteil hat, iſt nicht deshalb minder zu achten. Wir ſelber wimmeln ſicherlich von ſolchen. Sinn unſeres Lebens: ſie zu finden. In der Richtung gegen die Vorurteile unterſcheidet ſich der Gelehrte von dem „Bürger". Ihn kennzeichnet die Maſſivität der Vorurteile. Blüher, der Erbfeind des Bürgers, iſt ſelbſt behaftet mit Vorurteilen: bei ihm heißen ſie Logos und Eros. Wir ſelber haben Angſt vor einem ſolchen: es wäre das akademiſche. Allein es lautet ja: keines haben zu ſollen. Ein Vor„urteil" iſt kein Urteil. Es iſt irgendein glaubenshafter, beſtimmenwollender Vorgang in unſerm Gemüt, der noch kein Urteil iſt. Es iſt oft Erſatz für ſehr viele Urteile. Z. B. ſo folgender Satz: „Wir haben einen von der Sünde verfinſterten Verſtand."* Oder die Meinung, den „abſoluten Chriſtus" zu beſitzen. Auch entſtammt der Wille von Studenten, in einer betenden Erbauungsgemeinſchaft den Herrn Jeſum zu erwerben, einem Vorurteil.

Und dabei wende ich mich gegen den chriſtlichen Studenten und ſage ihm als erſtes dies: Sie, geehrter Herr Kommilitone, haben ein Recht, einem jeglichen das Wort in dieſen Dingen zu verbieten, der nicht den tiefen Wert Ihres „Vorurteils" nachempfinden kann. Es iſt für Sie eine Lebensſache: dieſer religiöſe Beſitz, über den Sie in ihm urteilen. Sie erleben ihn in der Gemeinſchaft Ihrer Freunde. Aber nehmen Sie nicht ſelber darin einen Widerſpruch wahr: Sie ſind als homo studens ein Suchender, treiben Evangelienkritik, die doch gar nicht zu Ende kommt — — und tun auf der andern Seite alles, um in einer Gemeinſchaft die Heilskräfte des Chriſtus zu erleben. Jeder einzelne Ihrer Freunde mag die Problematik um dieſe Fragen kennen. Meine Rede geht nicht gegen Einzelne! Meine Rede geht gegen die Idee einer ſtudentiſchen Gemeinſchaft, deren Zweck es ſein ſoll, in Erbauung Problematik zu beſänftigen. Das ſtudentiſche Ideal einer ſolchen Gemeinſchaft (es ſoll durch den Krieg hindurchgerettet werden!) iſt, in einer demütigen Haltung des Geiſtes, ſündenbewußt, an Jeſum den gnädigen, vergebenden Vater zu erleben. Das iſt echte Frömmigkeit. Darüber iſt kein Streit.

Die irrationalen Kräfte einer religiöſen Erbauungsgemeinſchaft dringen hinein in die Einzelnen und geben ihnen einen Beſitz, der nicht ein klar erworbener, eigener iſt. Die Autorität der Gemeinſchaft hält manchen individuellen Zweifel nieder. Eine ſolche Gemeinſchaft gibt Antworten — Beſitz, keine Fragen. Sie fordert nicht auf, ſie ſchenkt nur. Es lebt nicht in ihr jenes treibende, gärende, beunruhigende Element, das einen aus ihr heraus zum Alleineſein treiben kann, zum Durchdenken empfangener Fragen. Man geht zu ihr nicht, um den Zwang zum Einſamſein zu erfahren, man kommt zu ihr um ihrer ſelbſt willen,

* Chriſtliche Welt 34, Jahrg. 1917.

wegen ihres Beſitzes. Man treibt Miſſion, hat die feſte klare Abſicht, „den Studenten den Herrn Jeſus zu bringen“, will andere zum Beſitz der Gemeinſchaft bringen. Ihr Beſitz muß doch da groß ſein. Er erſcheint in dem Bewußtſein, eine Ariſtokratie der Beter zu ſein, eine kleine Schaar ſolcher, die Gott lieb hat.

Die Idee einer ſolchen Gemeinſchaft iſt keine ſpezifiſch ſtudentiſche! Sie kann uns nicht zur Norm dienen für eine Geſtaltung des ſtudentiſchen Lebens, deſſen Forderung die des *Imperativs zur Problematik* iſt.

Und nun: iſt nicht Religion ihrem Weſen nach Erlöſung, Erfüllung, Frieden, Ruhe — Beſitz? Stehen nicht ſo Religion und Forſchen im Gegenſatz? *Kann ein akademiſcher Menſch ein religiöſer ſein?*

6

Der Religiöſe ſieht Gott in der Geſchichte. Der Chriſt verabſolutiert eine Epoche, eine Geſtalt der Geſchichte. So kommt er in Streit mit dem Erkennen, das nur zu relativen „Abſchlüſſen“ gelangt. Es tut ſich das Problem auf: Glaube und Geſchichte. Der religiöſe und akademiſche Menſch kann dieſes nicht los werden. Der nur religiöſe macht aus der geſchichtlich erkennenden Forſchung, wenn ihre Kontinuität auf Grund von Quellenſchwierigkeiten nicht gewahrt bleibt und ſo einmal auftritt, einen Sprung in das Abſolute. Man ſieht nicht ein, warum dieſer Sprung nur an einer Stelle gemacht werden ſoll. Die *Geſchichte* zwingt nirgends dazu. Es iſt aber möglich ſie überhaupt metaphyſiſch zu hinterdeuten.

Man verläßt dann die Bahn des Erkennens — iſt aber konſequent in der Erfaſſung des Abſoluten in der Geſchichte. Dabei iſt jede hiſtoriſche Erſcheinung in gleicher Weiſe problematiſch. Hier beſteht das Forſchen dann überall in ſeiner ganzen Kraft!

Jeſus iſt ein Gegenſtand der Forſchung. — Als ſolcher mit eines der verwickeltſten Probleme. Das eine erhöht dabei in dieſem Gebiete des hiſtoriſchen Erkennens die Problematik: die Jeſusforſcher ſind meiſtens Theologen. Nun ſcheint das eine ſicher: es kann niemand radikal ſachlich einem ſolchen hiſtoriſchen Gegenſtand gegenüber ſein, der für ihn von religiöſem Werte iſt. Warum gerade bei Theologen die Objektivität Jeſu gegenüber erbaulich geſchwächt wird?

Geſchichtsforſchung kann ein Weg zum religiöſen Erfahren ſein — auch in ihm ſelber bleibt das Forſchen. *Denn das religiöſe Erfahren iſt Erforſchen* der Tiefen der unendlichen Gottheit. Das Ich will ein Unendliches erjagen — eine unendliche Aufgabe! Meiſter Eckhart redet von dem Nachjagen der Seele nach dem göttlichen, verborgenen, in uns heimlich geſprochenen Wort. Dieſes Göttliche wird nie abſolut erfahren — es bleibt ein ewiges Erjagen. Dieſer religiös Erforſchende iſt immer Frager! Das Göttliche bleibt immer unerkannt.

„Hiervon ſprach ein heidniſcher Meiſter ein ſchönes Wort zu einem andern Meiſter: ich werde eins in mir gewahr, das glänzet in meiner Vernunft; ich empfinde wohl, daß es etwas iſt, aber was es ſei, kann ich nicht verſtehen. Nur das allein dünkt mich, könnte ich es begreifen, ich wüßte alle Wahrheit" — ſagt Meiſter Eckhart. Unendlich iſt der Hunger nach dem einmal geſchmeckten Gott — unendlich die Forderung, ihm ähnlich zu werden. Das Göttliche in uns vollendet ſich nie. Luther ſagt: „Daß alſo dies Leben nicht iſt ein Frommſein, ſondern ein Frommwerden, nicht ein Geſundſein, ſondern ein Geſundwerden, nicht ein Weſen, ſondern ein Werden, nicht eine Ruhe, ſondern eine Übung. Wir ſind es noch nicht, wir werden es aber. Es iſt noch nicht getan und geſchehen, es iſt aber im Gang und Schwang. Es iſt nicht das Ende, es iſt aber der Weg. Es glühet und glänzt noch nicht alles, es fegt ſich aber alles."

Religion iſt Forſchen — Forſchen iſt Religion. Frommwerden und Wiſſenſchaffen — ewige Aufgabe. Auf Grund deſſen bildet ſich in uns die Idee einer ſtudentiſchen Gemeinſchaft.

7

Sie kann nur eine ſolche ſein, die man aufſucht, um vor ihr zu fliehen! Die D. C. S. V. iſt eine ſolche Gemeinſchaft nicht. In einer Einheit der Mannigfaltigkeit der ſtudentiſchen Ideenvereinigungen iſt ſie wertvoll im Geben und Nehmen. Das Ziel, eine ideale ſtudentiſche Gemeinſchaft* zu verwirklichen, bleibt! Es iſt Symbol für ſich ſuchende, gleichſtrebende Freunde! Wir gehen entgegen der ewigen Forderung: rein zu leben, um rein zu denken, um rein zu handeln, um rein zu ſchauen.

Umſchau

Rodin † Jener Mann, der nun 77jährig in Paris ſtarb, war vielleicht die größte Künſtlergeſtalt, die den Franzoſen in ihrer ganzen langen Geiſtesgeſchichte geſchenkt wurde. Und zugleich war er die letzte und äußerſte Verfeinerung galliſchen Weſens. An jener höchſten Spitze einer Kultur ſtand er, wo ſie das Nationale ganz abſtreift und reines Weltereignis wird.

Rodin iſt der typiſche neue Menſch und Künſtler. Das heißt zunächſt: er iſt vollſtändig frei. Er kennt keine Konventionen mehr. Man überlegt es ſich wohl nicht oft, wie unendlich ſelten dies überhaupt vorkommt: ein Geiſt, der ganz rein und echt, wieder ein erſtes zartes Geſchehen, den Dingen entgegentritt. Die andern Menſchen, faſt ausnahmelos, ſind dick eingewickelt in fremde Vorſtellungen; ſie ſind ganz unfähig, ſich jemals von all dem Eingelernten und Angeerbten auch nur auf Augenblicke loszumachen; ſie ſind von Vorurteilen verſklavt, die das Gehirn gänzlich durchwachſen haben.

* Siehe meinen Aufſatz im Septemberheft der „Hochſchule" (Furche-Verlag) „Die Idee eines akademiſchen Ordens".

Rodin iſt frei. Das weht uns wie eine große Beglückung aus jedem ſeiner Werke entgegen. Freilich zunächſt war der Eindruck genau entgegengeſetzt: das Publikum erſchrak vor Rodin, wie man vor einem Empörer erſchrickt, der nie Halt machen wird. Die Freiheit iſt eben den Menſchen etwas gänzlich Ungewohntes, Unfaßbares, ja Entſetzliches. Ihr ganzes Fühlen läuft ja in feſten, überkommenen Regeln. Und nun plötzlich einer, der frei iſt. Einer, der völlig perſönlich und ehrlich iſt. So wurde denn Rodin mit einem Gekreiſche von Haß, Wut und Verdächtigung empfangen.

Dieſe rückſichtsloſe Echtheit und Ehrlichkeit iſt das Größte an Rodin. Er folgt ſeinen Augen, er ſieht die Natur an. Aber er ſieht tief. Der übliche Realiſt ſieht auch die Natur an, aber er bleibt an der groben materiellen Schale kleben. Und das nennt er dann „Wahrheit". Rodin ſieht, daß bewegende Energiekräfte unter der Haut das Weſentliche an den Dingen ſind. Die ſeeliſchen Strömungen ſind das eigentlich Wirkliche, und ſofort bricht Rodin durch zu ihnen und hebt ſie heraus. Und nur das von der Materie wird mitdargeſtellt, was zum Leben dieſer Seelenmächte gehört. Das Andere, Tote bleibt unbeachtet liegen.

Es iſt das die große Entdeckung Rodins: das Weſentliche der Wirklichkeit iſt ſeeliſch. Aber ſchwer iſt dieſer Entdeckung zu folgen, denn dazu gehört eine gleiche Zartheit des Sehens in die Tiefe, eine gleiche Empfindlichkeit für pſychiſche Bewegung.

Die ganze Fülle der Natur läßt Rodin ſo neu an ſich herankommen, erlebt ſie neu — und ſchafft dadurch eine völlig neue Rodin-Welt. Er benutzt niemals jene Phantaſie, die ſich allerhand ſeltſame, abſonderliche Dinge ausgrübelt; er hat auch keine Theorien über das Weſen der Kunſt; er will ganz und gar keine geiſtreichen Ziele und Abſichten erreichen. Er ſieht nur ganz rein die Dinge, ſieht ihren Kern tiefer wie bisher und iſt damit plötzlich der größte Empörer und Rebell geworden.

Ein Mädchen, das wie abwehrend und ſich ſchützend die Arme vor das Geſicht hält: das iſt Eva. Dieſer Name — als ſymboliſche Zuſammenfaſſung gewählt — kommt ganz fernher aus hiſtoriſcher Übereinkunft. Das Erlebnis: ſo bewegt ſich die Seele einer Frau, die ſich ſchämt, das iſt Rodins Eigenſtes. — Ein Jüngling wirft ſich auf die Kniee und reckt die Arme aus: er iſt ganz Um-Hilfe-Schreien: dieſe *eine* ſeeliſche Energie herrſcht jetzt allein in dieſem Leibe. Alles dieſem Gefühlsſtrome Unweſentliche bleibt weg. Rodins erklärender Verſtand ſetzt dann hinzu: der verlorene Sohn. — Manchmal tritt das Hiſtoriſche etwas deutlicher hervor: Rodin ſtellt eine Karyatide dar, die unter ihrer Säule zuſammengebrochen iſt; aber das Weſentliche iſt auch hier nur: ſo bricht ein Menſch zuſammen, der allzulange eine Laſt tragen mußte. Dieſe Plaſtik iſt Zuſammenbrechen eines Seele-Körpers und nichts als Zuſammenbrechen.

Einen unendlich weiten Weg könnten wir ſo gehen durch Rodins Welt: eine Seelenwanderung ohnegleichen. Das Geheimſte und Letzte innerſter Erfahrung wird geſagt, das Leiſeſte der Seele wird herausgeſtellt in den Marmor. „Die innere Stimme", eine wunde, klagende Zerbrochenheit, die doch ſüß klingt als verſtümmeltes Mädchen; „die Erde", die fortkriecht wie ein zum Kriechen ewig verdammter Wurm; der Mann, der das Weib ſucht, wild nach ihr taſtend, rückwärts liegend ins Leere faſſend, und ſie, leiſe gleitend, unter ihm fort, mit der Inſtinktſicherheit ihrer Brüſte: „Amor fugit".

Und ſo iſt plötzlich eine große Poeſie in dieſer Skulptur: da ſteht ein Werk: „Der Tod des Dichters": ſchlaff ausgeſtreckt liegt der Leib da, aber das Haupt ſtützen noch ſingende Mädchen, das ſind ſeine Lieder, die ſich loslöſen und nicht mitſterben. Und

ſo nennt Rodin dieſe Gruppe auch: „Die Auferſtehung des Dichters“. Der Ausgangspunkt ſind aber auch hier die ſeeledurchzitterten Körper.

Dieſe Welt iſt durchaus in ſich geſchloſſen; wie ſein „Balzac“ ruht Rodin ſelber ganz in der ſtolzen Eigenbewegung des Ichs; wie ſein „Victor Hugo“ ſtreckt er die mächtige Schöpferhand gebietend heraus ins Daſein — und alles gehorcht. Der Typus des großen modernen Künſtlers tritt uns hier zuerſt in der Geſchichte ganz fertig entgegen. 1840 wurde Rodin geboren, mit 27 Jahren ſchuf er ſeinen Erſtling, den „Mann mit der zerbrochenen Naſe“: ein ſchmerzzerriſſenes, leiderſchüttertes Geſicht. Natürlich wurde das Werk allgemein abgelehnt. Da ging er 12 Jahre in die Einſamkeit, arbeitete als Steinmetz. Dann war er innerlich ganz reif. Und nun breitete er ſeine Welt aus.

Als Rodin um die Mitte der Sechzig war, beſuchte ich ihn in Paris. Er war ein kleiner Mann mit grauem Vollbart, feſt und ſicher, ruhig, klar, konzentriert. Als ich eintrat, ſtanden im Halbkreis Männer vor ihm, die ſeine Befehle erwarteten. Er ſprach leiſe und beſtimmt. Dann führte er mich durch die weiten Säle, überall wurde an ſeinen Werken gearbeitet. Er ſchien nur zu beaufſichtigen. Von unerbittlicher Klarheit war das Leben ſeiner grauen Augen.

Jetzt iſt Rodin eine große Kulturmacht. Der Plaſtik hat er einen völlig neuen Weg gezeigt. Es werden ihn nicht viele gehen können. Rodin wird immer zu den großen Einzelnen gehören. Seine Kunſt ſetzt innerliche Eigenſchaften voraus, ſie iſt der direkte Gegenſatz des Materiellen, darum iſt ſie nichts für das Publikum. Und dann iſt ſie ſchlicht, ehrlich und natürlich. Darum iſt ſie auch nichts für überſpannte, das Kraſſe und Seltſame ſuchende Jünglinge. Ihr Größtes bleibt aber: ſie iſt frei. Sie iſt eine typiſche, allgemeingültige Tat des Geiſtes. In dieſem ſymboliſchen Sinne kann ſie für jeden Menſchen der Zukunft ein Vorbild ſein. Rudolf von Delius

Der Krieg* Nach langem Schweigen ſprach einer zu uns, deſſen Treue man gewiß ſein durfte — vielleicht nicht zuletzt, weil er ſchwieg. Nun trafen uns ſeine Worte. Kurz, ſtreng, geſchliffen: Unverändert. Erſchütterung, gar Umgeworfenwerden durch Ungeahntes, Unbedachtes war hier nicht möglich:

Was euch erſchüttert, iſt mir lang vertraut ...

Ungeheures Erleben auf engſtem Raum zuſammengedrängt, zerſchmetternd durch die Klarheit ſeiner Sicht und vernichtend für jede einzelhafte wie gemeinſchaftliche (ſage politiſche) Lebenslüge. Mit der Tiefenlage gewohnter Analyſen, Entſchuldigungen, Schuldabwägungen, Verwünſchungen des Krieges, die alle mehr oder weniger farbloſe „Beſprechungen“ des Geſchehens ſind, bleibt hier keine Gemeinſamkeit. Hier ſpricht die unbeugſame Ruhe eines Weiſen, der die ſeeliſche Halbheit des der Herde neu „offenbarten“ Gemeinſchaftsgeiſtes durchſchaute, mit der gleichen Sicherheit, mit der er die einzige Formel prägt, in der das wahnhafte „Erleben“ der Maſſen bewertbar wird, der Maſſen, die wert ſind, doch ziellos, die im Schwatz von Wohlfahrt, Menſchlichkeit triefen und nun das greulichſte Gemetzel anheben:

Das meiſte war geſchehn und keiner ſah ...
Das trübſte wird erſt ſein und keiner ſieht.
Ihr laßt euch preſſen von der äußern wucht ...
Dies ſind die flammenzeichen; nicht die kunde.
Am ſtreit wie ihr ihn fühlt nehm ich nicht teil.

* Eine Dichtung von Stephan George. Bondi, Berlin 1917.

Vor dem Zuſammenbruch der europäiſchen Kultur war dieſer Dichter einer der ganz wenigen, die in dem wallenden Suchen nach einem neuen heiligen Geiſt bereits Wege andeuten konnten, wo andere nur in Klagen über das zerriſſene Selbſt ſich ergingen, und die meiſten aus ihrer Not eine zumeiſt ſehr anſpruchsloſe Tugend machten. Damals gewann er Geklärtheit in ſchwerſten Kämpfen, als die andern mit dem Feuer ſpielten. Damals weinte er ſeine Tränen vorweg; tränenlos und hart gibt er uns heute ein unverfälſchtes Bild, das den doppelt berühren wird, der an alltägliche Retouchen gewöhnt iſt:

Zu jubeln ziemt nicht: kein triumf wird ſein;
Nur viele untergänge ohne würde ...
Des ſchöpfers hand entwiſcht raſt eigenmächtig
Unform von blei und blech; geſtäng und rohr.
Der ſelbſt lacht grimm, wenn falſche heldenreden
Von vormals klingen, der als blei und klumpen
Den bruder ſinken ſah; der in der ſchandbar
Zerwühlten erde hauſte wie geziefer ...
Der alte Gott der ſchlachten iſt nicht mehr.
Erkrankte welten fiebern ſich zuende ...

Dank iſt dem Seher nicht gewiß: Verfemt war er ſeit je. Noch nie war jemals eine Welt reif für ihre Wahrheit. Doch ſeine Stärke hat nicht nötig, vor Hohn und Steinen zu weichen:

Was iſt IHM mord von hunderttauſenden
Vorm mord am leben ſelbſt? Er kann nicht ſchwärmen
Von heimiſcher tugend und von wälſcher tücke.

So trifft ſein Wort alle jene falſchen Propheten, die als Organ der Maſſe (wie unzweideutig die Sprache iſt!) Selbſttäuſchungsgefühle hegen und allzu gern die eigene Apotheoſe herbeiſehnen:

Und was ſchwillt auf als geiſt! Solch zart gewächs
Hat fernab ſein entſtehn ... Wie faulige frucht
Schmeckt das gered von hoh-zeit auferſtehung
In welkem ton. Wer geſtern alt war, kehrt nicht
Jetzt heim als neu ...
— — — — — — — — — — —
Keiner, der heute ruft und meint zu führen,
Merkt, wie er taſtet im verhängnis; keiner
Erſpäht ein blaſſes glühn vom morgenrot.

So auch vernichtend wirft er ſeinen Spott über das Stammtiſchreden von Schuld und Abwehr:

In beiden lagern kein gedanke — wittrung
Um was es geht ... Hier: ſorge nur zu krämern,
Wo ſchon ein andrer krämert ... ganz zu werden,
Was man am andern ſchmäht und ſich zu leugnen.
Ein volk iſt tot, wenn ſeine götter tot ſind.
Drüben: ein pochen auf ehmaligen vorrang
Von pracht und ſitte; während feile nutzſucht
Bequem veratmen will ...

Es iſt das Bild, das jeder vor ſich Wahrhaftige und den Tumult Überſchauende in ſchweren Stunden gewann: Wie wenige ſind es doch, die ſich ungehemmt dazu zu bekennen wagen! Größe braucht es, um nicht zu verzweifeln und die Waffen in die Ecke zu ſtellen, die erſt noch zu ſchärfen ſind für einen Kampf, den die Zukunft beſcheren wird: größer und ſchlimmer denn der, deſſen wir Zeuge ſind. Mit der Unnachgiebigkeit ſeines Weſens kündet der Seher den Ausgang, der nicht äußerlich be-

ſtimmt ſein wird, ſondern einzig ein Ausgang der Selbſtbeſinnung ſein kann, indem er zugleich jede Regung der Verzweiflung durch rettenden Aufruf aus dem Felde zu ſchlagen verſucht:

Die jugend ruft die götter auf ...
— — — — — — — — — — —
Der kampf entſchied ſich ſchon auf ſternen: ſieger
Bleibt, wer das ſchutzbild birgt in ſeinen marken,
Und herr der Zukunft, wer ſich wandeln kann.

Mag die Jugend ſich dieſes Rufs erinnern, wenn der neue Kampf entbrennt: wenn es gilt, denen die Larven herabzureißen, die nur darum trauern, daß das Jahrhundert der Scheiterhaufen bereits der Vergangenheit angehört!

Max Hodann

Gewerkſchaftliche Kriegsarbeit

Dem Ausbruch des Weltkrieges als Ausgang der imperialiſtiſchen Weltpolitik haben die Gewerkſchaften bis zum letzten Augenblick entgegengewirkt. Als ſich trotzdem das Kriegsungewitter entlud, entſchieden ſie ſich aus wirtſchaftlicher wie nationaler Notwendigkeit für den inneren Burgfrieden: Mit den Unternehmerverbänden wurden Vereinbarungen getroffen, während der Dauer des Krieges Streiks und Ausſperrungen zu vermeiden und die beſtehenden Tarifverträge aufrechtzuerhalten. Alle Kraft wurde zunächſt auf die Sicherung der gewerkſchaftlichen Organiſationen ſelbſt und die Hilfsaktionen für die Arbeiterſchaft konzentriert. Seitens der öffentlichen Gewalten drohte nach der Loyalitätserklärung der Gewerkſchaften keinerlei Gefahr. So konnte die volle Front gegen die Kriegspanik der Mitgliedſchaften und Unternehmer, die daraus reſultierende Arbeitsloſigkeit, die Not der Kriegerfamilien und die Aufgaben der Kriegswirtſchaft gewendet werden.

Bei Kriegsbeginn wurde die Auszahlung aller gewerkſchaftlichen Hilfsbeträge außer der herabgeſetzten Arbeitsloſenunterſtützung eingeſtellt, um wenigſtens die unmittelbar aus der Kataſtrophe folgende Not zum Teil ausgleichen zu können. Die Gewerkſchaften halfen einander gegenſeitig bei der Flüſſigmachung der Mittel aus. Die verſchiedenen Gewerkſchaftsrichtungen einigten ſich gleichfalls dahin, einander während des Krieges die Mitglieder nicht abſpenſtig zu machen. Nach ſolcher Überwindung der Übergangsſchwierigkeiten begann ein umfang- und erfolgreicher Kampf gegen die Kriegsſchäden. Die Kriegerfamilien der Gewerkſchaften erhielten Unterhaltsbeiträge, die bis Ende 1915 bereits rund 15 Millionen Mark ausmachten, dann allmählich ermäßigt wurden, weil die öffentlichen Leiſtungen hinreichend einſetzten und die Gewerkſchaftsfinanzen infolge der zunehmenden Einberufungen zurückgingen. Die Gewerkſchaftsvertreter wirkten in den gemeindlichen Fürſorgeausſchüſſen und Hilfsorganiſationen, auch im Nationalen Frauendienſt, tätig mit. Die Erhöhung der Unterſtützungsſätze, die Einführung von Mietsbeihilfen und Mietsnachläſſen, die Sicherung des Kranken- und Mutterſchutzes für Kriegerfrauen wurde durch ſtete Beeinfluſſung von Reichs-, Staats- und Gemeindekörperſchaften durchgeſetzt.

Die Arbeitsloſenunterſtützung brachte im erſten Kriegsjahre den freien Gewerkſchaften einen Koſtenaufwand von 21½ Millionen Mark. Es bedurfte eines langen Ringens, bis mit Hilfe der Zuſchüſſe aus einem Reichskredit in zahlreicheren Gemeinden eine örtliche Erwerbsloſenhilfe ins Leben trat, auf deren Zahlungen nur die Hälfte der Gewerkſchaftsunterſtützungen angerechnet werden durfte. Gegen Ende des erſten Kriegsjahres trat bereits an Stelle der Arbeitsloſigkeit in vielen Gewerben

ein Arbeitermangel ein; damit wurde die Arbeitsloſenunterſtützung während der Kriegszeit von minderer Wichtigkeit.

Für die Kriegsbeſchädigten galt es zu ſorgen, für ihre Heilung, ihre Ausſtattung mit Erſatzgliedern, ihre Neueinbürgerung ins Erwerbsleben, ihren Schutz vor Ausbeutung. In den bürgerlichen Hilfsorganiſationen iſt nur zum Teil ein paritätiſches Zuſammenarbeiten von Behörden, Unternehmern, Angeſtellten und Arbeitern erreicht worden. Vielfach zog man die Arbeiter gar nicht oder nur dekorativ zur Mitwirkung bei der Berufsberatung und Arbeitsvermittlung heran; die Verſorgung der Kriegsinvaliden erfolgte dann häufig ganz unzureichend und verfehlt im Sinne der Wohltätigkeit. Mehr erreichte das gemeinſame Handeln der Arbeitsgemeinſchaften mancher Arbeitgeberverbände und Gewerkſchaften für die geſicherte Beſchäftigung kriegsbeſchädigter Angeſtellter und Arbeiter. Nach dem Kriege wird eine geſetzliche Grundlage für die Kriegsbeſchädigtenfürſorge geſchaffen werden müſſen, ſollen ſchlimme Zuſtände vermieden werden. Die Kriegswitwen- und -waiſenfürſorge hängt mit der vorigen Aufgabe eng zuſammen. Die Gewerkſchaften richteten mit andern Wohlfahrtsorganiſationen ihre Anſtrengungen auf eine ausreichende Neuregelung der Hinterbliebenenrenten im Sinne eines Ausgleichs zwiſchen militäriſcher Charge und bürgerlichem Beruf, auf Mutter- und Kindesſchutz, Hebung der Frauenerwerbsarbeit und Wohnungsfürſorge.

Sehr wichtig, nötig und ſchließlich trotz aller Reibungswiderſtände auch erfolgreich war das Auftreten der Gewerkſchaften in der Frage der Lebensmittelverſorgung. Bereits unmittelbar nach Kriegsausbruch verlangten ſie Regelung der Produktion (Produktionszwang), Beſchaffung von Produktionsmitteln und Arbeitskräften, öffentliche Beſchlagnahme, Bewirtſchaftung und Verteilung der wichtigſten Lebensmittel, natürlich bei dem allgemeinen „Optimismus“ und der politiſchen und wirtſchaftlichen Machtverteilung im Reich vergeblich. Stets erneute Vorſtellungen hatten erſt Erfolg, als Mangel und Teuerung überzeugend mitſprachen. Die Beſchlagnahme der Getreide- und Mehlvorräte wurde leider nicht ergänzt durch die der Kartoffeln, ſo daß eine allgemeine Unſicherheit eintrat, Kartoffelnot und -überfluß, Schweinemord und vermehrte Viehzucht in blindem Wechſel einander ablöſten. — An der Gründung des Kriegsausſchuſſes für „Konſumentenintereſſen“ waren die Gewerkſchaften beteiligt. Sein geſchäftsführender Vorſtand wählte den Vertreter der Generalkommiſſion der Gewerkſchaften, M. d. R. Robert Schmidt, zum Vorſitzenden, ſo daß nunmehr die Generalkommiſſion und der Kriegsausſchuß in vielen Fragen parallel vorgehen konnten, die Kräfte ſich gegenſeitig verſtärkten und Eindruck und Einfluß ſich ſummierten. Die Not der Verbraucher wuchs mit der längeren Dauer des Krieges ſtändig, ſo daß planvolle, ganze Arbeit nötig wurde. Das Korreſpondenzblatt der Generalkommiſſion forderte deshalb ein Reichslebensmittelamt mit militäriſcher Gewalt, dem ſowohl die Verſorgung des Heeres wie der Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln zu unterſtellen ſei. Solche Regelung hätte die Möglichkeit eines gerechten Ausgleiches ſtatt einer eifervollen Konkurrenz geboten, doch konnte ſich die Reichsregierung nicht zu ſo gründlichem Beginnen entſchließen. Sie ſchuf ein ziviles Kriegsernährungsamt, das von den Gewerkſchaften begrüßt und unterſtützt wurde, aber nur wenige der darauf geſetzten Hoffnungen erfüllte. Seine Machtloſigkeit veranlaßte die Gewerkſchaften und Angeſtelltenverbände zu einer ſcharfen Eingabe an den Reichskanzler, die für das Verſagen des Amtes eben die mangelnde Exekutivgewalt verantwortlich machte und eine enge

Verbindung mit dem für die Organiſation des Hilfsdienſtes geſchaffenen Kriegsamte verlangte. Ihre Forderungen wurden trotz des heftigen Widerſtandes des preußiſchen Landwirtſchaftsminiſters in der Sache anerkannt. Der preußiſche Staatskommiſſar, der jetzige Reichskanzler, ſagte rückſichtsloſes Durchgreifen und ſtrengſte Durchführungsmaßregeln zu. Es folgten die Übergangsſchwierigkeiten bei der Verminderung der Brotration, die Demonſtrationsſtreiks hervorriefen. Da die Gewerkſchaften deren Leitung in die Hand nahmen, konnten ſie ſchon in zwei Tagen völlig beigelegt werden, nachdem der Arbeiterſchaft Einfluß auf die Lebensmittelverteilung zugeſichert worden war. — Die Gewerkſchaften haben die Genugtuung, in der Ernährungsfrage den richtigen Standpunkt von vornherein eingenommen zu haben. Die von ihnen geforderte Reichsbewirtſchaftung wurde aber immer erſt dann von der Behörde vorgenommen, wenn die kapitaliſtiſche Privatwirtſchaft am Bankerott ſtand, die freie Ausbeutung nicht viel mehr übrig gelaſſen hatte, und immer wieder mit halben Maßnahmen, die leicht zu umgehen waren. „Der wahre Staatsgedanke, der nur das Gemeinwohl kennt, wurde repräſentiert durch die ſozialdemokratiſche Partei und die Gewerkſchaften.“

In der Kriegswirtſchaft entſtanden zunächſt nach Kriegsausbruch die größten Schwierigkeiten durch die Desorganiſation der Arbeitsvermittlung. Die Generalkommiſſion verlangte deshalb im Januar 1915 ein Reichsarbeitsamt, das ſich in Bezirks- und Kreis-, bzw. Stadtarbeitsämter verjüngen ſollte, und paritätiſchen Aufbau der Arbeitsnachweiſe, die in tariflich geregelten Gewerben ausſchließlich zu tariflichen Bedingungen zu vermitteln hätten. Der Reichstag bekannte ſich zu dieſen Leitſätzen der Gewerkſchaften; die Regierung geſtand nur Zentralauskunftsſtellen ohne Aufſichtsbefugniſſe, zu und auch dieſe wurden praktiſch nur in geringer Zahl realiſiert. Erſt die Durchführung des Hilfsdienſtgeſetzes beſchleunigte und vereinheitlichte die Zuſammenfaſſung aller Arbeitsnachweiſe. Das Kriegsamt ordnete nun einfach für alle Arbeitsnachweiſe Zentralauskunftsſtellen an. Der Bedarf der Rüſtungsinduſtrie führte zu raſchem Anſteigen der Löhne und häufigem Arbeiterwechſel. Um letzterem zu begegnen, ſchritt die Heeresverwaltung im Verein mit den Gewerkſchaften zu einer tariflichen Regelung der Arbeitsverhältniſſe. In den einzelnen Gewerben wurden rechtsverbindliche Tarife vereinbart, Schlichtungskommiſſionen eingeſetzt, Mißbräuche abgeſtellt. Die wachſende Teuerung nötigte die Gewerkſchaften in den von der Kriegskonjunktur weniger berührten Gewerben, faſt ſtets mit Erfolg, Lohnbewegungen einzuleiten. Die Einführung des unterſchiedsloſen Sparzwanges für jugendliche Arbeiter wurde auf Vorſtellung der Gewerkſchaften aufgegeben, der Sparzwang auf gefährdete Jugendliche beſchränkt. Nur teilweiſe überwunden konnten die Schwierigkeiten werden, die durch Arbeitsloſigkeit in Gewerben, welche infolge Rohſtoffmangels einer Zwangsbeſchränkung unterworfen werden mußten, und in der Ernährung der Rüſtungsarbeiter im Frühjahr 1917 eintraten.

Die neue Ära der Sozialpolitik und des ſozialen Ausgleichs, die erwartet wird und verſprochen wurde, trat während des Krieges noch recht wenig in Erſcheinung. Im Gegenteil wurde am Kriegsbeginn der Arbeiterinnen- und Jugendlichenſchutz aufgehoben (der Geſundheit und Ethik der jugendlichen Arbeiter beiderlei Geſchlechts ſind im Kriege die größten Gefahren erwachſen. Der hohe Verdienſt iſt kein Äquivalent für frühzeitige Verkümmerung, er trägt häufig noch zur Entartung bei), die Krankenverſicherung der Heimarbeiter zurückgeſtellt, die Gewerbeinſpektionen

zumeiſt ausgeſchaltet. Die Zulaſſung der Arbeiterinnen zur Bergarbeit unter Tage wurde noch glücklich verhindert. Den Mißſtänden in der Heimarbeit konnte nur im Bereich der Heeresbekleidungsämter wirkſam geſteuert werden. „Dagegen verſtand es im Bereich des Pionierbedarfs ein ſkrupelloſes Unternehmertum, ſich mit allerlei Wohltätigkeitsvereinen zu alliieren, deren hochmögende Gönner ihm ein Privilegium ſicherten.“ Die Heimarbeiter blieben die Stiefkinder der Kriegszeit. Weder Lohntafeln, noch Lohnliſten, noch Fachausſchüſſe des Heimarbeitergeſetzes von 1911 traten in Kraft. 1916 ließ zwar der Bundesrat die Arbeiterſekretäre zu den Fachausſchüſſen zu, aber dieſe — exiſtieren noch immer nicht! Sie werden nach Kriegsende unentbehrlich werden. Auch das früher vom Reichstage bereits beſchloſſene Arbeitskammergeſetz, dem jetzt der Bundesrat zuſtimmen will, wird dann endlich leibliche Geſtalt gewinnen müſſen. Alle ſolche ſchon fehlerlos durchdachten und durchkonſtruierten Mechanismen ſollte man etwas eiliger in Betrieb ſetzen, nicht erſt, wenn ſie ſchon veraltet, überholt ſind. — Erfreulich war die Herabſetzung des Bezugsalters für die Altersrente vom 70. auf das 65. Lebensjahr. Ein großer Erfolg war zu verzeichnen, als Bundesrat und Reichstag beſchloſſen, die Gewerkſchaften nicht mehr den Vorſchriften über politiſche Vereine zu unterſtellen, wodurch auch die Heranziehung der Jugendlichen ermöglicht wurde, unter denen im Frieden die jetzt notwendig hintangeſetzte Bildungsarbeit wieder ein reiches Ackerfeld zu beſtellen haben wird. Auch die preußiſche Eiſenbahnverwaltung ließ endlich in ihren Betrieben den freigewerkſchaftlichen Deutſchen Eiſenbahnerverband zu, nachdem dieſer auf das Streikrecht verzichtet hatte. Die Aufhebung des Sprachenparagraphen im Vereinsgeſetz erleichterte die gewerkſchaftliche Arbeit unter den fremdſprachigen Volksteilen.

Die ſteigenden Anſprüche der Kriegsproduktion zwangen dazu, alle verfügbaren Betriebe, Werkzeuge, Materialien in den Dienſt der Landesverteidigung zu bringen. Die dazu nötige Organiſation der Beſchaffung von Arbeitskräften, Betrieben, Rohſtoffen wurde durch das Hilfsdienſtgeſetz vorgeſchrieben, deſſen Durchführung, nach den Worten des Kriegsamtschefs, nur mit Hilfe der Gewerkſchaften möglich war. An den Vorberatungen nahmen ſie teil. Als der Geſetzentwurf dann ganz anders, als vereinbart, ausſah, ſtellten ſie ihm eigene Entwürfe gegenüber und zwangen den Staatsſekretär Helfferich, „den böſen Geiſt der Regierung“, Punkt für Punkt nachzugeben. Sie erreichten ſo weitgehenden Rechtsſchutz für die Hilfsdienſtpflichtigen durch Arbeiter- und paritätiſche Schlichtungsausſchüſſe, auch in Staats- und Landwirtſchaftsbetrieben. Die Zulaſſung von Mitgliedern der gelben Organiſationen als Arbeitervertreter wurde verhindert. — Die Gewerkſchaften ſehen im Hilfsdienſtgeſetz den erfolgreichſten Schrittmacher für den Sieg des Organiſationsgedankens in „Deutſchland“. Ungeachtet dieſes relativen Erfolges wünſchen ſie die baldmöglichſte Aufhebung der vaterländiſchen Hilfsdienſtpflicht: Allein Selbſtzucht führt zu Freiheit und Wachstum! Auch blieb die Praxis hinter der geſetzlichen Vorſchrift weit zurück. Sechs Monate nach Inkrafttreten des Hilfsdienſtgeſetzes gab es z. B. im Saarrevier immer noch keine Arbeiterausſchüſſe. Die alten Wirtſchaftsmächte widerſtreben durch Paſſivität. Das Hilfsdienſtgeſetz blieb auch inſofern eine Halbheit und Einſeitigkeit, als der Arbeitspflicht die Ergänzung durch die Produktionspflicht und die Feſtſetzung beſcheidener Gewinnſätze auf der Unternehmerſeite fehlte oder doch die Beengung und Abhängigkeit den Unternehmern weniger fühlbar wurde. Neueſtens ſcheint die Abdankung des Generals Groener, des Leiters des Kriegsamts, den Beginn einer weniger arbeiterfreundlichen Zeit anzudeuten.

Die gemeinſame Arbeit der Gewerkſchaften und Angeſtelltenverbände ließ die früheren Gegenſätze zurücktreten. Das iſt von größter Bedeutung für die Zukunft, weil ſie kein wirtſchaftlicher Gegenſatz trennt, dagegen das gleiche Intereſſe gegenüber den Arbeitgebern, der Wirtſchafts- und Sozialgeſetzgebung eint. Die Arbeiter- und Angeſtelltenverbände gingen gemeinſam vor bei der Reform des Arbeitsnachweiſes, der Kriegsbeſchädigtenfürſorge, gegen die gelben Organiſationen, beim Hilfsdienſtgeſetze, bei patriotiſchen Kundgebungen, bei der Regelung der Lebensmittelverſorgung. Eine feſtgeſchloſſene Arbeitsgemeinſchaft von Dauer kann erhofft werden und ſie wird um ſo nötiger ſein, als nach dem Kriege, wenn der den Arbeitnehmern günſtige Druck der Heeresarbeiten aufhört, die Arbeiter und Angeſtellten ſchwerlich imſtande ſein würden, ohne ſolche Einigkeit in der Übergangswirtſchaft wie in der folgenden Notzeit der Liquidation der Kriegsverpflichtungen und des Neubaus ihre jetzige Stellung geachteter Mitarbeiterſchaft zu wahren und günſtige Exiſtenzbedingungen zu erringen. Die Aufgaben der Demobiliſation: die Wiederunterbringung der Heeresentlaſſenen, die teilweiſe Ablöſung oder Umlagerung der Frauenarbeit (die nicht auf das falſche Gleis der Feindſeligkeit gegen die arbeitende Frau geſchoben werden darf! Hier ſind gewaltigſte und den Volksbeſtand bedrohende Probleme zu löſen!), die Erhaltung der ſozialpolitiſchen Fortſchritte der Kriegszeit, die Wiedererkämpfung der Beachtung der im Kriege ausgeſchalteten ſozialen Schutzgeſetze, ſie alle erfordern das Einſetzen titaniſcher Kräfte. Die Demokratiſierung der Wahlrechte wird als Schild und Machthebel wirken. Ein Viermillionenblock von Arbeitern und Angeſtellten beſitzt gewaltige Stoßkraft, wenn er ohne Wankelmut gleichmäßig Richtung nimmt. Solch Aufmarſch wirkt wie ein Argument: „Ein tapferes Heer überzeugt von der Sache, für welche es kämpft“ (Nietzſche). Die Volksgemeinſchaft als Wirtſchaftsorganismus hat großes Intereſſe an dieſer Entwicklung. Die Aufbaulinien der nationalen Wirtſchaft müſſen einfach, überſichtlich verlaufen, das Gebäude muß ſtandfeſt ſein. Dazu bedarf es großquadriger, in ſich gediegener Bauſteine. Das einzelne Quarzkorn glitzert und ritzt, aber laſtet, trägt, widerſteht nicht, wird weggefegt, verweht. Im Verbande, der die geiſtige Individualität frei läßt, liegen Gewicht und Wirkung: „Die Vielheit, welche ſich nicht zur Einheit erhöht, iſt Verwirrung. Die Einheit, welche nicht Vielheit iſt, iſt Tyrannei“ (Pascal). Jetzt, wo die Unternehmer- (die Induſtrie-, Handels-, Landwirte-) verbände immer inniger einander durchdringen, wo ein Reichswirtſchaftsamt die ökonomiſchen Kräfte zuſammenfaſſen und dirigieren ſoll, bedürfen die Arbeitnehmer doppelt der Bewußtheit und des Willens zur Macht durch Eingliederung. Die großzügige Organiſation bewahrt auch am beſten vor den Übertreibungen einer unüberſichtlichen „Überorganiſation“ (Wermuth), wie ſie unfruchtbar an vielen Stellen im Kriege eingeſetzt hat und allerlei Sonderintereſſen als Deckung dient. Es regen ſich unter dem Mantel von allerlei Wohlfahrtsausſchüſſen Beſtrebungen zu militariſtiſcher Zwangs„organiſation“, z. B. zur Beſchaffung billiger landwirtſchaftlicher Arbeitskräfte durch gebundene Anſiedlung von Kriegsinvaliden, durch falſche Zweckbeſtimmung eines Frauendienſtjahres, durch Einſchränkung der Freizügigkeit uſw. — Gerade müſſen ſich die Stämme im lichten Wirtſchaftswalde recken! Im Unterholz verkriecht ſich ſonderbares Gewürm, geht manches Nützliche verloren.

Die geſtiegenen Produktionskoſten werden in allen Ländern nach dem Kriege einen Durſt nach maſchinellem Erſatz der Arbeitskräfte hervorrufen und damit zu verſtärkter techniſcher Erfindungsregſamkeit verbunden mit raffinierter Ausnützung

der unabſchaffbaren Menſchenkräfte im Sinne des Taylorismus anſpornen. Dann wird gewerkſchaftlich-politiſche Wachſamkeit, auch hier vorläufig noch „bewaffneter Frieden!“, ein Kulturfaktor ſein. Auf breiteſter Organiſationsbaſis! International allein können die refugia der leibes- und ſeelenmörderiſchen Schund- und Schindarbeit ausgeräuchert werden. Deshalb wirkte der leider nur teilweiſe internationale Gewerkſchaftskongreß in Stockholm wie eine Oaſe in der Kriegswüſte, und ſeine Entſchließung, die für alle Länder Freizügigkeit, Ausbau des Koalitionsrechtes und der ſozialen Verſicherung, Beſchränkung der Arbeitszeit, hygieniſchen Arbeiterſchutz, insbeſondere für die Bergarbeiter, Sozialſchutz für Heim-, Kinder-, Frauenarbeit, Mutterſchutz, Anerkennung der Berufsverbände, internationales Arbeitsrecht und -amt forderte, kann das erſte Weltprogramm werden, hinter dem nicht nur ein Wunſch, ſondern auch ein Wille und eine Macht ſtehen, das die Gegenſätze, den Haß der Nationen überbrückt, ein Mittel der Völkerannäherung wird. Ein „mitteleuropäiſches Arbeitsrecht“ kann einen Schritt auf dieſem Wege bedeuten, wenn es nicht rückſtändige Mindeſtbeſtimmungen enthält, ſondern vorbildliche Normen für eine Arbeitskultur ſetzt; ſonſt trennt und hemmt es nur*.

Was dieſe Umriſſe, die unſere Gloſſen ausweiteten, andeuten, ſtellt eine Schrift von Paul Umbreit: „Die deutſchen Gewerkſchaften im Weltkrieg“, die den erſten Band einer im Verlage für Sozialwiſſenſchaft von Parvus und Cunow herausgegebenen „Sozialwiſſenſchaftlichen Bibliothek“ bildet, in aller Ausführlichkeit dar. Der Verfaſſer leitet ſein Buch mit einem ſchnell orientierenden Überblick über die Entſtehungs- und Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Gewerkſchaften ein und bettet die Darſtellung der Gewerkſchaftstätigkeit im Kriege in einen Abriß der allgemeinen wirtſchaftlichen und ſozialen Vorgänge und Maßnahmen der Kriegszeit in Deutſchland. Ein nicht unberechtigter Stolz ſchrieb dieſe gewerkſchaftliche Kriegschronik, die auch von Mißerfolgen zu berichten weiß, aber im ganzen optimiſtiſch gehalten iſt. Einen großen Raum nimmt eine polemiſche Verteidigung gegen die Angriffe der „unabhängigen“ Sozialdemokratie ein. Es iſt zurzeit ſchwerlich mit Sicherheit vorauszuſehen, wie weit und tief nach Kriegsende die Spaltung die ſozialiſtiſche Bewegung zerreißen und wie weit dieſer Vorgang die Gewerkſchaften mit treffen wird. Davon wird ihr Einfluß, der Erfolg ihres Kampfes für ſoziale Reform, für Menſchenrecht, Menſchenwohl, Menſchenwürde abhängen.

Über die gewerkſchaftlichen Kriegsleiſtungen hören wir am beſten das Urteil eines Unverdächtigen, des konſervativen Gelehrten Friedrich Thimme: „Nie wäre die im

* Inzwiſchen iſt der allgemeine internationale Gewerkſchaftskongreß für den 1. Oktober nach Bern einberufen worden. Immerhin wird der Teilnehmerkreis gegenüber Stockholm ſich erweitern und Verlauf und Ergebnis werden die Friedensbereitſchaft aller Völker erhöhen. Zwar iſt die ſozialiſtiſche Friedenskonferenz von Stockholm vorläufig an den anglo-romaniſchen Paßverweigerungen geſcheitert, aber auch dieſe ſcheinbare Abwegigkeit hat in den Völkern Gegenenergien hinter dem Rücken friedensunbereiter Regierungen ausgelöſt; das päpſtliche Friedensmanifeſt blies in dieſe brüderlichen Flammen, die eines, nicht mehr fernen Tages die zum Himmel ſchreiende Menſchennot zum alles Faule wegfreſſenden, die Welt durchläutenden Reinigungsbrande vereinigen kann. Manch Mächtiger bangt vor dem Frieden, der wegen der furchtbaren Menſchenverluſte und wegen der inneren Spannungen in allen Ländern nicht ſobald wieder ſich wird ſtören laſſen. Die Reformideologen, die Richtungspolitiker, die geiſtesmachtgläubigen Tatmenſchen wollen die Machtromantiker der Fauſt, die Kriegsilluſioniſten des Imperialismus, die „antimarxiſtiſchen“ Realpolitiker eines grob und materialiſtiſchen Annexionismus ablöſen. Die Füße derer, die die alte Zeit hinaustragen werden, ſtehen ſchon vor der Tür!

Kriege vollbrachte Höchſtleiſtung unſerer Induſtrie möglich geweſen, wenn nicht die induſtriellen Arbeitermaſſen, unter Führung der Gewerkſchaften, mit einer Uneigennützigkeit, die ihresgleichen nicht hat, den Unternehmern die Hand zu voller Sicherung unſeres Kriegs- und Wirtſchaftsbedarfs gereicht hätten." Und auch für die Zukunftsgeſtaltung muß es gelten, wenn er feſtſtellt: „So iſt der Krieg für uns die glänzendſte Rechtfertigung unſerer Sozialpolitik, die höchſte Offenbarung des Sozialprinzips, die ſtärkſte Mahnung an unſer ſoziales Gewiſſen." Von einem „Zuviel an ſozialer Reform" wird man ſobald nicht wieder reden dürfen!

Paul Oeſtreich

Zum Verhältnis zwiſchen den Geſchlechtern

Die von Ellen Key in ihrem Aufſatze „Die Einwirkung des Weltkrieges auf das Verhältnis zwiſchen den Geſchlechtern" im Juniheft behandelten Fragen haben wohl manchen Leſer zum Nachdenken veranlaßt. Die Verluſtliſten zeigen uns nur zu deutlich, wieviel Hunderttauſende auf den Schlachtfeldern dahingerafft werden. Eine wohl nicht geringe Anzahl hat durch Strapazen und Verwundung derartige Schädigungen an ihrem Körper erfahren, daß es auch ihnen nicht vergönnt ſein dürfte, auf eine geſunde und lebensfrohe Nachkommenſchaft zu rechnen. Zudem darf nicht außer acht gelaſſen werden, daß all dieſe Opfer des Weltkrieges, Jünglinge oder Männer, in den beſten Lebensjahren geweſen ſind. Die Generation, der ein Volk ſeinen Nachwuchs verdankt, iſt alſo ſtark geſchwächt. Doch nicht nur die Zukunft des Volkes, ſondern auch die jetzt lebende Frauenwelt hat darunter zu leiden. Mit vollem Recht betont Ellen Key gerade dies letztere. Opfer fordert jetzt das Vaterland von jedem Lebensalter und Geſchlecht. Nicht gering ſind all die Entbehrungen, die die jetzt lebende Generation zu ertragen gezwungen iſt. Trotzdem darf man mit Stolz von unſerem deutſchen Volke ſagen, daß der weitaus größte Teil ruhig und entſchloſſen die Schwere der Zeit erträgt. Verändert ſind die Anſchauungen über Lebensbedürfnis und Lebenszweck. Dies gilt nicht zuletzt in unſerer deutſchen Frauenwelt.

Will man über die Ausſichten in bezug auf die Mutterſchaft ſprechen, ſo dürfen die letzten Sätze nicht außer acht gelaſſen werden. Es wäre falſch, die herrſchenden Anſichten vor dem Kriege als maßgebend zu bezeichnen. Die Anſchauungen und auch die Stellung unſerer deutſchen Frauenwelt haben ſich in den drei Kriegsjahren ſehr verändert. Erinnern wir uns nur der vielen Tauſende, die ſich der Kranken- und Verwundetenpflege zur Verfügung geſtellt haben, der Hilfskräfte beim Roten Kreuz, der Heranziehung des weiblichen Geſchlechts zum Betriebs- und Verwaltungsdienſt, der ſo ſehr geſteigerten Mitarbeit der Frau in den gewerblichen Berufen. Groß iſt die Zahl der Mädchen und Frauen, die erſt durch den Krieg kennen lernten, daß keine Arbeit ſchändet, ſondern daß es für jeden Menſchen eine heilige Pflicht iſt, Kraft und Können in den Dienſt der Allgemeinheit zu ſtellen. Wer nun einen Einblick in die Entwicklung der menſchlichen Pſyche beſitzt, weiß, wie einmal die Arbeit und dann ein freiwillig gewähltes Abhängigkeitsverhältnis fördernd auf den Charakter wirken. Ferner wird dadurch der Geſichtskreis erweitert, das Denken wird klarer, die Zuſammenhänge zwiſchen Urſache und Wirkung, Grund und Folge werden erkannt. Unſere begeiſterte und opferfreudige weibliche Jugend iſt durch die Eindrücke und Forderungen der Zeit auch ſittlich erſtarkt. Deshalb darf man ſich dem guten Glauben hingeben, daß die großen Opfer, die eine verringerte Ausſicht auf Ehe- und Mutterglück fordert, von ihnen mit Würde hingenommen und ohne Schä-

digung des in aller Welt gerühmten deutſchen Frauencharakters gebracht werden. Damit die Löſung des Problems als erledigt zu betrachten, wäre falſch. Bevor die verſchiedenen Geſichtspunkte an Hand der Abſchnitte im Aufſatze von Ellen Key betrachtet werden, ſei noch auf einen Punkt hingewieſen, der dort gar nicht berührt wurde. Unſere deutſche Männerwelt hat während der Kriegsjahre aus dem Soldatenleben ſo vieles gelernt. So haben viele erkannt, daß das Leben doch nicht ſo ſtark von Äußerlichkeiten abhängt, als man vielfach vor dem Kriege angenommen hat. Man kann auch unter einfachen Verhältniſſen zufrieden leben. Zudem hat das unſtete Frontleben mit ſeinen Rauheiten und Härten in ſo manchen den Wunſch und die Sehnſucht nach einer Lebensgefährtin und nach der Stille am eigenen Herde wachgerufen. Sicher iſt anzunehmen, daß bei einer Reihe von ihnen dieſe warme und gute Regung unter günſtigen Friedensverhältniſſen nicht ſo ſtark aufgetreten wäre. Die Kriegstrauungen dürfen wohl als eine Beſtätigung der angeführten Sätze gelten. Mag die dadurch gewonnene Zahl an Ehen gegenüber dem Verluſte an Menſchenleben nicht ſehr ins Gewicht fallen, ſo ſind all dieſe Momente doch als günſtig für das zukünftige Verhältnis zwiſchen den Geſchlechtern zu betrachten.

Die Darlegungen von Ellen Key ſind allgemein, d. h. ohne beſondere Bezugnahme auf eine der kriegführenden Nationen, gehalten. Sie gibt daher neben ihren eigenen Anſichten Vorſchläge von Deutſchen, Amerikanern und Romanen wieder; ja ſelbſt die ſoziologiſche Arbeit eines indiſchen Prinzen wird angeführt. Bietet der Aufſatz durch dieſe Vielſeitigkeit auch manches Anregende, ſo gibt er eben dadurch kein klares Bild der deutſchen Verhältniſſe. Denn es iſt an der anerkannten Tatſache feſtzuhalten, daß Neuerungen auf dem Gebiete des „Verhältnis zwiſchen den Geſchlechtern“ nur dann heilbringend für Nation und Einzelindividuum ſein werden, wenn ſie in Fühlung mit dem Volkscharakter und den ſittlichen Anſchauungen der betreffenden Nation entſtanden ſind. Zugleich ſei auch auf das nachdrücklichſte betont, daß nichts gefährlicher iſt als Experimente oder, beſſer geſagt, Neuorientierungen mit den ſich anſchließenden Forderungen auf Gebieten, die mit der Ethik in engem Zuſammenhang ſtehen. Denn alles Neue in dieſer Richtung darf, damit es wirklich wertvoll für die ſoziale und ethiſche Höherentwicklung werde, nicht mit Gewalt aufgedrängt werden, ſondern es muß aus ſich ſelbſt, d. h. aus dem Zuſammenhang von beſtehenden, geforderten und wünſchenswerten Verhältniſſen heraus wachſen. Nur was ſo genetiſch wird, fügt ſich günſtig und wertvoll in das ſoziale und kulturelle Leben ein. Damit ſei jedoch keineswegs geſagt, daß die führenden Geiſter und die Regierungen nicht das ihre nach beſten Kräften zu einer derartigen Löſung beitragen ſollen. Nur vor einer direkten Einführung von neuen, ſcheinbar günſtigen Anordnungen, die aber nicht aus einer hiſtoriſch orientierten Entwicklung hervorgegangen ſind, ſei gewarnt. Die in dieſen Sätzen ausgeführte Stellungnahme dürfte gleich bei dem 2. Abſchnitt „Die Vorſchläge zur Polygamie“ in Betracht gezogen werden. Wird auch anerkannt, daß die Polygamie bei Völkern mit hoher Kulturſtufe Sitte war und heute noch iſt, ſo finden wir bei allen dieſen ein ſtarkes Abhängigkeitsverhältnis der Frau vom Manne, und zudem eine ſcharfe Grenze zwiſchen dem Wirkungskreis des Mannes und dem der Frau. Nur unter dieſen Vorausſetzungen kann die Polygamie für ein Volk ſegenbringend ſein. Wie verhält ſich aber dieſen Grundbedingungen gegenüber die faſt volle Gleichberechtigung von Mann und Frau in unſerem deutſchen Vaterlande? Eine wie große Stärkung hat doch gerade dieſes Gefühl der Gleichberechtigung in dieſem Krieg erfahren! Solche ungünſtigen

Bedingungsverhältniſſe können auch nicht durch die ſchönen Worte des Soziologen überbrückt werden „Die Liebe muß für das Vaterland geopfert werden, und die Frauen dürfen ſich eher in dieſe Halbheit als in lebenslängliche Einſamkeit finden". Ellen Key glaubt ſelbſt nicht, daß dieſer Vorſchlag bei irgendeinem Staate Einführung finden wird. Dagegen vertritt ſie die Anſicht, daß die Wirklichkeit eine Vielehe, ähnlich der, welche nach dem dreißigjährigen Kriege herrſchte, aufweiſen wird. Die geſchichtliche Orientierung fehlt auch hier. Denn jene Vielehen haben ſich aus dem Landsknechtsleben ergeben, ferner kam als weiterer günſtiger Umſtand hinzu, daß die Anſiedelungsverhältniſſe nach dem unheilvollen dreißigjährigen Kriege ſehr gut waren. Nicht die überkommene Sitte oder jene hohe und edle Forderung des Vaterlandsfreundes nach zahlreicherem Nachwuchs iſt maßgebend für die Männer, welche heutzutage zu einer zweiten oder gar zu mehreren Frauen in Beziehung treten, ſondern ungünſtige Eheverhältniſſe oder zu geringe Beherrſchung der Leidenſchaften ſind die ausſchlaggebenden Gründe. Aus gleichen Erwägungen heraus wirft Ellen Key bei der Beſprechung über die vorausſichtlich wachſende Anzahl der unverheirateten, erwerbenden Frauen, die die Ehe durch die freie Liebe erſetzen werden, die Frage auf: „Das Problem iſt nur, ob dieſe Frauen auch Mütter werden wollen". Gewiß wird man einem Prozentſatz die Sehnſucht nach der Mutterſchaft als Leitmotiv für ihr Verhalten nicht abſprechen. An dieſe iſt aber die Forderung zu ſtellen, daß ſie ſich der Folgen ihrer Handlungsweiſe bewußt ſind und zugleich den tatkräftigen Willen beſitzen, die oft ſchweren Pflichten auf ſich zu nehmen. Für die Geſellſchaft ergibt ſich anderſeits dann die Forderung, durch irgendeine neue Form des Matriarchats dieſen Verhältniſſen Verantwortlichkeit und Haltung zu geben. — Mit Recht begrüßt Ellen Key die vernünftigen und praktiſch wertvollen Vorſchläge an die geſetzgebenden Körperſchaften über die Aufhebung des Verbotes gegen die Verheiratung der Lehrerinnen, die Beſeitigung der Schwierigkeiten für die Heiraten des Militärs uſf.

Im Abſchnitt 3 behandelt Ellen Key die einſt viel umſtrittene und jetzt während des Krieges in ihrer Berechtigung erkannten Forderungen, die man unter dem Namen „Mutterſchutz" zuſammenfaßt. Iſt es zu begrüßen, daß von der Geſellſchaft, nicht zuletzt vom Staate, der unverheirateten Mutter und ihrem Kinde Wohlwollen und Intereſſe entgegengebracht wird, und muß man ferner zugeben, daß die Nativität für ein Volk, das innerhalb weniger Jahre Millionen ſeiner beſten Kräfte verloren hat, eine wichtige Frage geworden iſt, ſo darf doch bezweifelt werden, daß die Grundzüge der geſchlechtlichen Sittlichkeit weſentlich dadurch umgeſtaltet werden. Ebenſowenig dürfte der Satz berechtigt ſein „Immer mehr wird die Mutterſchaft jetzt im ſpartaniſchen Geiſt behandelt: als Staatsangelegenheit". Leider ergibt ſich aus der Abhandlung nicht, ob Ellen Key auch die weiteren Konſequenzen ſich klar gemacht hat. Die ganze Erziehung müßte außer in den erſten Lebensjahren dann auch ſpäter Staatsangelegenheit im ſpartaniſchen Sinne werden, alſo Maſſenaufzucht an Stelle der Familienerziehung. Gewiß gibt es Männer und Frauen, die dieſer Anſicht huldigen, aber ihr Kreis iſt klein. Sicher iſt die hiſtoriſche Entwicklung auf Seite derer, die fordern, daß die Familie — das Patriarchat — in innerlicher Verbindung mit der ſtaatlich organiſierten Schule als die beſte und vorteilhafteſte Erziehungsmethode gilt. Es wäre ein ungeheurer Rückſchritt gerade im Sinne individueller Entwicklung, wenn an Stelle der Familienerziehung Maſſenaufzucht in öffentlichen Anſtalten treten würde.

Mag die Verfaſſerin nach ihren Ausführungen immerhin recht behalten, daß neue Formen ſexueller Vereinigung Eingang finden werden, ſo iſt doch mit Sicherheit anzunehmen, daß der deutſche Staat nur die Einehe als einzige rechtliche Verbindung auch weiterhin betrachten wird. Dem muß man vom Standpunkt der Ethik aus ebenfalls zuſtimmen. Deutſches Gemüt und deutſches Streben nach Höherentwicklung wird die nach den Geſetzen des Staates geſchloſſene Ehe als Grundpfeiler für unſer nationales Leben betrachten. Engherzigkeit und Prüderie haben mit dieſem Standpunkt nichts gemein. Dies zeigen auch die Beſtrebungen der Vereinigungen wie „Bund für Mutterſchutz", die „Deutſche Geſellſchaft für Bevölkerungspolitik" und die „Geſellſchaft für Erhaltung und Mehrung der Volkskraft". Das Hauptarbeitsziel von dieſen geht dahin, nach Mitteln zu ſuchen, um die Kinderſterblichkeit zu bekämpfen, den Mutterſchutz auszudehnen und den Staat zu veranlaſſen, für die Unterſtützung der Wöchnerinnen, für Stillprämien zu ſorgen. Den Grundſatz, daß hier kein Unterſchied zwiſchen der Mutter mit Ehering und ohne ihn zu machen iſt, wie Ellen Key ſagt, hat nicht erſt der Krieg gebracht, ſondern ſchon vor dem großen Weltbrande wurde dieſer Standpunkt von zahlreichen Männern und Frauen vertreten. Auf dieſe indirekte Weiſe einen gewiſſen Ausgleich der großen Verluſte herbeizuführen, muß die Hauptaufgabe von Staat und Geſellſchaft ſein.

Die in den nächſten drei Abſchnitten „Möglichkeit der Frauen", „Die Mutterſchaft als entlohnter Staatsdienſt" und „Menſchenökonomie" gebrachten Ausführungen behandeln Probleme, die ſchon vor dem Kriege die Soziologen und Frauenrechtlerinnen beſchäftigt haben. Daß die eine oder andere Seite in unſerem heutigen Frauenleben durch den Krieg eine Verſchärfung erfahren hat, wird niemand beſtreiten wollen. Doch darf man im Vertrauen auf unſere ſoziale Geſetzgebung, von der man wohl mit Recht behaupten kann, daß ſie in den Kriegsjahren Großes geleiſtet hat, auch hoffen, daß ſie nach dem Kriege im Vereine mit den charitativen Geſellſchaften ebenfalls beſtrebt ſein wird, dieſe ungünſtigen Verhältniſſe nach Möglichkeit zu verbeſſern. Die im 7. Abſchnitt „Ungeſunde Seelenzuſtände" angeführten Erſcheinungen ſind leider wahr. Hat die mediziniſche Wiſſenſchaft Zuſammenhänge zwiſchen unnatürlich gehemmtem Sexualleben und pſychopathologiſchen Erſcheinungen auch aufgedeckt, ſo kann doch nicht der Anſicht des angeführten deutſchen Neurologen voll beigeſtimmt werden, daß die angeführten abnormen Fälle allein durch geſchlechtliche Enthaltſamkeit veranlaßt worden ſeien. Haben doch Erfahrung und Forſchung gelehrt, daß durch den Nichtgebrauch und bei verminderten Reizen die Geſchlechtsorgane ihre Tätigkeit einſchränken. Nach Angaben zahlreicher Frontſoldaten des verſchiedenſten Alters fiel die Enthaltſamkeit gar nicht ſchwer. Die veränderten Lebensverhältniſſe und die faſt vollkommen fehlenden Reize haben das geſchlechtliche Triebleben günſtig beeinflußt. Für unſere weibliche Jugend dürfte die geſteigerte Heranziehung zur Arbeit günſtige Momente ergeben. Die gefühlvollen Frauen haben andere Sorgen und Wünſche. Bei den oben angeführten Fällen wird man es wohl mit nervenſchwachen Naturen zu tun haben, bei denen das Kriegsleben mit ſeinen gewaltigen Eindrücken und großen Kümmerniſſen zu leicht derartige pſychiſche Verirrungen auslöſt. Leider muß man auch zugeben, daß eine Reihe von Frauen die Würde ihres Standes nicht zu wahren wußte. Solche Naturen gibt es immer, und die außergewöhnlichen Verhältniſſe veranlaſſen ſie nur zu leicht, die ſittlichen Bahnen zu verlaſſen. Doch iſt zu hoffen, daß der von Ellen Key ausgeſprochene Satz für unſere deutſche Frauenwelt beſondere Berechtigung hat, welcher lautet: „Von der

Mehrzahl der Frauen dürfte es gelten, daß die Anpaſſungsfähigkeit, die der Krieg auf allen anderen Gebieten entwickelt hat, ſich auch auf dem erotiſchen Gebiet bewähren wird."

Die im letzten Abſchnitt „Erſatz" angeführten pſychiſchen Täuſchungen dürfen doch bei den abgeklärten deutſchen Mädchen und Frauen nicht ſehr häufig vorkommen. Die Schlußworte, denen man eine logiſche Berechtigung nicht abſprechen kann, zeigen jedoch nur zu deutlich, daß die Verfaſſerin außerhalb der kriegführenden Nationen ſteht, ſich bei ihrer Abhandlung nur durch die Statiſtik und übermittelte Eindrücke leiten ließ. Gewiß wird niemand den Verluſt vieler ideeller Güter und hoher ethiſcher Werte beſtreiten wollen, aber trotz alledem haben doch der Ausbruch des Krieges und die Jahre in allen Kreiſen des deutſchen Volkes ſo viel Hohes gezeitigt, daß auch dieſem Berückſichtigung geſchenkt werden muß. Um dies jedoch zu erkennen oder beſſer zu empfinden, muß man mit dem Volke leben und kämpfen.

So entgingen Ellen Key auch zwei Neuerſcheinungen im pſychiſchen Leben der heranwachſenden deutſchen Jugend beiderlei Geſchlechts. Welch tiefer Ernſt lagert nicht auf ſo manchem jugendlichen Antlitz! In allzu früher Stunde hat der Ernſt des Lebens die jungen Menſchenkinder erfaßt. Ferner kann noch von einer größeren Verinnerlichung des Gemütes bei Jungdeutſchland geſprochen werden. Das alle Volksgenoſſen umfaſſende Leid, das ſtarke Zurücktreten der Klaſſenunterſchiede, das Zugreifen bei der Arbeit, wo es nötig iſt, all dieſe Momente tragen dazu bei, Lebensanſchauung und Gemüt zu vertiefen. Gerade dieſe beiden pſychiſchen Erſcheinungen bieten Gewähr dafür, daß das Verhältnis zwiſchen den Geſchlechtern günſtiger und edler geſtaltet werden kann.

Faßt man den Inhalt obiger Ausführungen zuſammen, ſo haben ſich durch den Krieg wohl eine Reihe ungünſtiger Momente für das Verhältnis zwiſchen den Geſchlechtern ergeben, es haben ſich aber auch einige gute eingeſtellt. Daher dürfen wir zu unſerem deutſchen Volke das Vertrauen haben, daß es auch aus den Schäden dieſes gewaltigen Weltkrieges mit neuer Kraftentfaltung hervorgehen wird.

Heinrich Eger

Die Kirche im Urteile des Frontſoldaten

Unter den kulturellen Entſcheidungen, die der Krieg bringt, ſtellt ſich jedem, der auch nur einen vorurteilsfreien Blick in das Leben der Front wirft, vielleicht am alleroffenkundigſten die Rolle dar, die die Kirche hier ſpielt. Was wir hier erleben, iſt der völlige moraliſche Zuſammenbruch der beiden Kirchen.

Es liegt uns fern, ihren Vertretern unſere Hochachtung zu verſagen; ihr Ernſt und guter Wille hat uns oft wohltuend berührt. Aber ihre völlige Machtloſigkeit auf die Gemüter und die allgemeine Mißachtung ihrer Verkündigung kann keiner leugnen, der ſeinen Fuß in den Bereich der Front geſetzt hat.

Der innere Grund liegt nicht in den Perſönlichkeiten, ſondern ganz offenbar darin, daß die Kirchen ſelbſt mit ihren unveräußerlichen Grundlagen in eine Sackgaſſe geraten ſind. Die Starrheit ihrer religiöſen Bekenntniſſe, die ſie ſeit Jahrhunderten beſitzen, macht es ihnen unmöglich, das religiöſe Bedürfnis der Zeit zu erfüllen. Sie können nicht den Troſt und die Erhebung ſpenden, die die Einheit mit dem Logos der Zeit allein bieten kann. Wenn auch die perſönliche Würde ihrer Vertreter ihren Eindruck nicht verfehlt, ſo erſcheint doch ihre Anſchauung fremd und unbegreiflich, ihre Predigt leer und inhaltlos; denn der Geſichtspunkt, aus dem ſie geſprochen iſt, iſt ein anderer als der, den die Gegenwart fordert.

Wir gehen kaum zu weit, wenn wir behaupten, daß 99 Proz. aller Frontſoldaten ähnlich denken. Wie vielen, die kirchentreu ins Feld zogen, iſt hier die Unvereinbarkeit von Kirche und heutigem Leben zum Bewußtſein gekommen! Die dem modernen Empfinden nach ihren Zentralbegriffen anhaftende logiſche Unzulänglichkeit tritt hier in der kraſſeſten Form zutage. Der chriſtliche Gottesbegriff mit ſeinem abſoluten, übernationalen Charakter der nur durch einen logiſchen salto mortale mit den an nationalen Gütern geweckten Ideen der gegenwärtigen religiöſen Stimmung in Berührung gebracht werden kann, die chriſtliche Liebe, die dem hier oft wie niemals zuvor unter dem Geſichtspunkt einer ethiſchen Forderung auftretenden Haſſe ſchnurſtracks zuwiderläuft, der chriſtliche Auferſtehungsgedanke, der immer mehr in die Ferne ſchwindet, je mehr man irgendwie von der Tatſache des Todes berührt wird. Was kann endlich auf uns der Hinweis auf noch ſo bedeutſame hiſtoriſche Tatſachen gegenüber dem ungeheuerlichen Geſchehen der Gegenwart für einen Eindruck machen! Nicht nur der Akademiker, auch der gemeine Mann trägt eine tiefe Sehnſucht in ſich nach dem Verſtändnis ſeines gegenwärtigen, beiſpielloſen Erlebens von höchſten Geſichtspunkten aus, das ohne perſönliche Anregung hier ſchlecht möglich iſt.

Eine grenzenloſe Trauer muß uns ergreifen, wenn wir die bewußte oder unbewußte geiſtige Not des deutſchen Soldaten mit anſehen, während die Einrichtung, die berufen iſt, ihn innerlich emporzuheben, ihre Kräfte nutzlos vergeudet.

Daß ein ehemaliger Studierender dieſe Notlage beſonders ſtark fühlen muß, liegt auf der Hand. Wer weiß, mit welchen Empfindungen er ſich auf Urlaub in ein philoſophiſches Kolleg hineinſtiehlt und mit welcher Gier er die Worte einſaugt, der kann ermeſſen, wie erlöſend eine „weltliche Seelſorge“ im Felde uns erſcheinen muß.

Vizefeldwebel Georg Pick, z. Z. im Felde

Vom deutſchen Proteſtantismus

Der Herausgeber der „Tat“ hat dem Proteſtantismus die Lebensfähigkeit abgeſprochen. Er ſei im Grunde nicht ein poſitiv ſchöpferiſches, ſondern nur ein negatives Prinzip, und das habe ſich in der geiſtigen und ſozialen Unfruchtbarkeit der von ihm ausgegangenen Kirchenbildung geoffenbart. In dieſer letzteren Kritik mit Diederichs weithin einig glaube ich doch, der geſchichtlichen Folgerichtigkeit wie der furchtbaren dringlichen Forderung des Augenblick zuliebe auf dem erſten Punkt ernſtlich widerſprechen zu müſſen.

In der letzten Zielſetzung, die im Verlangen nach einem wirklichen neuen Chriſtentum beſteht, fühle ich mich zwar wiederum auf derſelben Spur mit ihm und ebenſo wenn er ſagt, die Reformation ſtehe noch immer in ihren Anfängen. Aber für das kritiſche Prinzip, das mich und ihn zu dieſem Urteil treibt, finde ich keinen geſchichtlich beſſer begründeten und keinen ſachlich zutreffenderen Namen, als eben den des Proteſtantismus. Mag dieſer Name auch einem verhältnismäßig zufälligen Akt ſeinen Urſprung verdanken, der allererſte und allertiefſte reformatoriſche Urtrieb läßt ſich kaum beſſer ausdrücken: es iſt der Proteſt der ewigen Wahrheit, die entdeckt, daß ſie nicht mehr leuchten darf wie ſie doch ſollte; daß ſie, die vom Kreuz des Berufenen ausgeht, ſich als Kerzenlicht in die Laterne ſperren laſſen muß, um ſchließlich als Privilegium, wieder von der Hand eines Einzigen, diesmal aber recht Unberufenen — der Welt vorenthalten zu werden. Dieſe allerinnerſte Auflehnung der mißbrauchten Wahrheit gegen ihre Verſchleierung, ja Unterſchlagung durch die Mächte der Welt kann dem menſchlichen Auge und Herzen niemals treffender und einleuchtender gemacht werden, als es durch Luther geſchah. Und ſo bleibt ſeine Tat

der locus classicus für alle und jede innerſte Prüfung auf die eigene Echtheit und durchgreifende Wahrhaftigkeit, die ſich doch ſo ſchwer behaupten läßt unter dem ſchweren Druck und mitten in dem verworrenen Lauf der feindlichen Welt; einer Welt, die auch angeſichts der letzten Wahrheit immer noch nur das Ihre ſucht.

Freilich, dieſer Proteſt Luthers iſt trotz der urſprünglichen Gewalt, mit der er auftrat, bis heute nicht zu ſeinem Ziel gekommen. Der Proteſtantismus iſt ſelber wieder der katholiſchen Urſünde, der bekenntnismäßigen Einkapſelung der Wahrheit und damit neuer kirchlicher Monopoliſierung anheimgefallen. Und damit war auch ſchon wieder das dicke Ende gegeben, die herbſte Tragik des Ganzen: die erſte Großtat Luthers, die Abſchneidung des mammoniſtiſchen Teufelsſtrickes gelang nur ſcheinbar, kaum auf dem allerengſten kirchlichen Gebiete; aber was dem Oberhaupt der Chriſtenheit davon abgenommen wurde, das wächſt jetzt auf dem Umweg über den Hals der Landesfürſten — Katholiken und Evangeliſche ſind hierin faſt gleich — allen Hochmögenden der ganzen Herde zu. Beſagter Strick iſt nun nach vierhundert Jahren das Erbe der Großmächte (wie der Neutralen) geworden, und im Weltkrieg ſucht jedes ein möglichſt langes Stück für ſich davon zu retten. Darin ſind bis heute alle Mächte der ehemaligen Chriſtenheit einig.

Aus der betrogenen Herde Chriſti iſt die heimatloſe, betrogene Horde der heutigen Geſellſchaft geworden, wo jeder ſoviel möglich ſelber Fuchs und Wolf iſt, weil er ſonſt als wehr- und hilfloſes Schaf deren Rachen zum Raube fiele. Es ſieht aus, als habe Urevangelium, Urchriſtentum zuſamt dem Urproteſtantismus bis heute nichts, rein nichts gewirkt, als den furchtbaren Selbſtbetrug der ſogenannten Chriſtenheit, die mit dem Namen die Sache Gottes zu haben glaubt. Dieſe ſelber aber iſt noch immer heimatlos. — Angeſichts dieſes Tatbeſtandes gewinnt der Diederichsſche Satz doch neue Bedeutung. Zum mindeſten bleibt die Frage, ob nicht bei der lutheriſchen Reformation vom allererſten Anſatz des Evangeliums eben der Reſt im Rückſtand blieb, der bis heute deſſen triebkräftigſten Keim der Menſchheit vorenthielt, weil er nämlich bis heute nicht ſein Erdreich gefunden hat.

Was war denn der Kreuzestod des Chriſtus anderes als der Proteſt gegen die nationale jüdiſche Selbſtüberhebung, die mit dem Vortritt in Gottes Reich zugleich das Erbe der ganzen Welt beanſpruchte? Die heutige Chriſtenheit ſteht genau auf dem Punkt, auf dem damals die Judenheit ſtand. Wir haben ſchon wieder alle drei Stücke beieinander: den nationalen Meſſianismus, dem der ſtaatliche Imperialismus die Bahn bereiten ſoll, dazu den Mammonismus, dem die beiden hochgeiſtigen Uſurpatoren rettungslos und regelmäßig zum Opfer fallen, wie das alles bei den Juden von Anfang an ſo geweſen iſt. Es iſt wahr, dieſe Seite des Urchriſtentums, die doch geſchichtlich ſeine Ausſtoßung aus dem Schoß des alten Gottesvolks eigentlichſt begründete und zur inneren Notwendigkeit machte, ſie hat Luther noch gar nicht in Betracht gezogen. Lag doch das nationale Element noch völlig zugedeckt unter der Hand der fürſtlichen Obrigkeit verborgen. So blieb Luther an der alten dogmatiſchen Deutung des Kreuzestodes hängen und die enge Not der Einzelſeele zehrte die ganze univerſalmenſchliche Wahrheit, die im Leben und Sterben des Chriſtus beſchloſſen liegt, für ſich allein auf. Die kleine Seele wird von ihrem kleinen Betrug erlöſt, der große aber bleibt als blinder Bann auf den Nationen liegen, die ſich nach wie vor in der alten Flamme der Eiferſucht verzehren.

Für dieſe Lücke iſt Luther ſelbſtverſtändlich nicht haftbar zu machen, ſie iſt unmittelbare Folge ſeiner geſchichtlichen Bedingtheit, gegen die auch der Allergrößte

nicht aufkommen kann. Aber für uns Heutige erhebt ſich die Frage: wer füllt uns die Lücke aus, die Luther damals gelaſſen hat und in der nun die genannten drei böſeſten Geiſter der Menſchheit ihr Brutneſt aufgeſchlagen haben? Wenn Reformation nicht ein hiſtoriſches Faktum, ſondern eine fortgehende Verpflichtung iſt, ſo iſt auch der Proteſtantismus nicht eine geſchichtliche Größe, ſondern ein kritiſches Prinzip, das nur auf den Augenblick ſeines neuen geſchichtlichen Berufes wartet. Das wäre es, was heute dem deutſchen Geſamtproteſtantismus, dem kirchlichen wie dem ſtaatlich kulturellen, zu ſagen wäre. Er iſt dafür haftbar zu machen, wenn die Reformation ins Stocken kommt und darüber die ganze Kulturmenſchheit dem allerälteſten Betrug und ſeinem ganzen Fluch weiterhin unterliegt.

Der Name „Neuproteſtantismus“ iſt geſchaffen. Sollte der alſo Benannte freilich in dem erſten Augenblick verſagen, wo er ſelber etwas zu ſchaffen hat, dann wäre die Namensſchöpfung nicht ein Taufakt, ſondern ein Begräbnis geweſen. Das begonnene fünfte Jahrhundert des geſchichtlichen Proteſtantismus wird es ausweiſen, wohl bälder als wir denken, ob er lebt oder ſich nur den Schein des Lebens gibt. Ich meine aber, man könne der mit der Geißel des Weltkriegs gezüchtigten Menſchheit nicht anders helfen, als indem man die geſchichtlich und erblich berufenen geiſtigen und ſozialen Gewalten zunächſt einmal an die Stelle ruft, wo ihre Schuldigkeit offenkundig wird. Erſt wenn ſie ſich unwillig und unfähig gezeigt haben, hat der Nachrichter das Wort.

Sind wir beim deutſchen Proteſtantismus ſchon ſo weit? Hat er ſeine letzte Stunde wirklich ſchon verſäumt? Vom engliſchen und franzöſiſchen will es uns faſt ſo dünken. Der erſte jedenfalls, der Erbe des aktiven Calvinismus, hatte ſeine große Stunde, wo ihm der Weg zur Tat offen ſtand. Und er hat ja auch gewaltig geſchafft. Er iſt der Schöpfer der politiſchen Demokratie geworden wie der „freien“ Kirche. Aber der alſo neue Gebilde ſchuf, hat der nationalen Selbſtüberhebung ſo wenig Zügel angelegt wie der ſozialen Ungerechtigkeit. Er hatte ein Gewiſſen: die Quäker; aber er folgte ihm nicht. So ſind ſeine Heimatſtätten national wie ſozial angeſehen die klaſſiſchen Höhlen des heimlichen Raubes geworden. Es iſt wahr, ſein eigenſtes Kind, das Erzeugnis des unbeſchränkten Kredites und Profites, die moderne Großſtadt, iſt auf deutſchem Boden erſt recht ins Kraut geſchoſſen. Aber war das beim welſchen Ablaßhandel nicht auch ſo? Jedem großen Weltbetrug ſind die Deutſchen am gründlichſten erlegen. Dann haben ſie ihn aber auch am gründlichſten aufgedeckt.

Wer wird hierzu der Berufene ſein? Kutter nannte früher die Sozialdemokratie die Erbin des Chriſtentums. Heute wendet er ſich ſchlechtweg an die „Deutſchen“. Offenbar traut er keiner Partei mehr; weder der „deutſchen“ Rechten wie der Linken für ſich allein. Er wird Recht haben damit. Schiller und Goethe allein tun's auch nicht. Die Muſe iſt niemals Leiterin, ſo kräftig ſie der gefundenen Herrin Wahrheit Bahn machen kann. Nein, diesmal geht es nicht ohne etwas elementar Deutſches, nicht ohne eine Erhebung, wie ſie bis heute nur in Luther erlebt worden iſt und deren freilich keine Partei und kein ismus fähig iſt. Gilt's nicht heute zum erſten Male einen wahrhaftigen Kreuzzug?

Einen Kreuzzug, in dem Katholiken und Proteſtanten einig ſein müſſen und in dem die Sozialdemokratie ihr Allereigenſtes erkennen muß? Ein Kreuzzug aller derer, die noch wollen und glauben gegen die, die* noch nie etwas anderes gewollt haben als das möglichſt beſte Stück Welt. Gegen die Nationalgeiſter, die den ſtaatlichen Im-

* Auch mit ihrer Himmelsſehnſucht!

perialismus vor den großen Wagen ſpannen, auf dem dann nichts, aber auch gar nichts eingeführt wird als erhöhter Kredit und Profit; denen das Blut der Söhne und Brüder nur die Bahn machen muß zur Quelle unendlichen irdiſchen Gewinns. Wieder ſteht Religion gegen Religion; die gemeine Unerſättlichkeit gepeitſcht von der Geißel der Eiferſucht; und der unendliche Trieb zur Tat, zum vollen Einſatz des einzig Unendlichen, der Lebens- und Schaffenskraft, deren Hingabe allein das Leben aus tieriſcher Enge und Angſt erhebt zu Glauben, Liebe und Wahrheit, d. h. ins Licht der Gemeinſchaft, um derentwillen allein das Leben ſich verlohnt.

Wer dieſen Ruf erhebt, der iſt der Berufene, mag er Proteſtant oder Katholik, Sozialdemokrat oder ein Sproß aus der Schule deutſchen Dichtens und Denkens geweſen ſein. Nur Eines muß er können: Proteſtieren wie nur Luther es konnte, weil er an dem böſen Erbe ſeiner Gegner keinen Teil hatte und nichts davon für ſich wollte.

Ihn, den Proteſtanten von Gottes Gnaden, den Schloſſer, der von allen Schlöſſern die Siegel löſt und alle Riegel ſprengt, der das Erbe aller jener vier deutſchen Schulen, mehr ſind ſie ja ſchon heute nicht mehr, erſt fruchtbar macht fürs Vaterland — ihn ſuchen wir, nach ihm ſtrecken wir uns. Reinhold Planck

Nochmals zur „Kritik des Werkbundes"

Im Auguſtheft der „Tat" unterzieht Adolf Behne den „Werkbund" einer längeren Kritik und im Septemberheft antwortet ihm Fritz Hellwag. Die Werkbundgeiſter ſind hiermit beſchworen und es ſoll in einigen ſachlichen Sätzen von ihnen die Rede ſein.

Was zunächſt fehlt: Sowohl Behne wie Hellwag ſehen den Urpunkt der Beſtrebungen im Äſthetiſchen. Ausgang und Ziel bleibt ihnen die Veredelung des Formalen und immer wieder kommen ſie hierauf zurück. Davon kann aber nicht die Rede ſein. § 2 der Werkbundſatzungen beſagt: Der Zweck des Bundes iſt: „Die Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zuſammenwirken von Kunſt, Induſtrie und Handwerk durch Erziehung, Propaganda und Stellungnahme zu einſchlägigen Fragen." Schlägt man die Werkbundjahrbücher der erſten Jahre des Beſtehens nach, ſo wird dieſe Theſe umſchrieben und verdeutlicht. In klaren, nicht müde werdenden idealiſtiſchen Geſten heißt es dort: Veredelung iſt Materialehrlichkeit (Lauterkeit des Materials im Gegenbild zur Vortäuſchung unechten Stoffes), iſt Materialgerechtigkeit (Anwendung eines Stoffes für die ihm angemeſſenen Zwecke und nur für ſie), iſt Ethik im vollen Klange ihres oft mißdeuteten Begriffes. Von hier aus iſt das gewerbliche Leben zu formen, der Handel anzufaſſen, ſoziale Politik eingehend zu betreiben!

Wir ſpüren ſeit langem nichts mehr von alledem. Was zu einer Grundfrage innerpolitiſcher Zweckrichtungen geworden iſt: Qualitätspolitik im weiteſten Sinne, für den Werkbund wird es zur machtpolitiſchen Konjunktur. Nicht Begeiſterung für organiſch-heimiſche Entwicklungen, Veranſtändigungen nationalen Lebens — formale Nutzung möglichſt im Typ gegebener Werte iſt Schlachtgeſchrei.

Der alte Werkbund ſcheint tot. Werkbundausſtellungen im Auslande, neudeutſche Modebeſtrebungen und Parfümpackungsveredelungen mitten im Kriege! das iſt ſein Teil-Inhalt und ſeine Gegenwart.

Wir fragen: Iſt Wertarbeit noch das Programm? Dann wüßten wir ſeiner Erfüllung bedeutſamere Ziele. Es iſt nicht gleichgültig, ob die Veredelung knapp einkommenden Rohſtoffes, der Wiederaufbau zerſtörter Veredelungsgewerbe in ausſchließlich mechaniſcher Art vor ſich geht. Es iſt nicht gleichgültig, daß Verſchwen-

dungen *im Material* und *mit* ihm im blöden Tempo der Friedensjahre wiederkehrt. Es iſt nicht gleichgültig, im Freilauf des gewerblichen Bereicherungsbetriebes Haltbarkeiten überrannt und Dauerwerte hilflos vergewaltigt zu ſehen.

Denn wir wiſſen: 1. Die Rohſtoffkartelle ſind zu bleibender Vereinigung geworden. Wir ſehen den Anſchluß der Schiffahrtsverbände und wir merken: Gutwillig werden *dieſe* Kräfte ſich ihrer Macht nicht mehr begeben. Verteuerungen werden folgen und es wird ein Kampf um alle Stoffe ſein. Verbilligungen können anzuſtreben ſein im ſelbſtverſtändlich gewordenen Erſatzſtoffſchwindel. Überlegt der Werkbund die Wege gegen dieſe nicht zu überſehende Gefahr?

2. Es ſind im Einkauf, in der Verteilung, im Abſatz Verbände entſtanden, der Kartellgedanke hat ausgegriffen und Lieferungsverbände ſind neu gebildet worden. Iſt der Werkbund daran, ſie zur Wertarbeit neu anzuhalten? Und iſt ein Einfluß auf die Qualitätspolitik der Kartelle überhaupt möglich? Wir überlegen: In der Tapeteninduſtrie wurden im letzten Friedensjahre 6000 Muſter neu aufgelegt, im Jahre 1914 durch einen Machtſpruch der Kartellleitung Neumuſterungen glatt verboten. Iſt der Geſchmack um dieſe unterdrückten „Nouveautés“ verarmt? Die Schuhwareninduſtrie hat vor dem Kriege in ihren Verbänden Qualitätspolitik getrieben und Ziele zur organiſchen Entwicklung der Mode aufgewieſen. Kennt man ſie auch nur? Mein Antrag 1913: „der Deutſche Werkbund wolle im Hinblick auf die qualitativ ſchädlichen Tendenzen des fortwährenden Modewechſels die in ihm vertretenen Induſtriellen und Handwerker veranlaſſen, Richtlinien für die organiſche Fortentwicklung ihrer Produktion feſtzulegen“, iſt er noch immer lächerlich? Hat nicht die Rohſtoffknappheit ſelbſt den Werkbundmodiſten ſeine Berechtigung erwieſen?

3. Im Werkbunde ruht das Muſeum für „Kunſt in Handel und Gewerbe“ in Hagen i. W. Es hat vor dem Kriege die Welt bereiſt und Pionierarbeit geleiſtet. Es kennt den ausländiſchen Geſchmack und weiß, was marktgängige deutſche Ware iſt. Wird nach ſeinen Grundlagen die Abſatzfähigkeit des kunſtgewerblichen Weltmarktes erforſcht oder kümmert ſich die werkbundverknüpfte „Zentralſtelle für Auslandsdienſt“ nicht um ſolche Dinge? Der Austauſch wertbeſtimmter Edelwaren iſt Kernpunkt aller Handelspolitik geworden und der Poſten „Kunſtgewerbe“ wird methodiſch längſt durchforſcht. Geht der Werkbund dem Auswärtigen Amt bei dieſer Arbeit an die Hand?

4. Daneben: Der Bedarf an neuen Wertgütern in der Heimat ſteigt von Tag zu Tag. Kriegsgewinne werden im Luxus verborgen und Kriegsgetraute wollen kaufen. Es gilt auf breiter Baſis billige Einrichtungsgegenſtände bereitzuſtellen, Richtlinien für deren Beſorgung auszuarbeiten. Staatliche wie kommunale Behörden ſind anzuregen und Künſtlerkonkurrenzen auszuſchreiben. Am ſächſiſchen wie am bayriſchen Miniſterium des Innern ſind ähnliche Beſtrebungen im Gang. In Köln und in Frankfurt bieten Hilfskaſſen Darlehen an und die Oſtpreußenhilfe zeigt die allerbeſten Wege. Nimmt der Werkbund die Führung in die Hand, erkennt er auch nur die zweckmäßigſten Beſtrebungen? Regt *er* die ſtaatlich-ſtädtiſchen Behörden zu einheitlichen Grundſätzen an?

5. Gemeinſames Wollen bedingt gemeinſames Vertrauen. Bekräftigt der Werkbund ſeine ethiſchen Grundabſichten in ſeinem Verhalten im ſozialen Leben? Zuſammenhänge zwiſchen Wertarbeit und ſozialer Frage liegen auf der Hand. Kennt er ſie? Die chriſtlichen Gewerkſchaften gedachten ihre Tagung in Köln 1914 zu einem Bekenntnis der ſozialpolitiſchen Bedeutung der Qualitätsarbeit zu machen. Unterſuchungen zu dieſer Frage liegen vor. „Die Hebung des Arbeitsgutes bedingt die

Hebung des Arbeitsmenſchen“ — bis zum Überdruß haben die „Führenden“ im Bunde dieſen Grundſatz aufgeſtellt. Iſt ihm die Tat gefolgt? Die freien Gewerkſchaften, die ſozialdemokratiſche Partei ſtehen dem Werkbunde — dem „Unternehmerverbande“ — mißtrauiſch gegenüber. Angriffe gegen das Warenbuch der „Dürerbund“-Werkbund-Genoſſenſchaft von dieſer Seite liegen vor. Lohn, Entlöhnungsmethoden, Arbeitszeit und Arbeitsfreude, Seßhaftigkeit, Alter und Altersrente —, ſie ſtehen im Blickpunkt ſozialen und wertbeſtimmten Strebens. Kennt der Werkbund auch nur die Brücken zueinander?

6. Und ſchlägt er ſie, wie würden die äußerſten Werkbundziele dann zu fördern ſein! Kollektiviſtiſches Kunſtempfinden kann verbunden ſein individuellem Streben und beide: Typus und Individuum kämen zu ihrem Recht. Vor unſeren Augen wird der demokratiſche Maſſenſtaat und ſeine noch rohen Gebilde verlangen nach Bändigung und Symbol. Der Künſtler, der die Maſſe fühlte, die Urkraft, die ſie hebt, er könnte uns geſtalten, was von oben her durch Spruch der Werkbundpäpſte nie zu ſchaffen iſt. Aus der Kultur der Iſolierung tretend würden jene uns das Leben faſſen und ihre Zeit gebunden-geiſtig wiedergeben und „Amo“ würde nicht nur Formel ſein.

Bruno Rauecker

Offener Brief an Herrn Adolf Behne

Sehr geehrter Herr! Ich weiß nicht, ob Ihr Verhältnis zur Kunſt dasjenige eines Schaffenden oder eines Betrachtenden iſt; ich weiß auch nicht, ob Sie es als Ihre nur zeitliche oder als dauernde Aufgabe anſehen, vor der Öffentlichkeit über Kunſt zu ſprechen: in jedem Falle erſcheinen mir als einem Kunſtſchaffenden aus der jüngeren Generation die Grundlagen Ihrer Kunſtanſchauung, wie ſie aus Ihrem Aufſatze: „Biologie und Kubismus“ im Novemberheft der „Tat“ für den Prüfenden zu erkennen ſind, nicht ſo ausreichend, daß ſie Ihr öffentliches Auftreten für den Kubismus bzw. gegen den Impreſſionismus rechtfertigen könnten. Ich will dieſes harte Urteil unverzüglich und kurz bekräftigen, indem ich den Schlußſatz Ihrer Erörterung kritiſch beleuchte.

„Der Idealismus in der modernen Kunſt iſt der Kubismus.“ Was ſoll das heißen? Der Kubismus iſt eine ſpezielle Richtung innerhalb der expreſſioniſtiſchen Malerei, ähnlich wie der Pointillismus innerhalb der impreſſioniſtiſchen. Wie alſo die techniſchen und geiſtigen Prinzipien dieſer maleriſchen Richtung auf die Kunſt, worunter ich Muſik, Malerei, Bildhauerei, Dichtung und Architektur insgeſamt verſtehe, angewendet werden ſollen, das iſt mir mehr als rätſelhaft. Weshalb ſagen Sie nicht präziſe: „Der Idealismus in der expreſſioniſtiſchen Malerei iſt der Kubismus“? Dieſer Satz wäre eindeutig und einleuchtend; aber Sie ziehen die Vieldeutigkeit und „Tiefe“ vor (ſiehe Ihre Definitionen des Impreſſionismus und Kubismus), offenbar, um über Ihre wirklich erſchreckend beengte Kunſtanſchauung bzw. über den Spezialismus, den Sie — zwar und mit Recht — verdammen, aber ſelbſt durch ſich vertreten, hinwegzutäuſchen.

„Das Leben hat keine ‚Fächer‘. Auch die Kunſt hat keine Fächer. Wer in der Kunſt ſich als ‚Fachmann‘ fühlt, Kunſt als Fachmann treibt und vertritt, iſt ſchlimmer als der ärgſte Dilettant.“ Sehr, ſehr richtig, Herr Behne! Dieſes — Ihr! — Urteil trifft Sie ſelbſt. Sie reden von moderner Kunſt und haben dabei echt fachmänniſch nur den Kubismus im Auge. Während ich mich als Denkender, Fühlender, Schaffender wie verſchiedene Kollegen in guter alter Zeit mit der Kunſt insgeſamt herumſchlage — glücklicherweiſe ich nicht allein — und dafür die Mißbilligung aller Spe-

zialiſten ernte, ſetzen Sie und Ihre Kollegen Fachmänner der Kunſt kaltblütig ein Ziel, das für Ihren Verſtand, aber nicht für die Kunſt ausreicht, und verkünden es als das Ideal der modernen Kunſt ſchlechthin. Heißt das der Kunſt und der Menſchheit gegenüber verantwortlich handeln? — Sie werden vielleicht erwidern, daß Ihre Auffaſſung vom Kubismus derart beſchaffen iſt, daß ſie zugleich die Anſchauung von der Kunſt im Ganzen enthält. Nun, ich wage das, bis Sie mich eines Beſſeren belehren, zu bezweifeln und ſogar zu behaupten, daß die Kunſt Ihrer Bemühung, ihr Weſen durch eine beſſere Definition des Kubismus anzurühren, als Sie ſie in Ihrem Aufſatze niederlegten, in Ewigkeit ſpotten wird.

Es führen viele Wege nach Rom, viele Wege zur Kunſt und viele zu einem Bilde, das den Namen Kunſtwerk verdient. Aber Sie wollen es anders. Der expreſſioniſtiſche Ausdruck gipfelt für Sie im Kubismus. Die tauſendfältigen Ausdrucksmöglichkeiten in der Malerei ſcheren Sie nicht und die Differenziertheit der Pſyche und alſo der Veranlagung der Kunſtſchaffenden iſt für Sie nicht vorhanden, trotzdem ſich hauptſächlich daraus nicht nur die Verſchiedenheit der Kunſtgebiete, ſondern vor allem auch die inneren Gehalte und die ſichtbaren Ausdrucksformen begründen. Wenn Sie hiervon etwas wüßten, ſo würden Sie ſich wohl davor hüten, dem Geiſte des Kubismus allein die Gegenwart bzw. die Zukunft der Kunſt zu verſchreiben. Wiſſen Sie aber davon, daß es unter den Kunſtſchaffenden geborene Geſtalter des Eindrucks (Impreſſioniſten) und geborene Geſtalter des Ausdrucks (Expreſſioniſten) ſtets gegeben hat und geben wird, und daß da noch andere Künſtlerperſönlichkeiten ſtets waren und ewig ſein werden, die zur Vereinigung von Eindruck und Ausdruck innerhalb ihrer Werke hinſtreben, ſo beweiſt die Nichtbeachtung dieſer Tatſachen Ihre tendenziöſe Abſicht, d. h. Ihren Willen, die ſpezielle Richtung des Kubismus krampfhaft zu züchten. Was Sie und Ihresgleichen durch ſolches Tun erzielen werden, das iſt wieder nichts anderes, als was die Poſauniſten des Impreſſionismus auch erreicht haben: Verwirrung bei den Kunſtſchaffenden in Bezug auf ihre Veranlagung, Verlogenheit des geiſtigen Gehaltes ihrer Werke und Zwitterhaftigkeit der Werkformen. — Kunſtlaien kann man durch noch größere Ungereimtheiten als die Ihren davon überzeugen, daß eine ſpezielle Kunſtrichtung die einzig wahre, „zeitgemäße“ Kunſt verkörpere; hat ſich von denen erſt ein genügend einflußreicher Kreis gebildet, der zugleich das kaufende Publikum darſtellt, ſo bedeutet das einen weiteren Zwang für die Kunſtſchaffenden, ſich in der neuen „Richtung“ zu produzieren. Gehen Sie auf den Kunſtmarkt, mein Herr, aber mit offenen Augen! Der Schwindel beginnt ſchon zu blühen; der Pſeudo-Expreſſionismus fängt an zu wuchern. Die Geſchäftstüchtigkeit dilettantiſcher Spezialiſten erweiſt ſich für Ihre Schrittmacherei dankbar und füllt die Bilderausſtellungen, bald auch den Büchermarkt mit equilibriſtiſchen Kunſtſtücken, während die wenigen, die wirklich zur Kunſt berufen ſind, erſchreckt, bedrückt und beiſeitegedrängt von dem Übermaß des ſpezialiſtiſchen Kitſches ein einſames Daſein friſten müſſen.

Ich kann es mir nicht denken, daß Sie für dieſe Entwicklung mit verantwortlich ſein wollen. Ihr Beſtreben hat möglicherweiſe einen idealeren Gehalt, als ich ihn in dem mir vorliegenden Aufſatze wahrzunehmen vermag. Aber ſelbſt ein bedeutendes Maß von Idealismus befreit Sie nicht von der Pflicht, die Form Ihres Tuns und ſeinen Inhalt dem Gedanken, dem Sie dienen wollen, angemeſſen zu geſtalten. Alle Gaſſen widerhallen vom Kunſtgerede, und zehntauſende von Malern, Muſikern, Schreibern durchlärmen das Land mit ihrer dilettantiſchen Geſchwätzigkeit, ohne

von der göttlichen Kunſt einen Schimmer zu haben. Auch Sie verſteigen ſich zu einer Rede über die Kunſt, die im Gerede ſtecken bleibt: „Kunſt iſt niemals etwas anderes als Natur!“ Ich verſichere Sie: Die Kunſt bedankt ſich für derlei Definitionen, auch die Kunſt im kubiſtiſchen Gewande. Tauſend Giganten haben mit ihren Werken, an deren jedem ſie ihre ganze körperliche und geiſtige Exiſtenz einſetzten, die endgültige Erhellung der Kunſt erſtrebt und ſie gelang ihnen nicht. Haben Sie Achtung vor dieſer Tatſache und unterlaſſen Sie es, ſolche Sätze, die man je nach Stimmung und Gelegenheit aus dem Ärmel ſchütteln und begründen kann, der Menſchheit aufzutiſchen! Sie gewinnt dadurch nichts, ſondern ſie verliert, vor allem das Gefühl für Diſtanz — Im übrigen nichts für ungut. C. E. Uphoff, Oſtendorf b. Worpswede

Eine neue „hohe Zeit der Pädagogik“?

In der bedeutungsvollen Rede, die der Abgeordnete Dr. Traub am 28. Februar 1917 bei Beratung des Haushaltsplanes der Univerſitäten im preußiſchen Abgeordnetenhauſe gehalten hat, wies der Redner einleitend auf die Zeit vor hundert Jahren als „die hohe Zeit der Pädagogik“ in dem preußiſchen Staat hin. „Damals“, ſo ſagte er, „wurden die preußiſchen Univerſitäten nach dem Muſter der Berliner Univerſität begründet; damals wurde das preußiſche Gymnaſialweſen ins Leben gerufen; damals wurde der Volksſchulunterricht als methodiſches Lehrfach in ſeinen wiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen erkannt. Und das alles trotz der gleichzeitigen politiſchen Reaktion.“ Und weil wir für die Zukunft eine ſolche politiſche Reaktion nicht befürchten, ſo erwarten wir, ſo fuhr Traub fort, gerade deshalb in unſerer Zeit „doppelt und dreifach eine Wiederholung und Vertiefung jener hohen Zeit der Pädagogik vor hundert Jahren“. Er richtete deshalb an das Kultusminiſterium die Bitte, „daß es alle Anregungen, die von außen gegeben werden — und es iſt ja eine Zeit großer und reicher Anregungen —, wirklich gern und willig an ſich herankommen laſſen möge“. Denn er ſei überzeugt, „daß mit aller Freudigkeit auch jetzt wieder in Erinnerung an jene Zeiten die großen Aufgaben der geſamten nationalen Pädagogik klar und deutlich erkannt und durchgeführt werden müſſen“.

Sehr mit Recht erinnert hier Traub an die Zeit vor hundert Jahren, die tatſächlich eine „hohe Zeit der Pädagogik“ war. Damals war die Erziehungsfrage eine wirklich nationale Frage geworden, die alle gebildeten Geiſter beſchäftigte und vor allem in ihrer nationalen Tragweite voll bewertet und begeiſtert erörtert wurde. Zwar herrſchte auch in unſerer Zeit ſchon vor Ausbruch des Krieges auf dem Gebiete der Pädagogik ein reiches Leben, und das Intereſſe weiterer Kreiſe an Fragen der Erziehung mochte manchem die Zeit vor hundert Jahren ins Gedächtnis zurückrufen. Aber in Wirklichkeit war doch vor hundert Jahren das pädagogiſche Intereſſe ein breiteres und tieferes als in der Gegenwart; es hatte ſich damals aller gebildeten Kreiſe bemächtigt und ſich vor allem bei den angeſehenſten Denkern und führenden Staatsmännern zu einem begeiſterten Sicheinſetzen für pädagogiſchen Fortſchritt geſteigert. Dieſe zu Taten drängende innere Begeiſterung, die einen Mann wie Stein erfüllte, die der Erkenntnis der gewaltigen Bedeutung der Erziehung und der ihr dienenden Pädagogik für Volk und Vaterland entſprang, und die auch die Lauen und Abſeitsſtehenden durch ihre hinreißende Kraft zur Mitarbeit und zum Mitſtreben hinriß, ob ſie wollten oder nicht, dieſe glühende pädagogiſche Begeiſterung jener „hohen Zeit der Pädagogik“ ließ doch bis jetzt unſere Zeit vermiſſen.

Damals war die klaſſiſche Zeit unſerer Literatur, die den deutſchen Idealismus

heraufführte und vollendete, noch in der Entwicklung begriffen und noch nicht abgeſchloſſen. Deshalb konnte damals auch noch nicht ihre menſchenbildende und kulturſchaffende Kraft voll erkannt und daraus die pädagogiſche Folgerung gezogen werden. Damals waren auch noch nicht die politiſchen Vorbedingungen vorhanden, die es allein dem deutſchen Volkstum möglich machen konnten, die ihm tief innewohnende Kraft frei zu entfalten. Vielmehr war infolge der Niederlage bei Jena und der ihr folgenden äußeren Mißgeſchicke des deutſchen Volkes das nationale Selbſtbewußtſein des Volkes gelähmt. Und da war es natürlich und erklärlich, daß die Männer, die erkannt hatten, daß eine Erneuerung und Kräftigung des niedergedrückten Volkstums nur durch eine nach wahrer Menſchenbildung ſtrebende Erziehung herbeigeführt werden könne und die, von dieſer Erkenntnis getragen und geleitet, die damalige „hohe Zeit der Pädagogik“ geſchaffen haben, die Urkräfte der von ihnen erſtrebten Menſchenbildung in einer anderen, vergangenen und ihnen in idealer Verklärung erſcheinenden Kultur ſuchten und zu finden glaubten, in der auch die führenden Geiſter der damaligen Blütezeit unſerer Literatur ihre ewigen Vorbilder gefunden hatten und fanden, nämlich im Griechentum, und daß ſie deshalb z. B. auch den höheren Unterricht der Jugend, aus deſſen organiſatoriſcher Geſtaltung die geiſtigen Führer des Volkes hervorgehen ſollten, auf der Grundlage der antiken Kultur aufzubauen ſich bemühten. Sie wollten durch eine weſenhafte Menſchenbildung ihr Volk innerlich erneuern und dadurch auch mit größerer Kraft für die äußeren Kämpfe erfüllen, die ſie kommen ſahen und denen nur ein innerlich gekräftigtes, in allen Fähigkeiten und Kräften des Geiſtes, der Seele und des Körpers harmoniſch ausgebildetes Volk gewachſen ſein konnte. Den Weg zu einer ſolchen weſenhaften Menſchenbildung zeigten aber ihrer Meinung nach allein die alten Griechen, die dem Ideal der Menſchenbildung am nächſten gekommen ſeien. Bei den Griechen erkannten ſie überall die eine große Tendenz, den Menſchen in der möglichſten Vielſeitigkeit und Einheit auszubilden; ihnen erſchien der griechiſche Charakter als der urſprüngliche Charakter der Menſchheit überhaupt, und deshalb muß nach ihnen das Studium eines ſolchen Charakters in jeder Lage und in jedem Zeitalter allgemein heilſam auf die menſchliche Bildung wirken. Die aus dem Griechentum zu gewinnende Menſchenkenntnis erſchien ihnen deshalb auch als der beſte Weg zur Menſchenbildung und darum auch das griechiſche Altertum als die einzige, unvergleichliche Grundlage für die höhere Bildung der heranwachſenden Jugend.

Wir Menſchen der Gegenwart ſehen das Griechentum, ſo ſehr auch wir noch ſeine unvergleichliche Eigenart, vor allem ſeine künſtleriſche Größe bewundern, doch nicht mehr in der abſoluten Vollendung, in der es jene Männer vor hundert Jahren erblickten. Uns iſt immer mehr zum Bewußtſein gekommen, daß der griechiſche Lebenstyp, ſo großartig er ſich auch darſtellt und ſo reich er auch an unvergänglichen Bildungswerten und Ewigkeitskräften iſt, doch in ſeiner vorwiegend künſtleriſchen Tendenz einſeitig war, und daß er einer Ergänzung und Vertiefung nach der religiöſen und ethiſchen Seite bedurfte, wenn ein allumfaſſendes Humanitätsideal entſtehen ſollte. Dieſe Ergänzung und Vertiefung hat im Anſchluß an die Antike das Chriſtentum herbeigeführt; und die Ewigkeitswerte der Antike mit den Ewigkeitswerten des Chriſtentums zu verbinden und zu einer höheren Einheit zu verſchmelzen, das hat ſich gerade das deutſche Geiſtesleben in den Höhenlagen ſeiner Entwicklung zur Aufgabe gemacht, und es hat dieſe Aufgabe in der klaſſiſchen Zeit unſerer Literatur und Kunſt im weſentlichen gelöſt.

Die Löſung dieſer weltgeſchichtlichen Aufgabe liegt uns vor in dem in jener Zeit begründeten deutſchen Idealismus, der in der Zeit vor hundert Jahren noch im Entſtehen begriffen war, der aber ſeitdem abgeſchloſſen iſt und uns als ein harmoniſch ausgebauter Lebenstyp vor Augen ſteht, in dem ſich der Schönheitsſinn der Antike und die religiös ethiſche Tiefe des Chriſtentums innig verſchmolzen haben. Wilhelm von Humboldt bekennt einmal, daß er Augenblicke gehabt habe, in denen er dem Deutſchtum den Vorrang vor dem Griechentum zuerkannte. Danach dürfen wir annehmen, daß, wenn er den deutſchen Idealismus in der Weiterentwicklung und Vollendung erlebt hätte, wie er vor uns ſteht, er dem Deutſchtum wahrſcheinlich jenen Vorrang dauernd zugeſprochen haben würde.

Jedenfalls iſt es unſere nationale Pflicht, den unvergleichlichen Schatz, den wir in dem deutſchen Idealismus beſitzen, nicht nur ſorgſam zu hüten und zu pflegen — und dafür ſind ja auch in der Gegenwart eine Anzahl der beſten deutſchen führenden Geiſter tätig —, ſondern auch ihn in voller Breite und Tiefe nunmehr wirkſam zu machen für die allgemeine Menſchenbildung unſeres Volkes und damit vor allem auch für die höheren Bildungsſtätten der Jugend, aus denen ſeine Führer hervorgehen. In dieſem deutſchen Idealismus und in dem in dem gewaltigen Völkerringen unſerer Zeit ſo glänzend bewährten deutſchen Volkstum muß die deutſche Pädagogik die ſtarken Wurzeln ihrer Kraft ſuchen. Dann, aber auch nur dann wird und kann ſie auch in der Gegenwart wieder eine „hohe Zeit der Pädagogik“ herbeiführen, die ihrerſeits dazu mitwirken kann, die deutſche Kultur, mit der ich die „Ziviliſation“ unſerer Feinde in dieſem Zuſammenhange auch nur in Parallele zu ſtellen für überflüſſig, ja für entwürdigend für unſere Kultur halten muß, zur weltbeherrſchenden zu machen.

Treitſchke urteilt in ſeiner deutſchen Geſchichte über den geiſtigen und geſchichtlichen Ertrag der Zeit um 1813: „Zum erſten Male ſeit den Tagen Luthers machten Deutſchlands Gedanken die Runde durch die ganze Welt. Der Senſualismus der Aufklärung war längſt durch die idealiſtiſche Philoſophie verdrängt, die Herrſchaft des Verſtandes durch ein tiefes religiöſes Gefühl und das Weltbürgertum durch die Freude am Nationalen.“ Ich gebe mit Traub, der dieſes Urteil Treitſchkes am Schluß ſeiner bedeutſamen und gedankenreichen Landtagsrede anführte, dem Wunſche Ausdruck, daß man in ähnlich geſteigerter und vertiefter Weiſe einſt über unſere Zeit urteilen möge, und ich hoffe mit ihm auf den zukünftigen einheitlichen deutſchen Geiſt, zugleich aber auch auf eine von dieſem Geiſte erfüllte zukünftige deutſche Pädagogik und damit auf eine neue „hohe Zeit der Pädagogik“. Gerhard Budde

Schreiben im neuen Geiſte*

Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Profeſſor Ruhlmann hätte wahrhaftig kein wirkſameres Mittel finden können, die alte, Geiſt und Kraft mordende Normalduktusmethode im Elementar-Schreibunterricht unſerer Schulen zu bekämpfen, als indem er das Kind ſelbſt den Weg zur Reform ſuchen und finden ließ.

Geſucht haben ihn die Verſtändigen auch; aber gefunden haben ſie ihn nicht. Denn alles Legen von Stäbchen, von Kringeln und Geraden zu Buchſtaben, alles Nachzeichnen der Antiquablockſchrift auf der unterſten Schulſtufe blieb mechaniſche Spielerei, ſinn- und zweckloſe Zeitverſchwendung, ſolange darauf unvermittelt das

* „Schreiben im neuen Geiſte“ von Fritz Ruhlmann. Max Kellerers Verlag, München.

Schreiben des deutſchen Normalduktus folgte. Die Überleitung von der in den neuen Fibeln als Blockſchrift gedruckten Urform der Schrift zur Schreibform fehlte, und kein Verſtand der Verſtändigen konnte ſie trotz jahrelangen Klügelns und Tüftelns finden.

Man kann es den Schulbehörden nicht verdenken, daß ſie vorläufig am Alten feſthielten und dem Drängen der Antiquamänner, die, gedankenlos, alles Heil vom gänzlichen Ausmerzen der deutſchen Schriftformen aus dem Unterricht erwarteten, nicht nachgaben, ſolange der Reformweg nur geahnt, aber nicht beſtimmt und klar in ſeiner ganzen Länge gezeichnet war. Vielmehr wollen wir ihnen danken, daß ſie doch ſchon Verſuche mit der Reform des Schreibunterrichts zuließen, auf der anderen Seite aber als treue Hüter unſeres National-Kulturſchatzes, unſerer deutſchen Schrift, ſich bewährten.

Nun aber iſt durch Kuhlmanns Buch der lange geſuchte Weg gegeben, die Befreiung des Schreibunterrichts aus der ſchlechten und ſchädlichen, allen geſunden Neuerungen im Schulweſen Hohn ſprechenden Einheitsſchablone des Normalduktus zur freien, geſunden, ſelbſtändigen Entwicklung des Kindes auch auf dieſem Gebiete gewährleiſtet.

Obwohl es nicht ganz leicht iſt, ohne Zuhilfenahme des reichlichen und kurzerhand überzeugenden Anſchauungsſtoffes, den der zweite Band des Buches enthält, mit wenigen Worten den neuen Weg zu erläutern, will ich doch einen Verſuch wagen.

Kuhlmann quält das Kind nicht mit überſpitzen Federn, die im Papier ſich feſthaken, nicht mit der bisher üblichen, widernatürlichen Hand- und Körperhaltung, bei der Leib und Geiſt vorſchnell ermatten, nicht mit ſtreng vorgeſchriebenen Schriftformen, deren Zuſammenhang mit der Druckſchrift des Leſebuches nicht nur dem Kinde unverſtändlich iſt, und deren Zweckmäßigkeit ihm nicht einleuchtet. Er gibt dem Kinde das in den neuen Fibeln für die erſten Leſeübungen vorhandene große und kleine Alphabet der Antiquablockſchrift und läßt es mit einer Kugelſpitzfeder, die nicht hängenbleiben kann, dieſe Buchſtaben ſchnell und ſchneller hinſchreiben. Dabei iſt es erſtaunlich, wie raſch ſich ganz von ſelbſt unter der Hand des Kindes die von ihm ſelbſt gefundene, zur Druckſchrift gehörige Schreibform entwickelt, und wie leicht das Kind den Zuſammenhang der Schriftformen und den Zweck des Schreibens begreift. Obwohl individuelle Neigungen des Kindes nicht bekämpft, ſondern vielmehr tunlichſt gefördert werden, entſteht bei allen Kindern einheitlich die geſchriebene Form der Antiquaſchrift, die lateiniſche Kurſiv, die durch ſpäteres Anwenden der breitgeſchnäbelten Feder noch zu höherer Vollendung gebracht wird.

Das Schreiben der deutſchen Schrift iſt damit zwar an zweite Stelle im Unterricht gerückt, das bedeutet aber für ſie keine Gefahr; denn man darf mit Recht erwarten, daß Verſtändnis und Freude an ihren eigenartigen, durch keine Vorzüge der Altſchrift zu erſetzenden Formen infolge der durch den natürlichen Entwicklungsgang der Schrift ſich als notwendig ergebenden Einordnung auf eine höhere, reifere Altersſtufe des Kindes ſich vertiefen und wachſen werden.

Wohlan denn ihr Schulbehörden, wohlan denn deutſche Lehrerſchaft, wohlan denn auch ihr Eltern, laßt euch von dem neuen Geiſte des Kuhlmannſchen Buches erfüllen, rühren und ermutigen; denn wenn bislang zweifelndes Zaudern entſchuldbar war: jetzt wird es geradezu Verbrechen an Leib und Seele des Kindes.

Hermann Delitſch, Leipzig

Nochmals Vereinfachung von Schrift und Schreibart

Die Entgegnung von W. Vershofen* auf meinen Vorschlag zur Reform der Schreibung von SCH ist sehr beachtenswert. Zunächst stelle ich unsere Übereinstimmung fest, daß es endlich an der Zeit sei, altmodische Zöpfe abzuschneiden und allen Ballast aus unserer Schreibung fortzutun. Bei dieser Einmütigkeit wollen wir jedenfalls bleiben, Interesse dafür wecken und dann in einmütiger Verhandlung von Interessenten und Sachverständigen das Beste zu finden suchen. Zu seinen Ausführungen zunächst folgendes.

Die Einführung jeder Neuerung auf dem Gebiete der Schrift wird etwa ein Jahrzehnt fordern. Die Hauptsache ist hier wohl die Einführung neuer Schreibarten in den Unterricht der Jugend. Sie werde gleich an das Bessere gewöhnt. Wir älteren sind durch lange Gewöhnung so an das Bestehende geschmiedet, daß den meisten von uns schon die kleinsten Änderungen in Druck, Schrift und Satz wie ein Attentat auf ein Unumstößliches und allein Vernünftiges vorkommen. Das Auge ist durch Gewöhnung so auf das Hergebrachte eingestellt, daß es manchen eine physische Qual ist, ungewohnte Zeichen oder Neuerungen im Schriftwesen lesen zu müssen. Sie stocken bei jeder aufs neue, fühlen sich irritiert und verwirrt und werden zuletzt wild. Schon aus dem Grunde sind hier Neuerungen so schwierig. Und durchsetzen werden sie sich erst dann völlig, wenn ein anders gewöhntes Geschlecht herangewachsen ist. Mit den kleinen Änderungen in unserer Rechtschreibung haben wir ja dasselbe erlebt. Aufschreie fast sittlicher Empörung konnte man seinerzeit erleben, als sie endlich eingeführt wurden. Und festgesetzt haben sich die Neuerungen erst bei dem Geschlechte derer, die in der Schule von früh an neu eingewöhnt worden sind. Auf diesen Umstand wollen wir uns also auch bei unserer Sache gleich von vornherein gefaßt machen. Ziehen wir das aber in Rechnung, so erscheinen mir die Gründe gegen mein neues Zeichen für das SCH doch nicht stichhaltig, im Gegenteile, ich glaube, daß ein solches dann praktischer ist als der Ersatz des SCH durch ein anderes, schon verhandenes Zeichen, das nun für das SCH umgestempelt werden soll, wie etwa das vorgeschlagene X von Vershofen. Mir erscheint dieses letztere schon deswegen unpraktisch, weil wir das X doch behalten im Französischen, Englischen und Lateinischen. Alle, die diese Sprachen lernen, lernen das X doch in seiner herkömmlichen Bedeutung, können es auch in dieser gar nicht entbehren. Das Ideal der Vereinfachung, das wir beide anerkennen, fordert hier nicht Beseitigung oder Umtaufe des X, sondern eine praktische Verwendung dieses einmal vorhandenen Zeichens. X durch ein Ks zu ersetzen, ist denn doch wahrlich keine Vereinfachung sondern eine Verdrängung eines einfachen Zeichens durch ein Doppelzeichen. Wir müssen, wenn wir hier vereinfachen wollen, gerade umgekehrt verfahren, das heißt, wir müssen wirklich alle Verbindungen von K und S auch wirklich mit dem einfacheren Zeichen schreiben. Schreiben wir fortan vielmehr ganz konsequent und ohne Ausnahme: Klexe, Laxe, Knax, Wax, waxen, strax, gluxen, muxen, statt Kleckse, Lachse, Knacks, Wachs, wachsen, stracks, glucksen, muchsen. Das ist wirklich Vereinfachung und Ersparnis. Wenn man so glücklich ist, abkürzende Zeichen im Alphabet zu haben, so soll man sie doch wahrlich nicht beseitigen. Sie leisten dasselbe, was in der Stenographie die „Sigel" leisten. Es ist geradezu schade, daß wir im Deutschen nicht so schöne Kurzzeichen haben von Konsonantenverbindungen, wie etwa das Griechische in seinem Psi, für p-s-, oder wie das Italienische in seinem C für T-s-c-h, oder wie das Russische in seinen geradezu genialen einheitlichen Lautbildern für ganze lange Konsonantenkomplexe, wie etwa das mit nur einem Zeichen geschriebene Tscha oder gar das Schtscha, das auch nur ein einziges Zeichen erfordert. Man wird doch

* Vergl. Juli-Heft S. 378.

dergleichen nicht aufgeben, wenn man es hat. Im Gegenteil, man wird es erst recht nutzbar machen müssen. –

Die Einführung meines Zeichens für das SCH scheint mir auch nicht unter den Schwierigkeiten zu leiden, die Vershofen anführt. Die Setzkasten haben ja bereits jetzt zu gutem Teile eigene Fächer für das fertige zusammengesetzte SCH. Diese füllt man dann einfach mit dem neuen Zeichen. Andere Setzkästen haben immer Ergänzungs- und Reservefächer. Die Schreibmaschinen könnten meine Neuerung nur begrüßen, denn gerade auf ihnen ist das dreimalige Tasten immer sehr ärgerlich. Die vorhandenen Schreibmaschinen läßt man langsam ab- und aussterben. Auf den neu zu bauenden fügt man das neue Zeichen einfach ein. Dasselbe gilt von den Setzmaschinen. Es hat gute Weile, bis wir mit unsern Reformen durchdringen. Inzwischen können viel alte Setzmaschinen eines natürlichen Todes sterben. Und vielleicht läßt sich auch in vorhandene Lson ein S einbauen. Bei weitem den schwierigsten Fall dürften die vorhandenen Stereotypplatten ergeben, an denen natürlich nichts zu ändern ist. Aber auch hier führe man in neu zu gießende gleich das neue Zeichen ein. Und die alten leben ja nicht ewig. Und endlich, dasselbe ist es mit allen Lexiken, die vorläufig das SCH noch unter der Rubrik S bringen. Hier muß der Wandel eintreten, daß das S als eigener Buchstabe ins Alphabet aufgenommen wird, nämlich hinter dem S.

Andere Vereinfachungen, die sich leicht bei gutem Willen des Publikums einführen ließen, wären etwa die folgenden. Vor allem Beseitigung des Zopfes des Ph. Wir schreiben es statt des F in griechischen Worten. Die Griechen haben hier aber in ihrem eigenen Alfabet ein einheitliches Zeichen, und zwar das, das genau unserm F entspricht. Unsere Schreibung des Ph kommt daher, daß die Lateiner das aspirierte P der Griechen mit P und H wiedergaben und bei dieser Schreibweise blieben, als die Griechen lange zu ihrem einheitlichen Lautbilde übergegangen waren. Es ist dies wirklich einer der Zöpfe, die als Musterexemplare grafiser Sinnlosigkeit ausgestellt zu werden verdienten. – Ferner sollten wir endlich unser F konsequent an die Stelle des V einführen. Wir sprechen das V längst als F. Niemand weiß mehr von seinem einstigen Unterschiede vom F. Damit würde das V frei, und wir könnten es an die Stelle des längeren und umständlicheren W setzen. Das entspräche zugleich dem Lateinischen und allen romanischen Sprachen. – Statt des Qu würden wir dann in der Tat Kv schreiben können. Besser aber wäre es auch hier, das Q stehen zu lassen, aber es als Sigel für das Qu eintreten zu lassen. Qelle würde dann gleich Quelle sein. Und dies wäre wieder kürzer und einfacher als Kvelle. – Z sollten wir in seiner Bedeutung lassen, denn es ist gleichfalls ein einfacher bequemer Ausdruck für den KomplexTs. Die Forderung, daß wir zwischen weichem und scharfem S unterscheiden können, ist berechtigt. Aber das Z für das weiche S einzuführen, ist wieder ein überflüssiger Umweg: Man sollte vielmehr nur konsequent überall ein einfaches s schreiben, wo man ein weiches s spricht, und ein ß überall da, wo man ein scharfes s, ein Doppel-s, oder unser jetziges ß spricht. Das ß hat sich durchaus gut auch in die Antiqua eingeführt, und es ließe sich mit Leichtigkeit auch als brauchbare Versalie ausgestalten. – Bedauerlich ist, daß wir keine Zeichen haben, die die in unserer eigenen Sprachen zwar fehlenden, aber in Fremdwörtern aus andern Sprachen doch auch bei uns viel vorkommendenLaute wie das weiche französische j (Jean, Jabot, George) ordentlich wiedergeben. Am einfachsten wäre hier, einen Querstrich, wie man ihn als Längezeichen verwendet, über das J zu setzen. Ferner, das in italienischen und besonders auch in englischen, arabischen, türkischen und andern Städte- und anderen Namen so vielfach vorkommende geqetschte J, das wir so falsch und umständlich mit Dsch wiedergeben, z. B. Dschibuti, Dschemal, Dschingis, oder aus dem italienischen: giorno, Girgenti, oder aus dem Englischen: Jane, Jingo, gentleman. Hier empföhle sich und wäre auch sach-

gemäß eine einfache Verdoppelung unſeres J. Alſo Jjingo, Jjane, oder derſelbe Querſtrich wie vorher, nur dieſes Mal unter das J geſetzt.

Das Ch bedürfte auch eines Erſatzes, wie Vershofen richtig bemerkt, aber hier iſt es denn doch das allereinfachſte, ihm einfach ſein h auszureißen und Mact ſtatt Macht zu ſchreiben. Man wird vielleicht einwenden, daß dann hier mein oben angeführter Hinweis auf den Gebrauch im Lateiniſen hier auch gelten müſſe. Aber unſer Ch im Anfange iſt ſowieſo immer, wie auch das lateiniſe C vor A, O, U ein K, z. B. Chor, Charakter, und wird hier zweifellos bald überhaupt vor dem hier glücklicherweiſe immer mehr vordringenden K verſwinden. Und das lateiniſe C als Ts iſt bekanntlich überhaupt falſ und weicht allmählich auch dem K-Laute. Man wird ſpäter einmal cernere nicht wie tsernere, ſondern wie kernere ſprechen. Da man ſich dann alſo doch daran gewöhnen wird, daß das lateiniſe C unſerm K entſpricht, ſo wird hier in der Tat unſer deutſches C frei, und kann dann gut für den Laut verwandt werden, dem das K ſowieſo naheſteht: nämlich für unſer Ch, das ja nur ein aſpirierter K-Laut iſt.

Auf alle Fälle aber intereſſiere man ſich für das Abſneiden von Zöpfen.

Gegen mein neues Zeichen, das bereits in dreien meiner Bücher verwandt iſt, hat man eingewandt: es ſehe „durchgeſtrichen" aus. Das gebe ich zu. Ich gedenke, in meinem nächſten Buche das Zeichen dadurch zu verbeſſern, daß ich ihm ſtatt des Querſtriches eine Fahne nach oben gebe, wie das Q bereits eine Fahne nach unten hat. Dann wird es ſich glatt und leicht in unſer übliches Schriftbild einfügen. Rudolf Otto

Zur Freideutſchen Woche

Wir erhalten von Arthur Bonus folgende Erwiderung auf den Aufſatz von Harald Schultz-Henckе im Dezemberheft S. 807. (Die Leitung)

Die Beſprechung der erſten Freideutſchen Woche hat, was meinen Beitrag zu ihr betrifft, mir wieder einmal bewährt, wie gewagt es iſt, auf Grund der Kenntnis einer Hälfte ein Ganzes zu beurteilen. Der Kritiker hat nur die zweite Hälfte meiner Vorleſungen angehört, damit alſo auch alle meine Vorausſetzungen und Frageſtellungen nicht gekannt. Er hat, um das auf dieſen unbekannten Grundlagen Aufgebaute dennoch verſtehen zu können, naturgemäß „Gedankengänge früherer Zeiten" zu Hilfe nehmen müſſen, die er dann meinen Ausführungen in gutem Glauben untergeſchoben hat. So kommt er dazu, deren Inhalt durch die drei Begriffe Schuld, Sünde, Gewiſſen zu charakteriſieren. In den Vorleſungen ſelbſt iſt weder von Schuld, noch von Sünde, noch von Gewiſſen die Rede geweſen, ſondern von der Aufwärtsentwicklung über die Natur hinaus, von der Ab- oder Seitenentwicklung in die gewordene Natur hinein und vom Schuldgefühl als einem biologiſchen Regulativ in dieſem Prozeß. Insbeſondere hat ſich die Intimität, welche den Vorleſungen freundlich zugeſprochen wird, durchaus nicht vorwiegend auf Schuldgefühle bezogen. Die in Vorbereitung befindliche Buchausgabe wird das durch die beiden erſten Vorleſungen erweiſen. — Daß der Kritiker meinen Weg daraufhin als einen rückwärtsführenden beſchreibt, geht trotzdem nicht auf dies Mißverſtändnis allein zurück. Vielmehr hat ihn wohl ſeine mir ſehr verſtändliche Sehnſucht nach dem „poetiſchen Bild einer neuen Religion" verführt. Er wollte „eine Vermählung von Gewiſſen und Welterkenntnis in Geſtalt religiöſer Bilder". Und er ahnt noch nicht, wie irreführend die Aufgabe durch dieſe Ausdrücke bezeichnet iſt und was für Klötze auf dieſem Wege liegen. So mochte er die Aufräumung und Vorbereitung des Bodens, die Weckung vor allem der völlig verſchüttet liegenden ſchöpferiſchen Kräfte für ſolch eine neue Syntheſe, die Selbſtbeſinnung auf das, was wir wirklich in uns haben und wiſſen können, die

Sichtung zwiſchen Innenſtimme und Oberflächenſicht — das alles nicht würdigen. Er wollte lieber fertige Bilder zu ſehen bekommen, als ſich die Fähigkeit geben oder prüfen und ſtärken laſſen zu eigener Schöpfung ſolcher Bilder. Auf letzteres, auf die Weckung der Fähigkeit zu eigenen religiöſen Erkenntniſſen, kam es mir vor allem an, während ich doch glaube, auch ein gutes Stück Neubau in den Nebeln des Kommenden gezeigt zu haben. — Was mein Kritiker ſtatt deſſen wollte, davon hat er auf der „Woche" ſelbſt eine Probe gegeben. Sie hat mich nicht dazu bekehrt, zu meinen, man dürfe ohne jene vorbereitende Selbſtbeſinnung zuſammen bauen, was zur Hand iſt, um ein brauchbares Weltbild zu erhalten. Es war im weſentlichen die Art, in der die Haeckel und Oſtwald jetzt aus wiſſenſchaftlichen Sätzen „Religionen" zuſammenfügen, ſtatt vom menſchlichen Innenleben auszugehen und nur von ihm. (Denn die Religion ſieht alles von innen her; es iſt ihre erſte und größte Erkenntnis, daß alles, was iſt, Erſcheinung des Innenlebens iſt, daß wir nur aus uns ſelbſt kennen lernen.) Mein Kritiker ging den Weg von außen her. Es hat mich nicht gewundert, in dem, was ſo zuſtande kam, nichts entdecken zu können von einem Bewußtſein deſſen, worauf es ankommt, wenn man „auf neuem Wege heutige Materie zu formen" vor hat. Seine Formung ging mit einigen Kompromiſſen an das „Erleben" jenen alten Weg, den ſchon die verweſende Antike in der Atomenlehre einſchlug. Damit blieb nun leider der offenbar vorhandene Mut zur Syntheſe unfruchtbar, und die möglicherweiſe vorhandenen ſchöpferiſchen Kräfte blieben ſchlafend und unerkennbar, ohne Einfluß.

Arthur Bonus

Ein akademiſches Problem

Unſeren Univerſitäten und Hochſchulen wird heute mit Recht der Vorwurf gemacht, daß ſie mehr und mehr zur einſeitigen Fach- und Beamtenſchule ſich entwickeln. Dieſe Tatſache tritt immer deutlicher in die Erſcheinung und dürfte nach dem Kriege ein bedenkliches Hemmnis für die durchaus notwendige Erneuerung unſeres öffentlichen Lebens werden. Betrachten wir das Leben an unſeren Univerſitäten, ſo finden wir, daß der Student als Studium ſich irgendeinem beſtimmten Fache widmet, über deſſen Kreis hinaus er ſelten Veranlaſſung nimmt, ſich zu orientieren. Neben der Erfüllung des Studiums tritt der Student gewöhnlich einem Korps oder einer Verbindung bei und damit iſt für ihn zumeiſt ſein akademiſches Intereſſe erſchöpft. Wenn der Student dann den Doktorgrad erreicht hat und nicht gerade Univerſitätsprofeſſor wird, ſo bringt er weiterhin dem akademiſchen Leben wohl nur noch geringe Teilnahme entgegen. Daher beruht das akademiſche Leben außerhalb des Hörſaales faſt ausſchließlich auf den geſchloſſenen und immerhin begrenzten Korporationen, die mit der Zeit ſich als immer unzureichender erweiſen, den Anforderungen, die das heutige Leben an ſie ſtellen muß, zu genügen.

Es wird vielerſeits eine Reform des Lehrplanes durch eine ſchärfere Begrenzung angeſtrebt, wodurch jedoch die Einſeitigkeit der Univerſitäten noch mehr hervortreten würde, wenn nicht zu gleicher Zeit auch das übrige akademiſche Leben auf eine neue Grundlage geſtellt wird.* Im Studium haben wir die Einteilung in die Fakultäten und eine ziemlich ſcharfe Begrenzung der einzelnen Berufe. Durch die Einwirkung des Krieges wird vorausſichtlich noch eine weitere Spezialiſierung der einzelnen Fächer hervorgerufen werden. Demgegenüber muß das übrige akademiſche Leben die Verbindung zwiſchen den einzelnen Fakultäten aufrecht erhalten, was

* Man leſe Joels „Wartende Hochſchule" (Jena, Eugen Diederichs), die dem „akademiſchen Problem" herzhaft zu Leibe geht.

heute nur in beſchränktem Maße der Fall iſt. Ebenſo beſteht ein durchaus loſes Verhältnis zwiſchen den Profeſſoren und Studenten, die ſich faſt nur ganz offiziell in den Kollegs und Seminaren kennen lernen. Die urſprüngliche Einheit des akademiſchen Standes, wie ſie die Univerſitäten früher dargeſtellt haben, iſt verloren gegangen. Die Univerſitäten ſtehen alſo heute vor der Frage, ob ſie weiter immer mehr zu ſpeziellen Fachſchulen werden oder ob ſie wieder ihren eigentlichen Beruf aufnehmen wollen, die gebildete Jugend zu tüchtigen Gelehrten einerſeits und andererſeits zu geiſtigen Führern des Volkes heranzubilden, wie ſie die neue Zeit unbedingt brauchen wird. Es gilt für Deutſchland, jetzt und nach dem Kriege alle Kräfte zuſammenzufaſſen ohne Zerſplitterung auf der einen und Einſeitigkeit auf der andern Seite.

Im folgenden ſei ein Vorſchlag gemacht, der die Grundlage einer Erneuerung des akademiſchen Lebens außerhalb des offiziellen Lehrganges enthält:

Wöchentlich wird ein akademiſcher Abend veranſtaltet. Zu dieſen Abenden hat jeder Dozent und Studierende, ebenſo frühere Studenten, die in Fühlung mit der Univerſität bleiben wollen, Zutritt. Die Studenten und Profeſſoren ſollen ſich hier nicht als Lehrer und Schüler gegenüberſtehen, ſondern lediglich als Akademiker. An dieſen Abenden werden in allgemein verſtändlicher Art Vorträge aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft, der Kunſt, akademiſcher und ſozialer Natur abgehalten. Um einen Maſſenbetrieb zu vermeiden, bilden ſich je nach Belieben und nach den Intereſſen des Einzelnen kleinere Kreiſe, in denen auch Diskuſſionen über Fragen allgemein intereſſierender Art ſtattfinden. An einem ſchwarzen Brett wäre vorher von Profeſſoren und Studenten bekanntzugeben, welche Vorträge und Veranſtaltungen beabſichtigt ſind. Ein ſolcher Abend in der Woche wird weder den Dozenten noch den Studierenden zuviel Zeit fortnehmen, dagegen würde er geeignet ſein, eine engere Fühlungnahme zwiſchen den einzelnen Studierenden unter ſich und mit den Profeſſoren und ganz beſonders zwiſchen den heimkehrenden Kriegsteilnehmern und den Daheimgebliebenen herbeizuführen. Es wäre ein Ausſchuß von einer gleichen Anzahl Profeſſoren und Studenten zu bilden, der ſich mit der Ausführung dieſes Vorſchlages und weiterhin mit akademiſchen Fragen zu befaſſen hätte. Die Errichtung eines Akademikerhauſes, das die genügende Anzahl zweckmäßig eingerichteter Räume umfaßte, ließe ſich als Spende für die akademiſchen Kriegsteilnehmer in die Wege leiten. Auf dieſe Weiſe würde auch außerhalb des Hörſaales eine Gemeinſchaft die Akademiker vereinigen zu gemeinſamer Arbeit an den neuen Aufgaben, die uns der Frieden bringen wird.

stud. Adolph Dresler

Gegen die Militariſierung der Jugend

„Wehrkraft iſt eine Not, keine Tugend. Die Tugend heißt ‚Kraft'. Sprechen wir doch von ihr und davon, mit allen Mitteln nicht nur der Ertüchtigung, ſondern der Bildung, nicht nur der Zwangseinrichtungen, ſondern der Freiheit unſeres Deutſchlands Kraft zu ſtärken! Innig auf ſich ſelbſt bezogen, frei aufblühende, reich lebende Kraft für Deutſchlands kommendes Geſchlecht — dann braucht es um ſeine Wehrkraft nicht zu ſorgen." Ein Gedanke, der der ſelbſtändig geſonnenen Jugend Deutſchlands aus dem Herzen geſprochen iſt. Und ſo ſteht es mit der ganzen Schrift von Rudolf Leonhard*, die vom Standpunkt (oder ſagt man beſſer: von der Standlinie?) der neuen Jugend jede Art der Militariſierung

* Rudolf Leonhard: Bemerkungen zum Reichs-Jugendwehrgeſetz. 1917. Heinz Barger Verlag, Berlin. M 1.50.

jugendlichen Lebens als heteronom, alſo widerſittlich, als der Erziehung überhaupt und der rechten ſtaatsbürgerlichen Erziehung insbeſondere entgegengeſetzt, als undeutſch, wenn wenigſtens die Liebe zur deutſchen Heimat ſich kundgibt als Freude an der Landſchaft, an Wald und Flur — nicht als Kenntnis des Geländes, als Sinn für „volle Deckung".

Doch zur Negation tritt das Poſitive. Vielmehr: der zur Beurteilung ſtehende Gegenſtand, das drohende Reichs Jugendwehrgeſetz, auf das amtliche und noch mehr hinteramtliche Stellen nach wie vor zielbewußt hinarbeiten, wird in ſeine verſchiedenen Begründungen hinein verfolgt, die in ihrer Unzulänglichkeit erwieſen werden. Und hinter dieſem Abbau wird nun zugleich ein neuer Aufbau ſichtbar, der in eine ſtrahlendere Zukunft hineinführt: zum kommenden Frieden, zum künftigen Staat, zur neuen Schule — ihren Lehrern, ihrer Lehrweiſe und ihren Gegenſtänden, die in ihrer Einheit einer ſich ſelbſt zum Guten und zur Wahrheit beſtimmenden Jugend — deren Anfang wir eben erfuhren — lebenſpendend werden würde, wenn nicht eine grauſame und ſinnloſe Wirklichkeit ſtärker iſt als ſie und ihre Freunde: „Der über Jahre erſtreckte (ſei er auch nur an einem Nachmittage ausgeübte — das genügt, die ganze Woche zu tränken, und genügt, da es nicht auf die Zeit, ſondern den Geiſt ankommt) und vorzeitig begonnene Drill würde das Weſen der Jugend, gerade dieſer neuen, bewußten deutſchen Jugend verderben."* Martin Johannes

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Das freie Volksbildungsweſen

Daß der Weltkrieg auf unſer geiſtiges Leben von tiefgreifendem Einfluß ſein würde, daß wir nach abgeſchloſſenem Frieden im eigenen Hauſe auch mancherlei zu ordnen haben werden, was nicht auf dem Gebiet der großen Politik liegt, iſt gewiß. Auch in den Kreiſen der freien Volksbildungsarbeit und der Bewegungen, die dieſer Arbeit naheſtehen oder ſich mit ihr berühren, zeigt ſich das Beſtreben, den Anſchluß an die neue Zeit nicht zu verpaſſen. Und wir dürfen es ſicher als einen Beweis lebendigen Verantwortlichkeitsgefühls — trotz all der unerfreulichen, ja widerlichen Erſcheinungen, die jeder Tag an das Licht bringt — als einen Beweis ungebrochener innerer Kraft verzeichnen, wenn wir in einer Zeit höchſter Not und der Abwehr einer Welt von Feinden Ruhe und Sammlung finden, an der künftigen Umgeſtaltung unſeres geiſtigen Lebens zu arbeiten.

Die letzten Septemberwochen waren in dieſer Richtung beſonders ergebnisreich. Abgeſehen von der zweiten Lauenſteiner Woche, an der ich leider nicht teilnehmen konnte, fanden in dieſen Wochen vier Veranſtaltungen ſtatt, auf denen Fragen des freien Volksbildungsweſens zur Erörterung ſtanden, oder doch Fragen behandelt wurden, die mit ihm in engſter Berührung ſtehen.

Vom 16. bis zum 23. September tagte in Heppenheim a. d. Bergſtraße die zweite Kriegs-Volksakademie des Rhein-Mainiſchen Verbandes für Volksbildung. Es war die fünfte in der Reihe der Volksakademien, und ſie unterſchied ſich nicht unweſentlich von ihren Vorgängerinnen. Vermochte ein Pfarrhaus in Rüſſelsheim die Teilnehmer der erſten Akademie in einem engſten Kreiſe zu intimſtem und perſönlichſtem Gedankenaustauſch zu vereinigen, ſo hat ſich von Mal zu Mal der Kreis erweitert, bis in Heppenheim das größte Gaſthaus des Ortes die Gäſte nicht mehr faſſen konnte. Solcher äußeren Wandlung entſprach eine innere. Die Men-

* a. a. O. S. 27, im „Brief an einen Wandervogel".

ſchen, die hier zuſammengekommen waren, ſuchten zumeiſt nicht Unterweiſung und Anregung für ihre praktiſche Volksbildungsarbeit — wenn freilich auch ſolchen Bedürfniſſen Rechnung getragen wurde —, als vielmehr Klarheit über die Wege, auf denen dieſe Arbeit wird fortgeführt werden müſſen, eine Ausſprache über die letzten Ziele dieſer Arbeit überhaupt. Das Programm der Akademie hatte in ſeinem Hauptteil Vorträge auf die Tagesordnung geſetzt, die durch die zuſammenfaſſende Bezeichnung Staatsbürgerkunde doch nicht genügend gekennzeichnet waren. In dem, was dieſe Vorträge der Herren Profeſſoren Küngel, Spahn, Max Weber, Wilbrandt, Roda und Hettner ſowie die Herren Dr. Gebhardt, Dr. Marr, Dr. Sinzheimer, Dr. Cahn, Dr. v. Erdberg und Bäuerle boten, wurden die tiefſten und ſchwierigſten Fragen ſozialen und geiſtigen Lebens angerührt. Die Tatſache, daß es in perſönlichſter Weiſe geſchah, war einer lebhaften, anregenden Ausſprache natürlich beſonders günſtig.

Die Vormittage in Heppenheim waren für alle Teilnehmer ein Erlebnis. Sie gaben der ganzen Veranſtaltung ihren Charakter. So ſehr man den Rhein-Mainiſchen Verband dazu beglückwünſchen darf, vor eine ſo ſchwierige Lage ſieht ſich der Verband durch dieſen großen Erfolg doch geſtellt. In dieſer Richtung fortfahren hieße für ihn, ſich immer weiter von der Idee der Volksakademie entfernen. Denn der Gedanke der Akademie liegt nicht darin, den Führern in der Bewegung Gelegenheit zur Erörterung prinzipieller Fragen zu geben, als vielmehr die praktiſchen Arbeiter, die für die Arbeit an all den kleinen Orten des Rhein-Main-Bezirkes die Verantwortung tragen, mit dem nötigen Rüſtzeug zu verſehen. Wie der Verband aus dieſer Schwierigkeit herausfindet, muß ihm überlaſſen bleiben. Es kann das um ſo ruhiger geſchehen, als er ſich auch in Heppenheim wieder als eine Organiſation von beſonderer Lebenskraft und Arbeitsenergie gezeigt hat.

Am 24. und 25. September vereinigte der junge Ausſchuß der deutſchen Volksbildungsvereinigungen die Mitglieder ſeines Verwaltungs-Ausſchuſſes und eine Reihe Sachverſtändiger zu einer Beratung über die Volkshochſchulfrage in Frankfurt a. M.

In den letzten Jahren mehren ſich beſtändig die Stimmen, die für Deutſchland Volkshochſchulen nach dem Vorbilde der däniſchen verlangen. Der genannte Ausſchuß hatte geglaubt, auch von ſich aus der Frage nähertreten zu ſollen. In ſeinem Organ, dem Volksbildungsarchiv, war ein tiefgrabender Aufſatz von Pfarrer Bach zum Thema erſchienen, der nach der rein praktiſchen Seite hin in Frankfurt a. M. durch ein Referat Dr. v. Erdbergs ergänzt wurde. Vornehmlich die praktiſchen Fragen ſtanden hier zur Erörterung: ob Schulen verſchiedener Richtungen zu empfehlen oder ob ein beſonderer Typ anzuſtreben ſei, wie das Verhältnis der Schulen zum Staate zu regeln ſein würde, die Lehrer-, die Schüler-, die finanzielle Frage uſw.

Die Ausſprache, die einen Nachmittag und einen Vormittag dauerte, war überaus lebhaft und führte zu dem Ergebnis, daß der Ausſchuß der deutſchen Volksbildungsvereinigungen beauftragt würde, für den Gedanken der Volkshochſchule zu werben und die Bewegung weiteren praktiſchen Ergebniſſen entgegenzuführen. Praktiſche Ergebniſſe liegen in den Schulen in Schleswig-Holſtein und Württemberg und in den Gründungen der Fichte-Geſellſchaft ſchon vor.

Am 27. September folgte ein Volksbüchereitag, den die Zentralſtelle für volkstümliches Büchereiweſen in Leipzig einberufen hatte. Auf dem Grunde des Gedankens der freien Volksbildungsarbeit ſollten hier Ausblicke für die Arbeit der öffentlichen Bücherhallen nach dem Kriege eröffnet werden. Dr. v. Erdberg ſprach über die freie Volksbildungsarbeit, ihre Notwendigkeit und ihre Forderung an Staat und Gemeinde und Walter Hofmann über die öffentliche Bücherhalle nach dem Kriege. Das Ergebnis war, daß keine neuen Forderungen zu ſtellen ſeien, wohl aber die alten For-

derungen mit besonderem Nachdruck zu vertreten sein würden. Ein Vortrag über fahrbare Kriegsbüchereien von Divisionspfarrer Hoppe schloß sich an und führte zu lebhafter Aussprache.

Weniger direkt in Verbindung mit der freien Volksbildungsarbeit stand die Tagung des Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur in Mannheim am 28., 29. und 30. September.

Der wenig über ein Jahr alte Verband hat schon seine Geschichte. Seit der eindrucksvollen Augustversammlung in Hildesheim, in der er gegründet worden war, lastete das Mißtrauen aller derer auf ihm, die sich besonders berufen fühlen, die Freiheit unseres geistigen Lebens zu schützen. Man fand jene Hildesheimer Versammlung zu sehr nach rechts orientiert und zog seine Schlüsse daraus, für die man auch in der Fassung des Statuts Anhaltspunkte zu finden glaubte. Dazu kam, daß die sehr rührige und erfolgreich arbeitende Geschäftsführung in ihrem Vorgehen nicht immer ganz glücklich gewesen war, was man ihr freilich unter anderen Umständen schwerlich angerechnet hätte; vor allem sollte sie es versäumt haben, sich der Mitarbeit von Fachleuten in ausreichendem Maße zu versichern.

In Berlin war man eifrig an der Arbeit gewesen, dieses Mißtrauen zu zerstreuen und Verstimmungen zu beseitigen. In Mannheim sollte der Erfolg geerntet werden. Ein neuer Satzungsentwurf wurde vorgelegt und angenommen, der zwar an dem Gedanken nicht rührte, in der Fassung aber allen Mißdeutungen glücklich begegnete und auch die Organisation auf eine breitere Basis stellte. Der Erfolg ist auch, wie sich bereits gezeigt hat, nicht ausgeblieben.

Die Richtung, die der Verband einzuschlagen gedenkt, kam in Mannheim in den hochstehenden Aussprachen über Theaterzensur und Konzessionswesen klar zum Ausdruck, wie nicht minder in den Vorträgen der Herren Abgeordneter Schulz: Was will der Verband?, Großh. Hoftheaterintendant Dr. Hagemann: Theater und Kultur und Rechtsanwalt Dr. Seelig: Reichstheatergesetz.

Diesen bedeutsamen Veranstaltungen schloß sich würdig an eine Versammlung im Bürgersaal des Berliner Rathauses am 2. Dezember, in der ein Volkshausbund gegründet wurde.

Diese Gründung kann für die freie Volksbildungsarbeit von weittragender Bedeutung werden, denn die Lokalfrage ist nach wie vor für diese Arbeit die brennendste. Wenn also der Bund, der seine Anregung Herrn Dr. Kampffmeyer verdankt, sich die Aufgabe gestellt hat, allenthalben in Stadt und Dorf die Errichtung von Häusern zur Pflege des geistigen und geselligen Lebens zu fördern, dann leistet er dieser Arbeit den größten Dienst. Wir empfehlen jedem, sich durch die Geschäftsstelle in der Gartenstadt Rüppurr bei Karlsruhe den Aufruf des Bundes kommen zu lassen und sich der Bewegung anzuschließen. Daß der Bund die Volkshäuser als Erinnerungsstätten an den Weltkrieg und zur Ehrung unserer Toten errichten und damit der Gefahr einer Denkmalssucht begegnen will, empfiehlt ihn noch ganz besonders. R. v. E.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel ℳ 3.50, durch die Postanstalten ℳ 3.56, direkt vom Verlag unter Kreuzband ℳ 3.80, Ausland ℳ 4.25. Probenummern versendet der Verlag gegen Einsendung von 60 Pf.

Herausgeber Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Monatsſchrift für die Zukunft deutſcher Kultur

9. Jahrgang | Heft 11 | Februar 1918

Gertrud Prellwitz*
Vom Führertum der deutſchen Seele

Wer ſich verantwortlich fühlt, an der geiſtigen Atmoſpäre der Zeit mitzuarbeiten, der lerne mit produktiver Seele Anteil zu nehmen an dem Ringen der Parteien, und in innerer Tat mitzuentſcheiden, auf eine Weiſe, die der auseinandertreibenden Naturkraft Gegenwirkung ſchafft in der Volksſeele.

Daß Parteien ſind, iſt ja wohl ſehr gut. Längſt habe ich nun verlernt, zu beklagen, daß die Meinungen ſo wild miteinander ringen. Denn wie denken nun die Gedanken ſich durch! Wie tief, wie ſchmerzhaft ſchwer, wie reich nach allen Seiten hin wird zum Beiſpiel das ſchwere Problem durchdacht, ob im politiſchen Leben dieſelben ſittlichen Forderungen zu gelten haben wie im Leben des Einzelnen! dieſe Frage, welche entſcheidet zwiſchen einer alten Welt und einer neuen! — Mein leidensvolles Vaterland! du biſt mir heilig geworden auch in dem Ringen deiner Parteien! Kämpft nicht eine jede mit Leidenſchaft für das, was ihr das Heiligſte iſt? Wie ein Frühlingsbeet iſt Deutſchland, worin die Kräfte gärend miteinander ringen, um aus ſtarrem Winterzwang ſich zu löſen, und andere, lebendigere, fruchtbarere Verbindungen einzugehen. Wie eine ſchaffende Menſchenſeele iſt Deutſchland, in der mit tiefen Schauern eine neue Offenbarung ſich hindurcharbeitet, — und dann iſt noch ein Widerſtand in den Gliedern, eine alte Hemmung immerfort zu überwinden, ein Vorurteil, ein Zweifeln und eine Trägheit; ein Zagen, eine Gewiſſenhaftigkeit und eine Treue; und es gibt einen Sturm in der Seele, die Kräfte werden hin und her geriſſen, ringen miteinander, werden lebendig aneinander, bis endlich die Gedanken ſich umordnen,

* Im Anſchluß an den Aufſatz: „Wie wir es ſchaffen“ im Januarheft.

bis der Wille ſich einheitlich richtet und die Seele ſtille wird, den Sonnenſegen zu empfangen!

Was aber unfruchtbar iſt, zerſtörend in dem Ringen der Parteien in Deutſchland, das kommt auf, wenn aus ſeeliſcher Enge und Kleinlichkeit über dem Intereſſe der Partei das Vaterland vergeſſen wird und über dem nahen Zweck der große Weltvorgang. Dann drängen die negativen Kräfte hinein; und anſtatt freudig und ehrlich, mutig und geradlinig für das Gute zu kämpfen, das man meint, kämpft man gegen das Gute, das der Bruder meint; und alle die Dunkelkräfte des Lügenhaßkrieges, mit denen England Deutſchland umzieht, ſchäumen auf einmal in Deutſchland ſelbſt auf, zwiſchen den Parteien.

Zwei Dinge ſind notwendig. Sie liegen auf verſchiedener Höhenlage des inneren Lebens. Wer es vermag — das iſt die höhere — ſoll die Mittelpunktskraft ſtärken!

Er ſoll in ſeiner Seele die Wunderkraft erfühlen, die lichtlebendige Ichkraft, — ſie erfühlen, vertiefen und erweitern, bis ſie zum Volks-Ich wird. Und immer lichter faſſen und vertiefen und erweitern, bis es zum Menſchheits-Ich wird und immer noch hinausdringen ins Unendliche und ſich vertiefen und erweitern ſo weit, als man irgend vermag und das All-Ich ahnen — und nun mit den lebendigſten Kräften, die man faſſen kann, den reinſten, den lichteſten, durchſtrömen das ringende Volk! Dem Hin und Her der Parteien müſſen wir gegenüberſtellen einen ſtarken Willen, der aus Gott, dem Lebens-Mittelpunkt, für Deutſchland die ſtarke einheitliche Mittelpunktskraft will. Einigkeit. Einheit. Aus gottlebendiger Wirklichkeit her.

Dann wird das Hinundherwogen der Meinnngen, — dies bunte Farbenſpiel, worin das eine Licht Gotteswille ſich umſetzt im vielartigen Stoff der Werdewelt, — dann wird die Leidenſchaft des Widereinander fruchtbare Kraft und wirkendes Leben!

Wohl dem, der es vermag, ſich in den leuchtenden Strom des lebendigen Schaffens hineinzuſtellen mit einem ganz reinen: „Dein Wille geſchehe!“ und die göttlichen Kräfte zu leiten, ohne ſie zu belaſten mit eigenem Wunſch irdiſcher Parteibedingtheit. Er wird Fluten lebendiger Wirkung herniederholen in das Erdenland.

Das aber können nicht Viele. Ein Jeder diene mit der Gabe, die er empfangen hat. Schlicht und treu, geſund und ehrlich. Wer mit ſeinem Schauen und mit ſeinem Wollen, wer mit ſeinem ganzen Weſen innerhalb der Sphäre ſteht, in der es Parteien gibt, — dem iſt auch eine Parteibedingtheit anvertraut, der nehme ſie als heiliges Sollen, und vertrete ſie in Treue, mit aller Kraft.

Aber er errege ſich nicht gehäſſig über die Kraft, mit der der Bruder für die entgegengeſetzte Parteibedingtheit kämpft! Denn dem iſt jene anvertraut! Scheint ſie ihm ſchädlich, er hat es in der Hand, ihre Wir-

kung auszugleichen im Kräfteſpiel! Um ſo reiner und kraftvoller vertrete er das eigene Gute. Scheint ihm die Tätigkeit des Bruders auch gefährlich für Deutſchland: man ſorge nicht, man fürchte nichts! man tue freudig und ſtark ſeine Pflicht, und vertraue auf das lebendige Weltenwalten! Das verſäumt Deutſchland nicht. Das trägt dies werdende Deutſchland in ſich als ein geliebtes koſtbares Gut, und hegt es in heiliger Muttertreue.

Man rede nicht vom inneren Feinde, und meine, um Gotteswillen! den deutſchen Bruder von der anderen Seite! Innere Feinde ſind geiſtige Gewalten! Geldgeiſt, und jede Seelenerſtarrung des Materialismus, und jede Seelenenge der Selbſtſucht, und die Seelenunkraft, die das Leben negativ anfaßt, anſtatt poſitiv, das ſind innere Feinde. Sehe ein jeder, wie er den inneren Feind in ſich ſelber überwinde!

Wir leben in einer Welt, wo eine große Überſchau dem handelnden Menſchen meiſtens nicht gegeben iſt. Er ſteht mitten darin, er kennt nur den eigenen Standpunkt, er ſieht einſeitig. Aber Gott, der Geiſt, iſt da, der überſchaut! Gott, der lebendige Wille, iſt da, der weiß, der ſetzt das Ziel. Drunten die Menſchen führen ſeinen Willen aus, indem ſie, die einen hierhin, die andern dorthin drängen und im Widerſtreit, einander ergänzend, das Ganze dahin tragen, wohin der ewige Wille es will.

Wie iſt es denn? Iſt es Weisheit oder Torheit, Kraft oder Unkraft, die ſittlichen Erwägungen des Einzellebens für den Verkehr der Völker zu fordern?

Eine alte Welt ſteht imponierend da, der war Politik nur eine Frage der Macht. Für den Verkehr der Völker galt ihr nur das Recht des Stärkeren.

Wie ein Stück roher, blinder Natur erſchien ihr das Völkerleben, und für falſch galt es, ſittliche Begriffe hineinzutragen.

Eine neue Zeit dämmert herauf, die von ſolcher Roheit und Blindheit ſelbſt auch der Natur gar nichts mehr weiß. Durch die Materie leuchtet der Geiſt hindurch, und ein Allwille ordnet die Welt.

Eine neue Weltanſchauung wächſt unaufhaltſam, die ſtellt den Menſchen mit ſeiner Selbſtkraft hinein in ein erweitertes Ich, die Volksindividualität, und in ein wieder erweitertes, das Menſchheitsganze: da ergibt ſich eine harmoniſche Einheit von Selbſtbewahrung und Selbſterweiterung, — wie für den Einzelnen, ſo für das Volk.

Da erwächſt dem ſtarken Menſchen, wie dem ſtarken Volke, ein eigenes Intereſſe daran, daß es dem Nachbar, dem Bruder wohlgehen möge, daß er in geſunden, natürlichen Bedingungen ſein Daſein betätigen möge. Kraftvolle Selbſtbewahrung, echte, deutet nun immer über ſich ſelbſt hinaus und wünſcht Bewahrung auch des Bruders.

Zwei Welten ringen miteinander! Ein heiliger Anblick für den, der es miterlebt. Ein erſchütternder Anblick, wenn man durchfühlt, was die

leiden, die als die Vertreter der alten Welt den Begriff der politiſchen Macht für ihr Vaterland einſeitig verteidigen, weil ſie alles andere für Unkraft halten. Weil ſie noch gar nicht denken können, daß hier eine andere Kraft heranwächſt, eine viel tiefere, reifere, lebendigere, produktivere und damit viel widerſtandsfähigere. Sie verteidigen den ſtarren Willen zur Macht (wie unſer Kaiſer einmal ſagte: zur öden Macht!) mit einer Hingabe, mit einem Schmerz, als gälte es, das Vaterland ſelbſt und ſeine Größe zu verteidigen.

Es iſt ein tragiſcher Anblick. Tragiſcher noch dadurch, daß ihnen der Schmerz bis tief in das religiöſe Leben hinein geht. Das Chriſtentum ward ihnen verdächtig mit ſeinen ethiſchen Idealen. Den „femininen". In Vaterlandstreue lehnen ſie aus Antiſemitismus das Chriſtentum ab, und neigen zum eſoteriſchen Wotans-Myſterium, wie Guido von Liſt es ihnen malt.

Guido von Liſt hat ihnen mit ſeiner ſchönen, tiefen Runenmyſtik ihre alten Wappen gedeutet, daß ihnen das Herz aufging. Heilige Mahnungen vernahmen ſie, Anfeuerungen, Verheißungen, und immer geſtimmt auf den einen Ton: Selbſtbewahrung des Edelvolkes. Und nun blicken ſie, einſeitig die Pflicht im Herzen: Selbſtbewahrung des Edelvolkes, in die Zeit hinein und ſehen das Edelvolk durchſetzt und überwuchert mit Fremdheit! und ganz ſich beſchränkend auf die eine heilige Pflicht, kämpfen ſie ihren Kampf, der ihnen doch faſt ſchon ausſichtslos ſcheint, kämpfen ihn verzweifelt, verbittert, verbiſſen, verſtricken ſich in das Bereich von Dunkelkräften, die ſie nie gemeint, die ihren vornehmen Naturen urſprünglich ſo fremd ſind: Haß, Verleumdung und Kleinlichkeit, ſo viel Kleinlichkeit! und ſind unglücklich und elend. Und heilig gewillt, nicht nachzugeben, lieber mit dem alten Heiligtum zugrunde zu gehen.

Ihr Treueſten der Treuen! Das waltende Schickſal hat es gewollt: es iſt ein neues Volks-Ich im Werden. Das hat ſich langſam vorbereitet, es handelt ſchon, es betätigt ſich. Blickt um euch: es ſteht an den Grenzen Deutſchlands und verteidigt das Vaterland! Die Zeit iſt vorbei, wo eure Aufopferung allein genügte, Deutſchland zu ſchützen. Das waltende Schickſal hat es gewollt! Nun blickt nicht zurück, blickt vorwärts! Eure reine Kraft wird ſo unſäglich nötig gebraucht! Ein neues Volks-Ich iſt im Werden. Die alte Unterſchicht wuchs mit hinein und fordert nicht nur, fühlt ſich mit verantwortlich und bringt ſich ſelber dar. Das neue Volks-Ich muß durchgearbeitet werden, holt eure edelſten germaniſchen Kräfte, des Willens, des Geiſtes und Gemüts, eure vornehmſten, reinſten Geſinnungen, und wirkt ſie mit hinein. Daß das neue Volks-Ich adlig werde, iſt jedem, der adligen Sinnes iſt, als Aufgabe ins Herz gelegt!

Wille zur Macht, einſeitig und unerlöſt, und ſei es des adligſten Volkes Macht, iſt das Adligſte nicht! Keine Tat allein iſt adlig.

Laßt mich wotansgläubig zu euch reden: Wotan, mit dem flammenden Speer der Götterbeherrſcher, iſt, eſoteriſch gefaßt, die göttliche Selbſtkraft im Herzen, die im Gewoge der Kräfte beherrſchend die Mitte hält. Vernahmt ihr wohl die alte Sage, verſtandet ihr ihren Sinn? Wotan ſtrebt immer über ſich ſelbſt hinaus! Opfernd neigt er ſich zu Mimirs Born, um tieferes Wiſſen und höhere Daſeinsmacht und erlöſende Erkenntnis und Kraft zu trinken. — Erlöſung trinkt ſich zugleich und wachſende Macht aus Allkraft der Gott in uns!

Der kluge Meiſter Guido von Liſt, unwiſſentlich betrügt er: er nimmt die höchſte eſoteriſche Wotans-Idee und vergleicht ſie mit der Niederung populariſierter kirchenenger Chriſtus-Idee! Was wunder, wenn ſie die geringere iſt. — Alle eſoteriſchen Religionen ſind eins. — Wotan aber in uns trinkt ſich Erlöſung aus dem Born der Gottes-Ichkraft! Deren Erquillen im Herzen das Chriſtuserlebnis iſt.

Das chriſtliche Ideal iſt nicht feminin und nicht ſemitiſch. Es iſt die eine Weltreligion, die Religion der Selbſt-Erlöſung, der Selbſt-Erweiterung, nach der jede edle Selbſtkraft ſehnſuchtsvoll ſich drängt.

Es gibt immer nur eine Religion: die Religion des Stirb und Werde! Und wer ſie in ſich erlebt, iſt geiſtige Edelraſſe.

Es kommt auf das Verhältnis an zu Stoff und zu Geiſt, zu Wirklichkeit und zu Gott. Reinheit muß ſein in dieſem Verhältnis, für die deutſche Seele. — Was hülfe es dem Deutſchen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an ſeinem Deutſchtum? So hat England ſein edelſtes eigenſtes Germanentum verloren, iſt unfruchtbar geworden und hat ſich dem Niedergang zugewendet, als es anfing, einſeitig die Wirklichkeit zu wollen, die ſtoffliche Macht. — Möge es aus der Tiefe ſich ſelbſt erneuen und wieder ſchaffend werden!

Möge Deutſchland aus ſeiner Tiefe ſich ſelbſt erneuen und ſich befreien von allem Geldgeiſt und aller Machtgier, und ſein reines Verhältnis zum Leben herſtellen! Es ſoll beileibe nicht verzichten auf Macht! Macht wird, wenn es ſich innerlich rein einſtellt auf ſein Sollen, eine äußere Folgeerſcheinung ſein. Es muß dem Geiſte in die Wirklichkeit hineinhelfen wollen, es muß die Wirklichkeit umſchaffen wollen, nach dem reinſten geiſtigen Schauen. Wo iſt da Platz für ein Verzichten auf Macht? Nur iſt Macht zu gemein, um Ziel des Strebens zu ſein. Ganz adlig ſtelle ſich der Deutſche ein auf reinſte Selbſtkraft, voll edler Luſt der Betätigung und Entfaltung, ſo wird wachſende Macht die Begleiterſcheinung ſeiner ſchaffenden Kraft ſein.

Es iſt ein neues Volks-Ich im Werden. Aus tauſend Farben miſcht es ſich und muß einheitlich werden.

Es gab alte Unterſcheidungen im Volke: Gebildete und Ungebildete; Beſitzklaſſen; Geſchlechter; germaniſche Herren und ungermaniſche Mannen; Kinder des Hauſes und jüdiſche Fremdlinge.

Heute iſt das alles in Wandlung begriffen. Ein neues Volks-Ich bildet ſich aus, in Blut und Flammen lernt es ſich ſelber fühlen, in heißen Schmerzen ringt es nach Klarheit und Ziel.

Es iſt eine neue geiſtige Edelraſſe im Werden, und ſie hat nichts mit Stand und Rang zu tun, und wunderwenig mit dem alten Bildungsgut, und auch nichts mit Herkunft und Blut. Was mir germaniſchem Menſchen innere Antwort wird, wenn ich mit brennendem Herzen vor meinem Gott nach meines Volkes Sollen frage, — ich las neulich das Buch eines Juden, das von Deutſchland und den kommenden Dingen ſpricht, und fand, daß dieſelben Offenbarungskräfte auch in ſeinem Geiſte wirkſam, dieſelben Lebenskräfte auch in ſeinem Herzen weſenhaft ſind, lauter und licht. Es iſt eine geiſtige Edelraſſe im Werden —, von Menſchen, die über ſich hinausleben! durch deren Herz das göttliche Schaffen geht! die ihren reinen Willen dem Weltenwerden darbringen!

Und ſie ſoll ſich fühlen, ſich erkennen! Sie ſoll ihre Verantwortung ermeſſen! Sie muß ſich im Volks-Ich behaupten, ſie muß darin die Führung übernehmen! in adliger Selbſtkraft voll reiner Tat. Herniederſinke als geiſtige Unterſchicht die Maſſe jener Menſchen, die nur den gemeinen Nutzen denken können!

Zur geiſtigen Führerſchaft fühle die Edelraſſe die Pflicht! Und überlaſſe nicht die Vielen ſich ſelbſt! Brüder ſind ſie, die auch freudig opfern — wenn alle opfern! — und darin glücklich ſind. Wenn wir ſie aber ſich ſelbſt überlaſſen, dann wiſſen ſie nur den gemeinen Nutzen, und weil ſie die Vielen ſind, werden ſie die Herrſchenden, und überliefern um eigenen Vorteil die Welt den Mächten der Erſtarrung und der Zerſtörung; und ſind unglücklich.

Es gibt Völker, die Kultur ſchaffen, und Völker, die Kultur empfangen. Es gibt im einzelnen Volke Menſchen, die die neuen Wendungen der Entwicklung wiſſen und wollen, und ſolche, die ſie nur halb bewußt mit erleben.

Innerhalb der ſchaffenden germaniſchen Raſſe kämpft ſich der Kampf der neuen Zeit aus. England vertritt noch imponierend die alte Welt des unerlöſten Einzelſeins, der nur ſtofflichen Macht. Über dem deutſchen Volke hängt ein Frühlingsgewitter voll flammender Leiden und flammender Zeugungskraft, und es wogt von Leben und ringt zwiſchen Altem und Neuem. Wenn die große Wende der Menſchheitsentwicklung jetzt nicht geſchieht, ſo werden die Deutſchen die Schuldigen ſein. In Deutſchland aber werden die Schuldigen ſein die Schaffenden, die nicht begriffen, daß die innere Tat von ihnen gefordert wurde, daß ſie die innere Entſcheidung zu fällen hatten, ſie, die im neuen Volks-Ich der lebendige Edelkern ſind.

Es gibt viel mehr ſchaffende Menſchen in unſerer Zeit, als die es ſelber wiſſen. Sehr viele haben nur nie gewagt, den Gedanken zu

denken, daß ſie mit teilnehmen könnten an den inneren Entſcheidungen, daß ſie mit verantwortlich ſeien für die Haltung des Ganzen, daß ſie mitarbeiten müßten an dem Schickſal der Zeit. Es gibt ſehr, ſehr viele Menſchen unter uns, die niemals dem Leben ſchaffend gegenübergetreten ſind, und die es doch tun müßten, ihrer eigenſten Natur nach. Aber ſie haben ſich von der anmaßenden Seelenarmut entmutigen, einſchüchtern laſſen, und ſind daher immer unglücklich, denn ihres Lebens Sinn und Seligkeit blieb unerfüllt.

Euch grüße ich! euch rufe ich! die ihr euch fremd und heimatlos, die ihr euch verloren fühlt in der unfruchtbaren Steinwüſte der materialiſtiſchen Welt. Und haltet es dennoch für Pflicht, euch den kalten Geſetzen dieſer ſeelenloſen Wirklichkeit zu beugen? Beugt euch nicht! Glaubt, daß das reinere Geſetz in eurem Gemüt eine Verheißung iſt an die Zeit, und daß von euch gefordert wird, daß ihr ſeine Kraft hineinwirkt in das Werdende. Wohnt nicht in dem, was iſt. Wohnt in der reineren kommenden Welt, die ſo gern ihre Werdemelodien in ehrfürchtig lauſchende Seelen ſingt. Fühlt euch daheim in ihr und wißt, daß ihr ſie herbeiführen helft.

Geben wir unſere Geiſter her zum Schlachtgebiet für die neue Zeit! Denken wir die Gedanken durch, prüfen wir die neuen Möglichkeiten! Fragen wir unſer ſittliches Gefühl, was gut, was notwendig iſt, und was in den veränderten Verhältniſſen erreicht werden kann, nach den Geſetzen des Werdens in der Welt.

Wie iſt der ſchaffende Gott an der Arbeit! Mit Erdbeben pflügt er ſeine Welt um. Alles wird gelockert: Zuſtände, Verhältniſſe, Gedanken, Willensziele, Gefühlswerte, Vorſtellungsformen, wertſetzende Begriffe. Und der Beſtand der Lebendigen im Menſchenbereich. Und ſogar in jedem Menſchenleibe der Beſtand der phyſiſchen Säfte und Kräfte. Neu wird das Verhältnis von Seele nnd Leib, neu das Verhältnis der Lebendigen zu den Toten. Neu das Verhältnis der Menſchen untereinander und ihr Verhältnis zum Lebensſinn. Neu ihr Verhältnis zu Gott.

Wie ſind denn die Menſchen ſo tief in den ſeelentötenden Materialismus hineingekommen? wie hat es ſo ſchlimm werden können mit der Menſchheit? Hat denn der gute Gott der Welt ſie verlaſſen? Zog er ſeine führenden Hände zurück?

Ja!

Jahrtauſendelang haben die Menſchen hinaufgebetet aus einem kleinen dumpfen Ich zu einem großen Du. Erſt unvollkommen erkannt, immer herrlicher und klarer ging es ihnen auf, das große Du, das göttliche —

Und dann kam eine Zeit, da verhüllte es ſich. Allmählich ward er unſichtbar, der geiſtige Gott über der Welt, und der ſchrecklichſte Mate-

rialismus war die Folge. Die Menſchheit wußte nur noch das kleine Ich. Denn ſie war in ſich reif geworden, allmählich das große, unausſprechlich-allſeiende, göttliche Ich zu entdecken, welches hineinwirkt in das Menſchen-Ich, tief uns in der Bruſt. — Der Übergang iſt die Steinwüſte des Materialismus mit ſeiner Seelenhungersnot.

Und nun bricht mit Schauern der Erdbeben das flammende göttliche Ich hindurch! Mit Flammen und Leiden noch ward es jedem einzelnen Menſchen geboren, der nun in ihm ſelig iſt. Mit Flammen und Leiden wird es der Welt geboren, die durch ſeine wirkende Kraft verwandelt werden ſoll.

Es iſt eine geiſtige Edelraſſe im Werden, und ſie hat nichts mit Herkunft und Blut zu tun, nichts mit Stand und Bildungsgut, ſie hat mit einem neuen Geiſt zu tun! Es iſt ein neuer Geiſt im Wachſen, und vor der Wirkung ſeiner diamantenen Klarheit löſen ſich die alten Verſchiedenheiten, er wird die wahre Wirklichkeit. Und er ſchafft einen neuen Unterſchied, das iſt der entſcheidende, das iſt der verantwortungsvolle: er unterſcheidet Menſchen, die von innen her leben, und Menſchen, die ſich ihre Wirklichkeit von außen her ſetzen laſſen und innerlich tot ſind.

Nun aber das göttliche Ich im Menſchenſein geboren wurde, muß alles göttliche Schaffen durch das Menſchenherz gehen. Es gibt nicht mehr Offenbarung von außen her, ſie muß durch das Menſchen-Ich hindurch. Es gibt nicht mehr Fügungen und Wunderwirkungen und neue Wege und rettende Wendungen, ſie würden denn von einem Menſchengeiſt empfangen, in einem Menſchenwillen aufgenommen. Darum wird die Verantwortung für die Menſchenſeele ſehr groß. Sie muß lernen, ſehr wichtig zu nehmen, daß ſie Innenwirklichkeiten lauſchend zu erleben hat, — und aus göttlicher Vollkommenheit ſich Ziel und Maßſtab zu holen für die leidensvolle Werdewelt. Der Menſch ward Schauplatz für das Schaffen Gottes und für ſein Schickſal. Und unendlich geborgen iſt der Menſch mit ſeinem Schickſal in dem göttlichen Weltenweben.

Auch der Kampf der geiſtigen Gewalten, der ſich in unſerer Zeit abſpielt, der der eigentliche Inhalt dieſes Krieges iſt, für den der Kampf der Heere auf Erden faſt nur ein Gleichnis und Symbol iſt, — er muß im Menſchenherzen entſchieden werden. Aber Gott ſelbſt iſt es, der ihn in uns entſcheidet. Und wir brauchen nichts zu tun, als mit Wahrhaftigkeit Gott in uns zu wollen. Dann lebt ſich alles andere von ſelbſt zurecht.

„Und ich ſahe einen neuen Himmel und eine neue Erde.“ Einen neuen Himmel müſſen wir erſchaffen! Die Eiſeshölle des gottfernen Menſchenlebens müſſen wir in den Himmel der Gottesgegenwart verwandeln. — Die neue Erde wächſt dann ſchon von ſelbſt.

Wer es vermag, der liebe das werdende Volks-Ich in ſchaffender Seele und wirke reine Kräfte hinein und freue ſich der ergänzenden Kräfte, die der Bruder hineinwirkt. Und gegen das Gemeine kämpfe er an in treuer geiſtiger Ritterſchaft, und niemals verliere er den Glauben an die Menſchheit. Denn das iſt das Unfruchtbare. Und in treuer geiſtiger Mutterſchaft trage die Seele das Bild des deutſchen Menſchen aus, wie Gott es gedacht; die großen Züge: Ehrfurcht vor der Wirklichkeit und Flugkraft in die Unendlichkeit; den Drang nach eigener Art und den Trieb nach Selbſterweiterung, — und die tauſend kleinen individuellen Züge, die ſich aus dieſen Grundlinien ergeben; — und ſuche ſie zu verſtehen, die Fehler und die Tugenden, und in den Fehlern die Keime künftiger Tugenden zu erkennen; und nähre ſie und lenke das Werden durch den liebenden, ſchaffenden Blick. Und edlen Stolz und königliche Demut vergeſſe er nicht hineinzuwirken. Die Reinheit des Selbſtbewußtſeins macht den Adel des Menſchen aus.

Wer es vermag, der lauſche auf den Willen des waltenden Schickſals: welche Wege einzuſchlagen ſind, damit dieſes Volks-Ich einheitlich, und damit es leuchtend werde. — Welch ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit ſchafft jetzt, abgeſehen von der gemeinſamen Gefahr, die große Organiſation des Kriegsheeres! Und wie wenig zuſammengehörig ſind dieſelben Menſchen in der Friedenszeit! Durch den kalten Geiſt des Gelderwerbs wurde ihr Verhältnis geordnet, durch den erbarmungsloſen Geiſt des Einzelnutzens, der Intereſſe gegen Intereſſe kehrte. Wie vielen von dieſen Menſchen iſt in dieſer Kriegszeit ganz neu zum erſten Male ein Wohlgefühl davon aufgegangen, in einer Geſamtheit geborgen zu ſein! Wie heimatlos waren wir in unſerm Vaterland! Daß das nur niemals wiederkehrt!

Aber wo iſt der Weg, der einzuſchlagen iſt? Wo iſt der Weg, daß ein jedes Kindlein, das dieſem Deutſchland geboren wird, Heimatsrecht darin fühlen wird? Daß es von ſeiner Mutter als Lebensbereicherung fröhlich begrüßt werden darf und in geſunder Pflege glücklich heranwachſen wird und erwachend ſich freudig erkennen als eines Vaterlandes wertvolles Gut, als Kraftzuwachs einer materiell und geiſtig rege ſchaffenden Geſamtheit? — Gott, der uns liebt, wird uns aber Not und Schwierigkeiten noch genug geben, auch für die Friedenszeit; ſchaffende Not, bis wir das alles entdeckt und gelernt und ausgebildet haben. „Und wenn die Tage nicht verkürzt würden, ſo könnte kein Menſch ſelig werden.“ Gott aber verkürzt uns die Tage. Krieg, Hunger und alles Schreckniſ ſind die Gnadentaten Gottes, die das eigentlich Schreckliche, die Herrſchaft des Materialismus, verkürzen.

Sehr kennzeichnend war immer für unſere Zeit, daß ſie nicht Feſte feiern kann. Wer da weiß, was Feſtlichkeit und Freude iſt, der war wohl manchmal ſchon entſetzt, wie wenig die heutigen Menſchen davon

verſtehen. Wie ſollte es anders ſein, in der Zeit der Seelenerſtarrung! Ihr Schaffenden, da iſt eine Welt von Gedanken, die müſſen durchgedacht werden: was alles in unſerm Volke anders werden muß, bis edle, reine Feſte darin möglich werden! Es wird aber das werdende Volks-Ich erſt wahrhaft zu ſich ſelbſt erwachen, es wird ſich wahrhaft erſt wollen lernen, wenn es in gemeinſamem Spiel reiner Freudekraft eins werden wird!

Als ich in Amerika war, hat einmal eine edle, ſchöne Frau, eine Deutſch-Amerikanerin, Frau Guggenheim, in heißem Schmerz zu mir geſagt: „Mir tut das Herz weh, wenn ich daran denke, was für eine furchtbare Ermüdung nach dieſer großen Anſtrengung in Deutſchland eintreten wird. Es iſt ja gar nicht anders möglich! Es wird eine ſo tiefe Depreſſion kommen! Der Materialismus wird ſchrecklicher herrſchen als je, und das geiſtige Leben wird ganz daniederſinken."

Und ich ſagte: „Ach nein! Deutſchland iſt ganz voll von produktiven Kräften! Sie ahnen gar nicht, wieviel ſchaffende Menſchen es jetzt in Deutſchland gibt! Schaffend in dem Sinne, daß ſie gern für das Ganze leben, und ſich ſelbſt darbringen, und der Macht der Idee dienen in der Wirklichkeit. Die brauchen nur geeinigt, ihr Kraft braucht nur gelenkt zu werden. Es wird dann eine große Bewegung ganz von ſelbſt einſetzen, die wird dieſe Menſchen lehren, das Volk zu nähren mit reinen, geſunden Freudekräften. Dann wird ein ganz neues Leben in Deutſchland beginnen, ein wundervoller Frühling ſeeliſchen und geiſtigen Blühens, ſo daß ſie alle ſtaunen werden!"

Da tat ſich mein Herz auf, in dem in Dunkel und Schweigen geborgen ein feſtlicher Kulturtraum ruht. Und ich fing an zu erzählen, was ich auch in Deutſchland nur ganz Wenigen erzähle. Wenn aber die Herzen genug gelitten haben werden, und die Willen erwachen, dann wird ſich das alles von ſelbſt erfüllen.

Woher der Friede kommen ſoll? Daher, daß die Zeit erfüllt iſt, weil das deutſche Volks-Ich die große Wendung vollbracht hat, die die Weltentwicklung in neue Bahnen lenkt. Von den Wenigen wird es gefordert; ſie, die innerlich lebendig ſind, ſie haben die Vielen zu führen, ſie zu nähren mit Seelenkräften, und ſie auch lebendig zu machen. So wie Deutſchland der Welt verpflichtet iſt und nicht wanken darf, denn ſeine Leiden müſſen Erlöſungskräfte werden für die Menſchheit.

Ein ſchaffender Menſch iſt ein ſolcher, dem alle Leiden zur Kraft werden. Denn er greift, in Not gebracht, mit mutiger Seele nach Gegenkraft! Und ſiehe, ſie kommt! Eine Quelle tut ſich ihm auf, die hat ergänzende Gegenkraft für alles, was Leiden bereitet.

Solche Menſchen ſind es, die ſind dieſer Zeit pflichtig, aufzulöſen, hinwegzuarbeiten die dunklen Wellen dämoniſcher Lüge, dämoniſchen Haſſes, die zwiſchen den Völkern wie giftige Gaſe zerſtörend wogen.

Wie ſoll ſonſt Friede werden?

Aber ein poſitives Gefühl iſt ſtärker als zwei negative. Und jede Dunkelkraft kann mit Lichtkraft beſiegt werden. Man muß ſie nur nicht mit Dunkelkraft bekämpfen wollen.

Ob Deutſchland ſiegen wird oder die anderen Völker, iſt letzten Endes eine Frage von Dunkel und Licht.

Das iſt wohl das tiefſte Unglück, das unſere Zeit traf: daß die Menſchheit, ins Intellektuelle verrannt, nicht unterſcheiden kann, was ſeeliſche Dunkelkraft, was ſeeliſche Lichtkraft iſt. Daß ſie nicht ſpürt, wenn eine Kraft ſie anrührt, ob es eine reine oder unreine iſt, eine wahrhaftige oder heuchleriſche, Gott oder Teufel. Wie wäre es ſonſt dem Feinde möglich geweſen, die Welt ſo mit Dunkelkräften zu überfluten, ſo mit Lügen zu durchſeuchen?

Nun gilt es, reinſte Wahrhaftigkeit in uns zu erzeugen, als rettende Gegenkraft. Und ſie in das Menſchheitsganze hineinzuwirken.

In unſerem Ich müſſen wir hinabtauchen zum Born der Allkraft und eine neue Wahrhaftigkeit heraufholen. Eine Wahrhaftigkeit, die in dem eigenen Innern und in dem, was von draußen herankommt, unbeſtechlich und unbeirrbar das Echte und Unechte, das Reine und Unreine unmittelbar an ſeiner Berührung erkennt. Und die in der Quelle, dem Ur-Ich-Born, immer neu ſich verjüngt, und ſich kräftigt von Tag zu Tag.

Und dem dämoniſchen Haſſe zur rettenden Gegenwirkung müſſen wir eine neue Liebe erzeugen.

Wer drunten in der Körperwelt zu kämpfen hat gegen den ſichtbaren Feind, der ſoll ſeine Waffe ritterlich brauchen. In geiſtigen Welten aber herrſchen andere Geſetze. Auf Haß darf man nicht mit Haß antworten. Ich weiß, es gibt Deutſche, die verſtehen gar nicht, Deutſchland ſtark zu lieben, wenn ſie nicht England haſſen. Mögen ſie denn in Gottes Namen haſſen! Denn auf das ſtarke Lieben kommt es an. Aber ihr Haß ſchädigt Deutſchland.

In jener Region des Lichts, in der die Entſcheidung fällt, iſt Licht Sieg und Dunkel Hemmung. (Darum wird Deutſchland ſiegen ſchon um der reinen Kräfte willen, mit denen ſeine Diplomatie arbeitet, die in den Künſten lügender Liſt ſo ungeſchickt iſt. Die Schlangenklugheit der Taubenreinheit wird ſie ſchon mit der Zeit lernen. Entſcheidend aber wird, wie echt und wie ſtark die Lichtkraft iſt, mit der ſie zu wirken ſucht.)

Und wie kämpft man gegen den Haß?

Man hole aus dem Born der Allkraft eine ſo reine Liebe, daß man „ich" ſagen lernt in dem Ich des andern, und daß die Schuld des andern die eigene Schuld wird.

Ach! wie ſoll die Schuld der Welt, die immer grauenhafter ſich häuft,

ſich löſen, wenn nicht Menſchen ſind, die in reiner Liebe zu ſühnen beginnen? Wie ſoll die Kette von abrechnender Revancheluſt und ſelbſtiſcher Begierde, die fortwährend Böſes erzeugt, jemals enden, wenn nicht Menſchen ſind, die ſie zerſprengen, weil ſie die Kraft haben, aus gottverjüngtem Willen eine neue Kauſalreihe des fortwirkenden Guten zu beginnen?

„Der nächſte Krieg!" Nein, die Welt des Friedens! Aus der Seele muß ſie geboren werden, eine ganz andere, reinere Welt! Eine neue Erde, die aus dem Weltuntergang langſam heraufſteigt, jung und grün!

Es gibt einen kurzen, jähen Weg, der aus der unfruchtbaren Eiſeshölle des Einzelſeins hinüberführt in den Himmel der ſchaffenden Kraft, die die Welt verwandelt.

So heißt er: Alle Unvollkommenheit der Welt als eigene empfinden! Alle Schuld der Welt in uns ſelber abrechnen, mit dem ſchaffenden All-Ich, Gott.

Wenn fremde Schuld feindlich, dämoniſch an uns herandrängt, ſei es in unſerem Einzelleben, ſei es im Leben des Volkes — nicht mit den Menſchen müſſen wir es abrechnen, die es an uns herantragen; ſie ſind nur ein Werkzeug. Sondern den dunklen Geiſtgewalten ſelber müſſen wir ins Antlitz blicken und begreifen: daß ſie nur deshalb auf Erden ſich austoben können, weil die allgemeine Unvollkommenheit der Werdewelt noch ſo groß iſt! Und nun in uns erzeugen die reinſte Gegenwirkung verwandelnden Lichtes —

Da iſt dann ein tiefes Myſterium zu erleben:

Wenn man fühlt, daß das läuternde Licht wirkungskräftig fließt, und zuerſt das eigene Weſen und Leben durchläutert und durchleuchtet und dann hinausſtrömt und weiter, Werdekraft von ſo neuer ſeliger Reinheit, zu der man nie den Zugang gefunden hätte ohne dieſer Dunkelkraft feindliche Bedrängnis, dann kommt ein Dankgefühl auf gegen dieſe feindliche Bedrängnis! Und man ahnt einen Zuſammenhang: man ſieht im Schaffen Gottes zuſammengehörig als ein Werdeſpiel jenes dämoniſche Lügen und dieſe neue Wahrhaftigkeit, jenen dunklen Haß und dieſe neue Liebe, die ſich daran entzündete; jenen Bann und dieſe gelöſte Werdekraft.

Und man ahnt, in Not und Leiden und ſittlicher Arbeit, das Menſchheits-Ich!

Und ſiehe, den Bruder, der ſchuldvoll und leidend die Bedrängnis an uns herantrug, man ſegnet ihn! Man leidet nicht mehr, man iſt nun ſelig. Und willig ſtellt man die eigene Kraftentfaltung ergänzend und ſühnend neben ſeine Schuld, vor dem abrechnenden Gericht.

Noch tiefer geht es in das Myſterium. Man fühlt, daß man ſie hineinwirken kann, die neue Reinheit, wie eine chemiſche Ergänzung, in die Dunkelkraft, und ſiehe, da löſt ſie ſich. Da wird aus Lüge und

rettender Wahrhaftigkeit eine neue Wahrhaftigkeit von um ſo flammenderer Reinheit! Da wird aus Haß und dankbar entſühnender Liebe eine neue Liebe, die ſtark iſt, die Weltvergletſcherung aufzulöſen und der Menſchheit den Frühling zu bringen! Das Dunkel verwandelt ſich in Licht, das Dämoniſche in Gottheit, das leuchtende Antlitz des allebendigen Gottes geht auf — der auch in Dunkel und Grauen nur das Werdeſpiel ſeiner ſeligen Vollkommenheit feiert!

So haben wir aufzulöſen, hinwegzuarbeiten die dämoniſchen Wogen des Haſſes und der Lüge, und ſie in Werdekraft für die kommende Welt zu verwandeln. — Gott ſegne England! Daß es uns in die ſchaffende Not gebracht! Möge die Werdekraft, die wir daraus erarbeiten, ſo rein und ſiegend ſein, daß ſie, zugerechnet der Schuld des Bruders, ihm Sühne und Erlöſung wird. Möge dies edle germaniſche Volk, erlöſt von der flammernden Gewalt des Geiſtes von unten her, verjüngt in ſeiner ſeeliſchen Kraft, wieder blühen in echtem Schaffen und die Welt bereichern mit Werken der Kultur.

Die ſchaffende Kraft des Menſchen erquillt ihm dort, wo er über ſein einzelnes Leben hinauswächſt und überperſönlich wird. Die ſchöpferiſche Kraft der Völker erwächſt dort, wo das Volks-Ich ſich erweitert und zum Menſchheits-Ich wird.

Überperſönlich aber kann niemand werden, der in ſeinem perſönlichen Sein unkräftig, dürftig, matt und farblos iſt. Kraft und Fülle und Farbe des perſönlichen Lebens muß in uns blühen, und erlöſt ſein von Bann und Zwang, von Unfreiheit und Kleinlichkeit und jeder Sucht und dunkeln Enge. — Zum Menſchheits-Ich kann nicht erwachen, wer nicht ſein Volks-Ich ſtark und feierlich erlebt. Nur *das* Volks-Ich darf es ſich erlauben, zum Menſchheits-Ich ſich zu erweitern, das in heiliger Kraft ſich ſelber fühlt.

So werden wir es ſchaffen. Tauſendfach ſind die Stufen des inneren Lebens. Ein jeder wirke an ſeiner Stelle, nach ſeiner Gabe, redlich und treu. Und fühle ſeine Verantwortung für das Ganze und wiſſe beglückt ſich geborgen in der Zugehörigkeit zu dieſem Ganzen, das auch ſeine Treue notwendig braucht. Und vertraue auf den lebendigen Gott, der durch uns hindurch ſeine Welt ſchafft: die Spiegelung Gottes in der Menſchentat.

Es werden aber die Leiden dieſer Zeit, wenn wir ſie in Frühlingskraft verwandelt haben werden, nicht wert ſein der Herrlichkeit, die dann der Welt aufblühen wird — in den Tagen, die da kommen.

Hermann Barge
Ein philoſophiſches Vermächtnis

In dem Mahnruf, den Mathilde Planck im Novemberheft des Jahres 1916 der „Tat“ an das deutſche Volk ergehen läßt, ſein ſtaatsbürgerliches Pflichtbewußtſein zu vertiefen, nimmt ſie Bezug auf Gedanken und Vorſchläge, die nun ſchon vor 60 Jahren ihr Vater Karl Chriſtian Planck vertreten hat. Es dürfte an der Zeit ſein, auf die wiſſenſchaftlichen Grundlagen und die daraus folgenden Ergebniſſe der Lebensarbeit dieſes bislang nur ſelten beachteten Philoſophen, wie ſie namentlich in ſeinem großen hinterlaſſenen Hauptwerke „Teſtament eines Deutſchen“* niedergelegt ſind, mit Nachdruck hinzuweiſen.

Wie der Krieg uns den Blick geſchärft hat für ungelöſte Widerſprüche, die ſich durch unſer öffentliches Leben ziehen, ſo hat er endlich auch weiteren Kreiſen das Verſtändnis erſchloſſen für die Unzulänglichkeit des Untergrundes, auf dem unſere geſamte nationale Kultur beruhte — ungeachtet ihrer nach außen hin hervortretenden glänzenden Leiſtungsfähigkeit. Gefühlsmäßig hatte ſich ſchon längſt aller derer, welche ſich den Blick für den Sinn des Lebens offen zu halten ſuchten, ein tiefes Ungenügen bemächtigt. Mit Schrecken mußte man wahrnehmen, wie die ſich ſtetig ſteigernde Raſtloſigkeit der Betätigung im wirtſchaftlichen und geiſtigen Leben in ein wachſendes Mißverhältnis geriet zu den ſich daraus ergebenden echten Daſeinswerten. Das Leben drohte ſich in eine Fülle von Beziehungen zu verflüchtigen, die wohl untereinander zuſammenhängende Gruppen bildeten, in ihrer Geſamtheit aber ein Hinſtreben auf einheitliche, über die bisherigen Denkvorausſetzungen hinausweiſende Ziele vermiſſen ließen. Am augenfälligſten trat die Auflöſung aller Normen, die die Lebensführung der Menſchen zu regeln geeignet geweſen wären, in der Unraſt und Unerſättlichkeit der wirtſchaftlichen Gewinnſucht zutage. Auch nachdem die ſchlimmſten Auswüchſe des Frühunternehmertums der Gründerzeit beſeitigt zu ſein ſchienen, wucherte der Geiſt unlauterer Gewinngier bei den Vertretern des Kapitalismus weiter und fand immer neue Schleichwege, auf denen er zur Befriedigung ſeines Profitſtrebens gelangte, zog immer größere Schichten der Nation in den Umkreis ihrer rein ökonomiſchen Denkweiſe hinein. Daß Karl Marx die Arbeiterbewegung in der gleichen, ausſchließlich wirtſchaftlich beſtimmten Gedankenwelt verankerte, ließ es von vornherein als ausſichtslos erſcheinen, daß der Sozialismus zum Träger eines vollwertigen Kulturideals werden konnte. Mit der bloßen Demokratiſierung kapitaliſtiſcher Inſtinkte ließ ſich der Kapi-

* Zweite Ausgabe 1912. Eugen Diederichs, Jena.

talismus nicht innerlich überwinden! Die Ausſicht, einem Zeitalter entgegenzugehen, in welchem alle Menſchen annähernd gleichviel Geld verdienen, gleichviel zu eſſen und zu trinken haben und ſich in gleicher Weiſe amüſieren können, hat wenig Tröſtliches für den, welchem der Aufſtieg der Menſchheit als notwendiges Ziel geſchichtlicher Entwicklung vor Augen ſteht. Ehe nicht die Vorausſetzungen ſozialiſtiſchen Denkens von Grund aus andere geworden ſind als bisher, wird auch alle Sozialpolitik — ſo notwendig ſie an ſich iſt — voll befriedigende Ergebniſſe nicht zeitigen.

Der „Materialismus“ unſerer Zeit war indeſſen nur ein Symptom neben andern für die Gefährdung unſeres Kulturlebens. Sie alle hatten ihre gemeinſame Wurzel in dem Schwinden des Vermögens der Menſchen, die ſie umgebende Wirklichkeit ſchöpferiſch zu bewältigen; in dem analytiſchen Geiſt, der auf die überkommenen hiſtoriſchen Gebilde und Formen, die bislang dem einzelnen Halt zu geben vermochten, einen zerſetzenden Einfluß ausübte, ohne daß er einen neuen Lebensſtil zu erzeugen vermocht hätte. Zum Erſatz dafür ſuchte man Troſt in der Hingabe an das Einzelne und Unmittelbare. Und indem man ſich daran gewöhnte, in den Senſationen und Nützlichkeiten des Augenblicks aufzugehen, verlernte man vollends, ſich auf das Weſen der Dinge zu beſinnen.

Als beharrende Mächte einer früheren Periode haben ſich in unſer Zeitalter im weſentlichen nur die Inſtitutionen der konfeſſionellen Kirchen und des Staates hinübergerettet. Der Umſtand, daß ſie ihre Eigenzwecke nicht dem allgemeinen Wohlfahrtsideale aufgeopfert haben, iſt gewiß nicht gering anzuſchlagen, und von hier aus können ſich bei einer Neugeſtaltung unſerer öffentlichen Verhältniſſe fördernde Anregungen allgemeiner Art ergeben. Aber einen Rückfall in unfruchtbare Romantik würde es doch bedeuten, wenn man von einem Aufgehen in die Ideale, die die gegenwärtigen konfeſſionellen Kirchen und der gegenwärtige (preußiſche) Staat verkörpern, das Heil der Zukunft erwarten wollte. Denn die Formen des kirchlichen und weiter Gebiete des ſtaatlichen Lebens ſind entwicklungsgeſchichtlich überholt und haben ſich überlebt. Nur freilich ſoll man nicht glauben weiterzukommen, wenn man auch ſie in die allgemeine Auflöſung der bindenden Normen mit hineinbezieht — etwa durch den von manchen befürworteten Import weſteuropäiſcher ſtaatlicher Kultur nach Deutſchland.

An einer Stelle ſeines „Teſtamentes eines Deutſchen“ klagt Planck einmal, auf ſeinem Leben und Wirken habe ein vereinter Druck zweier entgegengeſetzter Mächte gelaſtet: „Die Ungunſt und Stumpfheit einer am höchſten Berufe des deutſchen Geiſtes irre gewordenen Zeit“, deren Empirismus der „Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit“ verfallen ſei; und „der Stillſtand einer abſterbenden Theologie und Kirche“, die gegen-

über der materialiſtiſchen Äußerlichkeit der Zeit nur um ſo zäher an überlebten Glaubensformen feſthielte. Es iſt die gleiche Bewußtſeinslage, in der ſich noch heute die Mehrzahl der Gebildeten befindet. Und man wird hinzufügen können, daß es ſich ähnlich verhält mit den Problemen des ſtaatlichen Lebens. Auch hier ſteht den empiriſch-kritiſchen Zerſetzungsneigungen der „Aufgeklärten" — unter denen ſich die Machtlüſternen beſonders hervordrängen, die es nicht erwarten können, das Erbe der entthronten „Junker" anzutreten — die ſtarre Geltendmachung eines Staatsbegriffs gegenüber, deſſen Ausgeſtaltung in die Zeit eines Friedrich Wilhelm I. zurückreicht.

Das Verlangen, ſich aus dieſem Zwieſpalt zu befreien, hat in den letzten Jahren die Sehnſucht nach einer dem Bewußtſein unſerer Zeit genügeleiſtenden einheitlichen Weltanſchauung wachſen laſſen, deren Geſchloſſenheit eine innerlich gefeſtigte Stellungnahme zu den großen Fragen des Lebens gewährleiſtet, auf welche die analytiſche Denkweiſe keine Antwort zu geben vermag. Im Zuſammenhang damit ſteht das Erſtarken einer idealiſtiſch gerichteten Philoſophie, deren Vertreter das Eigenrecht des geiſtigen Lebens gegenüber den empiriſchen Erkenntniſſen der Naturwiſſenſchaft mit Nachdruck betonen. Ihr unbeſtreitbares Verdienſt iſt es, daß ſie, indem ſie auf den Ernſt und die Schwere des geiſtigen Erkenntnisproblems als ſolchen hinwieſen, dem Glauben an die alleinſeligmachende „Wiſſenſchaftlichkeit" der mechaniſtiſchen Naturforſchung den Boden entzogen haben. Dem Denkenden aber konnte nicht verborgen bleiben, daß auf der hier beſchrittenen Bahn eine endgültige Überwindung des Gegenſatzes von Natur und Geiſt nicht zu erreichen ſei. Hat doch die unvereinbare Gegenſätzlichkeit von beiden Heinrich Rickert geradezu zur Grundlage ſeines philoſophiſchen Syſtems gemacht. Solcher Dualismus aber konnte das dem Menſchen innewohnende Bedürfnis, ein einheitliches Weltbild zu gewinnen, nicht befriedigen — ſo wenig auch auf der anderen Seite der naturwiſſenſchaftliche Monismus dem Reichtum der in der Menſchheitsgeſchichte zutage tretenden Geiſtestatſachen gerecht wurde.

Gerade darauf nun beruht der eigenartige Wert der Philoſophie Karl Chriſtian Plancks, daß er nicht nur für Natur und Geiſt ein einheitliches Prinzip des Weltgeſchehens annimmt, ſondern mit ihm auch die Geſamtheit wiſſenſchaftlicher Erfahrungstatſachen — naturwie geiſteswiſſenſchaftlicher — in Einklang zu bringen und daraus für den Menſchen Normen des Handelns abzuleiten ſucht.

Gegen die Grundlagen der Planckſchen Metaphyſik — wie gegen jegliche Metaphyſik überhaupt — werden freilich alle diejenigen, welche an Kantiſcher Erkenntniskritik ihr philoſophiſches Denken geſchult haben, von vornherein Bedenken nicht unterdrücken können. Sie werden einwenden: was auch immer als die das Weltganze beherrſchende Macht

hingeſtellt werde, *nachweisbar* ſei es ja doch nur als ein Beſtandteil unſeres menſchlichen Bewußtſeins, nicht als Wirklichkeit, und den Schritt von den ſubjektiven Bewußtſeinsformen zur Setzung einer objektiven Wirklichkeit werde eine auf Wiſſenſchaftlichkeit Anſpruch erhebende Philoſophie nie unternehmen können. Ob man dieſen Einwand als berechtigt gelten läßt, wird bei dem Einzelnen weſentlich davon abhängen, wie weit ſein Erkenntnisdrang durch die Endergebniſſe des Kantiſchen Kritizismus und ſeiner Fortſetzer befriedigt wird. Für Planck iſt jedenfalls ein Standpunkt unannehmbar, dem gemäß „das *Subjekt*, dieſe innerlich zentrale Einheit, mit *ihrer* Auffaſſungsform die Wirklichkeit erſt zum räumlichen Außereinander und zeitlichen Nacheinander zerlegen und veräußerlichen“ ſoll. Wohl liegt es in der Eigenart menſchlichen Geiſtes begründet, daß er ſich der ihn umgebenden Wirklichkeit bewußt zu werden und damit ihr ſelbſtändig gegenüberzutreten vermag — aber darum hört er doch nicht auf, ſelbſt ein Teil der Wirklichkeit und ihren Geſetzen unterworfen zu ſein.

In der Kantiſchen Denkweiſe glaubt Planck geradezu die letzte Nachwirkung einer „traurig mittelalterlichen Beſchränktheit und Entfremdung des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins“ ſehen zu müſſen, und er ſtellt ihr „den *dichteriſch* großartigen Drang nach voller wahrhafter Natur und das glühende Sehnen nach unverkümmerter, zu ihrer ganzen Schönheit entfalteter Menſchlichkeit“ gegenüber, wie er in Goethes „Fauſt“ zum Ausdruck gelangt.

In der Tat: beharrt die logiſche Erkenntniskritik dabei, die Wirklichkeit ließe ſich wiſſenſchaftlich nicht ergründen, ſo erweiſt ſie ſich eben als unzulänglich, dem menſchlichen Streben nach Erkenntnis Genüge zu leiſten. Und es entſteht die Frage, ob die Philoſophie nicht nach neuen Methoden zu ſuchen hat, mit Hilfe deren ſie eine vollkommenere Deutung des Weltbildes erzielen kann, als es ihr bisher gelungen iſt. Sollte nicht die *Intuition*, der Quell aller großen ſchöpferiſchen Geiſtestaten, auch für das Philoſophieren in Zukunft eine größere Bedeutung erlangen? Man braucht die Intuition in ihrer Anwendung auf die Wiſſenſchaft keineswegs in unvereinbaren Gegenſatz zu dem logiſchen Denken zu bringen: dieſes mag nachträglich prüfen, ob das, was intuitiv als geiſtiger Wert erkannt iſt, einer kritiſchen Betrachtung ſtandhält. Darum vermag die letztere aber doch nicht zu leiſten, was an höheren Wahrheitswerten die auf das alles Teilweſen beherrſchende Ganze gehende intuitive Anſchauung vermittelt.

Planck gewinnt offenkundig ſeinen Weltbegriff durch Intuition. Aber mit der ganzen Gründlichkeit eines deutſchen Gelehrten iſt er bemüht, die Richtigkeit ſeiner Weltanſchauung an den Erfahrungstatſachen des Natur- und Geiſteslebens zu erhärten. Und wenn es ihm auch nicht gelungen iſt, dieſen Einklang reſtlos herzuſtellen, ſo läßt doch ſeine

ſchöpferiſche Gedankenarbeit — wenn ihr nur die genügende Beachtung zuteil wird — eine nachhaltige Befruchtung des Geiſteslebens unſerer Zeit erhoffen.

Als das Grundverhältnis aller Wirklichkeit bezeichnet Planck „das reine Ineinanderwirken der Teile, ihre reine innerliche Einheit mit dem Ganzen". Dieſes Geſetz des Bezogenſeins der Teile auf das Ganze gilt für alle Stufen der Weltentwicklung, für das Natur- wie für das Geiſtesleben. Die Wärme und das Licht zeugen dafür, daß vom erſten Urſprung der Dinge an die Teile kein beziehungsloſes Fürſichſein ſind und ſich nicht ſelbſtiſch kalt und finſter gegeneinander verhalten. Das erſte Grundverhältnis der Dinge iſt ſchon „das triumphierende Abbild der lauteren, ſelbſtloſen Liebe und der erkennenden Klarheit, mit welcher der Geiſt Welt und Menſchheit zu umfaſſen beſtimmt iſt". Aber freilich iſt mit dem Begriff des Ineinanderwirkens nur erſt der allgemeinſte Grundcharakter der Wirklichkeit gekennzeichnet. Die Zuſammenfaſſung der Teile muß unvollkommen bleiben, ſolange ſie — obſchon aufeinander bezogen — doch ein im übrigen nicht abgeſtuftes Nebeneinander licht- und wärmedurchfluteter Weſenheiten darſtellen. Die Verinnerlichung der Beziehung der Teile aufeinander wird erſt ermöglicht durch ihre „rein nach innen oder zum Zentrum hinführende Zuſammenfaſſung", d. h. durch „die ſelbſtändig innerliche Einheit und Konzentrierung", im Gegenſatz zur urſprünglichen, noch unmittelbar in den ganzen Umkreis hinausbezogenen. Im Weſen dieſer zentralen, ſelbſtändig innerlichen Zuſammenfaſſung aber liegt es, daß ſie ſich nur durch die ſelbſtändige Ausſcheidung aus dem Urkörper verwirklichen kann. „Es iſt wie bei einer Geburt, wo weder der hervorbringende mütterliche Organismus das ſelbſtändig neue Zentrum mehr zu ertragen vermag, noch umgekehrt dieſes die unſelbſtändige Befaſſung im Mutterſchoß."

Damit aber ſtehen wir vor der Entſtehung der individuellen Exiſtenzform, dem, was eine frühere Philoſophie als das principium individuationis bezeichnet hatte. Ausſchlaggebend für die Auffaſſung Plancks von aller Individualität iſt, daß ſie für ihn wohl jederzeit eine Ausſcheidung aus dem jeweiligen Zuſtande des Weltganzen bedeutet, daß ihre tiefſte Verurſachung aber nicht in dem Streben nach Abſonderung, ſondern in der Ermöglichung einer innigeren Bezogenheit der Teile zum Ganzen, ihres geſteigerten Zuſammenwirkens zu ſuchen iſt. Nur ſolange die Individualität dieſen Zweck erfüllt, beſitzt ſie Daſeinsberechtigung. Sind die ihr innewohnenden Kräfte, die einer ſteigenden Verinnerlichung und Zuſammenfaſſung im Verhältnis der Teile zueinander dienen, verbraucht, ſo hat ſie neuen und höheren individuellen Daſeinsformen Platz zu machen.

Von hier aus gelangt Planck zum Aufbau eines Weltbildes, dem nie-

mand Großzügigkeit wird abſprechen können. Von der Urform der Wirklichkeit, dem reinen Ineinanderwirken der Teile, ausgehend, legt er dar, wie die Geburt immer neuer Zentren gleichzeitig die Ausſcheidung immer neuer individueller Daſeinsformen im Gefolge hat; wie dieſen zwar ſchließlich das Schickſal der Erſchöpfung, Erſtarrung, des Todes beſchieden, wie ohne ſie aber die Vollendung der höchſten Ziele, der das Weltganze und damit auch die in dasſelbe eingeſchloſſene Menſchheit zuſtrebt, undenkbar iſt.

Wir verſagen es uns, im einzelnen darauf einzugehen, wie Planck den Prozeß wachſender Gliederung des Naturganzen von der beſtimmungsloſen Urform alles Seins an bis hin zur Entſtehung des Menſchen ſchildert. Der Geſamteindruck, den man von dieſen Ausführungen erhält, iſt, daß hier eine glückliche Verbindung philoſophiſcher Spekulation mit echter Forſcherarbeit vorliegt. Man erkennt: einen großen Teil ſeiner wiſſenſchaftlichen Lebensarbeit hat Planck darauf verwandt, geſicherte Grundlagen für ſeine Naturphiloſophie zu gewinnen. Und eben darum, weil er ſie durch Erfahrungstatſachen zu ſtützen ſucht, iſt er imſtande, voreiligen Verallgemeinerungen und Schlußfolgerungen eines anmaßlichen Empirismus entgegenzutreten und von ſich aus der Naturforſchung neue Ziele zu weiſen. Scharf ins Gericht geht er mit jener Neigung der Zeit, „Geiſtiges und Sinnliches durcheinander zu wirren und darin den Menſchen fälſchlich mit dem Tiere zuſammenzuſtellen". Die Dinge auf den Kopf ſtellt, wer durch das Dogma der „Anpaſſung" die Entſtehung des Organiſchen aus dem Anorganiſchen, des Geiſtigen aus dem Organiſchen zu erklären ſucht! Einer eindringlichen Betrachtung erſcheint es als widerſinnig, „in der ſchon ganz beſtimmten und in ihre beſchränkte Stufe hineingebannten erſten und niederſten Form die zentrale Anlage zu den weit höheren liegen zu ſehen". Auch von einer nur allmählichen — eben durch die angebliche „Anpaſſung" bedingten — Umbildung zu einer neuen Hauptſtufe kann nicht die Rede ſein. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß ein neues Zentrum bei ſeiner Entſtehung mit nichten an den durch peripheriſche Einflüſſe zu höchſt möglicher Vollkommenheit entwickelten vorausgegangenen Typus anknüpft, ſondern als ein neues Geſtaltungsprinzip in die Erſcheinung tritt: zunächſt noch ungegliedert, gleichſam als bloße Anlage, dann ſich allmählich differenzierend, bis ſchließlich der neue Typus zu ſeiner Vollkommenheit gelangt iſt und damit den Kreis ſeiner Funktionen vollendet hat, ſo daß er nun abgelöſt bzw. weitergeführt wird wiederum durch einen neuen Typus mit neuem Zentralorgan, an welchem ſich auf einer höheren Stufe der geſchilderte Entwicklungsakt wiederholt. So beweiſt die Übereinſtimmung im anatomiſchen Bau zwiſchen Affe und Menſch nur, daß der Menſch nach ſeiner tieriſch-ſinnlichen Seite bereits im Affen präformiert geweſen iſt; ſie beſagt aber

ſchlechterdings nichts dafür, daß er von ihm ſeinen Urſprung genommen habe. Der Widerſinn dieſer Annahme erklärt ſich nur daraus, daß man ſich das Verhältnis „der geiſtig menſchlichen Organiſation und ihres pſychiſchen Weſens zur bloß tieriſchen noch gar nicht klar gemacht hatte".

Erſt im Menſchen nun ſind die entgegengeſetzten Pole alles Daſeins, „die volle innerliche Einheit mit dem Ganzen der Dinge, und wiederum die vollendete ſelbſtändig innerliche Abſcheidung von ihm, das vollendet Individuelle", vereinigt. Das Werden der Menſchheit unterliegt nach Planck dem gleichen Grundgeſetze, wie dem der Natur, d. h. der Fortſchritt in der Geſchichte vollzieht ſich in der Bildung immer neuer Zentren, welcher jedesmal die individuelle Ausgeſtaltung der durch die neue zentrale Beſtimmtheit verkörperten Weſensform nachfolgt. Aber ihren ſelbſtändigen Inhalt erhält die Menſchheitsgeſchichte dadurch, daß das dem Menſchen ſeine Eigenart verleihende Weſen, ſein geiſtig-ſittliches Bewußtſein, von dem Weſen aller unter ihm ſtehenden anorganiſchen und organiſchen Daſeinsformen grundſätzlich verſchieden iſt.

An der Entwicklung des religiöſen Bewußtſeins ſucht Planck ausführlicher nachzuweiſen, wie im einzelnen der Menſchheitsprozeß verlaufen iſt. Urſprünglich erſtreckt ſich das Bewußtſein des Menſchen nur erſt auf ſeine natürlichen Bedürfniſſe; es erhält dadurch einen noch ganz unfreien Zug und ſtellt ſich dar als reine Abhängigkeit vom Naturganzen. Demgemäß iſt für den Menſchen die natürliche Ordnung der ihn umgebenden Dinge mit der für ſeinen Willen gültigen aufs engſte verſchlungen. Von dem Augenblick an aber, da er der Selbſtändigkeit ſeines Willens gegenüber ſeiner Umgebung gewiß wird, iſt dieſe Einheit gebrochen. Er fängt an, die Naturmächte darauf hin zu prüfen, inwiefern ſie ſein eigenes Daſein zu fördern oder zu hemmen geeignet ſind. Da ihm die Kenntnis der Naturgeſetze noch fremd iſt, vermag er in jenen fördernden und hemmenden Kräften nur den Ausfluß übernatürlicher Willensmächte zu ſehen: es erfolgte erſtmalig eine idealiſtiſche Entfremdung des Menſchen von der Natur.

Eine Stufe höher führt den Menſchen die Erkenntnis von der inneren Entzweiung und Nichtigkeit ſeines eigenen natürlichen Zweckes. Sie leitet ihn zu dem Bewußtſein hin, „daß ein über den natürlichen Inhalt und über den eigenen endlichen Zweck des Menſchen erhabener und ſo unbedingt mit ſich einiger Wille das höhere Geſetz der Dinge ſei". Gemäß den geiſtigen Vorausſetzungen aber, unter welchen die Menſchheit ſteht, konnte ihr die neue Einſicht zunächſt und auf lange hinaus „nur in der Form einer jenſeitigen und unbedingten Macht, durch welche die Naturordnung ſelbſt erſt geſetzt wird, offenbar werden". Am ſchroffſten iſt dieſe Gegenüberſtellung von Gott und Welt in dem jüdiſchen Moſaismus zum Ausdruck gebracht. Gerade darum

aber führte er dazu, „daß das unmittelbar natürliche Zweckbewußtſein und *menſchliche* Bewußtſein *für ſich ſelbſt* von jenem höheren göttlichen Zwecke *noch getrennt*“ blieb. Phariſäiſche Geſetzlichkeit vermochte dieſe Kluft nicht zu überbrücken.

Jeſus war es, welcher der Menſchheit die Erkenntnis vermittelte, daß es unmöglich ſei, zweien Herren zu dienen. Indem er die *reine und ungeteilte Hingabe an den göttlichen Zweck ſelbſt* predigte, hob er „die Wurzel jüdiſch nationalen Weſens und ſeiner Verkehrtheit“ auf. Freilich entwertete er gleichzeitig die natürlichen Daſeinsformen bis zu dem Grade, daß er ihre baldige Auflöſung gekommen glaubte, weshalb es ſich für ihn gar nicht zu lohnen ſchien, den höchſten Daſeinszweck zu dem rechtlichen und bürgerlichen Gebiet und damit zu all den mannigfaltigen Aufgaben des menſchlichen und natürlichen Daſeins in Beziehung zu ſetzen. Da nun aber den Bedürfniſſen der Wirklichkeit doch Genüge getan werden mußte, geſchah es, daß ſchließlich ſich das natürliche Recht neben dem göttlichen wieder durchſetzte. Gerade die *einſeitige* Hinkehrung zum geiſtig ſittlichen Zentrum bewirkte, daß „in erneuter, höherer und umfaſſenderer Form jener unwahre altteſtamentliche Dualismus, das einſeitige und auseinanderfallende bloße Nebeneinander des geiſtig göttlichen Zweckes und der natürlichen Bildungsgebiete“ aufs neue in die Erſcheinung trat. An dieſem Zwieſpalt krankt nach Planck die Menſchheit bis in unſere Tage. Er ſucht ihn aufzudecken an allen Erſcheinungen des mittelalterlichen und modernen Kulturlebens. Entweder ſpricht aus ihnen ein der Welt entfremdeter Geiſt — ſo in den Erzeugniſſen der Gotik — oder eine einſeitige Verweltlichung und Veräußerlichung — ſo in den Schöpfungen der Renaiſſance. Ziel der *künftigen* Entwicklung muß es ſein, „daß der ſittlich geiſtige Zweck (oder das religiöſe Zentrum) ſich ſelbſt mit den reinen Naturbedingungen alles Seins und mit den natürlichen Aufgaben echt menſchlicher Bildung ergänzt und einigt, daß es mit Überwindung ſeiner idealiſtiſchen Einſeitigkeit in der reinen Natur ſelbſt den innerlich zentralen und univerſellen Grund des Geiſtes erkennen lernt und damit erſt zur wahren organiſchen Durchdringung und weihenden Vergeiſtigung des ganzen natürlichen Daſeins wird“.

Der Anſchauung Plancks vom Gange der Menſchheitsgeſchichte, die wir in kurzen Strichen wiederzugeben verſucht haben, ſtehen wir, ohne die Fruchtbarkeit ſeiner Grundanſchauungen zu verkennen, doch nicht ohne Vorbehalte im einzelnen gegenüber. Man wird ſagen können, daß ſeine geſchichtsphiloſophiſchen Ausführungen von Schematismus nicht frei ſind: Planck gerät gelegentlich in Gefahr, der dogmatiſchen Denkweiſe, der er ſo rückhaltlos den Krieg erklärt, ſelbſt zu verfallen. Wie der heilige Auguſtin die Tugenden der heidniſchen Römer lediglich für „glänzende Laſter“ erklärte, ſo erſcheint bei Planck die ganze Menſch-

heitsgeſchichte als eine fortlaufende Folge menſchlicher Unzulänglichkeiten: erſt die Zukunft ſoll die Vollkommenheit bringen. Wollte man Planck Glauben ſchenken, ſo wäre ſeit dem Aufkommen des Chriſtentums überhaupt kein geſchichtlicher Fortſchritt grundſätzlicher Art erzielt worden. Gegen ſolche Auffaſſung ſträubt ſich das geſunde Gefühl des hiſtoriſch Denkenden, dem alles urſprüngliche geſchichtliche Leben heilig iſt. Als ob dieſes nicht, auch ſo weit es für uns quellenmäßig zu ergründen iſt — um in Planckſcher Ausdrucksweiſe zu reden —, ſich in der Bildung immer neuer Zentren und im Gefolge davon in immer neuen individuellen Ausſtrahlungen Bahn gebrochen hätte, ein Gebilde das andere ablöſend und jedes einzelne Gebilde ein notwendiges Glied in der Kette der Weltgeſchehniſſe! Insbeſondere kommen in der Planckſchen Geſchichtskonſtruktion die individuellen Daſeinsformen und nicht zuletzt die großen perſönlichen Individualitäten zu kurz — im Widerſpruch zu der hohen Wertung, die Planck dem Individuellen in ſeinem Syſteme grundſätzlich zuweiſt. Der Philoſoph hätte ſich nichts vergeben, wenn er in ehrfurchtsvoller Ergriffenheit vor den erhabenen Leiſtungen der großen, ſchöpferiſchen Künſtlerperſönlichkeiten geſtanden — oder ſein Unvermögen zugegeben hätte, in das Weſen künſtleriſchen Schaffens einzudringen, anſtatt ſchulmeiſterlich zu konſtatieren, daß Rafaels Gemälde zwar religiöſe Innerlichkeit offenbarten, aber „dem andern Elemente, der ſinnlich ſchönen Naturform," fremd blieben; daß Michelangelo umgekehrt die Steigerung der ſinnlichen Form und natürlichen Erſcheinung zu weit triebe; daß auch Mozarts und Beethovens Muſik „das beſchränkt Individuelle dieſer beſonderen Perſönlichkeit" an ſich trage.

Und doch, trotz allem, kann gerade der Hiſtoriker, ſofern er über die Betrachtung der geſchichtlichen Einzelvorgänge hinaus zu einer Geſamtauffaſſung vom Werden der Menſchheit gelangen will, dem philoſophiſchen Syſteme Plancks die wertvollſten Anregungen entnehmen. Die bislang herrſchende, in Hegel wurzelnde Geſchichtsanſchauung Leopold von Rankes, der noch heute die Hauptvertreter der geſchichtlichen Wiſſenſchaft zugetan ſind, krankt an der Einſeitigkeit, den äußeren Erfolg zum alleinigen Maßſtab der Dinge zu nehmen, ihn zu vergöttern, ja zu vergotten. Macht man ſich den tiefſinnigen Grundgedanken der Planckſchen Philoſophie zu eigen, ſo wird man in den Stand geſetzt ſein — wozu man bislang nicht legitimiert war —, Symptome der Erſtarrung und des Verfalls bei Perſönlichkeiten und Einrichtungen auch dann feſtzuſtellen, wenn ſie ſich gegenüber vorwärtsdrängenden Tendenzen — äußerlich angeſehen — ſiegreich behauptet haben. Kann doch ein neues Zentrum geſchichtlichen Werdens ſchon im Aufkeimen begriffen ſein, während gleichzeitig noch in der Macht die Vertreter einer vorangegangenen Gedankenwelt ſitzen, welche ſich zu reicher, individueller Man-

nigfaltigkeit entwickelt hat — und doch ſchon den Keim des Todes in ſich trägt. Für den Hiſtoriker würde ſich daraus die Deviſe ergeben, es nicht — wie bisher — mit den jeweiligen Machthabern zu halten, ſondern mit den zielweiſenden Ideen und ihren Trägern — auch wenn dieſe zu Märtyrern ihrer Ideen geworden ſind.

Endlich vermag — und damit greifen wir auf den Ausgangspunkt unſerer Darlegungen zurück — die Einheitlichkeit der Planckſchen Philoſophie auch dem Gegenwartsmenſchen in ſeinem Verhalten gegenüber den an ihn herantretenden praktiſchen Aufgaben innere Feſtigkeit und Sicherheit zu verleihen. Die Zerriſſenheit der modernen Kulturtendenzen iſt letztlich darin begründet, daß ihnen die Beziehung auf ein gemeinſames Zentrum verloren gegangen iſt: die Abſonderung der individuellen Teilformen vom Ganzen war vor dem Kriege ſo weit gediehen, daß ein unmittelbarer Ausweg aus der Wirrnis undenkbar ſchien. Nun werden wir durch Planck belehrt, daß ſolche Vereinzelung und Verzettelung, obgleich ſie ſich oft genug für echte Wiſſenſchaft, wahres Künſtlertum, geſteigerte Lebenskunſt ausgab, ſich philoſophiſch angeſehen als ein Zuſtand der Unvollkommenheit und Auflöſung darſtellt. Freilich nicht als ein dauernder Zuſtand! Denn die Bildung eines neuen Lebenszentrums wird neue Kräfte in Bewegung ſetzen und dem Menſchendaſein einen neuen Inhalt geben!

Daß ein *Krieg* jene zentrale Zuſammenfaſſung herbeiführen oder beſchleunigen könne, entſpricht nicht eigentlich Plancks Auffaſſung. In dem Bilde, das er am Ende ſeines „Teſtamentes" von der Zukunft der Menſchheit entwirft, ſtellt er den Krieg nur als einen Ausdruck „der traurigen Unvollſtändigkeit" des Rechtsbewußtſeins der Völker hin. Überhaupt geht es ihm wie allen bedingungsloſen Verehrern des Humanitätsideals: es überwiegen bei ihm die weichen und verſöhnlichen Züge gegenüber den herben und kraftvollen. Und darum auch der Gedanke der internationalen Verſtändigung gegenüber dem der Selbſtbehauptung des nationalen Volksſtaates. Bei ſeiner Ablehnung des Krieges und des Nationalſtaates ſpielt wohl außerdem noch das partikulariſtiſche Proteſtlertum des Süddeutſchen mit, der ſich mit der unter Preußens Führung vollzogenen Reichsgründung nicht auszuſöhnen vermochte.

Mag's drum ſein! Wir wollen deshalb mit Planck nicht rechten. Nicht in der Art, wie er die Löſung konkreter geſchichtlicher Aufgaben in Angriff nimmt, ſehen wir ſeine Stärke (und die des Philoſophen überhaupt), ſondern in ſeinem ſchöpferiſchen Vermögen, allgemeine Geſetze des Weltgeſchehens aufzudecken. Sie für unſere Lebensgeſtaltung fruchtbar zu machen, bleibt uns unbenommen, auch wenn ſich unſere Auffaſſung über die Mächte, die unſer gegenwärtiges Daſein beherrſchen, im einzelnen nicht mit der des Philoſophen deckt.

André Jolles / Von der niederdeutſchen Wahlverwandtſchaft

I

Alſo, lieber und ſehr verehrter Freund, man fängt an, ſich in Deutſchland für flämiſche und holländiſche Sprache und Literatur zu intereſſieren? Das wäre keineswegs die ſchlechteſte Folge des Krieges. Und Sie meinen, eine kleine Orientierung wäre da nicht überflüſſig? Vielleicht haben Sie recht. Auch ich habe mit etwas Staunen und einigem Schmunzeln geſehen, wie bekannte Dichter und angeſehene Verleger vor dieſer fremden Sprache ſtanden wie ... sit venia verbo die Kuh vor dem neuen Tor. So ganz einfach iſt es nicht, aber man kann es verſuchen.

Sie kannten doch Amſterdam? Kannten Sie auch die Fremden, die ſich mit oder ohne Baedecker der Reihe nach das alte Rathaus, die neue Börſe, das Reichsmuſeum, Rembrandts Haus und ſonſt noch einiges anſahen, ſich dann in einem Wagen durch Vondelpark und Judenviertel fahren ließen, auch wohl mal einen Spaziergang den „Grachten" entlang machten, und nachdem das glücklich erledigt war, nach Hauſe zurückkehrten, um dort an Hand eines Anſichtskartenalbums von ihren Eindrücken zu erzählen?

Weiß der Himmel, ich beabſichtige nicht, die geſchmackloſen Anekdoten über oberflächliche Reiſende noch einmal aufzuwärmen. Ich weiß aus Erfahrung, daß es kein Kleines iſt, die Seele einer Stadt, wenn man ſie als Fremder beſucht, gleich kennen zu lernen. Und je mehr Städte man kurz nacheinander bereiſt, um ſo ſchwieriger wird es — können Sie ſich einen Mann vorſtellen, der in drei ſich folgenden Wochen dreimal eine neue Freundſchaft ſchlöſſe? Nein, nicht wahr? Höchſtens drei Liebeleien! So kann man auch in kurzer Zeit mit mehreren Städten liebeln. Aber bei ſolchen Geſchichten iſt das Herz wenig beteiligt, und darauf kommt es bei Menſchen und bei Städten an.

Aber wir wollten über holländiſche Literatur reden, und ich bin emſig dabei, Ihnen etwas über unſere Städte zu ſchreiben. Das iſt es eben — ſobald ich verſuche, meine Gedanken auf unſere Dichtkunſt zu richten, taucht die holländiſche Baukunſt auf. Es war eine ſonderbare Beſchränktheit der wiſſenſchaftlichen Bureaukratie, als ſie jenen dicken Linealſtrich zog, durch den Architektur, Malerei und Plaſtik auf die eine, und Dichtkunſt und Muſik auf die andere Seite geſtellt wurden. Der arme Tanz kam bei der Gelegenheit ganz um ſeinen Platz. Ich brauche doch notwendig Pindars Oden und Metren, um die Einzelheiten und Verhältniſſe eines Tempelgebälks zu erklären, und Vredeman de Vries, um die Sprache der Rhetoriker zu deuten: Ich verſtehe Prima-

ticcio ebenſowenig ohne Arioſt, wie Racine ohne die Bauten Ludwigs XIV. Um von der Ornamentik ganz zu ſchweigen — wer glaubt, das Ornament in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu kennen, ohne Mozart zu lieben, irrt ſich, und wer bei manchem Louiſeize-Möbel nicht „tempo di menuetto“ gemunkelt hat, den begrüßt man ungern als Kollegen. Alſo — Sie werden verzeihen!

2

Selbſt wenn man aufmerkſam und gewiſſenhaft die Sehenswürdigkeiten einer Stadt nacheinander betrachtet, bekommt man kein Bild von dem, was wir ſoeben die Seele nannten — das Weſen wäre ein ebenſo guter Ausdruck geweſen. Es wird wohl überall ſo ſein, aber doch ganz beſonders in Holland. Man muß in dieſem Lande Tage und Wochen herumgelaufen ſein, um es zu verſtehen. Was aus dem tiefſten Innern eines ganzen Volkes langſam emporgewachſen iſt, begreift kein Fremder in wenigen Stunden, und wäre er ein Genie. Man muß die alten Häuſer drohend und heiter geſehen haben und von den Türmen die Glockenſtimmen verzweifelt, beruhigend oder voller Glauben an die Zukunft haben erklingen hören; man muß wiſſen, wie herausfordernd und wie mild die Sonne eine Wieſe berühren kann und die Gnade und den Jammer eines Hausgiebels kennen. Tod und Leben, Liebe und Enttäuſchung müſſen ſich mit den Märkten und Straßen verbinden, Nächte müſſen ihre finſteren Wolken darüber gejagt und die aufgehende Sonne ſie mit Wein übergoſſen haben. Und dann . . .

Aber mit der Dichtkunſt iſt es das Gleiche. So wenig die Summe der Sehenswürdigkeiten das Weſen der Stadt ausmacht, ſo wenig bilden die im einzelnen wohl geleſenen und verſtandenen Werke der Dichter und Proſaſchriftſteller einer Epoche oder eines Volkes zuſammen eine Summe, die man Sprache nennen kann. Ich warne davor, das Studium einer Sprache mit der Lektüre eines großen Dichters zu beginnen. Gewiß, es ſteckt in manchem Dichter ſo viel, daß wir uns mit einem Teil begnügen können — ſo wie die Betrachtung einer einzelnen Kirche uns ſo erfüllen kann, daß wir glauben, unſer Gemüt hiermit geſättigt zu haben — aber ſolche Einzelbeluſtigungen wiegen die hieraus entſtehende Gefahr nicht auf. Gefahr für uns, Gefahr für andere, denen wir unſere Beobachtungen mitteilen.

Unſer Geſchmack iſt in uns. Gebildet ſeit unſerer Kindheit aus tauſend mit dem Gang unſeres Lebens zuſammenhängenden Elementen, iſt er ein Organ geworden. Mit dieſem Organ treten wir an das Neue heran, mit ihm meſſen und ſchätzen wir es. Die Totalität unſerer bisherigen Schönheitserfahrungen bildet die Wage für die kommenden. Aber eins iſt hierbei unerläßlich: bis zu unſerem Lebensende müſſen nach jeder Betrachtung einer neuen Schönheit die Fähigkeiten unſeres Geſchmackes ſich erweitert und veredelt haben. Bleibt dieſes aus, ſo

ſind wir auf dem Holzweg. Denn dieſes Geſchmacksorgan bekommt auf die Dauer ſeine Eigenheiten. Oft iſt es geneigt, einem neuen Kunſtwerk nur das zu entnehmen, was es ſelbſt ſchon beſaß, oft auch ergeht es ſich in ſtaunender Bewunderung über äußerliche Schnörkel, die neu erſcheinen, aber zum Kern der Kunſt in keiner tieferen Beziehung ſtehen. Es kann ſich wie ein närriſcher Hund um ſeinen eigenen Schwanz drehen und wie eine diebiſche Elſter nur das Glitzernde ſuchen. Faulheit und Snobismus bilden nicht gerade Erweiterung und Veredelung. Es herrſcht ein unentrinnbarer Ausgleich, erbarmungslos wie die Schickſalswage: wenn wir ein Kunſtwerk in dieſer oder in irgendeiner Weiſe verkennen, erweitert ſich unſer Geſchmack nicht — hat unſer Geſchmack ſich nach der Betrachtung der Schönheit nicht veredelt, ſo haben wir ſie verkannt.

Dieſe Gefahr laufen wir, wenn wir, ſtatt nach dem Weſen der Sprache zu forſchen, bei der Literatur der großen Künſtler anfangen. Deshalb ſind Blumenleſen der Beſten vom Übel. Es klingt ſo einfach, wenn man ſagt: man muß die Sprache verſtehen, um einen großen Dichter erfaſſen zu können und den Künſtler aus der Kultur verſtehen, aber in Wirklichkeit verſuchen die meiſten den umgekehrten Weg. Veranſtalten Sie einmal eine Umfrage, für wie viele ſogenannte Kunſtkenner die Hochrenaiſſance aus Raffael und Michelangelo beſteht und die holländiſche Kultur des 17. Jahrhunderts aus Rembrandt, Hals und einigen ſogenannten Kleinmeiſtern. Gerade weil der große Künſtler ſo vielerlei gibt, begnügt ſich unſer Geſchmack damit, nur einen Teil zu wählen; gerade wenn ein Dichter allſeitig iſt, bietet er Faulheit und Snobismus den gewünſchten Raum. Dem Übermaß gegenüber iſt die Gefahr der Verkümmerung am größten.

Bei aller Anerkennung für die Begabung und den Fleiß, mit denen ſich deutſche Schönheitsſucher und Wiſſenſchaftler ſeit Anfang des Krieges auf die Kunſt und Kultur dieſes beſetzten Landes geſtürzt haben — ich glaube, daß ſie ihre Zeit und Kraft beſſer verwenden konnten. Sie greifen nach Sehenswürdigkeiten. Sie finden das, was ſie längſt beſaßen. Sie verſtehen das Volk ſo, wie ſie es verſtehen wollen und nicht, wie es gekannt ſein will. Nicht ohne Lächeln wird mancher niederländiſche Dichter — wir wollen Flamen und Holländer ſo zuſammenfaſſen — feſtgeſtellt haben, daß die Deutſchen dabei ſind, ſeine Kunſt zu „entdecken". Sein Lächeln bekam vielleicht etwas Grauſames, wenn er nebenbei empfand, daß ſeine innere Kraft, das, worauf er ſeine Kunſt baute, trotzdem gründlich verkannt wird.

3

Wollen wir zu Amſterdam zurückkehren? Auf den Märkten und Plätzen ſtehen die Kirchen und Türme von Hendrik de Keyſer oder wie die Baumeiſter des 17. Jahrhunderts ſonſt heißen: die Weſtkirche, die Nordkirche, die Alte, die Münze und die vielen anderen. Auf

dem „Dam" erhebt ſich das alte Rathaus von Jakob von Campen, das die Zeitgenoſſen das achte Weltwunder nannten. Aber dieſe alle ſind gewachſen aus den Bürgerwohnungen, aus den Fleiſcher- und Krämerläden, aus Packhäuſern und Scheunen am Hafen. Und dieſe entſtanden wieder nicht ohne den Einfluß einer ebenſo überzeugten wie umſichtigen Auffaſſung eines ganzen Stadtplans. In Kunſt und Weisheit der Architekten ſpiegelt ſich das Gemüt eines freien Bürgertums. Es ſind Gottes- und Magiſtratshäuſer eines ziel- und ſelbſtbewußten Volkes. Beſitzt dieſes große Künſtler — ſchon gut, es wird ſie zu beſchäftigen wiſſen, an Aufgaben fehlt es nimmer. Beſitzt es zufällig keine — ſchadet auch nicht; es hat dafür Tiſchler, Maurer, Handwerker, die ihr Fach in allen Teilen verſtehen, und es beſitzt ſein eigenes unfehlbares Wiſſen über Bau und Einrichtung einer Wohnung. Jeder Bürger iſt ſein eigener Baumeiſter. Die Hausfrau läßt ſich vom Fiſchweib keinen faulen Schellfiſch in die Hände ſpielen und der Hausherr fällt weder auf minderwertigen Backſtein noch auf einen unzweckmäßigen Grundriß herein. Der Beweis? Man ſehe ſich die Wohnhäuſer des 18. Jahrhunderts an. Die große Kunſt hatte aufgehört, die Malerei war am Verblühen, die Literatur hatte, wie uns die Handbücher erzählen, einen Tiefſtand erreicht — alles wohl möglich, aber dennoch blieben trotz dieſes Kummers die Wohnungen von einer unbeſchränkten Sicherheit und machen in ihrer ſtattlichen, aber einfachen Würde den beſten Teil der Grachten aus. Was wir hier Stil nennen möchten, ſtammt nicht aus der „hohen" Kunſt, ſondern aus dem gediegenen Durchſchnittsgedanken einer geſamten Bevölkerung. Man nehme ſämtliche Monumentalbauten aus Amſterdam weg, und die Stadt wird trotzdem ihren Charakter nicht verlieren.

Man nehme die ſämtlichen großen Poeten aus der niederländiſchen Dichtkunſt weg, und die Literatur wird trotzdem ihren Charakter behalten. Denn auch die holländiſche Literatur iſt von der hohen Kunſt unabhängig und der Ausdruck gediegener Durchſchnittsgedanken einer geſamten Bevölkerung.

Aber, was für ein Ausdruck! War es nicht immer das Kennzeichen des Niederländers, daß er, wo er etwas zu ſagen hatte, ſei es in der Kunſt oder Wiſſenſchaft, in Malerei oder Architektur, ſchnell und leicht zu einer kerngeſunden, klaren Ausdrucksweiſe kam? Vielleicht ſind erhabene Gedanken bei ihm eine Seltenheit, aber gewiß iſt die geläufige Beherrſchung ſeiner eigenen Formſprache Allgemeingut. Die Zahl der großen Geiſter mag im Verhältnis zu anderen Völkern klein ſein — die Zahl ſolcher, die ſich mühelos über das Mittelmaß anderer Völker erheben, iſt unbeſchränkt. Es iſt, als ob für den Niederländer, der einmal mit ſeinen unbefangenen Sinnen und ſeinem unſentimentalen Verſtande etwas aufgenommen hat, weiter bei der Wiedergabe keine Hem-

mungen beſtehen — er kommt, ſieht ... und findet den richtigen Ausdruck.

So iſt es van Eyck ergangen. Als halb Europa über das Problem einer vom Mittelalter zu löſenden Malerei, in der doch wahre Frömmigkeit ſich äußern konnte, ſich abquälte, erſchien er, um im Handumdrehen das Wunder der Selbſtverſtändlichkeit zu vollbringen. Man vergleiche einmal Meiſter Lukas mit Albrecht Dürer. Was Tiefe des Gemütes betrifft, kann ſich der Leidener mit dem Nürnberger nicht meſſen, eine Melancholia oder Ritter Tod und Teufel wollen wir von ihm nicht erwarten — aber wie ſpielend leicht erreicht er alles, womit gerade Dürer ſich plagt; wie ſtaunenswert iſt ſein natürlicher Schwung gegenüber dem mühſamen Grübeln des anderen. Nimmt man Rembrandt aus, ſo wird man die Malerei des 17. Jahrhunders ihres Inhaltes wegen nicht zu beloben brauchen — aber wo ward je von Bauern und Kleinbürgern, von Wirtshausbeſitzern, Weinruderern und Vagabunden eine ſo ſaubere, ehrliche Malerſprache geredet, ſo gelenkig, ſo unvermittelt, von einer ſo elementaren Zutreffendheit?

4

Flandern und Holland haben ihre Dichter gehabt — ihre großen Dichter. Im Mittelalter: Maerlant, in der ſpäten Renaiſſance: Hooft und Vondel, im 19. Jahrhundert: Potgieter, Gezelle und Verwey. Aber ſie ſind kaum gekannt und von einem Einfluß ihrerſeits auf die europäiſche Dichtkunſt iſt nie die Rede geweſen. Sie halten einen Vergleich mit ihren Zeitgenoſſen in den ſonſtigen Ländern gar wohl aus, aber die Ausländer, die ihretwegen die niederländiſche Sprache gelernt haben, laſſen ſich an den Fingern abzählen. Ohne eine Sünde gegen den Heiligen Geiſt der Dankbarkeit und der Pietät zu begehen, können wir ſagen, daß dieſen Männern kein Unrecht geſchehen iſt, — ſie haben Großes vollbracht, wir erkennen es an, aber nicht ſo Großes, daß es nicht auch in anderen Sprachen, bei anderen Dichtern zu finden wäre. Die Völker, die ſie vernachläſſigten, hatten bei ſich zu Hauſe, wenn nicht immer zu gleicher Zeit, doch in ihrer Vergangenheit manches, was von gleicher Schönheit war und ihnen geiſtig näher ſtand. Alles zu kennen, iſt Schulmeiſterehrgeiz — aus der Fremde holt ſich der geſunde Volksinſtinkt nur das, was ihm fehlt. Shakeſpeare fehlte dem Deutſchen, deshalb ringt er ſeit Jahrhunderten, ihn zu ſich herüberzuholen — Vondel und Geſelle fehlten ihm ebenſowenig wie Corneille und Verlaine, deshalb ließ er ſie im allgemeinen liegen. Es ſteckt darin keine Verkennung und es gibt keinen Grund, daran etwas zu ändern. Vielleicht würde das Unrecht anfangen im Augenblick, da man aus purer Luſt am Fremden, aus Auslandkoketterie begänne, ſie von der falſchen Seite zu bewundern.

Aber es gibt etwas anderes — es gibt eine germaniſche Sprache, die

einerſeits Fähigkeiten und Eigenheiten beſitzt, die der jetzigen deutſchen Sprache abhanden gekommen ſind, oder die das Hochdeutſch in dem Umfange nie beſeſſen hat und die andererſeits für jeden Deutſchſprechenden ſo leicht zu erlernen iſt, daß ſie ſelbſt auf dem überfüllten Stundenplan einer höheren Lehranſtalt oder Univerſität bequem einen Platz finden würde. Ihre Eigenheiten zeigen ſich zwar auch bei den großen Dichtern, aber viel beſſer noch und begreiflicher in den Äußerungen eines ganzen Volkes. Man ſtelle einen Brief, eine Predigt, eine Urkunde aus dem 17., 18. oder 19. Jahrhundert neben den zeitgenöſſiſchen Deutſchen und man wird den Unterſchied beſſer empfinden als bei einem Vergleich zwiſchen Vondel und Goethe. Wie man in Holland eine Zeit kannte, die keine Baumeiſter, aber vollendet gute Häuſer beſaß, ſo gab es viele Epochen ohne himmelbeglückende Poeten, aber nie ohne ſaubere, nach allen Seiten ausdrucksfähige Sprache.

Wenn man in Deutſchland ſagen kann, daß die Dichter ſeit dem 18. Jahrhundert die Sprache gebildet haben, ſo iſt es in den Niederlanden umgekehrt: aus der Sprache wuchſen die Dichter. Wiſſen Sie, weshalb man in dieſem Lande bis zum Übelwerden den Spruch wiederholt: „de taal is gansch een volk“? Glauben Sie, daß ein Dutzend der allergrößten Dichter die Sprache in Flandern hätte ſchützen können gegen die ſyſtematiſchen Ausrottungsverſuche einer in dieſer Hinſicht böswilligen walloniſchen Regierung, wenn ſie ſich nicht ſelbſt geſchützt hätte? Nein — Gott half ihr, weil ſie ſich ſelbſt geholfen hat; ſie konnte es, weil ſie eine unvertilgbare Lebenskraft beſaß, und dieſe Kraft war ihre Ausdrucksfähigkeit. Dichter ſind Egoiſten. Wenn die zweiſprachig Erzogenen im Franzöſiſch genau das gefunden hätten, was ihnen das Flämiſche gab — wieviel wären beim Flämiſchen geblieben? Gerade daß die feineren Geiſter holländiſch ſchrieben und das üble Gekrächze dem Franzoſen Verhaeren, das ſentimentale Geſäuſel dem Franzoſen Maeterlinck überließen, iſt der beſte Beweis, daß dieſe Sprache etwas enthält, was dem wahren Dichter dieſer Lande unentbehrlich iſt. Noch einmal — noch tauſendmal: nicht die Dichter retteten die Sprache, die Sprache rettete die Dichter.

Auf die Sprache mit ihren unſterblichen Eigenarten kommt es an, ſie iſt die Seele, ſie iſt die Wohnung, ſie iſt die Stadt, ſie iſt das Leben.

5

Wie aber nähern wir uns dieſer Sprache?

Man hat es mit Überſetzungen verſucht. Aber Überſetzungen dieſer hohen Durchſchnittsleiſtungen, wie ſie im Brief, in der Urkunde oder Predigt zum Ausdruck kommen, reizen ein Publikum kaum, und einen Verleger demzufolge noch weniger. Und die Dichtung . . .?

Es wird in Deutſchland ſchon viel zu viel ausländiſche Dichtung überſetzt. Solche Überſetzungen wirken wie Reproduktionen nach den

großen Werken der bildenden Kunſt. Sie ſind ein Notbehelf. Sie können nützlich ſein, aber doch nur denen, die imſtande ſind, ihr Verhältnis zum Original zu beurteilen. Wer glaubt, ſich den Muſeumsbeſuch erſparen zu können, weil er zu Hauſe einige gute Photographien nach Holbein und Botticelli beſitzt, den ſoll man mit nicht allzu großer Sanftmut von ſeinem Wahn bekehren. Bei Überſetzungen ergibt Fleiß des Einzelnen Trägheit der Menge.

Und mit der niederländiſchen Dichtung iſt das eine eigene Sache. In einem ſeiner Aufſätze über flämiſche Lyrik („Der Belfried", 1. Jahrgang, 4. Heft, Oktober 1916) ſchrieb der Dichter der „Deutſchen Oden", Rudolf Alexander Schröder, folgendes:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß von den beiden deutſchen Sprachgruppen die niederdeutſche einen ungleich größeren Reichtum jener Wortgebilde aufweiſt, die aus einem Mittelzuſtand des Geiſtes und Gefühls heraus beſtrebt ſind, ſinnlich-ſeeliſche Wahrnehmungen ſo unvermittelt wie möglich durch ein kennzeichnendes Lautbild feſtzuhalten uſw."

Vorzüglich! er kann es wiſſen. Aber da fragt man ſich doch mit Staunen: „Und das ſoll überſetzt werden?" Wie will man den andern dieſen „ungleich größeren Reichtum" in einer fremden Sprache übermitteln, ohne das Gold in Kupfermünze umzuwechſeln? Glaubt man wirklich, daß es mit einem hier und dort entnommenen kleinen Auszug, mit annähernden Überſetzungen, mit dichteriſchen Charakteriſtiken gemacht iſt? Wir brauchen etwas anderes, etwas Beſſeres. Es gibt eine Sprache, und man ſpeiſt den deutſchen Leſer mit Literatur ab. Weg damit! Wenn je, ſo muß man hier auf das Ganze gehen. Mit literariſchen Näſchereien iſt weder den Deutſchen noch den Flamen gedient.

Es gibt nur eine Möglichkeit der gegenſeitigen Hilfe.

Deutſchland iſt das Vaterland der Pädagogik — der Deutſche lernt gerne, der Deutſche lernt gut. Der Deutſche hat ſiebenundſiebzig Sprachen gelernt, obwohl er ſie nicht brauchte, er ſoll dieſe eine lernen, weil ſie ſeiner Zunge nottut.

Die niederländiſche Sprache iſt eine logiſche, notwendige Ergänzung des deutſchen Unterrichts, ſie enthält eine ſichere Grundlage zu einer Erweiterung und Veredelung des deutſchen Geſchmacks. Daß die Niederländer eine Literatur haben, braucht die Deutſchen wenig zu kümmern — ſie haben ja auch eine; aber die Erhaltung und Verwertung der reicheren Sprachgruppe kann der ärmeren nicht gleichgültig ſein. Eine Befruchtung aus dem Niederdeutſchen könnte für das Hochdeutſche eine neue Blüte bringen.

Man ſoll in Deutſchland Niederländiſch lernen.

Über das Wie, Wann und Wo kann man ſich noch näher ausein-

anderſetzen, aber die Tatſache ſollte feſtſtehen: Für den niederländiſchen Unterricht muß auf unſerem Schulprogramm ein Platz erobert werden. Hiermit wäre vielleicht noch mehr gewonnen, als man denkt. Es iſt nicht zufällig, daß ich das Wort niederdeutſch gebraucht habe. Man hatte recht, als man in den Schulen im Reiche die Einheitsſprache einführte — der deutſche Unterricht ließe ſich nicht anders denken. Aber das verhindert nicht, daß durch die koine ein ſchöner Teil unſeres Sprachlebens wenn nicht lahmgelegt, ſo doch außer Gefecht geſtellt wird. Weil Hochdeutſch die amtliche, die Schulſprache werden mußte, kam unſer Platt in eine Lage, die man „natürlich" nennen könnte, wenn man hierbei an natürliche Kinder denkt. Oder hören Sie lieber das Wort vogelfrei? Inwiefern ihm hierdurch in ſeiner Entwicklung geſchadet wurde, läßt ſich ſchwer berechnen, aber ſolche Ausnahmezuſtände wirken gewiß nicht günſtig und ſind hier, wie in vielen Fällen, ungerecht. Von mancher Seite iſt ſchon verſucht, dieſem illegitimen Sprößling zu Hilfe zu kommen, die Acht in irgend einer Weiſe zu mildern. Der Erfolg war bisher gering. Nun iſt es deutlich, daß man durch die Aufnahme des anerkannten Niederdeutſchen in unſeren Lehrplan zu gleicher Zeit einen Platz für das außergeſetzliche Niederdeutſch finden würde. Ja, es ſcheint mir bei oberflächlicher Betrachtung nicht ausgeſchloſſen, daß ſich auf dieſem Wege die heikle Frage der plattdeutſchen Rechtſchreibung löſen ließe. Aber auch das ſind Sorgen für die Zukunft. Für heute ſcheint mir feſtzuſtehen, daß wir, wenn wir die niederländiſche Sprache einführen, zu gleicher Zeit aufhören, uns in das eigene plattdeutſche Fleiſch zu ſchneiden.

Es ſcheint, daß die Univerſitäten beabſichtigen, mit dieſer Unterrichtserweiterung einen ernſten Anfang zu machen. Ob es genügt? Auch hier heißt es durchhalten. Ich bin überzeugt, daß wir, wenn wir es richtig anfangen, das Mißtrauen, das wir in vielen flämiſchen und holländiſchen Augen leſen und das Deutſchen ſo erſtaunlich, ſo unberechtigt erſcheint, weichen ſehen werden.

Eine fremde Sprache lernt der Oberflächliche, um ſich mit den Bewohnern des Landes unterhalten zu können, die Kultivierten, um die Kunſt die Landes verſtehen zu lernen, der Weiſe, weil der fremde Sprachorganismus ſein Denken und ſeine Fähigkeit zu begreifen erweitert. Hier kommt außer dem praktiſchen, dem künſtleriſchen und dem philoſophiſchen Nutzen noch ein neuer dazu: die weſentliche Bereicherung unſerer eigenen Sprache. Sagte nicht Ennius, daß der Menſch, der zwei Sprachen verſtände, zwei Seelen beſäße? Hier iſt die Seele eine nah verwandte — und wer könnte den Bruder ſo leicht, ſo günſtig, ſo ſchön beeinfluſſen wie ein Zwillingsbruder?

Mir ſcheint es, lieber Freund, daß wir darauf hinzuſteuern haben.

Gent, Februar 1917

Paul Oeſtreich
Das „Fiasko der Umwertungen“

Eben ſtanden wir am Abſturz, das Auge eroberte weite Lande ruhigen Getriebes, wir wurden ganz klein, ganz ruhig, ganz einfügſam. Nun wendet ſich der Serpentinenweg am breitflächigen Berghang durch Felsbrocken und Waldgeſtrüpp; Nebelfetzen hängen hinein. Wir grenzen uns ſchärfer ab, unſer Weltkreis wird eng, unſere Selbſtbehauptung kräftiger. Dem Bergwind ſtemmen wir uns entgegen, der Kampf ſcheint uns das Leben, der kräftigere Herzſchlag wird zur Luſt und wir fragen den Teufel darnach, ob wir „vernünftig mit unſern Kräften haushalten“. Die Werteſkala iſt ganz verſchoben, die Losgelöſtheit aus aller Gemeinſchaft projiziert unſer winziges Erlebnis als Reckenkampf gegen Naturunbill und Geſellſchaftsränke auf die leere Dunſtkuliſſe. Das Innere erhitzt ſich an der Kälte der Umwelt, zerbrennt manches Glück zu Aſche und ſteigert kaum bewußten Wunſch zu wildem Wahn: Umwertung aller Werte. Da trifft uns ein warmer Sonnenſtrahl. In unſerm Gedankenbrodel ſind wir achtlos über die nächſte Kurve hinausgeſtapft und zur Sonnenſeite zurückgelangt. Wuſt und Märchen zerfließen und, wieder am „Ausſichts“ende der Serpentine, ſehen wir das alte Vaterland, etwas erweitert, mit ſchärfer ausgeſprochenen und weiter gezogenen Linien mit einigen neuen Zuſammenhängen, neuen und beſſeren „Motivierungen“ der Einzelteile im Landſchaftsbilde. Wir „verſtehen“ wieder einmal beſſer, die Weltphiloſophie überwindet die Iſolationseinſtellung und ſchaut nun doch auch ſeeliſch anders ins Tal. Die „Umwertung“ am Schattenhang, der in uns die Inbrunſtfeuer der Willenseptaſe entzündete, ſchwingt nach. Mancher Gipsfigur ſchaute unſer „ungerechter“, von Gewohnheit un„befangener“ Blick hinter die Bronzierung, manch einer von der Zeit „unentbehrlich“ gemachter Alltagswert war ganz zurückgetreten. Die „Umwertung“ ward zur Einſchau, zur Vertiefung und zur Verinnerlichung derſelben Welt. Den rüſtigen Wanderer bereicherte ſie, geſtärkten Herzens wanderte er weiter dem Gipfel zu. Ein Lebensſchwacher freilich, dem die Einſichten der Schattenwanderung alle Zuſammenhänge zerriſſen, dem nun Begehren und Tradition hoffnungslos klafften, dem die überhöhte Plaſtik des Sturmbildes ſein Weltbild dauernd verzerrte, der blickte nicht wieder bewegt ins Tal. Er ſtürmte blind vorbei und verlor auf der nächſten Serpentine ganz Weg, Halt und Leben.

Solch Bild ſteigt dem Leſer auf, der mit Grete Meiſel-Heß in ihrem Buche über „Das Weſen der Geſchlechtlichkeit“* durch

* Grete Meiſel-Heß: Das Weſen der Geſchlechtlichkeit. 2 Bde., 700 Seiten. br. M 10.—, geb. M 13.—. Eugen Diederichs, Jena.

die ſchreckens- und ſonnenvolle Problemwelt der Sexualfragen wanderte. Wie ſteinigte in den letzten Jahrzehnten eine „neue Ethik“ alles „der bürgerlichen Welt Heilige“, wie verfemte die Welt der orthodoxen Sittlichkeit alle, die eigene Wege ſuchten. Nun iſt der wildeſte Sturm wieder einmal überwunden, und wenn die offiziellſten Gerechten auch nach wie vor phariſäiſch donnern, die Schattenwanderer von der Seite der Bahnbrecher ſind auf der Schraubenlinie einen Gang höher gekommen und ſehen nun das alte Land, die alten „Wahrheiten“, nur ſchärfer, abgehobener, motivierter. Aber die Kampfesjahre waren nicht umſonſt, ſie ſchufen das große Verſtehen und zur Sehnſucht die Fähigkeit, auf Abhilfe zu ſinnen, wie die als bewährt erkannten Einrichtungen und Sitten mit den geänderten ſozialen Umſtänden zu vereinigen und mit neuen notwendigen Bildungen zu verbinden ſeien.

Frau Meiſel-Heß hat bereits vor langen Jahren die ſexuelle Kriſis als Folge der kapitaliſtiſchen Entwicklung und des Frauenüberſchuſſes behauptet. Sie hat hier die Verdienſte der weitblickenden Vorkämpferin. Eine grandioſe Deutlichkeit der Sprache eignet der Verfaſſerin. So formuliert ſie: „Erſt dann, wenn für jede geſunde Frau ein reines Ehebett bereit ſteht, iſt die Frauenfrage gelöſt.“ Sie kämpft alſo nicht einſeitig für die Möglichkeit zölibatärer fraulicher Berufstätigkeit, an deren volles Glück ſie nicht glaubt, noch will ſie die Freiheit des ſchrankenloſen erotiſchen Sichauslebens. Die kulturelle Syntheſe iſt ihre Abſicht: Das Milieu für die ganze harmoniſche Perſönlichkeit, größerer Bewegungsraum ergänzt durch ſchärfere Selbſtdiſziplin. Sie glaubt nicht an irgendein menſchliches Wohlbefinden, wenn die ſexuelle Sphäre unrein oder in labiler Spannung iſt. Folgerichtig baut ſie alſo an einer Weltanſchauung, deren Zentrum das ſexuelle Problem iſt. Sie ſucht ihre Gedanken in ein geſchloſſenes Syſtem zu bringen in einer ſozialpſychologiſchen Analyſe und einer ſozialethiſchen Syntheſe.

Die Mutterſchaft als Not, Hebel, Glück und Schutz ſteht am Eingang. Der bewußte Mutterwillen verlangt die Möglichkeit der gedeihlichen Entwicklung für Mutter und Kind. „Das Kind als Recht der Frau!“ — bedingt Mutterſchaft und Kindesſchutz. Die politiſche Aktivität der Frau iſt nötig, beides zu erkämpfen. Der Geburtenrückgang iſt der Ausdruck größeren Verantwortlichkeitsgefühles, erſchwerter Daſeinsbedingungen und der Unvereinbarkeit unregulierter Erwerbstätigkeit mit den generativen Aufgaben. So erzwingt er Reformen. Die Mutterſchaft wird wertvoll, gegenüber der unehelichen Mutter ſetzt — dank auch der Mutterſchutzbewegung — eine gewiſſe Toleranz ein. Raſſenhygieniker, Sozialpolitiker, Frauenrechtler vereinigen ſich zu gewiſſen Schutzforderungen. „Die einer künſtlichen Elendumwelt angepaßten Individuen ſtellen keine natürliche Ausleſe dar.“ Deshalb Säuglings- und Mutterſchutz, Hygiene und materielle Sicherſtellung

durch eine Frauenrente, damit der „Denkirrtum der Geſellſchaft, der die Fortpflanzung von der ſozialökonomiſchen Vollreife eines Elternpaares ſtatt von der ſexuellen Vollreife junger geſunder Menſchen abhängig macht", nicht weiter wüte. Die Mittel will ſie nicht durch Steuern, ſondern durch Beiträge aufbringen. „Als organiſierte Maſſe ſind die Eltern durchaus leiſtungs- und zahlungsfähig." „Polykollektivismus kontra Sozialismus!" — Hier ſtock ich ſchon! So vernünftig der Standpunkt der Verfaſſerin iſt, nicht aus unfreiwillig Eheloſen und notgedrungen Kinderloſen durch als ſinnloſe „Strafen" wirkende Steuern die Mittel für die Mutterrente herauszuholen, rechneriſch und organiſatoriſch wird ſich dieſer „Polykollektivismus" für die Geſamtheit ſchwer durchführen laſſen. Und worin unterſchiede er ſich im Effekt vom „Sozialismus"?

Die Zahl der Unehelichen ſteigt relativ. Das Erwerbsleben im kapitaliſtiſchen Staat verbietet immer mehr kinderreiche Ehen, ja oft die Ehe überhaupt. Freie Verhältniſſe ſind die Folge. Der Stellung des Staates zu den unehelichen Kindern fehlt die Konſequenz: „Will der Staat nicht die Früchte wilden Geſchlechtslebens, ſo muß die Abtreibung ſtraffrei ſein, legt er Wert auf ihre Geburt und Exiſtenz, ſo muß er für ihre Aufzucht ſorgen." Eine Alimentenbank böte eine gewiſſe Abhilfe.

Bei Ehepaaren mit knappem Einkommen oder beiderſeitiger Berufstätigkeit ſteht es ähnlich. Auch hier muß der Staat einen Teil der Erziehungslaſten übernehmen. Frau M.-H. erhofft viel vom „Abbau des übertriebenen Privatreichtums durch freiwillige Stiftungen im Sinne des ſozialen Ausgleichs". Es würden Tropfen auf eine lechzende Wüſte ſein! — Die Pädagogik ſoll wieder ſchärfer zufaſſen, um der Verweichlichung vorzubeugen. Die Koedukation bedeutet eine Gefahr! Die eigentliche geſchlechtliche Aufklärung gehört nicht in die Schule.

Dem Bevölkerungsproblem fällt natürlich ein breiter Raum zu. Frau M.-H. bekämpft nicht jede Geburtenbeſchränkung. „Die Gebärfrage iſt von der Nährfrage niemals und nirgends zu trennen." „Das Abendland hätte nie die Monogamie zum höchſten ſittlichen Ideal erhoben, wenn es nicht die Beſchränkung der Zeugung auf die monogame Familie des Nahrungsſpielraumes wegen für unerläßlich erkannt hätte." Die „Übervölkerung" erſcheint der Verfaſſerin als eine Gefahr, die ſtets neue Kriege um die Futterplätze herbeifuhren wird, wie ſie den jetzigen herbeigeführt hat. Uns ſcheint dieſer Standpunkt nicht mehr gerechtfertigt. Dieſe Furcht des alten Malthuſianismus iſt in den Augen aller modernen Induſtrie- und Agrartechniker längſt widerlegt durch die ſchneller als die Bevölkerung ſteigende Intenſivierung der Produktion. Mängel der Organiſation führen die Spannungen herbei. Intereſſentenkreiſe ſteigern ſie und die blinden Ideologen des

Chauvinismus, der Weltherrſchaftsideen und äußerlichen Nationalitätsauffaſſung ſchüren ſo lange ihre Opferflammen, bis aller Augen geblendet und die Einbildung der Unumgänglichkeit des Krieges zu einer zwingenden Realität geworden iſt. Die Lehrer der „hiſtoriſchen Entwicklung“ ſind heute in mancher Hinſicht „entwicklungs“gläubiger und wirtſchaftsbedingter geworden als die offiziellen Marxiſten, deren Orthodoxeſte in dieſen Kriegszeiten reuig ihren Hohn gegen den „ideologiſchen“ Pazifismus bedauerten. Vielleicht wird nun, wenn mehrere Ströme ins gleiche Bett fließen, die pazifiſtiſche Denkrichtung als Reaktion auf die imperialiſtiſche wieder mächtiger. Die reale Macht der „Ideologie“ wird jedenfalls wieder deutlicher.

Steigende Bevölkerung muß alſo nicht zum Kriege führen. Dazu ſcheint uns der fürchtende Optimismus bezüglich der Geburtenzahl nach dem Kriege nicht am Platze. Männermangel, ſteigender Erwerbsdruck, die lange, unbeſtreitbare, antikonzeptionelle Praxis der Kriegsjahre, das iſt nicht eine Atmoſphäre für große Geburtenzahlen. Auch iſt trotz aller ſchönen Predigten über den vaterländiſchen Wert des Kinderreichtums die Praxis ſelbſt in dieſen Kriegszeiten fern von aller ſozialen Rückſicht in dieſer Richtung. Ein Beiſpiel: „Im Anzeigenteil der Deutſchen Tageszeitung vom 10. November 1916 werden 39 Inſpektoren, Verwalter, Rechnungsführer uſw. geſucht, von denen nicht weniger als 16 unverheiratet ſein müſſen. Zu den Stellen, die nur einen unverheirateten Rechnungsführer gebrauchen können, gehört bezeichnenderweiſe auch die Ökonomie der Hauptkadettenanſtalt in Berlin-Lichterfelde*. Die alte Methode.“ — Natürlich ſteigt die Geburtenzahl nach dem Kriege, aber der große Überſchuß der Vorkriegszeit wird nicht wiederkehren, und „Übervölkerung“ darf unſere letzte Furcht ſein.

„Den Geburtenrückgang gewaltſam hintanhalten zu wollen, iſt ein ausſichtsloſes Bemühen.“ „Im Agrarſtaat war es möglich, viele Kinder großzuziehen, nicht im Induſtrieſtaat“, weil hier die Kinder nicht in der eigenen Wirtſchaft helfen, weil die kinderreiche Familie ſozial ſinkt. „Es iſt mit ein Kriterium der Tüchtigkeit, wenn man ſich in dieſem Daſeinskampf einer überreichlichen Fortpflanzung enthält.“ Die Qualität der Lebenden iſt wichtig, was der Weltkrieg erneut bewieſen hat. Jedenfalls kann der Kampf gegen den Geburtenrückgang nicht durch Verbot der Antikonzeptionsmittel geführt werden — nur die Geſchlechtskrankheiten würden ſich vermehren —, ſondern allein durch Beſſerung der Einkünfte, Schwangerenſchutz und ſoziale Aufzucht, am beſten durch Vermehrung der geſicherten, regulierten Exiſtenzen, „damit es nicht mehr einem Abenteuer gleichkommt, Kinder in die Welt zu ſetzen“. Der Staat muß alſo durch entſprechende Regelung

* Verbrauchswirtſchaft im Kriege, Nr. 72.

der Einkünfte, der Arbeitsweiſe, der Jugendpflege- und Wohlfahrtseinrichtungen die Eingehung monogamer Geſchlechts-, möglichſt Eheverhältniſſe begünſtigen. Denn das uneheliche Kind gedeiht ſelten. Wegen der raſſenverderblichen Folgen des ſexuellen Vagantentums lehnt die Geſellſchaft das lockere „Verhältnis“ mit Recht ab. „Jede Schmach, die aus dem Geſchlechtsleben ſich ergeben kann, hat ihr Kriterium immer und ausnahmslos in der Vielheit bzw. in der Mehrheit. Jedes Geſchlechtsleben iſt beſchmutzt, das nicht ausſchließlich zwiſchen zwei Menſchen ſich abſpielt.“ Das iſt der Kernſatz des ganzen Werkes. Das monogame Verhältnis, innerhalb oder außerhalb der Ehe, erſcheint der Verfaſſerin als das einzig erſtrebenswerte Ziel, um der Reinheit, der Unabhängigkeit, des ſelbſterhaltenden Stolzes der Perſönlichkeit wie um des Kindes willen. All ihre unendliche Quellenkenntnis, ihre hiſtoriſchen, pſychologiſchen und literariſchen Studien, ihre offenbar durch furchtbare Lebenserfahrungen erworbene Menſchenkenntnis führen nur zu der einen Einſicht: menſchliche Sauberkeit und Würde, menſchlicher Erfolg, menſchliches Glück — nicht das ekſtatiſche der todbereiten Erfüllung, das ruhigere, gewiß nicht im einzelnen Moment, aber im Integral größere, allein zur Überwindung von Aufgaben befähigende Glück des Miteinanderwanderns, der Aufbau zweier Leben zu einem einzigen organiſchen Dauergebilde — alles iſt nur in monogamer Treue erreichbar. Kein klingenderer Dithyrambus auf die Ehe iſt denkbar, als dieſes Buch*, das unverhüllt die Geſchlechtsnot unſerer Zeit konſtatiert, um nach Prüfung aller Umſtände immer wieder

* In einem Abſchlußbande zu ihren Werken: „Die ſexuelle Kriſe“ und „Das Weſen der Geſchlechtlichkeit“, der ſoeben bei Eugen Diederichs erſchienen iſt: „Die Bedeutung der Monogamie“ (br. 5 M, geb. 6,50 M) ſammelt Grete Meiſel-Heß nochmals alles Licht, um das Problem der ſittlichſten, in jedem Sinne beſten Form der geſchlechtlichen Vereinigung zu durchdringen. An der Hand geſchichtlichen, völkerkundlichen, literariſchen Materials, aus logiſchen, ökonomiſchen, ſozialen, hygieniſchen, nationalen Geſichtspunkten heraus entſcheidet ſie ſich ſtets erneut für die Monogamie. Die öffentliche Polygamie beſchmutzt das Gefühlsleben, verheert die Familie, entwürdigt die Frau, entkräftigt den Mann, iſt wirtſchaftlich in Europa nicht mehr durchführbar, weil ſie nur bei verſorgeriſcher Verantwortungsloſigkeit oder ſozial-korrupter Vermögens- und Einkommensverteilung möglich iſt, bedeutet den Bevölkerungsrückgang, die ſchlechteſte Ausleſe, überhaupt einen Entwicklungsrückſchlag. Die geheime Bi- oder Polygamie entſittlicht den Menſchen, verſeucht Seele und Leib. Allein die Monogamie, ob in der Ehe oder „frei“, bietet Würde, Geſundheit, Wohlergehen, Kulturmöglichkeit. „Monogamie iſt nicht immer Liebe, aber Liebe iſt immer Monogamie.“ „Das einzige Mittel, die Geſchlechtskrankheiten jemals einzudämmen und ſchließlich ganz verſchwinden zu machen, liegt in der Erziehung der Jugend zum monogamen Ideal.“ „Um männliche Geſchlechtsenergien zu ſchonen und ſie höheren Zwecken zuzuführen, hat ſich die Kulturmenſchheit auf die Monogamie beſchränkt.“ „Der Mangel an geſchlechtlicher Schonung iſt der Grund der hohen Mortalität der Männer.“ „Die Beſcheidung auf geſchlechtliches Leben mit einem Menſchen iſt der höchſte Gewinn aller Kulturinſtinkte der Menſchheit. Es iſt der Gipfel und die Blüte der jahrtauſendealten Verſuche, das Chaos zu überwinden.“

zu bekennen: es gibt keine andern Möglichkeiten, ſich vor dem ſchmutzigſten Sumpfe zu bewahren, als die Monogamie oder die Askeſe. „Die Kriſe liegt in der Tatſache, daß die tiefſte Idee der Ehe in der Praxis noch zu ſelten ihre Realiſierung findet.“ Die Miſchung von Monogamie und Panixmie iſt ein Unding. „Die höchſten Inkarnationen der Männlichkeit ſind in ihrem Liebesleben von einer blendenden Reinheit.“ „Die planmäßige Hemmung gewiſſer Inſtinkte iſt Vorausſetzung für den Aufbau aller höheren Lebenswerte.“ Alle moraliſchen Genies der Vergangenheit ſind darin einig: „daß die Überwindung des Trieblebens Vorbedingung aller menſchlichen Gemeinſchaft iſt.“ Aus dieſer Erkenntnis heraus verwirft ſie die turbulenten Berenner der gefeſtigten Sitte: „Die vielgeſchmähte alte bürgerliche Moral iſt ein wahres Heil gegenüber der Umreformierung in Bauſch und Bogen, von Nietzſche angefangen“. Und an anderer Stelle: „Weder ein Nietzſche noch Ellen Key können jemals die Verantwortung für alles tragen, was ſie gepredigt haben.“ — Das iſt unbillig, aber verſtändlich. Die Verfaſſerin will Normen der Praxis ſchaffen, deshalb ihr Lobgeſang auf Geſetze und Sitte, welche „die Macht haben, Pflichten verbindlich zu machen“. Nietzſche proklamiert: „Nur dem veredelten Menſchen darf die Freiheit des Geiſtes gegeben werden.“ Er will kein Laienbrevier „zum glücklichen Leben“ verfaſſen. Möchte Frau M.-H. Goethes Werther oder Schopenhauers Theorien um ihrer Mißbrauchtheit willen miſſen? An anderer Stelle wird ſie Nietzſche auch durchaus gerecht.

Die Verfaſſerin hat ſich alſo zur unbedingten Poſitivität durchgerungen. Wie ſie das Auseinanderwachſen der Verbundenen durch die okkulte Wirkung des Betruges, des Sumpfes, des Böſen überhaupt, erfaßt, das iſt von tiefer Pſychologie. Wir mäkeln nicht, daß ſie die Verzweiflung daran, manche Erlebniſſe anders einzuordnen, tief in die Myſtik, den Okkultismus („die Zentralſphäre der dunkelſten, geheimnisvollſten Mächte iſt das Geſchlecht“) führen, daß ſie die weiße und ſchwarze Magie gleich Strindberg lebendig ſieht, daß ſie der Aſtrologie huldigt und das Horoſkop bei der Gattenwahl in die Entſcheidungsſchale werfen will, wenn wir ihr auch nicht folgen. Die weiſe Therapie für die im Liebeshaß Verſtümmelten, die Art, wie ſie Ehen heilen oder trennen will, finden um ſo mehr unſere Anerkennung. Wie ſchützt der Menſch ſich gegen das Böſe? Durch „Iſolierung und Heiligung. Die Iſolierung wird unter Umſtänden zur Lebensbedingung.“ Sonſt preiſt man die tätige Arbeit an! Aber die Heiligung im zeitweiſen Einſiedlerleben iſt weit tiefer und ungefährlicher für die Mitwelt, in der die nachtwandleriſche Sicherheit des Verzweifelten in ſeinem einſeitigen Draufgängertum auch viel Unheil anrichten kann.

Frauenüberſchuß und kapitaliſtiſche Wirtſchaftsordnung haben zur

ſexuellen Kriſe geführt. Nun, die beiden Faktoren wirken einander entgegen. Die ſteigende Beteiligung der Frau an induſtrieller Arbeit zermürbt und vernichtet auch ſie eher. Der Frauenüberſchuß, der durch den Krieg gewachſen iſt, ſcheint uns nicht den Überſchuß an Eheloſen zu bedingen. Weit mehr das Gefallen vieler Männer an der Panixmie, zumeiſt aber die induſtriell-kapitaliſtiſche Entwicklung. Der Menſch wird wurzellockerer, er muß ſich freier halten, um freier zu ſein. Sonſt wird er verknechtet, darf keine Forderungen ſtellen. Die größere Zugänglichkeit eines gewiſſen „Luxus" hat anſpruchsvoller gemacht, die erwachte und arbeitende Frau iſt diffiziler zu behandeln. So lautet die Alternative oft: Heiraten und ſich iſolieren, um auszukommen, dem ſtaatsbürgerlichen Ideal Hymnen ſpenden, aber ihm nicht praktiſch dienen, oder ſich für alle „Genüſſe und Anregungen" frei halten. Wie manchen begeiſterten ſozialpolitiſchen Agitator von jugendlicher Steifnackigkeit ſahen wir vom Schauplatz verſchwinden. Er hatte ſich irgendwo an die Schwerinduſtrie verkauft, denn — er wollte heiraten. Vielleicht taucht er ſpäter als Herrenanwalt gegen die Arbeiter auf. — So ſcheuen gerade viele Männer die Ehe, die ſich — mit Recht oder Unrecht — zu großen Leiſtungen berufen fühlen oder die wie Brand „das Kompromiß" nicht wollen.

Darum wird ſich die Kriſe weiter verſchärfen mit ihren Urſachen, bis ſich durch Ausgleich oder Anordnung neue Zuſtände ergeben, die der vertieften „alten" Ethik wieder volle Gewalt über den Menſchen geben.

Vorläufig iſt nur der Weg der Frau durch eine gute Berufsſpezialausbildung möglich. Sie muß „Unabhängigkeit durch einen ſozialen Wirkungskreis erſtreben, um Ausleſe üben zu können", um nicht irgendeinem Manne wahllos zuzufallen. „Nichts bringt gründlicher um die Perſönlichkeit als die geſchlechtliche Hörigkeit." — Die Haushaltungsbeſorgung bedarf zeitgemäßer Organiſation: „Die Zukunft des Weibes heißt nicht: verbrauche dich in deiner Hauswirtſchaft, ſondern entlaſte dich von ihr, organiſiere ſie." Die gutbezahlte Qualitätsarbeiterin kann dann Beruf und Ehe vereinigen. „Lohnend muß die Frauenarbeit ſein, dann läßt ſie ſich vereinigen mit allem möglichen." — Daß durch dieſe Arbeit „die Kluft zwiſchen Mann und Frau immer größer wird", iſt richtig. Es wird vieler Zeit und gründlicher Neueinſtellung bedürfen, bis der Mann der Frau ganz die Gleichbürtigkeit zugeſteht und danach ſich auch beide in ihrer uralten und ewigen Ergänzungsbedürftigkeit und -fähigkeit aufeinander einpaſſen. (J. St. Mill: „Wir hatten die Moralität der Hörigkeit und die Moralität der Ritterlichkeit und der Großmut; jetzt iſt die Zeit für die Moralität der Gerechtigkeit gekommen." Dieſe formale Machtgleichſtellung von Mann und Frau, die an ſich noch nichts beſſern muß, muß ſich mit rechter Aufgaben-

bewertung und Perſönlichkeitsachtung gatten: „Zur Erhaltung jeder Gemeinſchaft gehört Kultur, gehören gute Sitten.“) Dann ergibt ſich vielleicht als Möglichkeit, was Profeſſor Friedrich als „neuen Beruf der Frau gegenüber dem immer mehr in Spezialarbeit verſinkenden Manne formuliert: den Mann im Zuſammenhange mit der Geſamtkultur zu erhalten“ oder was Frau M.-H. poetiſcher ſo umſchreibt: „Die Frau hat eine noch viel tiefere Aufgabe: die Quelle des inneren Lebens ſei ſie dem vom Außenleben faſt vollſtändig verſchlungenen Mann“.

Die Verfaſſerin verabſcheut mit Recht ſentimentales Gerede. Unerbittlich geht ſie auch der Proſtitution zu Leibe. Säuberung und Geſundung iſt immer die Deviſe. Die nicht in der Anlage Dirnenhafte retten. „Minimallohngeſetz und Arbeitsloſenverſicherung“, die „Berufshuren“ ſollen abgeſtempelt und reglementiert, nicht nur ausgewuchert und heuchleriſcher Tartufferie ausgeliefert werden. Die Tatſache, daß in Norwegen nach Aufhebung der Reglementierung die Geſchlechtskrankheiten ſtark zugenommen haben, wiegt ſchwerer als die „idealiſtiſche“ Schwärmerei der Abolitioniſten. Ekel, Scham und Verachtung, die Schutzvorrichtungen der Natur und Geſellſchaft, ſoll man gegen die Unzucht alarmieren, immer wieder dartun, daß ſie nicht nur ſchlecht, ſondern ſchädlich iſt. Alles Geſchlechtsleben ſoll auf Bindung hinzielen.

Immer wieder erhofft die Verfaſſerin vom Kriege die Metanoia, den Umſchwung, die Läuterung. Ob ſie jetzt, zwei Jahre ſpäter, noch ſo denkt, wiſſen wir nicht. Uns erſcheinen alle Hoffnungen auf ſittliche Erneuerung durch den Krieg als Illuſionen. Gewiß, die Innerlichen macht er noch ſtiller, noch reiner, aber die Hemmungsloſen und Maskierten auch noch wüſter und verſteckter. Die Luther-Erlebniſſe ſind nicht alltäglich. Die Urteile über die Kriegswirkungen ſind denn auch ganz kontradiktoriſch. Kaum eine Schrift, die nicht nur konſtruiert, entgeht dem Zwieſpalt: das Leben zeigt beide Geſichter. So ſchreien Theorie und Praxis gegeneinander, und „beweiskräftige“ Beiſpiele können auch anders ausgelegt werden. Unſer Buch ſelbſt ſtellt feſt, wie ſehr im Kriege die Geſchlechtskrankheiten zunahmen, wieviel Abnormitäten ſich ereigneten. So zentral die ſexuelle Frage iſt, den Krieg als Spannungsentladung ſexueller Verwahrloſung erkennen wir nicht an und glauben weder, daß er deshalb „kommen mußte“ oder hier Abhilfe ſchaffen wird, noch daß er, als Läuterer verſagend, notwendig deshalb den nächſten Krieg nach ſich ziehen muß. — Auch begreifen wir wohl, daß die Verfaſſerin die Staatsfürſorge für Frauen und Kinder während des Krieges bejubelt, aber ein Breſcheſchlagen war das nicht, die Frauenrente iſt damit nicht verbürgt, der Staat übernimmt damit keineswegs die Zukunftsſorge für die Frau und ihre

Kinder oder erkennt auch nur die Verpflichtung an. Der Kriegs-„ſozialismus" iſt gar kein Sozialismus. Der Staat fordert die Männer in den Waffenrock, da *muß* er den Zurückbleibenden Atzung geben, ſollen nicht Not, Hunger, Aufruhr eintreten. Wir befinden uns weit eher in einem Dürftigkeitskommunismus als in einem Veredelungs-ſozialismus, geraten tiefer in den Zwang ſtatt in die Freiheit. — Damit iſt noch nichts anerkannt und nach dem Kriege wird der finanziell entblößte Staat ſchwerlich allen Hoffnungen entſprechen können, ſo ſehr wir das wünſchten. Der Friede bringt mehr Arbeit, auch für die Frau. Vielleicht erkämpft ſie dann, was jetzt nur Proviſorium iſt.

Die reformierenden Wirkungen einer geeigneten Kolonialpolitik werden zu hoch eingeſchätzt: Anſiedlung der Unehelichen und Export des Frauenüberſchuſſes in die Kolonien können höchſtens ganz vorübergehend einige Wirkung haben.

Das Werk iſt ein Kompendium *der* Frauenfrage, inſofern zeigt es mit Recht die ſexuelle Frage als Kern dieſer Frage. Als üppiges Geranke umgibt dieſen Kern die gelegentliche, aber ins Syſtem gefügte Behandlung faſt aller Probleme der Frauenbewegung und des Frauenlebens überhaupt und wirft darüber hinaus manch Blitzlicht auf allgemeine Kulturfragen. Die Dienſtboten werden wohl allzu einſeitig als „relativ Verſorgte" und durchgängig boshafte Naturen behandelt. In unſerer Epoche der feſt umriſſenen Arbeitszeiten finden ſich naturgemäß immer weniger geeignete Anwärterinnen für einen Beruf, der ſie doch auch erbarmungsloſeſter Ruheloſigkeit ausliefern kann. Die Not des von beiden Seiten drangſalierten Mittelſtandes tönt aus dieſer Verwerfung. *Deſſen* ſpezielle ſexuelle Not bewegt die Verfaſſerin denn auch eingeſtandenerweiſe am lebhafteſten. Seine Angehörigen verbrauchen die Hälfte ihres Lebens für die Vorbereitung zum Beruf. Beim Proletariat wird die ſexuelle Kriſe „von der ſozialen Frage abſorbiert". Inſofern ſind auch die Erkenntniſſe und Löſungen der Verfaſſerin nur zum Teil von allgemeiner Gültigkeit.

Die Methode eines Teils der offiziellen Frauenbewegung vor und in dem Kriege, jenes Teils, der zunächſt die Mutterſchutzbewegung vernachläſſigte oder gar bekämpfte, findet eine harte Richterin, deren Urteil uns aber zumeiſt gerecht erſcheint. Zur weiblichen Dienſtpflicht ſteht Frau M.-H. ähnlich wie wir in unſern „Tat"-Aufſätzen. Die Säuglingspflege in der Schule verwirft ſie. Über die Entſpannung durch ſublimierte Geſelligkeit ſpricht ſie tiefe und wahre Gedanken aus. So beleuchtet ſie tauſend Intereſſen von ihrer Zentralſonne aus, von der Frauenkleidung („die ſexuelle Provokation durch die Straßenkleidung iſt das ausſchließliche Reſervat des Abendlandes"), der ſexuellen Studentennot bis zu den Filmdramen, deren Bildkraft ſie erſchüttert, von den pathetiſchen Drückebergern bis zum volksfeindlich erworbenen

Schlächterreichtum. Das Material häuft ſich zu hohen Bergen. Die „Stimmen der Zeit“ kommen zu Wort: „Ein großer Chorgeſang begleitet meine Melodie.“ Dabei läßt ſich der Gefahr gar nicht ganz ausweichen, daß die zitatereichen Teile einen etwas journaliſtiſchen Charakter erhalten, daß ihnen — das Buch iſt nach langjährigen Studien „in einem Zuge“ niedergeſchrieben — die letzte Einheit des Guſſes fehlt, daß Wiederholungen vorkommen. Nicht immer iſt im Suchen nach den Zuſammenhängen die Logik mathematiſch ſtreng durchgehalten. Vielleicht trifft aber das Buch dabei die richtige Diagonale zwiſchen der Logik der Konſtruktion und der Natur. — Die Beleſenheit und der Sammlerfleiß ſind außerordentlich. Zur ſachlichen Forſchung und prinzipiellen Durchleuchtung treten Zorn und Pathos der gewollten Agitationsſchrift. Am wuchtigſten wirken jene Teile, in denen Empörung die Feder führt. Und immer wieder, immer mit gleichem Nachdruck, aber in anderer Tonlage variiert Frau M.-H. das Thema, das alle Themen umſchließt: Der Liebe Herrlichkeit und ihre Schrecken. Bisweilen will's uns faſt grauen, wenn ſie überall, in Märchen, Epen, Dramen, die Geſchlechtlichkeit als innerſten Beweger herauswittert, aber es ſind immer Möglichkeiten.

Es iſt — am Stoffe liegt es — kein gotiſcher Dom, durch den wir ſchreiten. Wohl gibt es ein Übereinander wuchtiger Quadern, aber die laſtende Breite überwiegt. Wir denken eher an indianiſche Pueblos, deren obere Stockwerke ins Licht ragen, während ſie unten verließartige Kammern bergen, in denen die Opferfeuer der Dämonie und des Okkultismus ſchwälen.

Jedenfalls ein bedeutendes Buch, ein Zeitdokument von umfaſſender Stoffbewältigung und bohrendem Tiefſinn, dem man auf alle Fälle die rüſtige und erfolgreiche Arbeit an der von Goethe umriſſenen Aufgabe: „Der Menſch iſt nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem angeht“ zuerkennen muß. Die Willenseinſtellung gemäß Nietzſches Mahnung „ſich auch hinaufzupflanzen, wenn man ſich fortpflanzt“, durch Selbſteinkehr und unermüdliches Eifern nach Vervollkommnung angeſtrebt, und geſchlechtliche Reinheit in edelſter monogamer Vereinigung, das ſind die ethiſchen Hauptpfeiler dieſes Werkes, das ſtreng aber verſtehend, ohne Prüderie, aber ganz ehrlich und ſittlich, verfährt: „Hunger und Liebe und der Kampf zwiſchen der lichten und der dunkeln Zone, das war der Stoff dieſes Buches.“ „Das Fiasko der Umwertungen“, von dem die Verfaſſerin ſpricht, iſt alſo im Grunde nur ein Beweis dafür, daß das qualvolle Ringen, in das der Zuſammenprall von materieller Not und ſinnlichem Begehren den Menſchen peitſchte, nicht vergeblich war. Die „Umwertungen“ zeichneten neue Linien in die alten Bilder. Die alten Werte ſind bewährt und ſehen doch ganz anders

aus. Das iſt ſo wenig ein Fiasko, wie es je der Übergang vom traditionsmäßigen zum vernünftig begründeten Handeln war.

Der Leſer, auch wenn er nicht immer zuſtimmt*, erlangt doch im geiſtigen Turnier mit dem Buche neue Kenntniſſe, Erkenntniſſe und Willensimpulſe. Jeder ſollte ſich ehrlich und reſtlos mit dieſer rückſichtsloſen und gründlichen Schrift auseinanderſetzen. Wir müſſen ſehen, was iſt, was gut und böſe iſt, was droht und wie wir ſeiner Herr werden können.

W. Dieſendruck
Erziehung zur Muſik

I

Harmonie ohne Wachstum iſt tot; Gegenſatz und Gefahr für das Organiſche iſt die Mechaniſierung. Organiſation wird Verfall, wenn ſie, behaglich auf der gewonnenen Baſis, ſich im Kreiſe der Gegebenheiten zu bewegen anfängt, ohne einen Punkt zu finden — den Punkt „außerhalb der Erde" —, von dem aus die Wirkung auf das Ganze des Syſtems anſetzen könnte. Die Organiſation verſtrickt ſich dann in ihrem eigenen Gewebe, verliert ſich in ſich.

Immer unbefriedigt und doch am ſchwierigſten aus dem Gewinde der Wahrheitszauberformeln herauszuheben iſt die wohlorganiſierteſte Erziehung. Nun aber hat gegenwärtig, bei der Erörterung der Zukunftsprobleme, das des Namens Würdigſte unter ihnen, nämlich das der Erziehung, ſich glücklich in den Vordergrund gerückt: der Streit zwiſchen den Realiſten und Humaniſten hat ſich als erſter und lauteſter Ruheſtörer im ſanften, ſogenannten geiſtigen Burgfrieden erhoben — es möge alſo hier ein Wort geſprochen werden für ein Erziehungsgebiet, das zwar jenſeits des Gegenſatzes von „klaſſiſch" und „realiſtiſch" liegt, weil aber jenſeits des, auch ſchon organiſierten, Kampffeldes liegend vielleicht jenen externen Anſatzpunkt ausmacht und nicht Erziehungsgebiet allein iſt, ſondern Erziehungsmöglichkeit, Ausblick: für die Erziehung der Muſik.

Bei der gegenwärtigen Iſolierung und auch ins Geiſtige hineingetragenen Meſſung der Völker hat ſich die deutſche Muſik in ihrer Eigenheit und ihrem Reichtum ſtolz bewährt, und verwunderlich die Erſcheinung: Hohes wird geſchaffen, gegeben, empfangen — doch wie

* Dem Chemiker ſei die etwas kleinliche Bemerkung zu dem biologiſchen Bilde auf Seite 503 geſtattet: Stickſtoff kann nicht in Kohlehydrate verwandelt werden. Die Pflanze baut aus Waſſer und dem Kohlendioxyd der Luft die Kohlehydrate auf. Sonſt wären unſere Ernährungsnöte weit geringer.

wenig zur Muſik erzogen. Wie wenig; der Einwand, den wohl mancher dagegen machen wird in Erinnerung an jene langen, ſchauerlichſten aller „Stunden“ ſeines mit Erfolg überwundenen Muſikunterrichts, es iſt ein Einwand, der durch ſeine Richtigkeit im Formalen die Falſchheit der Vorausſetzungen, im Sachlichen, beweiſt.

2

Falſch iſt zunächſt der landläufige Begriff des Muſikaliſchen, indem er auf die Muſikausübenden eingeengt verzerrt wird — und wohl ſeinen Urſprung, wo er das Geiſtige im weiteſten Kreiſe, das griechiſch Muſiſche umfaßte, nicht wiedererkennen würde. Und da das Muſikaliſche in dieſem Sinne hoch eingeſchätzt, anderſeits, jenem urſprünglichen weiten Inhalt des Begriffes ſich anſchließend, für allgemein aneigenbar betrachtet wird — gibt es keine geradere Konſequenz als die muſikaliſche Erziehung, das aber heißt, zum Muſizieren. Daher der ſtereotype Fall: ohne Rückſichtnahme auf ſeine Veranlagung wird das Kind muſikaliſch erzogen; jahrelang mit der Ausübung beſchäftigt; bis es, von der ihm in dürftigen dürren Brocken gebotenen „Muſik“ angeödet, bei erreichtem Quantum von Übungen, ſich der vergebenen Mühe bewußt wird — zur Muſik in jenem bedürfnisloſen Pietätsverhältnis bleibt und, je nach den Umſtänden, die anderweitige Verwendbarkeit des Flügels genießt ....

Doch warum vergißt man, daß Muſik zum *Hören* iſt. Warum will man gerade in dieſer techniſch ſo komplizierten Kunſt es nicht beim Genießen bleiben laſſen ſondern das Ausüben erreichen, was niemandem in einer anderen, z. B. der dramatiſchen Kunſt auch nur einfallen würde? Dieſe Tendenz bedeutet nichts anderes als den verſteckten Wunſch zur Materialiſierung der Muſik und iſt daher bei ihr, der reinſten der Künſte, weit mehr Sünde als bei den anderen. Sie will die Realiſierung des Unſichtbaren geben und die Ausübungstendenz erſetzt ſie durch die falſche Handgreiflichkeit einer unterſchobenen ſinnlichen Realität. Die Taſten, das Taſten erlernt man, weiß aber wenig von den Tönen und nichts von jenem, das zwiſchen den Tönen pulſiert. Selten haben „muſikaliſch“ perfekterzogene Kinder ſich in gute Muſik eingehört; *leſen* aber Noten. Und wer weiß, in wievielen der Sinn für die wirkliche Muſik erwacht wäre, hätten ſie nicht die Sonaten nur in ihrem eigenen zerhackten Geſtammel hören gelernt!

Erziehung zur Muſik heißt: hören lernen, Einführung des Kindes in die Muſik ſelbſt, ins Innere dieſer aller Deutungen geſättigten Traumwelt, ohne die heterogenen Umwege der Technik. Einführung — denn jeder hat ſeine muſikaliſche Möglichkeit, zu der er, hinzulernend, nichts hinzufügen kann; zu ihrer Entfaltung im Gebrauch jedoch angeleitet werden muß, um die Aſſozierung zu üben, die allein das Dauernde der Muſik ausmacht, ſich mit dem Gedächtniſſe paart

und die Tönegebäude, durch das Nacheinander der Zeit zerklüftet, hält, zuſammen- und erhält. Soweit iſt die Muſik der Philoſophie verwandt, daß ſie nicht mit einemmal, fertig gegeben werden, ſondern nur ihre Wege gezeigt werden können — und müſſen: Zum Hören gehört das Einhören.

Des Kindes — nicht bloß aus quantitativen zeitökonomiſchen Gründen für das notwendige Einhören, ſondern wegen eines weit weſentlicheren, qualitativen Charakterzuges der Muſik. Denn neben jener erwähnten zeitlichen Aſſozierung, die mit Hilfe des Gedächtniſſes der Muſik das kontinuierliche Daſein verleiht, ermöglicht und erfordert die Muſik eine zweite, gleichſam räumliche Aſſoziation mit der ihr äußerlichen Welt. Keine Kunſt iſt ſo vieldeutig wie ſie; und beim Heranziehen unſerer realen Begriffsinhalte und Verhältniſſe entdecken wir auf einmal die Anwendbarkeit auf Eines und auf ſein Gegenteil; dieſelbe Melodie, die wir als das Pochen des Schickſals an die Tür, alſo als Ausdruck der Gebundenheit deuten, ſie duldet ebenſogut die Deutung, daß der Wille, der freie ſchickſaltrotzende, zu ſelbſteigener Handlung erwacht. So iſt die Muſik, in ſich abſolut rein logiſch, den realen Geſetzen unſerer Logik nicht gefügig: dem Prinzip des Widerſpruchs nicht unterworfen. Anderſeits aber ſuchen wir, in der realen Welt die einzige Möglichkeit ſehend, jene ſtolze, eigenſinnige, tanzende Scheinwelt der Töne unſerem geſetzmäßigen, ruhenden Sein anzupaſſen. Die Phantaſie verhilft uns hier zur Aſſoziation der Außenwelt, die aber eine eigene Gefahr in ſich birgt. Denn während die Gedächtnisaſſoziation, die innere zeitliche, immer der Intenſität dient und ſie nur ſteigern kann, iſt die Aſſoziation der Phantaſie eine extenſive, den Rahmen überſchreitende, und ſie gefährdet die beſtimmte Eigenheit der Muſik, wenn ſie's verſucht, dieſer die Eindeutigkeit unſerer Realität aufzudrängen, ſie in die ihr fremden Kategorien zu bannen. Es iſt dies eine Gefahr, die individuell zunimmt mit dem Anwachſen der realen Erfahrung, mit der Steigerung ihrer Bindungskraft, welche Bindung aber nichts anderes bedeutet, als die herabſetzende Entziehung der Muſik von ihrem wirklichen idealen Korrelat. Darum iſt das Kind, das wenig erfahrene, am meiſten davor geſchützt; es genießt die Muſik gerade und rein und kann, wenn dieſe ideale Erfahrung neben der realen mitwächſt, die Reinheit der erſten erhalten. Dieſes Gleichgewicht der Erfahrungen würde die Muſik vor dem Materialiſieren der empiriſchen Deutungen bewahren und jene, einmal notwendige, Aſſoziation mit der Außenwelt nach innen wenden und ſie zum Hinweis machen; das Extenſive zum Tranſzendenten richten. Das Einhören und das reine Hören ſind die Ziele der Erziehung zur Muſik; das erſte ſoll die Kontinuität geben, den bindenden Rhythmus, das zweite die Fühlung mit der abſoluten Grundlage, mit der Melodie.

3

Dadurch aber, daß wir das Hören von einem Vorgang zum Akt erheben, weitet ſich das Gebiet der muſikaliſchen Erziehung und öffnet ſich zu einem Ausblick auf Möglichkeiten der allgemeinen Erziehung, bei denen wir ein wenig verweilen wollen, um, nach der prinzipiellen Durchleuchtung, der Realiſierung der hier aufgeſtellten Forderung auf ihre Baſis bewußter geſichert hindurchzuſehen.

Gerade die Muſik iſt von der glücklichen Beſchaffenheit, in ſich das verwickeltſte der Erziehungsprobleme auflöſen zu können. Dreht ſich doch alle Erziehung, wenn ſie den notwendigen Umweg zur Seele des Kindes durch Lehrgegenſtände betritt, um zwei Angeln, die ſich wohl im Idealfalle ergänzen, ſich aber von vornherein nicht notwendig bedingen und empiriſch auseinanderſtreben: die Neigung und die Erfahrung. Wo anfangen? Es iſt klar, die Neigung, die natürliche Veranlagung, iſt das Primäre und ſoll den Ausgang und Orientierungspunkt bilden; — doch wie ſoll die Neigung ſich unzweideutig kundgeben, wenn nicht durch die Bewährung alſo durch Erfahrung? So lange alſo die Charaktereologie nicht über ſichere apriori ſche Handhaben verfügt, um die Veranlagungen der Einzelnen bis auf die engſte Spezies zu beſtimmen, ſolange bleibt die Erziehung zwiſchen ihren Grundpfeilern eingeklemmt. Nicht bloß Anekdote iſt der Dichter, der den quälenden Mathematikunterricht ſeiner Jugend nicht verzeihen kann — er iſt ſicher in ſeinem Spezialrechte; doch woher die Regel aus dieſen Spezialfällen, wie aus dieſen Proteſten die Baſis gewinnen zu einer Reformation der Erziehung oder gar der Schule! Die Neigung erſcheint gelegentlich der Erfahrung, ja ſie prägt ſich erſt in dieſer; und, um beim Dichter zu bleiben, hat der Erzieher, im Anfange, beſtenfalls die allgemeinſte, ganz ätheriſch formloſe Begabung der Phantaſie vor ſich, die aber noch ihrer Richtung nach ſo unbeſtimmt iſt, daß ſie ebenſo ſich zur Mathematik hin prägen kann wie zur Dichtkunſt. Er muß daher dem Kinde geſondert und aus entfernten Zentren die Erfahrung aller Lehrgegenſtände einſtrahlen, um der Neigung die größte Wahrſcheinlichkeit für ihre ſpezifiſche Ausprägung zu gewähren. Das Bieten der Gegenſtände heißt aber, das Kind aktiv einführen; kennen lernen heißt können lernen.

„Alle Unterweiſung der Jugend hat dieſes Beſchwerliche an ſich, daß man genötigt iſt, mit der Einſicht den Jahren vorzueilen und, ohne die Reife des Verſtandes abzuwarten, ſolche Erkenntniſſe erteilen ſoll, die nach der natürlichen nur von einer geübteren und verſuchten Vernunft könnten begriffen werden. Daher entſpringen die ewigen Vorurteile der Schulen . . . Gleichwohl iſt dieſe Beſchwerlichkeit nicht gänzlich zu vermeiden — —“ klagt in der Nachricht von der Einrichtung ſeiner Vorleſungen im Winter 1765—66 Profeſſor Immanuel Kant.

Und in Hinſicht auf die Beſchwerlichkeit verblaſſen in ihrer theoretiſchen Iſoliertheit die beiden pädagogiſchen Reformpoſtulate, die von den einzelnen der beiden Elemente ausgehen: die Individualiſierung des Unterrichts, aus der Betonung der Neigung hervorgegangen, und der Anſchauungsunterricht, der, das menſchlich Gemeinſame zugrundelegend, dem Momente der Erfahrung entſpringt. Bildet doch die Schwierigkeit des Problems nicht die Prävalenz des einen Moments, da doch beide notwendig ſind — weshalb auch die Löſung nicht durch das Überwiegen des anderen erreicht wird. Worauf es ankommt, iſt der Modus des Zuſammenſtimmens der Neigung und Erfahrung von vornherein; iſt der Modus, die aktive Erfahrung auf die eindeutige Neigung zu ſetzen, ohne die Neigung erſt im ſich-Herauswinden aus der Erfahrung ihre Prägnanz erhalten zu laſſen. Iſt dies nicht gefunden, dann bietet noch immer die Individualiſierung keinen Schutz vor der Überlaſtung und der Anſchauungsunterricht keinen Erſatz für die verſchwendete Lernenergie — der Proteſt der allgemeingebildeten, aber ſich zum Eigenen hindurchgebildethabenden, Großgewordenen bleibt der Erziehung nicht erſpart.

Dieſe Schwierigkeit aber läßt ſich, näher beſehen, leicht auf die Art der Erfahrung zurückführen, ohne alſo mit aller denkbarer Erfahrung notwendig verbunden zu ſein: auf die Aktivität der Erfahrung im Unterricht; das Rechnen im Mathematikunterricht, das Regel- und Vokabellernen in den Sprachen. Dieſe iſt es, die die Überlaſtung und Energieverſchwendung herbeiführt; hier, an der Aktivität wäre anzuſetzen — und die Muſik allein iſt glücklich, dieſen Zauberknoten in ihrer Erziehung ſprengen zu können.

4

Das Gehör iſt das unfreiwilligſte in der menſchlichen Sinnlichkeit, es führt uns ſeine Inhalte ohne unſeren Willen, im Schlafe zu, ja wir haben von der Natur nicht einmal ein Schutzmittel, es zu verhindern. Dieſer Unfreiwilligkeit der Perzeption entſpricht aber, und notwendig, eine doppelte Anforderung an die Spontaneität des Aufnehmens, in der Apperzeption: das Horchen konzentriert mehr als das Schauen. So erſcheint hier eine eigentümliche Verſchlungenheit der Aktivität mit der Paſſivität; die Möglichkeit einer paſſiven Funktion, die aus ihrer Paſſivität *heraus* geſteigerte, ſpontane Aktion wird: es iſt dies der Grund des wunderbarſten Zwitterphänomens von Handeln und Erleiden im Seelenleben, des Genuſſes. Das Hören bietet dem Weſen des Genuſſes ſeinen adäquateſten Inhalt, ſeinem *Begriffe* treuſte Verwirklichung in den Sinnen. Dieſes nun iſt das glückliche erzieheriſche Moment in der Muſik; für ſie beſteht die Alternative Neigung—Erfahrung nicht, denn ſie kann im aktiv-paſſiven Genuß beides erreichen, die nicht belaſtende Erfahrung und den Ausdruck der Nei-

gung. Und ihr Genießen iſt ja das direkteſte, primärſte; ihr aus der erſten Quelle des Reinſeeliſchen entſpringendes Weſen wirkt unvermittelt und unvorbereitet auf das menſchliche Gemüt zurück, läßt ihn Gipfel ſchauen ohne keuchendes Steigen auf Schneckenwegen; ſie erhebt. So paaren ſich die Unfreiwilligkeit — oder anderes: die andauernde Bereitwilligkeit des Gehörs und die Direktheit des muſikaliſchen Inhalts und geben, gleichſam a priori, ein Kriterium für die Neigung vor aller Ausübung: wer eben durch den Genuß nicht erhoben wird, der kennt die Höhen nicht, und keine erlernte Tonleiter verhilft ihm zum Aufſtieg; anderſeits weiß ſogar der Schöpfer der Eroica von der Überbürdung mit Fingerübungen ein Lied zu ſingen.

Wieder ſind wir beim Praktiſchen der Frage angelangt, indem es nun begreiflicher wurde, wie verkehrt es iſt, die Muſik, mit ihrer pädagogiſchen Sonderſtellung, bei den anderen Unterrichtsfächern in die Schule gehen zu laſſen, ihr die techniſche Aktivität der Erfahrung im Ausüben aufzudrängen. Man wende alſo das Syſtem; laſſe das Ausüben den Künſtlern, deren Begabungsgefühl ſie dazu drängt, und beſcheide ſich mit dem Hören. Und mehr als auf den häuslichen Unterricht bezieht ſich dieſe Forderung auf die Schule mit ihrem verknöcherten, beim mittelalterlichen Chor der Pfarrſchule erſtarrten Muſikunterricht. Man kann die höhere und höchſte Schule abſolvieren mit Goethe und Homer und den vielen Wiſſenſchaften und Fertigkeiten angefüllt — doch ohne einen Ton von Beethoven und Mozart gehört zu haben; mit nur dem faden Geſchmack der Muſik, die die dürren Kirchen- und Vaterlandslieder des Chores zurücklaſſen; die Lieder, vom Schüler auch nur fragmentariſch gehört, da er ſie ſang.

Wobei doch die Schule zugeben muß, daß der Menſch ein Gemüt hat, und ſie will ja den Menſchen erziehen. Die Tragödie der Ränke des Heerführers Wallenſtein führt man dem ſchlichten Kinderauge vor und nennt es klaſſiſche Kindervorſtellung, doch verſchwindend wenig führt man ſeinem reinen Ohr die Muſik zu, die vorausſetzungsloſe, in ſich eindeutige, packende. Ich weiß von keinem grammatiſchen Wunderkind, doch von vielen muſikaliſchen — ſoll dies nicht genügen, die Verwandſchaft zwiſchen Kind und Muſik zu bekräftigen? Hier, gerade hier erſchrecken die Meiſter der Schule vor dem Obligaten und ſind ängſtlich um die Langeweile der Nichtmuſikaliſchen — vergeſſen aber auf einmal ihr hochheiliges Prinzip, der Natur abzulernen, der Mutter nämlich, die auf ihr Kind unverdroſſen einſingt, bis es aufblickt und ruhig wird und lächelt.

Ich denke mir Jugendkonzerte, angefangen von der ſanften lyriſchen Dämmerung des Schubertſchen Liedes über den feſtabendlich hellbeleuchtet mit goldenem Prunk ſpielenden Mozart bis zu den ſtrengen, ſphärenblauen, mitternachtherben Tönen Bachs. Muſik iſt gut oder

ſchlecht, aber nie ſchwer, weil niemals leicht; ſie iſt prinzipiell faßbar, im naiven Volksliede aber nicht leichter als in der aus dem komplizierten Erleben ſich ſublimierenden Melodie. Doch nicht immer genügt das Naive, und die Erziehung ſoll zum Komplizierten vorbereiten, ſeine erreichbare Löſung erleichtern; es z. B. nicht dem Zufall ausliefern, daß der Menſch das Tröſtende erfahre, das emporſteigt aus dem im ſchmerzhaft grundinnigen Wirbel einſam zu ſich immer wiederkehrenden, hilfelechzenden Violinkonzert Beethovens. Erfahrung des troſtvollen, letzten Einmündens in ſich, ſie tut dem Erwachſenen not, weit mehr als ihm ſo manche Schulfertigkeit nötig iſt. — So ſoll das Hören geſteigert, das Ausüben auf die Berufenen beſchränkt, das gehörtötende Üben den vielen erſpart werden; nicht zuletzt aber auch unſer ſchutzloſes, allen Winden ausgeliefertes Ohr vor den Klavierlärmſzenen der muſikaliſch gebildeten Nachbarn (und — der ewig talentierten Kinder befreundeter Familien) endlich mehr geſchont werden. Das Lied, ſchlicht von der menſchlichen Kehle ſich loslöſend, das Liedchen zur Laute, nicht ſie ſind hier gemeint — gehören ja auch nicht zur muſikaliſchen Erziehung.

5

Iſt aber die Wendung des Syſtems im Muſikaliſchen vollzogen — ſie könnte über es hinauswirken und dem ganzen des Erziehungsorganismus den Anſtoß zur Neugeſtaltung geben; wenn nicht als Vorbild, ſo doch als Möglichkeit, als Wink auf das Anzuſtrebende. Abſeits, jenſeits vom Gegenſatze zwiſchen Humanismus und Realismus, der, weit über das bloß Stoffliche der Unterrichtsgegenſtände hinausragend, eine Divergenz der idealen Richtungspfeile darſtellt, aber auf der gemeinſamen prinzipiellen Baſis des Richtens überhaupt, jenſeits dieſes Gegenſatzes würde die muſikaliſche Erziehung zum Hören die neue Baſis von ihrem Prinzip heraus aufrichten; vom Genuſſe ausgehend, in dem die Erfahrung auf das Richten verzichtet und die Neigung es ablehnt; in dem ſich dieſe Elemente, die feindlichen Brüder, ausgeſöhnt ergänzen und des äußeren Eingriffs nicht bedürfen. Die Neigung hat ihr Ausdrucksorgan bekommen durch die empfangende Aktivität der Erfahrung im Genuſſe; ſie hat ihre gebührende Priorität bewahrt, ohne ihren unumgänglichen Widerſacher, die Erfahrung, zu verdrängen.

Dieſes Neue der Erziehung zum Hören, durch den Genuß, würde einen Sprung ausmachen auch den Erziehungstheorien gegenüber, die von vornherein nicht unter dem Deckmantel des Stofflichen — wie die Humaniſten und Realiſten —, ſondern geradewegs auf das Prinzipielle, Allgemeine der Methodik des Inhaltlichen ausgehen; ich meine vor allem den Anſchauungsunterricht. Dieſes methodiſche Prinzip erwuchs empiriſchen Grundlagen — von Bacon und Locke gefunden! — und hat daher das Erfahrungselement bevorzugt, ja es zum Kriterium erhoben. Es mag für das Inhaltliche, für die Reihenfolge der

Sukzeſſion im gegebenen Stoffe, durch ſeine Nachahmung der Reihenfolge der menſchlichen Erfahrung — Sinnlichkeit vor der Begriffsbildung — im Rechte ſein; doch hier wird nicht auf die inhaltliche, objektiv ſtatiſche Sukzeſſion abgeſehen, ſondern auf die Folge der Phaſen im Prozeß des Lernens, im ſubjektiven Akt, auf die Dynamik. Der Unterſchied iſt der zwiſchen Inhalt und Form; die Form aber beherrſcht den Inhalt und die Erziehung durch den Genuß, die auf dem Primat der Neigung prinzipiell beruht und antizipativ die Bewährung vor der Aktivität erreicht, dieſe Erziehung des Hörens würde alſo mit einem Schlag die ganze Methodik des Anſchauungsunterrichts ſich unterordnen und ihm Grenzen ziehen. Wie im Fall ſo in der Methode: der Notwendigkeit des Subjektiven ordnet ſich das allgemeine Objektive unter; nur innerhalb der aus Durchwirkung von Erfahrung und Neigung gebildeten Methode ſoll die Methodik der Erfahrung und ihrer Sukzeſſionen ihre Ergebniſſe geltend machen. Dem Was des Humanismus-Realismus, dem Wie des Anſchauungsunterrichts iſt das Ob vorangeſtellt, und in dieſem Hörensunterricht zu einer Möglichkeit ſeiner Löſung gelangt. Der Punkt „außerhalb" für die Erziehung, er wäre gefunden.

Ein ferner Ausblick iſt es, den ich flüchtig andeute, und eine vielleicht nicht verwirklichbare Möglichkeit, da ſie eben aus den eigentümlichen Unterſchiedlichkeiten der Muſik und des Hörens hervorging und daher unnachahmbar iſt. Die Orientierung aber iſt von Bedeutung: auch nur eine ideale Möglichkeit hat ihren Sinn und die Klärung eines Problems ihren Wert vor aller Löſung. Mit dem Hinweis auf die metaphyſiſch verwurzelte Wiedererinnerung zeigt uns Plato im „Menon" jenes Wunder, wie der Lehrer im Sklaven die Spontaneität zur Erkenntnis reizt, die ihn, ungelehrt, im aufgehenden inneren Licht zum Finden des weitliegenden mathematiſchen Lehrſatzes führt. Könnte man dieſe Einſicht in praktiſche Formeln bringen, wer weiß, ob auch nicht den Gegenſtänden, ja auch der Mathematik, das Genüßliche — im weiteſten Sinne — ſich abgewinnen ließe, das den Ausgang bildete und auch hier, wie in der direkten Muſik, die antizipative Bewährung herbeiführte; ob nicht reine Mathematik, dem Nichtrechnenden *gezeigt*, und ſeine Neigung zu ihr auf dieſe Weiſe beſtimmt werden könnte. Wüßte man's nur ganz auszuſtreben!

Jedoch abgeſehen vom Methodiſchen, das der Muſik abgelernt werden könnte, verdient die Erziehung zur Muſik ihre eigene Hochwertung; ſie beſitzt die intenſive Bedeutung des Bildungsideals und wird dadurch zu wirklicher, über das Tageszufälligkeitliche erhabener Aktualität geſteigert. Durch das Nachinnenwenden der Aſſoziation der Phantaſie ſoll ſie der Gefahr der Materialiſierung die Übung im reinen Erfahren entgegenſtellen — und zur Symboliſierung führen. Nicht Deutung der Muſik durch das Empiriſche, ſondern Hinweiſen der Er-

fahrung auf ſie, dies iſt in unſerer Zeit der immer ſtärkeren empiriſchen Aktivität vonnöten. Es ſoll die harmoniſche Geſchloſſenheit des Materiellen aufgeſtört werden zum Wachstum ins Ideale; dem handelnden Menſchen das Dramatiſche im Geiſte, die Welt der ſich verflüchtigenden und doch auf die letzte Realität bezogenen Muſik eröffnet werden. Ja, dieſe flüchtige Welt des Scheines, des verklingenden Seins, ſie allein kann das Scheinhafte der handgreiflichen Empirie aufdecken, dieſe ſich genügende zur Sehnſucht nach dem Geiſte erwecken.

Die Erziehung nicht zum Muſikſpielen, ſondern zur Muſik, ſoll den beziehungsvollen, über ſich demütig hinausahnenden, muſiſchen Menſchen erzeugen; die im Menſchen ſchlummernden Wachträume lebhaft machen. In der Not einer materieverſunkenen Zeit glaube ich an das Erlöſende ſolcher Menſchen für ihr Geſchlecht und glaube, alle taſten darnach. Nach dem Punkt außerhalb der Erde.

Umſchau

Vom Weſen einer Kulturtagung

Vom Weſen einer Kulturtagung läßt ſich nur reden, wenn man eine ſolche beſucht und verſucht hat, denn ſie kann in keiner blaſſen Theorie exiſtieren, ſie kann nur erwachſen aus Kräften, die ſich in ihr auswirken. Sie gab es in Deutſchland bisher nur in der Form, daß zwei oder drei, meinetwegen ein halbes Dutzend Menſchen zuſammenſaßen, die genau übereinander Beſcheid wußten und ſich in der Gemeinſamkeit des Wollens zuſammenfanden, um eine Aufgabe in die Hand zu nehmen und ſie unter irgendeinem großen Geſichtspunkt zu verwirklichen. Wieviele Kongreſſe werden in Deutſchland alljährlich abgehalten, von der Werkbundtagung bis zum philoſophiſchen und religiös-ſozialen Kongreß, in Weimar ſogar unter der Ägide der allerhöchſten Namen wie Goethe und Shakeſpeare und mit dem Protektorat des höchſten Landesfürſten, aber weder der Geiſt Goethes, noch Dürers, noch Luthers, noch Kants iſt durch ſie lebendig geworden, ſoviel auch über ſie geredet wurde. Denn das Neue entſteht immer aus einem Keim und nicht aus der Auslegung des Geiſtes vergangener Führer, es entſteht nicht aus dem Wiſſen um die Probleme, ſondern aus dem inneren Zwang, auf eigene Art ſich mit dem Leben auseinanderzuſetzen. Man muß erſt einmal gründlich verlernen, was man mit fremden Augen geſehen, mit fremden Gehirnen gelernt hat, nicht um dann Robinſon zu ſpielen, ſondern um im innern Schauen die urſprüngliche Welt zu erleben. Und dazu gehört Einſamkeit. Das Neue wird nie im Zuſammenſein mit andern geboren, man ſoll es nicht auf dem Markte ſuchen.

Und doch beſteht bei allen geiſtigen Menſchen die Sehnſucht nach befruchtender gegenſeitiger Berührung, nach lebendigem Zuſammenhang mit den treibenden Kräften unſerer Zeit. Dieſe Sehnſucht läßt ſo manchen zu Kongreſſen und Tagungen eilen und ihn immer wieder von dieſem Jahrmarkt der Eitelkeiten, von dem Aneinandervorbei-Reden, von der überflüſſigen Zeitverſchwendung, von der Kulturloſigkeit der auf Biergemütlichkeit geſtimmten äußeren Form enttäuſcht zurückkehren. Meiſtens

redeten nur Fachmenſchen. Wo gab es z. B. einen religiöſen Kongreß, auf dem man über die Religion hätte Künſtler, Techniker, Arbeiter ſprechen hören; es redeten immer wieder die Theologen vom Standpunkte der Theologie aus, höchſtens, daß ein Sozialpolitiker einmal das Wort ergriff, um zu erklären, aber nicht, um zu bekennen.

In Deutſchland gelten heute die Nichtfachmenſchen als bemitleidenswerte Dilettanten, die man, wenn man in erleſener geiſtiger, wiſſenſchaftlicher Geſellſchaft ſein will, höchſtens ertragen, aber nicht anhören kann. Sie kennen nicht das Abc des wiſſenſchaftlichen Handwerkes, darum gleichen ſie Unmündigen, die dazu noch unfähig ſind, jemals das geſetzliche Alter zu erreichen. Aber dieſe Ungelehrten verſchmähen gar oft die Beckmeſſerweisheiten, weil das Leben ihre Lehrmeiſterin iſt, ſie finden und erfinden, ſie ſchöpfen aus kosmiſchen Kräften und bauen, während die Gelehrten Verſteinerungen ordnen und ſie erklären. Während dieſe ſich zufrieden, geben, wenn ſie um die Probleme wiſſen und ihre Vorausſichten und Ahndungen nicht weiter gehen als zu den Folgen von Urſache und Wirkung, wiſſen die tätig-ſchöpferiſchen Menſchen um die Kraft ihres Willens, der Berge verſetzt. Denn alles Handeln beruht auf der Dynamik, die aus dem Glauben geboren wird.

Eine Kulturtagung hat nur dann einen Wert, wenn dort nicht über Kultur geredet wird, um Probleme zu ergründen, oder um Ideale zu verklären, ſondern um Handeln vorzubereiten. Es iſt gar kein Zweifel, ſie darf weder die unfruchtbaren Pfade der Fachkongreſſe mit ihrem Diskuſſionsgerede gehen, ſie darf kein Zweckverband ſein, der beſtimmte Gruppenintereſſen vertritt, ſie darf keine Sekte ſein, die in der Verengung ihres Horizontes eine Stärke ſieht. Sie muß auf Lebenspraxis angelegt ſein. Nimmt man die drei Typen Gelehrte, Künſtler, Lebenspraktiker, ſo wird man den einſeitig intellektuellen und daher impotenten Gelehrten als „hochfahrend", den von der Selbſtkritik nicht gehemmten Künſtler als „hochfliegend", den Lebenspraktiker, ſofern er eine Syntheſe der fruchtbaren Eigenſchaften beider iſt und aus der Wirklichkeit heraus mit Inſtinkt und Einſicht die Brücke zur geiſtigen Welt zu bauen ſucht, als „hochſtrebend" erleben. Wie bildhaft iſt doch die deutſche Sprache!

Eine Kulturtagung kann ſich nur auf den Glauben an das Neue gründen, das Gelehrte und Künſtler braucht, um die Kräfte der Nation zu entwickeln. Daß ſich Form und Ziel in ihr ausbilde, daß der Volkskörper keine Wucherungen treibe, ſondern Brunnen werde allen hochſtrebenden Kräften, aus dem ſie ſchöpfen, und ihnen fruchtbares Erdreich ſei, in das ſie ihre Wurzeln ſchlagen.

Auf den beiden Kulturtagungsverſuchen in Lauenſtein waren Gelehrte, Künſtler und Lebenspraktiker vereint, um fern jeder Öffentlichkeit ſich auszuſprechen, um menſchliche Berührung miteinander zu ſuchen, um mitzuwirken, daß ſich neue Gemeinſchaftsformen bilden, die andere ſind wie jene vorſichtige Zurückhaltung, mit der ſich die Reiſenden der zweiten Klaſſe des Eiſenbahnabteils gegenüberſitzen.

Der Grundzug unſerer heutigen deutſchen Kulturſitten iſt entgegengeſetzt dem romaniſchen Weſen abwartendes Mißtrauen, iſt beleidigtes Gekränktſein, wenn ein anderer eine gegenteilige Meinung hat, iſt kritikloſe Gefühlsbegeiſterung, die zumal im politiſchen Kampf in immer ſtärkerem Maße zur Verlogenheit führt. Mißt man die beiden Lauenſteiner Tagungen an dieſem Durchſchnittsniveau des deutſchen Philiſters, fühlte man ſich in reinerer Luft. Ohne Mißtrauen trat man ſich gegenüber, ſcharf zog man die Grenzen ſeines Denkens und ſetzte ſich ohne Verhüllung offen und frei mit ſeinem Gegner auseinander (ſelbſt das Wort Satan fiel), man

nahm ſich nichts übel. Der überragende Geiſt war der Heidelberger Profeſſor Max Weber, weil er mehr war als nur „Gelehrter“. Vor allem empfanden durch ihn die Künſtler dankbar, um wieviel ſchärfer ſie die Probleme der gemeinſamen Not ſahen, ſie empfanden, daß ihr Schaffen ganz andere Ziele hat, als in dem Kunſthandwerk der pſychologiſchen Darſtellung zu verſinken. Es haben wohl in jedem Teilnehmer die beiden Tagungen je nach der Veranlagung als innere Klärung oder als Steigerung des Impulſes nachgewirkt.

Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß ſie gelungen wären. Sie konnten es nicht, weil ſie innere Form noch nicht hatten. Vom neuen Geiſt ſprach eigentlich nur ſtammelnd die Jugend, der aber noch die Helfer aus der alten Generation fehlen, weil jene im Intellektualismus verſtrickt iſt. In einer Ausſprache am Schluſſe der zweiten Tagung zeigte ſich recht deutlich, wie wenige der Teilnehmer eigentlich begriffen hatten, daß der neue Geiſt ein ſchenkender Geiſt iſt und daß er darum die Gemeinſchaft ſucht. Der Wortführer der Kritik war jemand, der perſönlich nicht das Geringſte der Verſammlung gegeben hatte, und nichts weiter zu ſagen wußte, als das Werdende an alten Formen zu meſſen. Er ertrug den Künſtler nur als paſſiven Zuhörer, ohne ſich einzugeſtehen, daß Wiſſenſchaft nicht um der Wiſſenſchaft willen da iſt, ſondern des Lebens wegen.

Eine Kulturtagung muß aus Teilnehmern beſtehen, von denen jeder ein „ganzer“ Menſch iſt. Wie aber laſſen ſich die inneren Formen ausbilden? Einfach dadurch, daß man ſich vor Aufgaben ſtellt. Nicht, daß eine Kulturpartei oder ein Kulturparlament gegründet wird, ſondern ſie muß in ſich Kreiſe vereinen, von denen jeder gewiſſermaßen eine Lebensgemeinſchaft bildet, die zuſammenwächſt aus dem gemeinſamen Wollen im Handeln. Die deutſche Seele iſt nichts Fertiges, ſondern etwas Werdendes. Sie entwickelt ſich nicht dadurch, daß man Idealismus predigt, indem man die Ideale unſerer Klaſſiker oder geſchichtliche Erkenntniſſe von Hegel oder Ranke in neuer Aufmachung präpariert, ſondern ſie entwickelt ſich aus der Not des Lebens, die zu ihrer Überwindung quellende, triebhafte Menſchen braucht. Nur der kann andere Menſchen entzünden, der aus der Gegenwart heraus lebt. Wir leiden heute an der Vereinzelung, an dem Anarchismus unſeres Lebens, der Individualismus gleich Subjektivismus ſetzt. Jede Entwicklung des Perſönlichen will Gemeinſchaft und iſt daher die Grundlage der Staatsgeſinnung, die Beziehung der Welt auf das Ich endet aber in Selbſtherrlichkeit, Willkür und peſſimiſtiſcher Reſignation.

Bisher wurde in Lauenſtein zu viel Entgegengeſetztes geredet, und es ging den Teilnehmern dabei wie den Völkern beim Turmbau zu Babel. Hat es denn Zweck, mit jemand darüber zu ſtreiten, ob Religion zurückgebliebenes Denken ſei oder nicht?

Einzelne Anſätze zu Neuem haben ſich aber bereits dadurch ergeben, daß ſich Gleichgeartete abends zu Rundgeſprächen zuſammenfanden, bei denen es darauf ankam, nicht zu widerlegen, ſondern auf das vorausgegangene Wort ſich einzuſtellen und es zu paraphraſieren. Das Griechentum hat ſchon einmal dieſe Form im Sympoſion zu einzigartiger Form entwickelt, deren höchſter literariſcher Ausdruck das Gaſtmahl Platons iſt. Sollte die Zukunftsform einer Kulturtagung nicht wieder auf dieſen Typus zugehen, auf die künſtleriſche Durchgeiſtigung eines Gemeinſchaftslebens? Freilich darf es weder im Genießen noch im Philoſophieren ſtecken bleiben, ſondern muß Tat werden.

Eugen Diederichs

Vom neuen Geiſt Bildet ſich in Deutſchland in der Heimat während des Krieges ein neuer Geiſt, der Selbſtbeſinnung und innere Umkehr bedeutet? Ich verneine es, denn dazu gehört ein Ringen geiſtiger Strömungen, gefaßt in perſönliche Energien von unerhört ſtarker Individualität, dazu gehört Vorausſetzungsloſigkeit und Freiheit des Geiſtes, gepaart mit kühnem Optimismus. Alles Dinge, die heute jeder, der das Werden deutſcher Seele mit intuitiven Kräften verfolgt, auf das ſchmerzlichſte vermißt. Die deutſche Seele trägt von Staats wegen einen Maulkorb. Je länger der Krieg dauert, deſto mehr ſchnürt eine Zwangsjacke den deutſchen Geiſt ein, deſto mehr herrſchen ſubalterne Kräfte durch die Impotenz der Gelehrten, durch die Kompromißverlogenheit der Politiker, durch die Verwaltungsbefugnis der Juriſten und Oberlehrer, durch das unmäzenatenhafte Parvenutum der Geldmächte, durch die Selbſtkaſtrierung des ſogenannten deutſchen Gemütes vom Denken. Billige Schlagworte fördern all den ſentimentalen Kitſch und die Selbſttäuſchung. Kein tragiſch-heroiſches Erſchüttertſein kommt unter dieſen Verhältniſſen in den führenden, gebildeten Schichten auf. Die Selbſtberäucherungsphraſen, die nichts zu tun haben mit jener inneren Kraft, die unerhörte Leiſtungen im Felde im Kampf mit der Welt ohne jede Nervoſität in uns entwickelte, (die Nervoſität bei den Kämpfen um politiſchen Einfluß und Zeitungskämpfe zu Hauſe war dafür um ſo größer) haben eine ſchwüle, dicke Luft in Deutſchland erzeugt. Dieſe wird wohl nicht eher weichen, als bis die Not kommt, jenes harte und bittere Stoßen und Ringen der Dinge miteinander, wo Kraft und Energie entſcheiden, aber nicht die einſeitig rohe brutale Kraft, ſondern das zielſichere Wollen des überlegenen Geiſtes. Dann wird auch kein Platz mehr ſein für die Lauheit der ſich verantwortungslos fühlenden Menge, ebenſo wie für das Machtgerede der Sich-in-die-Bruſt-Werfer. Denn die entſcheidende Frage, die das Schickſal ſtellt, wird ſein, wie weit ſeid ihr fähig, Neues zu ſchaffen.

Der neue Geiſt wird nicht Eklektizismus aus Kantiſchem Pflichtgefühl oder Fichteſchem Denken im Deutſchbewußtſein ſein, ſondern er wird aus einer Quelle kommen, die einſt auch Meiſter Eckehart und Plato ſpeiſte, nämlich aus dem Eros. Aus der Sehnſucht der Seele nach Gemeinſchaft. Es wird mit ihm über die Menſchheit Liebe und Sehnſucht nach Schönheit und nach charaktervoll edler Form ihrer Haltung kommen, deren Grundfrage iſt: Willſt du Gerechtigkeit? Arbeiteſt du mit daran, der Menſchheit beſſere Lebensformen zu erringen? Nicht indem du nur an die Wohlfahrt deiner Familie, deines Volkes denkſt, ſondern dadurch, daß dein Handeln vom Geiſt aus orientiert iſt und du ſo die Menſchheit umfaßt. Der Eros will, daß aus dem Schönen das Sittliche komme, und Schillers Prophezeiung vom „Tag des Deutſchen" erfüllt ſich nicht eher, als wenn unſer in der Erwerbsgier ſo ſinnlos gewordenes Leben von Grund aus eine andere als naturaliſtiſch mechaniſtiſche Einſtellung bekommt. Der „Tag des Deutſchen" hat mit chauviniſtiſchem Gerede nicht das Geringſte zu tun.

Ex oriente lux! Der Oſten ſteht auch heute noch dem geiſtigen Leben näher, das nur auf der Arbeit vorhergehender Geſchlechterfolgen fußen kann und daher Gemeinſchaft iſt. Europa hat aber gemeinſam an der Kultur gearbeitet. Wer nicht erkannt hat, daß der Weltkrieg eine Folge der inneren Zerſetzung der europäiſchen Seele iſt, die hochmütig wurde, weil ſie der Gemeinſamkeiten vergaß, dem iſt nicht zu helfen. Auf Anarchismus kann ſich keine Kultur bauen, ſondern nur auf Opfer-

ſinn, der demütig macht. Gewiß muß die einzelne ſchöpferiſch geniale Perſönlichkeit Traditionszerſtörerin ſein, um das Neue zu ſchaffen; liebt ſie aber ihr Werk und nicht ſich, wird ſie immer wieder zur Gemeinſchaft zurückkehren.

Der Eros iſt der Erwecker alles Religiöſen, und er liebt das Kommende, weil es Glauben braucht. Darum knien Hirten und Könige in der Weihnachtslegende vor dem Kinde. Glauben aber braucht Gemeinſchaft. Der neue Geiſt Deutſchlands entſteht nicht in der Studierſtube, ſondern unter dem Kameradſchaftsgefühl im Felde, wo die gleiche Aufgabe alle umfaßt und wo Autorität darauf fußt, daß der Führer bewußt Leid und Unbilden gemeinſam mit der Menge trägt. Dieſe Gemeinſamkeitserfahrung wird die Keimzelle des neuen Geiſtes, der kommenden Zeit ſein. Er wird zuerſt in dem perſönlich gelebten Leben ihren Führern Form gewinnen, weil deren ſtrenge Herrin, um mit Spitteler zu reden, es will.

Daß die ältere Generation, die jetzt zu Hauſe ſitzt, unfähig iſt, Anſätze von Lebensgemeinſchaften des neuen Geiſtes zu bilden, wird mir aus der Entwicklung klar, die mein Gedanke fand, Lehr- und Lebensgemeinſchaften in Form einer Vaterländiſchen Geſellſchaft in Thüringen zu gründen, gewiſſermaßen ſuchende Seelen zu ſammeln, die ſich zugleich auch auswirken wollen, indem ſie ſich ſelbſt irgendeine Aufgabe zum Wirken über ſich hinaus ſtellen. Was wurde daraus? Eine Kirche, noch ehe religiöſes Leben da war, ein Gehäuſe, in dem das Wort Staatsgeſinnung erklang, das die eigene Verantwortlichkeit einer fiktiven Konſtruktion eines Mechanismus unterſchob, ein fruchtloſes Erbauungsgerede für Menſchen, die ſich anklammern wollen. Ich habe im Dezember 1917 mein Verhältnis zur Thüringer „Vaterländiſchen Geſellſchaft 1914“ gelöſt, da ihr Organiſator und Redner Dr. Max Maurenbrecher in rapider Entwicklung bei den Alldeutſchen und ihrer Vaterlandspartei landete, die, wie der Aufſatz von Gottſchalk im Januar-Heft anſchaulich ausführt, innenpolitiſch nach rückwärts und nicht nach vorwärts orientiert ſind.

Nationales Selbſtbewußtſein! Ein ſchönes Wort, wenn es die Verpflichtung in ſich trägt, neue Leiſtungen zu erzeugen, die das geiſtige Weſen der Welt, das hinter den Dingen ſteht, noch deutlicher machten, als es unſeren Vorfahren gelang. Neue Leiſtungen laſſen ſich aber nicht durch Aufpfropfen fremder Überzeugungen und durch den Kultus vorbildlicher geſchichtlicher Perſönlichkeiten* erzeugen, ſondern nur durch ein Hinabſteigen zu den Müttern im fauſtiſchen Sinne.

Das Orientierungswort, das für die Zukunft der Thüringer Geſellſchaft nach Anſicht ihres jetzigen Leiters maßgebend ſein ſoll, heißt: Neue Staatsgeſinnung. Neu iſt ſie gerade nicht, denn ihr liegt die Hegelſche Gedankenwelt zugrunde. Gefährlich iſt ſie nur durch eine Auslegung, die den Staat zum anbetungheiſchenden Götzen erhebt, indem ſie ihm das Recht zuſpricht, über das Geiſtige zu beſtimmen. Der Staat aber iſt nur Mittel und nie Zweck. Räumt man dem Staat die Führung im geiſtigen Leben ein, wird er ſie ſeinem Nützlichkeitszweck dienſtbar machen (das deutliche Beiſpiel iſt ja die Schule und die Kirche). Wir kommen damit immer tiefer in die Fangarme der Bureaukratie, wir werden noch ſubalterner, wie wir jetzt ſind, einfach, weil nicht der ausführende Beamte, ſondern nur die ſelbſtändige ſchöpferiſche Individualität Verantwortungsgefühl gegenüber dem Geiſtigen hat.

* Vergleiche die Fruchtloſigkeit des Reformationsjubiläums, das ſogar Männer wie Rudolf Eucken zum Vorſchlag einer Luthergeſellſchaft im Januar-Heft des „Deutſchen Willens“ veranlaßte. Da haben wir die Höhe der deutſchen Kultur in der alten Generation an dieſem Vorſchlag, ſie heißt „Epigonentum“.

Man ſetze Organiſationsform und die Seele des lebendigen Organismus aber nicht gleich. Nicht der Staat iſt der Zweck unſeres Lebens, ſondern die Kulturgemeinſchaft unſeres Volkes*. Dieſe entwickelt ſich aber notwendigerweiſe ſtets im Kampf mit den einengenden Kräften, die gerade zufällig im Staate die Macht haben. Immer von neuem müſſen die höher führenden Ideen kämpfen mit den Perſonen, die im Staatsorganismus die realen Intereſſen vertreten. Ein Staat gedeiht je beſſer, je weniger er ſich in geiſtige Dinge miſcht, je weniger er Mäzen auf geiſtigem Gebiet zu ſein beanſprucht. Nur der Kulturgeiſt des Volkes kann die Freiheit des Geiſtes gegenüber den „Belangen" wahren, kann gegenüber dem Schematismus und Mechanismus die Selbſtverantwortung durchſetzen, deren ſchönſter Ausdruck im Verantwortungsgefühl der Volksgemeinſchaft das Mäzenatentum des Einzelnen iſt.

Der neue Geiſt will das perſönliche Sicheinſetzen der Individualität im Kampfe mit der Mechaniſierung des Lebens, will Leben in der Idee. Dieſen Geiſt vom Staat erzeugen zu laſſen, mag denen überlaſſen bleiben, die immer noch den Homunkulus in der Retorte erzeugen wollen. Eugen Diederichs

Lenin, Trotzky, Bolſchewiki

Die Bolſchewiki und ihre Führer hatten vom erſten Tage ihres Öffentlichwerdens an gegen die Mißgunſt des Falſchverſtandenſeins und der Mißdeutung von allen Seiten zu kämpfen. Gehäſſigkeit und ſinnloſe Verdächtigung von ſeiten der Ententepreſſe überfielen ſie. Man qualifizierte ſie als gekaufte Agenten der Wilhelmſtraße, als Schützer des deutſchen Imperialismus, als Handlanger des Kaiſers. Damit waren ſie für jene Völker geſtempelt und verloren.

Es waren aber nicht nur diejenigen, die in einem friedenſuchenden Rußland die Waffenhilfe zu verlieren fürchteten, die gegen Lenin und ſeine Freunde ſich erhoben. Mehr als ſie: man verſuchte aus Prinzip zu verdächtigen. Man verdächtigte mit widerſinnigſten Mitteln die Telegraphenbureaus. Man war gewillt, die Bolſchewikiregierung Rußlands zu mißkreditieren, nicht nur weil ſie gegen die Intereſſen beſtimmter Jusqu'auboutiſten arbeitete, ſondern — kurzerhand — weil ſie eine ſozialiſtiſche Regierung iſt. Kein ſchlimmerer Schrecken konnte manche brav bürgerlichen Kreiſe befallen, als die Tatſache, daß eine ſozialiſtiſche Regierung leibhaftig aufſtand und ſtets unmöglich geheißene Ideen in Wirklichkeitsrahmen zu ſtellen begann.

Aber auch in Deutſchland grinſt Mißverſtehen. Im Grunde genommen, im poſitiven Sinne dasſelbe Mißverſtehen, das in den Ententeländern negativ beſteht: es glauben beide letztlich: die Bolſchewikiregierung werde den deutſchen offiziellen Kreiſen zu Willen ſein. Es gibt bekannte und einflußreiche Leute in Deutſchland, die im Ernſte glauben und daran arbeiten, durch die Bolſchewiki in ihrem Sinne zu profitieren. Vielleicht werden ſie darin durch das Angſtgetue der Pariſer Preſſe (die weſentlich weniger klug und gemäßigt als die weitſichtigere engliſche Preſſe iſt) befeſtigt. Beide täuſchen ſich. Müſſen ſich grundſätzlich täuſchen, weil ſie in ihren Beurteilungen auf dem Sehensniveau der Nur-drei-Möglichkeiten: Sieg, Niederlage, Kompromiß ſtehenbleiben. Die Bolſchewiki kennen keines von den dreien. Sie ſind nicht Jusqu'auboutiſten, noch weniger Defaitiſten (denn die Revolution, die ſie even-

* Vergleiche den Aufſatz von Wilhelm Stapel im letzten November-Heft der „Tat". Jeder Leſer dieſes Aufſatzes ſei ausdrücklich auf ſein Buch „Volksbürgerliche Erziehung" (Verlag Eugen Diederichs, Jena, br. M 2.—) hingewieſen, das dieſen Geſichtspunkt in all ſeinen Konſequenzen, verbunden mit praktiſchen Vorſchlägen, behandelt. Wilhelm Stapel iſt Leiter des Hamburger Volksheims.

tuell durch ſtrategiſche Niederlage erhoffen konnten, iſt verwirklicht), ſie ſind am wenigſten für den Kompromiß auf bisheriger Grundlage. Daß man daraufhin fragen wird, wofür ſie nun denn eigentlich ſeien, iſt das große Zeichen des Nichtverſtehens. Aber die Bolſchewiki wollen nicht die Wage nach links oder rechts ſich neigen ſehen, ſie wollen auch nicht die beladenen Balken im labilen Gleichgewicht des status quo ante anerkennen: die Bolſchewiki wollen grundſätzlich von dem Syſtem der Schwankung frei machen und die Völker auf feſte Ebenen ſtellen. Für ſie iſt Verſtändigungsfrieden ein Schritt nach vorwärts, mehr noch nach aufwärts. Für ſie gilt als einziges Leitmotiv der Wille zur politiſchen und ſozialen Demokratie. An deren Forderungen meſſen ſich diejenigen Entſcheidungen, die man fälſchlich als Konzeſſionen an die deutſche Regierung bezeichnet. Möge ſich jeder vorſehen, daß er ſich nicht verrechne. Für einen Bolſchewik gibt es keine Konzeſſion, ſondern ſtets nur Forderung und Durchſetzung des Prinzips. Es mag ſein, daß von zehn geforderten Punkten der Verhandlungen neun von den Bolſchewiki angenommen werden: entſpricht der zehnte nicht den Forderungen der von ihnen richtig erkannten Grundſätze politiſcher und ſozialer Demokratie, ſo werden alle Verſuche ſcheitern, zum Nachgeben zu bringen. Bruch wird ſein und, wie Trotzky ſchon ſagte, Revolutionskrieg.

Trotzky, und noch mehr Lenin, ſind Menſchen des Unbedingtſeins. Nicht meßbar mit den Maßſtäben heutiger politiſcher Anſchauungen oder heutiger Anſchauungen von Politikern. Lenin iſt Fanatiker (ohne damit irgendwelche Wertung geben zu wollen), unerbittlich, ſtahlkantig. Er iſt ein demantharter Charakter, wie er kleinen Männern ſeines eckigen Geſichtsſchnittes eigen zu ſein pflegt. Willensüberſtark, mit einer geprägten Anſchauung, an der er kein Jota ändern, und lieber zugrunde gehen wird, als es zu tun. Heroentheoretiker haben ihn zum großen Stern des Volksanführers erklärt. Aber auch ſie täuſchen ſich. Nicht Lenin und Trotzky haben ſich durchgeſetzt (das iſt Umkehrung), ſondern das Volk hat *ſie* durchgeſetzt. Noch präziſierter: Das Wort, das ſie unters Volk warfen, entzündete und hob ſie hoch. Und dieſes Wort hieß *Friede*. Hätte Miljukow Friede geſagt, ſo wäre Miljukow heute Zar oder Volkskommiſſär. Aber Miljukow war Imperialiſt und glaubte mehr Alliierter als Ruſſe ſein zu müſſen; er hörte die Forderungen der Zeit und des Volkes nicht. Auch Kerenſky hörte ſie nicht, zauderte und fiel. Lenin und Trotzky aber ſprachen von Frieden, forderten Frieden, gelobten Frieden, handelten für den Frieden. Darum anerkannte ſie das ruſſiſche Volk.

(Es gibt ja auch ſonſt Regierungen, die heute mit dem Worte Frieden, wenn auch indirekt und mittelbar, ein Volk faſſen, halten, zügeln, beziehungsweiſe marſchieren machen, das ſich ſonſt vielleicht ſchon rieſengroß revolutioniert hätte.)

Wir Menſchen, die wir von je mehr das Morgen dachten, als aufs Geſtern achteten, lächeln berechtigt und befriedigt: Trotzky, der Verſtoßene, der aus nahezu allen „Kulturländern" Europas ausgewieſen ward, der aus Deutſchland und Öſterreich ob ſeiner Geſinnung geſtäupt wurde, der aus Frankreich vertrieben ward, in der Schweiz keine Zuflucht fand, in Spanien ins Gefängnis wanderte und von den Engländern in Haft gehalten wurde, ſendet heute ſeine Funkbotſchaften in die Welt, veröffentlicht offizielle Geheimdokumente, ſteht an der Spitze eines Volkes, beginnt oder bricht weltumrührende Verhandlungen. Die Belächelten und Zuchthäusler von geſtern leiten das Heute. Möchten wir eines daraus lernen: Regierungen ſind jammervoll relativ. Unſere ganzen ſtabilen (d. h. tatſächlich: rückſchrittlichen) Staatsideologien ſind nichts als Hirngeſpinſte. Wenn die Völker handeln, kann kein

Zar und kein Kaiſer dem vorwärtsſtrebenden Willen widerſtehen. Und je größer die Spannung des Unterdrückten und des Unterdrückers, deſto ungeglaubter auch der Gegenſatz zwiſchen Geſtürzten und Hochgehobenen. Zuchthäuſer werden Paläſte.

Lenin mehr als Trotzky, da ſie jahrzehntelang ſyſtematiſch unterdrückt waren, wandelten ihre politiſchen Prinzipien zur Doktrin. Als ſolche werden ſie — auch wenn ſie nicht mehr an der Spitze Rußlands ſtehen werden — dennoch ſtets ſtarke Parteiführer bleiben. Zu Staatsmännern der Dauer können ſie kaum geſchaffen ſein; aber was ſie als Männer ihrer Periode getan haben werden, wird dem ruſſiſchen Volke und vielleicht nicht ſo ſehr dem Sozialismus zugute kommen. Die durch ſie zu profitieren ſuchen (ſchändlichſte und unangenehmſte Eigenſchaft gewiſſer und bekannter Leute), werden aber vor deren Vergehen ſelbſt in die Grube fallen, die ſie ſich graben. Man ſpielt nicht mit Feuer und zündelt nicht unbeſtraft an Revolutionen. Der Geiſt rächte ſich als Fatum noch ſtets am berechnenden Syſtem.

Lenin und Trotzky ſind die Antitheſe des Zarismus. Sie müſſen ihre Zeit durchgehen. Ihr Wille zum Frieden iſt nichts als Konſequenz ihres Gedankens. Wer daran rührt, wird auf Stahlkanten ſtoßen. Wer zu kompromiſſeln ſuchen wird, wird ſich die Glieder zerſchneiden, wer Butterbrote reichen wird, wird ſie aus der Hand geſchlagen bekommen. Lenin und Trotzky ſind heute negativ. Oder in anderer Beſehung: ſie ſind die antithetiſche Ausbildung der großen Idee der politiſchen und ſozialen Demokratie. Sie müſſen den Weg gehen vom Aufſtand bis zu den Jakobinern. Möge nur das Volk Rußlands (weiter wie das franzöſiſche vor 125 Jahren) zuſehen, daß kein Napoleon nachkomme (d. h. keine Aufhebung und kein Rückgehen zur erſten Setzung), ſondern daß ſich das Schöpferiſche heraushebe aus dem widerſtreitenden Brodeln und ſich die Bekämpfungen der Märztage nicht nur fortſetzen, ſondern hinaufpflanzen.

Möge aber das deutſche Volk den Geiſt des ruſſiſchen zu ahnen lernen und möge es darangehen, unter den Seinen diejenigen zu ſcheiden, die an den Geiſt glauben, und die, die nur an Profit für ihr Syſtem denken. J. Feldner

Kriegsgewinne Die „Voſſiſche Zeitung“ beſprach kürzlich in einem Aufſatz „Deutſchlands induſtrielle Kraft“ die Leiſtungsfähigkeit unſerer Großinduſtrie. Nach dem Artikel haben ſechs unſerer großen Geſellſchaften im Jahre 1916/17 einen Rohgewinn von zuſammen 216 Mill. M gehabt gegen 108,8 Mill. M im Jahre 1913/14; ſechs Werke haben demnach im dritten Kriegsjahre doppelt ſo viel verdient wie im letzten Friedensjahre. Daß dieſe Erſcheinung nicht auf ſechs Geſellſchaften ſich beſchränkt, ſondern bei unſerer ganzen Induſtrie beobachtet werden kann, habe ich auf dieſen Blättern im Januar und Februar gezeigt (in den Aufſätzen „Glückliche Aktionäre — hohe Preiſe“ und „Die Herren der Welt“). Die Sucht der deutſchen Induſtrie, aus dem Kriege ungeheure Gewinne zu ziehen, iſt in ihrer Maßloſigkeit ſo offenkundig geworden, daß man ſich wundern muß, daß die Regierung noch nicht längſt dagegen eingeſchritten iſt.

Noch mehr aber erſtaunt man über die Loblieder, die der Finanzredakteur der Voſſiſchen Zeitung der deutſchen Induſtrie ſingt. Iſt es etwa das Verdienſt der Geſellſchaften, daß ſie ihre oft recht hohen Bankſchulden abtragen konnten, daß ſie — es gibt genug Beiſpiele dafür — ſich durch den Krieg aus einem faulen in ein gut rentierendes Unternehmen verwandelt haben? Verdanken wir es *ihnen*, daß ſie Hunderte von Millionen in Kriegsanleihe anlegen konnten? Wohl nicht!

Die „V. Z." erwähnt die großen Rücklagen für „Überleitung in die Friedenswirtſchaft" und meint, die Vorſorge könne ſchwerlich weitergehen als bei den Mannesmann-Werken, welche noch eine Rücklage für den „Wiederaufbau der Welthandelsbeziehungen" geſchaffen haben. Warum nicht? Ich gebe den vielen Geſellſchaften, die nicht wiſſen, auf welchem Konto ſie die rieſigen Gewinne laſſen ſollen, den Rat, Rücklagen zu „ſchaffen" (aus dem Nichts?) für die Erforſchung des oberen Kongo oder für das Studium der Eskimopſyche, ſchließlich gehört das ja auch zum Welthandel! Die großen Rücklagen ſollen ja nur verhindern, daß Kurſe, Reingewinn und Dividende turmhoch klettern; nötig ſind ſie, wenigſtens in der ausgewieſenen Höhe, in den ſeltenſten Fällen.

Überhaupt die berühmte „Umſtellung"! Man denke doch nur einen Augenblick nach! Hat unſere Induſtrie etwa beſondere Fonds nötig gehabt, um ſich auf den Krieg einzuſtellen? Hat ſich dieſe Einſtellung nicht verhältnismäßig glatt vollzogen trotz der denkbar ſchwierigſten Verhältniſſe, trotz großer Bankſchulden? Wird man eine Drehbank zum alten Eiſen werfen, wenn die letzte Granate abgedreht iſt? Hat eine Fräsmaſchine ihren Wert am Tage des Friedensſchluſſes verloren? Das glaubt doch niemand. Und nach dem Kriege werden dieſelben Feldbahngleiſe gebraucht wie jetzt; man wird wieder Spaten ſchlagen und Zangen ſchmieden, wenn auch nicht für Schützengräben und Drahtverhaue. Vergeſſen wir doch nicht, daß der allergrößte Teil des Kriegsbedarfs Maſſenfabrikation darſtellt. „Wiſſen Sie, es gibt keine beſſere Sache als Granatendrehen", ſagte mir kürzlich ein Ingenieur. „Immer dasſelbe Zeug, und die Maſchinen laufen von ſelbſt. Die Serienfabrikation bringt den Gewinn; da gibt es keine koſtſpieligen Verſuche; alles arbeitet ſich glatt und ſchnell weg."

Was nach dem Kriege beſtimmt kommen wird, iſt ein mächtiger „boom", eine Gründerzeit, welche mit der vor 45 Jahren nicht zu vergleichen ſein wird. Was ſollen Banken, Induſtrie und Handel mit den vielen „verdienten" Millionen anfangen? Sie anlegen ſelbſtverſtändlich! Aber das wird nicht ſo glatt gehen wie das Granatendrehen, meine ſehr verehrten Herren!

Sehen wir uns einmal die Sache von einer anderen Seite an. Nehmen wir mal an, das Reich hätte Ende 1914 kurz entſchloſſen geſagt: „So, Kinder, jetzt hört das ſchrankenloſe Geldverdienen auf. Jetzt übernehmen wir jeden Betrieb, den wir beſchäftigen, ganz gleich, was darin gebaut wird. Inhaber, Direktoren, Ingenieure, Kaufleute, Arbeiter übernehmen wir; auf die Gehälter zahlen wir einen Kriegszuſchlag. Beſitzer und Aktionäre entſchädigen wir nach dem Durchſchnitt der letzten fünf Jahre. Für den höheren Umſatz erhaltet ihr eine Vergütung von ſo und ſo viel. Rohmaterial wird euch durch die Kriegsgeſellſchaften zur Verfügung geſtellt; die haben von jetzt an dafür zu ſorgen, daß eure Maſchinen nicht ſtille ſtehen. Wir verlangen jeden wehrfähigen Mann, wir verlangen, mit demſelben Rechte, jede Maſchine, jeden Hochofen, jedes Walzwerk. Friſch an die Arbeit!" Meint ihr, das wäre nicht möglich geweſen? Blickt nach England. Die engliſche Induſtrie hat ſich viel härtere Eingriffe gefallen laſſen, als ſie der deutſchen zugemutet wurden; ſie iſt von viel höheren Steuern betroffen worden, und vor einigen Monaten konnte Lloyd George erklären, es gäbe jetzt, außer der Landwirtſchaft, kaum ein Arbeitsgebiet in England, das nicht verſtaatlicht worden wäre. Hat das der engliſchen Kriegführung geſchadet oder nicht? Nehmen wir an, unſere Regierung hätte dieſen Weg gewählt. Gewiß, Induſtrie und Banken hätten nicht ſo viel Kriegsanleihe zeichnen können,

aber das wäre auch gar nicht nötig geweſen, denn um all die „verdienten“ Milliarden hätten wir den Krieg billiger geführt. Wer die rieſigen Zwiſchengewinne, die ungeheuren Dividenden und die gar nicht feſtzuſtellenden Reſerven und Abſchreibungen vor Augen hat, weiß, vieviel billiger uns „der Krieg gekommen wäre“. Die Abſperrung vom Weltmarkte, die dadurch erzwungene Sparſamkeit hätten die geringen Beträge, die dann noch nötig geweſen wären, auch aufgebracht. Vor allem wäre die ungeſunde, unerhörte Verſchiebung von Kapital und Vermögen unterblieben.

Man hat dieſen Weg nicht eingeſchlagen, hat der Induſtrie eine Milliarde nach der anderen geopfert, jawohl, geopfert, iſt ſtolz auf Deutſchlands induſtrielle Kraft und fragt nicht einmal, wie die Milliarden Zinſen aufgebracht werden ſollen, jetzt, und beſonders dann, wenn der große Wahnſinn einmal zu Ende iſt. Inzwiſchen aber: neue Kapitalserhöhungen und -verwäſſerungen; die Sächſiſche Gußſtahlfabrik hat einen Reingewinn von 9½ Millionen gegen 6½ Millionen im Jahr zuvor; den Gelſenkirchener Gußſtahl- und Eiſenwerken hat man erlaubt, im letzten Jahr einen Reingewinn von 5 Millionen zu „machen“ gegen 1,8 Millionen im Jahr 1914/15. In Berlin werden Pläne beraten, welche für die deutſche Schiffahrt 1½ bis 2 Milliarden freimachen ſollen, und im Reichstag klagt Graf Poſadowsky über die „erſchreckende“ Verwendung von Reichsgeldern. Warum nicht? Wir haben's ja.

W. Picard

Deutſch oder Überdeutſch?

Warum ſchlägt denn niemand mit der Fauſt auf den Tiſch? ſo fragt der verehrte Herausgeber.

Ja, wer tut denn das heute überhaupt nicht? Gibt es noch jemand, der das Gewicht ſeiner Sache nicht auf dieſe Weiſe zum Ausdruck brächte? Es poſaunt doch alles; ſogar der Okkultismus, die Geheimwiſſenſchaft trompetet, der Weltkrieg habe ihre Wahrheit zur abſoluten Evidenz gebracht für jeden, der überhaupt noch ſehen und hören könne.

Nein, ſo geht es nicht weiter. Längſt ſind alle Saiten in der Welt überſpannt. Ein Wunder, daß nicht alle Trommelfelle ſchon geplatzt ſind. Allüberall Pauken, Poſaunen und Bombardons, die ſchrillſten Töne, die ſchreiendſten Farben. Überwagner, Übernietzſche; Politiker und Äſthetiker übertrumpfen an Abſolutheit die Fanatiker der Religion und der Raſſe. Wem gehen dieſe Dinge nicht längſt bis an den Hals?

Ich frage alſo anders. Was iſt das Geheimnis von dem ganzen Höllenkonzert? Worauf läuft der ganze Spektakel hinaus? Warum ſteigert ſich die Sumpfſchlacht an der Somme noch weiter bis zur vollendeten Hölle in Flandern? Warum muß die Kanonade von Cambrai die von Verdun noch um ein Erkleckliches überbieten? Was will das ganze Getue und Getobe der toll gewordenen Welt? Die Antwort iſt einfach.

Das Temperament hat im Dienſt des ſelbſtſicheren handfeſten Intereſſes ſeine Technik auf dieſe ſchwindelnde Höhe gebracht, um ſeine Raſerei zum letzten vollendeten Ausdruck und zur längſt beabſichtigten Höchſtwirkung zu bringen. Das Temperament will nicht überzeugen; hilft bei ihm das Überreden nichts, ſo muß es das Überſchreien tun. Verfängt das auch nicht mehr, ſo bleiben noch die Mittel der Verblüffung im Bunde mit der Täuſchung und dem Trug. Der Weltkrieg hat das Geheimnis der ganzen bisherigen Kultur, d. h. ihres bisherigen Mißbrauchs, zur vollen Offenbarung gebracht. Die Arbeit der Lunge muß vollenden, was dem Werk

der Fäuſte etwa noch nicht völlig gelang. Bei der Maſſe ziehen und gelten nun einmal keine anderen Mittel und Gewalten, und auf die Maſſe iſt es abgeſehen. Wer nicht hauen und ſtechen kann, der gilt nichts; wer nicht ſchreien kann, der kriegt nichts. Nur die Lumpen ſind beſcheiden; ſogar die moderne Rechtsphiloſophie fängt bei Hobbes und Spinoza mit dieſer verblüffenden Erkenntnis an. Was braucht es noch weiter Zeugnis?

Man ſpürt nun aber auch die Wahrheit des Hindenburgwortes: „Es kommt alles auf die Nerven an", nämlich, ob der Menſch das Trommelfeuer des Temperaments ſeines Nächſten aushält. Dieſer Nächſte iſt nämlich geborener Übermenſch. Seine Begehrlichkeit macht ihm deine Dienſtbarkeit zu ſeiner Lebensfrage. Sein Überbewußtſein verleiht ihm das Recht auf deine Knechtſeligkeit. Regen ſich in dir aber Zweifel an der Rechtmäßigkeit und Seligkeit dieſes Zuſtandes, ſo trampelt er dir mit ſeinen Füßen dieſes Recht ein und beweiſt es mit der Predigt ſeines Trommelfeuers. Deine Rettung liegt alſo lediglich in der Elaſtizität deines Leibes und der Ausdauer deiner Ohren.

Wir Deutſchen ſpüren es alſo wieder einmal in allen Gliedern, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, und daß wir gut daran tun, dem harten Stoß mit einer nicht weniger leiſtungsfähigen Unterlage zu begegnen.

Eine andere Frage iſt, ob wir das engliſche Überbewußtſein wirklich durch ein deutſches zu erſetzen berufen ſind. Was England-Amerika heute praktiziert, das iſt die Umſetzung ſeines innerſten Fühlens, wie es längſt in Bako, Hobbes und Buckle ſeinen klaſſiſchen Ausdruck fand, in die handfeſte Wirklichkeit. Soll nun aber der engliſche Übermenſch von heute durch den Überdeutſchen von morgen abgelöſt werden?

Wo nicht, ſo müſſen wir es in Gottes Namen verlernen — mit der Fauſt auf den Tiſch zu ſchlagen; denn ſie iſt das Zeichen des Willens zur Übertäubung und Übertrumpfung des Gegners, ja ſie bedeutet je nachdem die volle Abſicht ſeiner Zerſchmetterung. Wäre noch ein Funke von Wahrheitsſinn in der großen Kulturwelt, ſo müßte das Bewußtwerden derartiger Empfindungen als Maſſeninſtinkte zunächſt von einer allgemeinen Weltſchamröte abgelöſt und ſchließlich durch ein ebenſo allgemeines befreiendes homeriſches Weltgelächter überwunden werden. Aber der Sieg der Wahrheit iſt, ſolange die Welt ſteht, Gott ſei's geklagt, um ein gutes Teil teurer zu ſtehen gekommen. Aus ihrer chriſtlichen Vergangenheit könnte ja beſagte Kulturwelt wiſſen, daß die Wahrheit noch nie am Tiſch der hohen menſchlichen Geſellſchaft zuerſt zum Worte gekommen iſt, alſo auch dort nicht wohl in der bezeichneten herkömmlichen Weiſe ſich einführen kann. Was ſich hier breit macht und blüht, wenn der Koller der ſich aufblähenden Großmannsſucht glücklich überwunden (beſſer zu Fall gekommen) iſt, das iſt die ſchlaue Berechnung der klugen Vernunft. Sie hat gelernt, daß es mit dem Überſchreien und Übertrampeln doch nicht geht, weil ſchließlich auch der Gläubigſte hinter die Sache kommt; ſie iſt doch gar zu grob und deutlich. So verwandelt ſich denn der Wille zum Sieg in die ſchlaue Berechnung, wie man den Gegner, den man offen nicht mehr beſiegen kann, durch allerlei Schliche und Winkelzüge betrügt und unter ſich kriegt. Auch ſie kann ſich noch recht laut gebärden; ſie verfügt, wenn nötig, über alle Regiſter. England kam jahrhundertelang mit der großen Miene durch, dieweil es anderen Mächten das Sich-als-Trumpf-aufſpielen überlaſſen konnte. Heute wird es verſuchen, nachdem das Bramarbaſieren ihm im Weltkrieg vergangen iſt, den kapitaliſtiſchen Schwindelkrieg durch einen rieſigen

Kapitalſchwindel wieder gut zu machen. Die auch in Deutſchland ſich allbereits verbreitende Neigung, die aus der Zeit der Kriegsgewinne und des Kriegswuchers ſtammende ſtaatliche Überſchuldung durch den Erlös aus einer mit dem Friedensſchluß einſetzenden kapitaliſtiſchen Hochkonjunktur zu decken, alſo die Wunde vom erſten Schwindel durch einen zweiten zu verkleiſtern*, ſtellt wieder eine ſolche bedenkliche Überſetzung engliſchen Geiſtes ins Deutſche dar. Haben doch ſchon unſere großen „nationalen“ Zeitungen faſt alle ſich in ſolchen Rezepten ergangen. Man ſieht, die Wahrheit kommt immer zuletzt zum Wort. Sie wächſt überhaupt nicht in der Luft der großen Maſſe. Im Menſchengewühl wird ſie regelmäßig zertreten. Sie braucht auch viel zu lange, um ſo weit zu erſtarken, daß ſie ſich vernehmlich machen kann. Die Welt verſteht ſie meiſt auch gar nicht gleich. Sie iſt an das unruhige Flackerfeuer ihrer Inſtinkte gewöhnt und hat ein längeres ſtilles Horchen, ohne das es keine Klärung gibt, ſich ſeit den Tagen der Kindheit abgetan.

So wächſt denn die Wahrheit bis auf den heutigen Tag noch immer in der Wüſte. Ein Moſes mußte auf 40 Jahre dorthin, ein Elias wurde aus der Welt des Krieges, der wilden Gewalten, des Sturmes, des Feuers, des Erdbebens herausgenommen, um in der ſtillen Wüſte die Offenbarung der Wahrheit zu erleben. Ein Johannes läßt von dorther ſeine Stimme erſchallen, und endlich wächſt der Berufene nicht in der wild erregten Hauptſtadt, in Jeruſalem und Juda auf, ſondern im ſtillen Nazaret. So erſcheint denn die Wahrheit immer wie ein Reis aus der Wüſte, wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich; da war keine Geſtalt noch Schöne, da war nichts, was uns gefallen hätte. Dementſprechend iſt auch der Empfang. Läßt ſich der Wahrheitsträger nicht länger mehr totſchweigen, dieweil die Steine anfangen gen Himmel zu ſchreien, ſo wird die Schuld am Ganzen ihm aufgebürdet, er als der Hauptſchuldige abgeurteilt, und die Maſſe, die in einem Augenblick der Wahrheitsahnung ihr „Hoſianna“ rief, ſtimmt jetzt in das „Kreuzige“ ein. Denn die Maſſe iſt die Unwahrheit. So taucht denn die Wahrheit immer nur für Augenblicke auf im Oſten wie im Weſten, in Buddha wie in Chriſtus, um dann wieder in der Nacht des Neubrahmanismus und Papismus zu verſchwinden. Überall wieder die Geſte der Wahrheit für die Wahrheit ſelbſt. Soll's in und nach dem Weltkrieg wieder ſo gehen?

Licht wird nur erzeugt, wo ein Menſch alle Mittel, damit die menſchliche Selbſtſucht ſich ſonſt ausſchließlich ſelbſt bedient, opfert und verbrennt und dadurch zuletzt ſich ſelber verzehrt. Nur hier iſt echte Wahrheit, und das iſt auch der Grund, warum an ihre Erſcheinung das Leben und Walten der Liebe geknüpft iſt. Licht und Glut gibt's nur im heißen Feuer. Nur die Selbſtloſigkeit ſchließt ſich und andere auf. Selbſtſucht verhüllt ſich ſelbſt, und wenn ſie auftrumpft und laut wird, niemand glaubt ihr. Es iſt ja nur Spekulation, Berechnung. Sind wir wirklich ſchon ſo weit? Die abgeſtempelten Bekenntniſſe der Kirche tragen nur noch ſo weit, als der abgezirkelte Bereich der Gläubigen geht. Sonſt ſpürt jedermann, daß ihr Bekenntnis nur noch die alte Kapſel der Wahrheit, nicht mehr dieſe ſelbſt iſt. Darum führt man heute keine Glaubenskriege mehr. Man ahnt, es wäre Krieg um Götzen, nicht um Gott ſelbſt. Aber an Stelle des religiöſen Fanatismus iſt jetzt der nationale getreten. England-Amerika vertritt die Sache der Wahrheit gegen Deutſchland, und nach der Meinung unſerer Überdeutſchen Deutſchland gegen England-Amerika. Wir können das ganze Geſchrei nur als Kriegsgeheul anſehen, das endlich allgemein der nüchternen Tatſache weichen ſollte, daß wir um Anerkennung unſeres guten Rechts

* Gleich dem „Inſtitut zur Retablierung verwundeter Eſel“ am Veſuv.

kämpfen und nichts weiter. Hat die Kirche aus dem Gott Himmels und der Erden in ihrem allgemeinen Papſttum ihren privilegierten Herrgott gemacht, ſo haben das die Nationen Rußland, Frankreich, England in völlig gleicher Weiſe mit ihrer Nationalität getan. Und genau wie bei der jüdiſchen ſoll der politiſche Imperialismus vollführen, was der heiße meſſianiſtiſche Anſpruch verlangt. Zum guten Ende aber bleiben alle drei Meſſiaſſe in dem Strick hängen, den ſie uns Deutſchen zugedacht haben, nämlich im Strick des Mammons. Der große Anſpruch ſchrumpft zur Forderung der Schuldenzahlung zuſammen, die zur Tilgung des reſtlichen Weltkatzenjammers nötig iſt. Haben wir Deutſchen keine andere Wahrheit im Hintergrund als die, die ſich in dieſer Forderung zuſammenfaßt, ſo ſind wir unſern drei alten Feinden ſamt dem neuen amerikaniſchen in nichts, aber auch gar nichts überlegen, und alle Entrüſtung, mit der wir auf den Tiſch ſchlagen, macht nur all-, wollte ſagen überdeutſchen Theaterdonner. Denn auch unſer deutſcher Meſſianismus endigte im gleichen dicken Allerweltsſtrick des Mammons. Warum bringen unſere Überdeutſchen bis heute keine Entrüſtung auf gegen dieſen ſelbſt? Wenn doch aller nationale Meſſianismus mitſamt allem politiſchen Imperialismus nur Gewichtsſteine ſind, mit denen der ſchlaue Allerweltsobergötze ſein Spiel treibt, um die Völker um Millionen ihrer beſten Söhne zu bringen und um Milliarden ihres Eigentums zu betrügen, alles ſich ſelbſt zum Opfer — ja wahrhaftig, es wird Zeit, mit der Fauſt auf den Tiſch zu ſchlagen, aber nicht um die andern zu übertäuben, ſondern im Schrecken über ſich ſelbſt. Denn der Überfranzoſe, der Überengländer, der Überruſſe, der Überamerikaner mitſamt dem Überdeutſchen, ſie ſind nur die Handlanger des letzten verſteckten Gewalthabers, des geheimen Profits. Er iſt der große Spekulant, der mit Staatsmacht und Volksmaſſe ſpielt wie Kinder mit Bohnen, dem Volksnot und Völkermord völlig gleichgültige Dinge ſind, wenn er nur ſein Handwerk weiter treiben darf — er, der Lügner und Prophetenmörder von Anfang. Wer den geheimen Profit, den bis heute wohl immer und überall geahnten, aber wohlweislich nie und nirgends genannten Weltbrandſtifter, wer ihn erſchlägt, der iſt Siegfried, der Drachentöter, der verdient ſich den Dank der ganzen Welt. Warum haben denn unſere Überdeutſchen noch nie ernſtlich nach dieſem Siegesruhm geſtrebt? Sie haben immer behauptet, den Lindwurm des britiſch-amerikaniſchen Kapitalismus erſchlagen zu müſſen. Aber ihr Stolz hat ihnen noch nie das Geſtändnis erlaubt, wer oder was denn der eigentliche Strick ſei, der Kopf und Kraft auch des deutſchen Michels binde. Mit dieſer Erkenntnis mußte freilich der Krieg ſeine Wendung nach innen nehmen. Die *Selbſtbefreiung* müßte der Wendung nach außen vorausgehen. Sie wäre ja diesmal ſo einfach; es gälte nur, mit dem klaren Wortſinn Ernſt zu machen. Profit heißt ja nur: *was öffentlich zu bekennen iſt*. Geheimer Profit bedeutet alſo eine Unterſchlagung ſchlimmſter Art. Kein Wunder, daß ſie den Weltbrand erzeugt hat und immer wieder neu erzeugen will, *ſolange alle Welt verſchweigt, was doch vor aller Welt an berufener Stelle bekannt werden ſollte**.

Daher mein Rat: Nimm dem Nibelungenring ſein Geheimnis, dann verliert der Hort ſeine böſe Zauberkraft, und dann iſt mit dem deutſchen Volk zugleich auch die Welt erlöſt.

---

* Wie ich mir das im einzelnen denke, habe ich in meiner Schrift: „Vom Privatrecht zum Gemeinrecht“ (Diederichs, Jena) anzudeuten verſucht.

Der verehrte Herausgeber hat in der November-Nummer den deutſchen Proteſtantismus totgeſagt, hat aber im Dezember doch wieder nach lebendigem deutſchen, nach echt lutheriſchem Proteſt gerufen. Ich nehme ihn beim Wort und ſchlage in ſeine Hand, wenn ich jetzt rufe:

Proteſt, tauſendfachen Proteſt gegen den geheimen Profit, gegen den Oberſpekulanten, den Erzlügner, der alle Staatsmacht, deutſche wie britiſche, und alle Völkerkraft, deutſche wie britiſche, vor ſeinen goldenen Wagen ſpannt, der fürſtliche wie demokratiſche Regierungsgewalt zu ſeinen Fuhrleuten erniedrigt, die Völker aber als Roſſe mißbraucht, um mit ihrem Blut und Schweiß ſeine fluchbedeckte goldene Ernte zu bergen.

Wer ſoll das letzte Wort haben auf dieſer Welt, der Profit, der bis heute alle Propheten erſchlug und alle Völker aufhetzte, oder die Wahrheit, die bis heute in der Einſamkeit ſich ſelber verzehrte, die immer wieder voll göttlichen Erbarmens ſich aus der Wüſte aufmacht, der führerloſen Herde der Menſchheit zu helfen, bis heute aber immer wieder nach kurzem ſcheinbaren Sieg — ſo auch vor 400 Jahren — dorthin zurückfliehen mußte, verlaſſen und verraten von demſelben Volk, für das ſie kam zu ſtreiten und zu ſterben? Wird Deutſchland an all ſeinen Großen ſchließlich doch noch dasſelbe tun, was der Jude an den Knechten ſeines Gottes tat, wird der Überdeutſche von heute verleugnen, wozu ſeinem deutſchen Ahn einſt ein Luther gegeben war?

Dann wäre freilich der Proteſtantismus tot, und die Jubelfeier vom Vorjahre wäre ſein Grabgeſang geweſen. Aber nein, heute muß noch mitten im Wüten des Weltkriegs der nationale Proteſt das vollenden, wozu die Kraft des religiöſen Gewiſſens nicht mehr ausreichte. War es damals der Strick des päpſtlichen Ablaßmonopols, der den Hals der ganzen Chriſtenheit umſchlang, ſo iſt jetzt der geheime Profit, das Privilegium des Siegers, im Weltkrieg das Verhängnis, das der ganzen Kulturwelt droht: Der Beſiegte muß bekennen, der Sieger darf verheimlichen. Das iſt noch heute ſein Schluß.

Deutſcher, ob du ſiegſt oder ob der Hunger dich noch unterzwingt, vergiß den Proteſt nicht. Der Proteſt iſt die Wahrheit. Sie, ſie allein macht dich zum Deutſchen, ſonſt biſt du der Kerl, der ſpekuliert, gleich dem überm Meer.

Reinhold Planck

Der Tag des Deutſchen So nennt ſich eine Schriftenfolge, die ſoeben im Verlage von Eugen Diederichs (Jena) zu erſcheinen beginnt. Als vorläufiger Herausgeber zeichnet Martin Wenk, der, wie verlautet, ſeine Funktion an den jungen Berliner Hiſtoriker Hohohm übergeben hat. Vor wenigen Monaten erſchien das erſte aufſehenerregende Heft Otto Baumgartens: „Das Echo der alldeutſchen Bewegung in Amerika“; es folgten bisher die Schrift Joachim Kühns: „Franzöſiſche Kulturträger im Dienſte der Völkerverhetzung“, eine gediegene Auswahl Pariſer Hetzliteratur, Martin Wenks Heft: „Alldeutſche Taktik“ und eine Arbeit von Axel Schmidt über den ruſſiſchen Chauvinismus. In Vorbereitung iſt eine Studie von mir über den jungitalieniſchen Nationalismus des 20. Jahrhunderts.

Der Sammlung große Aufgabe iſt die Bekämpfung des Chauvinismus, der nicht etwa eine Kinderkrankheit der Nationen, ſondern eine internationale Gefahr für alle Völker bedeutet. Die Vergottung des Prinzips der Gewalt im politiſchen Ge-

ſchehen und die Selbſtüberhebung der nationalen Individualität eines Volkes entwürdigt den Menſchen, zerſtört die Kultur und unterdrückt die Idee, die übernational und ewig ſind wie alles Große.

An Stelle einer ethiſchen Vertiefung der Volkspersönlichkeit, einer Betonung der geiſtigen und kulturellen Werte haben wir es erlebt, daß eine auf Glanz und äußere Erfolge gerichtete erzieheriſche Propaganda, jedes Gefühls, mit all ihren Scheinidealen die Pſyche der Völker vergiftete. So daß nach drei Kriegsjahren entſetzlichſter Blutopfer Europas der Gedanke an das Menſchliche und das Urlicht der Wahrheit immer noch nicht leuchtet, ſondern das Wüten der Kriegsfurie den unſeligen Glauben an das Schwert aufrechterhält, das nur das bewahren kann, was der Geiſt überſchattet.

Die Illuſionstheorien des Chauvinismus haben in Deutſchland durch die Alldeutſchen und ihre gelehrten Mitläufer mit der Beeinfluſſung der Struktur unſerer inneren und äußeren Politik ihr gefahrvolles Panier ſo ſtark wie kaum in einem anderen Lande entfaltet. Wer im Frieden die Notwendigkeit der Wechſelbeziehungen zu fremdem Volkstum und fremden Kulturen erkannte, galt ihnen ein Landesverräter, da die Zugehörigkeit zu ſeiner Nation das höchſte Gut für den Menſchen ſei. Wer heute die dauernde Verſöhnung und Verſtändigung der Völker erſtrebt, wird als Flaumacher gebrandmarkt. Nach all dem, was ſich die deutſchen Chauviniſten, mit denen wir als Deutſche ſelbſt abzurechnen haben, in den letzten Jahrzehnten leiſteten, können die nicht vereinzelten Worte des begabten Amerikaners H. Lowes kaum verwundern: „Alle Völker bewundern ſich ſelbſt, die Selbſtvergötterung der Deutſchen iſt ſo naiv, ſo offen und ohne Berechtigung, daß ſie erfahrenen Völkern lächerlich erſcheinen muß. Der Engländer und der Franzoſe hält ſeine Ziviliſation auch für die beſte der Welt; aber engliſcher geſunder Verſtand und franzöſiſche Klugheit hindern ſie daran, den anderen Völkern mitzuteilen, daß ſie ſie alle zu ihrem Beſten erobern wollen. Alle Jingos bewundern und wünſchen den Krieg, aber nirgends ſonſt in der modernen Welt iſt eine ſolche Orgie von „romantiſchem“ Enthuſiasmus, ſolch eine abſichtliche Blindheit für alle Wirklichkeiten des Kriegs zu finden wie in Deutſchland“ (Baumgarten S. 18). Der Krieg wird bis zur Stunde von den Alldeutſchen ohne Unterlaß als der „natürliche Zuſtand des Menſchen“ geprieſen, der die „edelſten Handlungen in der menſchlichen Natur erwecke“. Er wird von ihnen nicht geführt und fortgeſetzt, um ihn zu töten, ſondern um einen politiſchen Zuſtand herbeizuführen, der den Keim künftiger, noch ſchrecklicherer Kriege bereits in ſich trägt.

Das Ausland brauchte nur zuzugreifen, um die Volksſtimmung gegen das Deutſchland, wie es ſich in den alldeutſchen Rezepten zur Evidenz offenbarte, mobil zu machen. Dies hat es denn auch mit dem heute ſo verblüffend ſichtbaren Erfolg beſorgt. Schon im Jahre 1905 beſchloß die deutſche „New Yorker Staatszeitung“ einen Artikel über das Verhältnis Deutſchlands zu den Vereinigten Staaten mit den Worten: „Niemand hat einer Verſtändigung zwiſchen dem deutſchen und dem amerikaniſchen Volke mehr Hinderniſſe in den Weg gelegt als gerade die Alldeutſchen.“

Es iſt ein verheißungsvoller Anfang, wenn jetzt Männer deutſchen Geiſteslebens ſich zuſammenſchließen, um Proteſt zu erheben gegen die Perſonifizierung Deutſchlands mit den Deutſchtumsidealen der Alldeutſchen und um deren ganze Verſtändnisloſigkeit für den höheren Sinn des menſchlichen Daſeins in der Geſchichte „ad absurdum“ zu führen. Damit die Welt und jeder, der es hören will, erkenne, daß der Tag

des Deutſchen nicht mit dem Unmenſchentum der Alldeutſchen, ſondern mit der uferloſen Sehnſucht der beſten Deutſchen nach der Befreiung des Menſchlichen aus den Klammern einer gegenſeitigen Vernichtungsſtrategie heranbricht. J. P. Buß

Völkerfriedenspolitik Es iſt ein bekannter pſychologiſcher Prozeß, dem auch Hegel erlag, daß man die Wirklichkeit zur idealen Notwendigkeit zu ſtempeln verſucht, wenn man darauf verzichten zu müſſen glaubt, ſie einem bisherigen Ideal anzunähern. So haben auch die abgezwungenen Einſtellungen und Anpaſſungen unſerer jetzigen Abgeſchloſſenheit ihre Theoretiker gefunden, die das verſtändliche Beſtreben to make the best of it überſteigernd auf den, epochal betrachtet, doch immerhin erſt kurzen Zeitraum unſerer hoffentlich bald überwundenen Lage das Prinzip der analytiſchen Fortſetzung, von unzulänglichen Gegebenheiten aus in die Zukunft hinein und ganz unerlaubterweiſe parteiiſch auswählend in die Vergangenheit zurück, anwenden. Die hiſtoriſche Rechtfertigung unterliegt einer Täuſchung, wenn ſie, mit Rathenau zu ſprechen, „die geſchichtlich-gelehrte Auffaſſung der Politik durch die Kontinuität des Vergangenen zu rechtfertigen ſucht.“ („Die Täuſchung iſt eine dreifache: Die Patina des Alters wirkt, die Kontinuität iſt nur rückblickend zu erkennen; der rückgewandte Blick ändert die Vorausſetzungen. Das Bild der Gegenwart iſt faſt ſo ſubjektiv wie das der Zukunft und die ſcheinbar ſo ſubjektive Vergangenheit iſt veränderlich.“) Man ſpinnt die Fäden des hiſtoriſch-notwendigen Geſchehens mit den ſtarrſten Marxiſten, den doch ſo verpönten, um die Wette und ſcheint ganz zu überſehen, was Harnack als den Zweck geſchichtlicher Arbeit aufzeigt: das Eingreifen in den Gang der Entwicklung, das die Vergangenheit abſtößt, wo ſie hemmend in die Gegenwart hineinreicht, in der Gegenwart das Richtige tut, die Zukunft umſichtig vorbereitet. „Zum Handeln iſt der Menſch auf der Welt, nicht zum Betrachten.“ Oder vielmehr man legitimiert als Norm des Eingreifens nur die Gewalt, den Krieg, die ſo oft berufene Fortſetzung der Politik der Friedenszeit. Die reinen, doch immer wieder in pathetiſches Moraliſieren verfallenden, Machtpolitiker zitieren dabei mit Vorliebe Männer der Vergangenheit, wie Fichte, die ſie zu deren Lebzeiten geſteinigt haben würden. Gewiß begleitet die Macht, die an der Wiege des Staates ſtand, ihn auch weiterhin durchs Leben, aber ſie iſt nur abwehrende, erhaltende Kraft; die Triebkraft des inneren Wachstums iſt das Recht, das Beſtreben, die Geſellſchaft immer vernunftmäßig vollkommener — wenn auch die jeweilige Kriſtalliſationsform volklich-hiſtoriſch färbend — aufzubauen. Trotz der Machttheorie ſchreitet denn auch „der vom Bewußtſein der Zeit geforderte Ausbau des Rechtsſtaates, die Rationaliſierung, Humaniſierung, aber freilich auch Mechaniſierung des bürgerlich-ſtaatlichen Lebens immer weiter fort“ (Metzger). Das „Eingreifen“ der Gegenwart kann alſo nur mit dieſer Entwicklung gehen, ſie als Mittel benutzen, ſie zu beherrſchen und zu durchſeelen ſuchen, ſtatt ſich gegen ſie zu ſtemmen. Der Trotz des ſterbenden Titanen iſt äſthetiſch bewundernswert, aber unſer Volk will, ſoll, muß um ſeiner und der Menſchheit willen, leben; darum muß es, wie das Einzelindividuum, „ſich in die Welt finden“, ohne dabei ſeinen Charakter aufzugeben. Die Gazelle bleibt Gazelle, welche Farbe auch ihr Fell trägt, aber der feindlichen Ausleſe fällt ſie nur dann nicht anheim, wenn ſich ihre Erſcheinung durch ihre Färbung ins Landſchaftsbild einfügt. Man verwechſelt immer Subſtanz und Erſcheinung, Körper und Bekleidung, ſogar Form und Farbe und verwirft Notwendigkeiten des techniſchen Völkerlebens, weil ſie „uns von außen

aufgedrängt werden ſollen". Und doch konnte niemand ſich der weit tiefer die Eigenart bedrohenden „Aufdringlichkeit" des Maſchinenalters entziehen, doch gibt heute der als diſziplinloſer Einſpänner und Volksbetrüger, der das „aufgezwungene" Kriegsbrot verſchmäht, ſich hinten herum über ſeine vorgeſchriebene Ration hinaus, ſeiner hiſtoriſchen Gewöhnung und ſeiner Individualität entſprechend, mit Hamſtervorräten eindeckt. Die Zeit braucht eine Philoſophie ſtolzer Geiſtigkeit, aber die knabenhafte Äußerlichkeit mancher „hiſtoriſchen" Trutz- und Machttheorie deckt nur noch kümmerlich ihre Blößen. Ihre Unzulänglichkeit wird bis tief in die Reihen der Konſervativen von vornehmer, von ihrer Baſis aus wahrhaft ſtaatlicher, Geſinnung erkannt. Otto Hintze bekannte tapfer: „Wir müſſen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß ein entſcheidender Schritt zur Demokratiſierung unſeres Staats- und Volkslebens zur unvermeidlichen Notwendigkeit geworden iſt. — Wir Preußen können nicht allein, inmitten des Reiches, des europäiſchen Kontinents, ja der Welt, dem großen Zuge der Zeit nach fortſchreitender Demokratiſierung Widerſtand leiſten. Wir geraten dadurch in eine gefährliche Vereinſamung unter den Völkern der Erde. — Eine gründliche Reform tut not und iſt bereits im Gange, eine Reform nicht nur der Inſtitutionen, ſondern vor allem auch der Geiſter. Ein entſcheidender Seelenumſchwung muß vollzogen werden, auch von denen, die mit jeder Faſer ihres Herzens an der alten Ordnung gehangen haben, es ſei denn, daß ſie ſich ſelbſt des politiſchen Einfluſſes, der ihnen gebührt, begeben wollten." Die Demokratiſierung Deutſchlands iſt alſo keine Parteiſache mehr, ſie iſt ein Prozeß, der ökonomiſch, techniſch, organiſatoriſch, ziviliſatoriſch unvermeidlich geworden iſt, deſſen Durchführung uns gerade erlaubt, das Weſentliche unſerer nationalen Kultur zu erhalten, uns wieder in Akkord mit dem Weltgeiſt bringt, alſo erſt die Atmoſphäre für eine fruchtbare Auslandspolitik ſchafft und uns für die kommenden Friedensverhandlungen und das dann folgende Emporringen in harter Arbeit auf eine beſſere Poſition ſtellt. Eine Kluft muß überbrückt werden, die geiſtig erſcheint und doch nur von der Maſchinerie ausgehoben wurde. Die dauernden Schützengraben, welche politiſche Poeten um Mitteleuropa ziehen, müſſen verſchüttet werden, indem wir unſere volkliche Machtbaſis durch Verteilung der Befugniſſe und damit der Verantwortung verbreitern, zur Aktivierung und Erziehung aller Fähigkeiten, alles guten Willens im Volke, zur Stärkung der im Volke wurzelnden Regierung, wohl kaum zum Nachteil des Monarchen, nur zum Grimm in hiſtoriſcher Macht ſitzender, in weitem Umfange vom Geiſte des Materialismus beherrſchter Kaſten. Rohrbach faßt die Forderung der Stunde ſo: „Ruft das Volk! Ihr werdet es lehren, aber ihr werdet noch mehr dabei lernen! Regierung und Volkswille wie ein Mann, aber alles mit dem Volk durch das Volk! — Politiſierung des Volkes! Deutſches Weltvolkstum der Zukunft! — Vielleicht ſuchen die Ehrlichen dann drüben wirklich Frieden mit dem neuen Deutſchland." Dieſer Standpunkt iſt der rechte. Wir begreifen Notwendigkeiten und entſprechen ihnen dann, durch des Feindes Hohngeſchrei ſo wenig gerührt wie durch ſein früheres Drohen. Wir handeln um unſeres eigenen Volkswohles willen, um bedrohliche Spannungen zu entladen, um das Einheitsgefühl im Volkskörper zu erhöhen und ihn — wenn nötig — mit erneuter und geſteigerter Kraft für den Abwehrkampf gegen äußere Angreifer zu begaben.

Der Ruf nach demokratiſcher Innenpolitik als Vorbedingung erfolgreicher Außenpolitik iſt alſo faſt ein allgemeiner geworden. Mit ihnen zuſammen klingt der Heerruf aller nach dieſem Völkerſterben praktiſch oder theoretiſch paziſiſtiſch Geſtimmten,

nach Mitteln, Methoden, Maßnahmen zur künftigen Verhinderung ſolcher kriegeriſchen Kulturrückſchläge. In ihrem Innern ſtimmen ihnen faſt alle zu, bis auf die Opfer ihrer illuſionären hiſtoriſchen oder (mißverſtändlich-) „darwiniſtiſch"-raſſentheoretiſchen Auffaſſungen und — auf eine ganz andere Tafel gehörend — die materiell am Kriege oder ſeinen „Zielen" Intereſſierten. Sie deklamieren von einer geiſtig-ſittlichen oder raſſig-körperlichen Erneuerung durch den Krieg, während dieſes lange Ringen allenthalben den Vorgang der Kontraſelektion zeigt, höchſtens vorher ſchon Treffliche noch „beſſer" macht. Ihnen ſprechen viele Willensſchwache nach, um ihr ſeeliſches Bangen nach dem Frieden durch ſolche Theſen ſich ſelber zu verſchleiern. — Nur iſt der Wunſch nach Dauerfrieden, Völkerrecht, Schiedsgerichtsverfahren, Abrüſtung gebändigt durch den Zweifel an der Ausführbarkeit und das Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der anderen Mächte. Wenn aber der Druck dieſer Zeiten, der aus der falſchen Furcht, die Äußerung ſolcher im Gegenteil verbindenden Anſchauungen laſſe ein Volk ſchwach erſcheinen, den Pazifismus an allen Lebensäußerungen hindert, einmal aufhören wird, wird der Schrei nach Humanität eine pazifiſtiſche Welle heraufſluten machen, deren Wucht wenige ahnen. Dieſer Sehnſucht, dieſer Notwendigkeit, dieſer Möglichkeit einer internationalen, demokratiſch-fundierten Friedenspolitik gibt ein bedeutſames Buch von Bernſtein Ausdruck*.

Bernſteins Buch will ein Sammelruf ſein gegen die Tendenzen, die Anwendung der Grundſätze der Demokratie auf die Völkerpolitik durch eine Politik der Anpaſſung an die Auffaſſungen antidemokratiſcher Klaſſen zu erſetzen. Die Demokratie in ihrer weiteſten Anwendung iſt die ſicherſte Garantie der Wohlfahrt und des Friedens der Nationen. Demokratie iſt nicht ſchlechthin Herrſchaft der Maſſe, vielmehr Selbſtregierung des Volkes unter Bedingungen und in Formen, die jede Klaſſenherrſchaft und jeden von einer Volksſchicht über eine andere ausgeübten Willenszwang verwerfen. Demokratie iſt daher unvereinbar mit der Beherrſchung eines Volkes durch ein anderes. Ein Volk als Ganzes hat auch nie einen Vorteil von ſolcher Unterjochung, höchſtens einzelne Klaſſen. Eine wahrhaft demokratiſche Innenpolitik iſt zudem auf die Dauer unmöglich bei undemokratiſch-imperialiſtiſcher auswärtiger Politik. Eine andere Rekrutierung der Diplomatie wird wenig bedeuten, ſolange dieſe kapitaliſtiſche Intereſſen kommandieren. Auch die Beſtimmung, daß Abmachungen und Verträge in Zukunft durch die Volksvertretungen zu billigen ſind, wird kaum gründlich Abhilfe ſchaffen, da die Beziehungen das entſcheidende Wort ſprechen. Nur das Zuſammengehen aller europäiſchen Staaten verbürgt den Frieden und ermöglicht demokratiſche Politik. Demokratiſierung der Diplomatie iſt alſo nur ein anderes Wort für Abſchaffung der Diplomatie.

Völkerpolitik muß an Stelle der Staatenpolitik treten. Dazu iſt mehr Parlamentarismus, mehr Einfluß der Volksvertretungen in der auswärtigen Politik nötig, ſo wenig der Parlamentarismus ein Allheilmittel iſt. Die wichtigſten Mittel zur Erzeugung internationaler Verſtändigung — damit kommt der Parteipolitiker, der Sozialdemokrat Bernſtein, zu Worte — ſeien die Aufrechterhaltung der ſozialiſtiſchen Internationale und der Grundſätze des demokratiſchen Rechtes der Völker. Die Politik der Sozialdemokratie war durch ihre Internationalität beſtimmt; dieſe gab ihr die Richtung und begründete ihr Verfahren der Ablehnung aller Rüſtungsverſtärkungen in allen Ländern, gab ihr die Ideologie, die Möglichkeit einer „ſozia-

* E. Bernſtein: Sozialdemokratiſche Völkerpolitik. Die Sozialdemokratie und die Frage Europa. Verlag „Naturwiſſenſchaften", Leipzig.

liſtiſchen Diplomatie". „Was wir der Internationale nehmen, wird der Imperialismus gebieteriſch von uns fordern." „Ein wenig Patriotismus entfernt von der Internationale, viel Patriotismus führt zur Internationale zurück" (Jaurès). Aus dieſer Grundauffaſſung heraus muß der ſonſt reformatoriſche Sozialiſt natürlich gegen die deutſchen Mehrheitsſozialiſten Stellung nehmen, denen er nicht die Vaterlandsverteidigung, ſondern ihre ſpäteren Abſtimmungen und ihr Verhältnis zur Regierung zum Vorwurf macht. „Ein Deutſchland, deſſen Sozialdemokratie als eine ſtarke und entſchloſſene Gegnerin der imperialiſtiſchen Tendenzen ſich bewährt, wird von den Völkern mit ganz anderen Augen angeſehen als ein Deutſchland, deſſen Sozialdemokratie im gegebenen Falle vor jenen die Waffen ſtreckt." Nun, die beiden divergierenden Richtungen der deutſchen Sozialdemokratie ſind wieder im Begriff in der Praxis des Kampfes für den Frieden einander näher zu kommen, ſo ſehr die Stellung zum Gegenwartsſtaate ſie trennt.

Aller Kräfte, die ein Intereſſe an der Wiederherſtellung der Völkerbeziehungen haben, muß man ſich vergewiſſern, in erſter Linie der Kleinſtaaten, die in der Rangordnung der Staaten nach der Wirtſchafts- und Kulturhöhe zum Teil im Vortrab marſchieren. Es bedeutet ein Überſehen des Unterſchiedes zwiſchen den Aufgaben des Staates und der Wirtſchaftsunternehmung, wenn man die Überlegenheit des gewerblichen Großbetriebes einfach auf die ſoziologiſchen Einheiten überträgt. — Die Hauptfriedenskraft aber bleibe die Internationale der Arbeiter, ohne die auch die Regierungen nicht den Frieden ſchaffen könnten. Die deutſche Regierung insbeſondere habe ſtets, unklugerweiſe, gegenüber der engliſchen Rechtsfiktion den Machtgedanken hervorgekehrt und ſei alſo in der äußeren ſo wenig wie in der inneren Politik für die Sozialdemokratie bündnisfähig. — Die Sozialdemokratie müſſe ihr freihändleriſches Programm feſthalten. Die Schutzzöllnerei arbeite für den Krieg wie der Krieg für die Schutzzöllnerei. Die Pläne einer mitteleuropäiſchen Zollunion wie der entſprechenden Ententeorganiſation ſeien grundreaktionär und führten zu neuen Kriegen. Auch entwurzelten ſie die deutſche Qualitätsarbeit, indem ſie von Ländern mit hochentwickeltem Kultur- und Wirtſchaftsleben an ſolche mit wenig entwickelter Wirtſchaft verwieſen werde. Die vollſtändige wirtſchaftliche Autokratie bedeute alſo eine rückläufige Tendenz. Statt des Ökonomen Fichte ſolle man lieber den Philoſophen hören, der 1806 als einzig zeitgemäßen Patriotismus einen weltbürgerlich gerichteten, der die Nation als Mittelglied für Menſchheitszwecke begreife, erklärte, nicht die Ausſicht auf ein Weltreich, ſondern den Beruf zu einer Weltmiſſion den Deutſchen predigte: „Träger und Verwirklicher des Gedankens zu ſein, eines Reiches der Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles deſſen, was Menſchenantlitz trägt."

Den Grundanſchauungen Bernſteins, die letzteren aus ihrem Gewande parteipolitiſcher Doktrin und parteigenöſſiſchen Innenkampfes herauslöſend, ſtimmen wir durchaus zu. Die letzten Wochen haben immer deutlicher bewieſen, wie ſehr wir der demokratiſchen Reformen, und zwar ohne Aufſchub, des Reichstagswahlrechts für Preußen, der parlamentariſchen Mitregierung für das Reich, der Bereitſchaft zu internationalen Rechtsabmachungen, bedürfen, um die unlösbar erſcheinende Verkrampfung dieſer europäiſchen Selbſtvernichtung aufzuheben. Das demokratiſche Wahlrecht iſt nicht dem deutſchen Weſen entgegen Die ſtändiſch beruflichen Entwicklungsideen behalten Platz dort ſegensreich zu wirken, wohin ſie gehören, in der Fach- und Intereſſenorganiſation, die Ergänzung der allgemeinen,

parlamentariſchen Volksvertretung. Der Eintritt von Politikern in die deutſchen Regierungen wird zur Heranbildung und Auslese tüchtiger, verantwortungsvolle Aufgaben heiſchender Perſönlichkeiten für das öffentliche Leben führen und im Volke das Gefühl verantwortlicher Teilhaberſchaft erzeugen. Die Schäden des Syſtems in anderen Ländern wird deutſche Gründlichkeit vermeiden, deutſche Innerlichkeit überwinden. Der veredelte Nationalitätsgedanke iſt dem vertieften Menſchheits-, Weltbürgergedanken nicht feind, ſie ſind ſynthetiſcher Vereinigung fähig. Wir müſſen uns um unſerer Zukunft, unſerer Würde, unſerer Sittlichkeit willen zum Bekenntnis des Friedenswillens, zum Verzicht auf Landerwerb in Europa hindurchringen; nicht als ein gebrochenes Volk, als eine Heerſchar vielmehr, die nach ehrenvollſtem Kampfe, gleich Friedrich II., ſtolz auf ihre Selbſtbehauptung gegen eine feindliche Welt dem Feinde, dann bloß noch Gegner, bald wieder Mitarbeiter, die Hand hinſtreckt. Die Zukunft kann von uns nicht rechneriſch — denken wir an Rußlands Volkswachstum — bezwungen werden, wohl aber geſittet, wenn es uns gelingt, das Völkerleben in neue Bahnen einzuleiten. Schon Friedrich II. ſagte: „Es wird die Zeit kommen, wo es gilt, Apoſtel auszuſchicken, die gegen das Wettrüſten predigen.“ Lamprecht warnte: „Die Kriegerſtaaten werden ſehr in Rückſtand gelangen, wenn ſie nicht beizeiten der verwandelten Welt inne werden.“ W. von Humboldt erſchaute die Richtung: „Gewiß iſt es, denkt man ſich ein Fortſchreiten der ganzen Menſchheit von Generation zu Generation, ſo müſſen die folgenden Zeitalter immer die friedlicheren ſein. Mit Luthers Worten treffen wir eine Zeitwunde: „Darum, ſo man die Wahrheit ſagen will, der zeitliche Friede, der das größte Gut auf Erden iſt, darin auch alle anderen zeitlichen Güter begriffen ſind, iſt eigentlich eine Frucht des rechten Predigtamtes. Denn wo dasſelbige gehet, bleibet der Krieg, Hader und Blutvergießen wohl nach; wo es aber nicht recht gehet, da iſt's auch kein Wunder, daß da Krieg ſei oder ſtetige Unruhe, Luſt und Willen zu Kriegen und Blut zu vergießen.“

Unſer „Kriegsziel“ muß Gleichberechtigung ſein, die mit Annexionen und Kriegsentſchädigungen ſchlechterdings nichts zu tun hat. Wir können — richtig verſtanden! — mit Paul Oſtwald ſagen: „Unſer Imperialismus will deutſcher Arbeit, deutſchem Geiſt in der Welt einen Platz verſchaffen, nicht um dadurch die Welt zu beherrſchen, ſondern um aus gleichem Rechte wie andere Völker mitzuarbeiten an der Förderung der Geſamtkultur der Menſchheit.“

Schon erſtehen aus den rauchenden Trümmern neue Willensbrücken zwiſchen den Völkern. Große Teile der ſozialiſtiſchen Parteien, der Gewerkſchaften, der Genoſſenſchaften, die Sozialpolitiker beginnen wieder gemeinſam zu arbeiten oder über eine gemeinſame Arbeit zu diskutieren. An einem mitteleuropäiſchen Arbeitsrecht, an internationalen ſozialpolitiſch-gewerkſchaftlichen Mindeſtforderungen bauen tüchtige Baumeiſter, in Bern tagten bereits gemeinſam pazifiſtiſche Intellektuelle aus den kriegführenden Ländern. Das Völkerrecht lebt trotz allem in den Gewiſſen und auch in den Taten, wo nicht Mars unmittelbar verwüſtet. Man denke nur an Internierte und Hoſpitaliſierte, Austauſch und Fürſorge. Der künftige Friede wird ſchneller wieder binden, als wir in der Kriegsdepreſſion befürchten. Und, wenn anders die Menſchen menſchlich leben wollen, wird dann der Gedanke der Völkerſolidarität ſeinen Weg machen, dank der Demokratie und der volklichen und perſönlichen Durchſittlichung, ohne welche auch die nichts vermag. Den Weg zu ſolch ſittlichem Tun und Zuſtand ſcheinen uns Heinrich Manns Sätze an die Zwanzigjährigen zu weiſen:

„Hüte jeder in euch das Bewußtſein der Gleichberechtigung und der eigenen Verantwortung! Demokratien ſchaffen die Eigennaturen nicht ab, ſie wollen, daß ein jeder eine ſei. Verlaßt euch nicht auf große Männer, ſo entgeht ihr den Kataſtrophen.

Euer Volk liebend, könnt ihr die Menſchheit nicht haſſen. Seinem eigenen Volk in wahrer Liebe zugeneigt iſt nur der Menſch, der auch zwiſchen den Völkern von Güte weiß. Ein Volk, das alle ſeine Rechte hat, verletzt in unſerem Erdteil nicht die der anderen. Zu Unterdrückern machen ſich nur Unterdrückte. Das Mehr an Freiheit entſpricht überall einem zunehmenden Gefühl normalen Menſchentums. Wer von euch wird ſich einen Patrioten nennen, weil ſeine Gedanken in fremden, für ihn auszunutzenden Ländern ſind, anſtatt daß er ſein Beſtes in dem Glück ſeines Volkes ſucht, und das Glück ſeines Volkes in dem Glück aller Völker?“ Die Erde wird bald zu eng werden für jede andere Auffaſſung des Völkerlebens. Paul Oeſtreich

Die Zerſtörung der Ehe

Der Krieg bringt die Vertreter des Höher-Geiſtigen notwendig dazu, aus der täuſchenden Oberfläche und dem trügeriſchen Schein unſeres bisherigen Geſellſchaftslebens in die Tiefe zu dringen und die Grundlagen zu unterſuchen. Dazu nötigen die Einſturzerſcheinungen, deren Wirkungen an der Oberfläche nun auch dem Stumpfeſten den Ernſt der Lage zu Gemüte führen. Erſt die Auffindung der Schäden in der Tiefe und die Erkenntnis der Urſachen für die im Oberbau der Geſellſchaft einſetzenden Zerſtörungen kann uns Hilfe bringen und das Wollen der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft umſtellen auf die Schaffung eines neuen, feſteren Unterbaues, nicht das beſchönigende Verkleiſtern der ſich zeigenden Riſſe und das gedankenloſe Weiterleben auf einer ſtillſchweigend als feſt und gut angenommenen Grundlage. Hierfür hat uns die Kriegszeit ein Geiſteskind echt deutſcher Gründlichkeit geſchenkt in der ſoeben erſchienenen Schrift von Paul Ernſt, Die Zerſtörung der Ehe.*

Ein Dichter von hoher Geſtaltungskraft betätigt ſich als Forſcher auf dem Gebiet der Geſellſchaftsſeele. Er findet, daß die vielen „Fragen“ der Gegenwart, die Arbeiterfrage, die Wohnungsfrage, die Frauenfrage, aus einer viel tieferen, gemeinſamen Wurzel entſpringen, aus der Ehefrage, der Form des Lebens von Mann und Weib ſowie ihrer Sprößlinge auf der heimatlichen Scholle.

Dieſe Grundlage aller geſellſchaftlichen Zuſtände der Vergangenheit wird kritiſch geprüft und ihre Wandlung im Laufe der Zeiten mit der Veränderung der Lebensführung feſtgeſtellt; ebenſo der Einfluß einer zunehmenden Überführung der Bauernwirtſchaft mit der Arbeitsgemeinſchaft von Mann und Frau in die bürgerliche Geſellſchaftsordnung des Kapitalismus mit dem Unternehmer- und Händlertum (Kaufmann) als Herr und dem beſitzloſen Arbeiter (Proletarier) als Diener (Sklave), eine Ordnung, die der organiſchen, Leib und Seele umfaſſenden Eingliederung der Frau durchaus feindlich iſt. Hieraus werden dann die Einwirkungen auf den geiſtigen Gehalt und Zweck des Lebens beider Geſchlechter unterſucht und als notwendig die Erſcheinung der „Albernheit“ und Sinnloſigkeit in der heutigen bürgerlichen Geſellſchaft abgeleitet. Als Beweis wird die von ihr angeſtrebte, nur auf den äußeren Schein gehende „künſtliche Bildung“ mit der das Weſen umfaſſenden und die hauswirtſchaftliche Grundlage durchdringenden „natürlichen Bildung“ der früheren Zeiten verglichen. Nie wird die “Bildung“ die Vorbedingungen künſtlich zu ſchaffen vermögen, daß die Allgemeinheit den Zuſtand höherer Geiſtigkeit erreicht; immer wird er eine Gnade bleiben, die Wenigen für Feſttage vorbehalten iſt.

* Falken-Verlag, Darmſtadt 1917, 89 S., Preis M 1.50.

Als einzige Hoffnung, aus der zunehmenden Zerſtörung der Grundlage unſerer bisherigen geſellſchaftlichen Zuſtände trotz allmählicher Zerſtörung der alten Eheform den Aufbau von etwas Neuem, Höherem erſtehen zu ſehen, erſcheint eine Wandlung des Staatsgedankens im Sinne einer organiſchen Staatsentwicklung mit der Ausbildung einer Nationalſeele. Dieſe wäre zu faſſen als „eine Art metaphyſiſcher Macht, eine Art Ding an ſich des Volkes, eine Art Gott, ein ſelbſtändiges, als perſönlich empfundenes Weſen, das unſichtbar über dem Einzelnen ſteht und deſſen Leben erſt rechtfertigt".

Paul Ernſt iſt ſich darüber völlig klar, daß bei Behandlung dieſer überſinnlichen Beziehungen die größte Vorſicht und möglichſte Selbſtkritik am Platze iſt, um einen zu ſtarken ſubjektiven Einfluß auf das gedankliche Ergebnis der gezogenen Schlüſſe zu vermeiden. Daß der unmittelbaren Beobachtung auch für einen unbefangenen, wiſſenſchaftlich ſichtenden Blick nur die Erſcheinungen und Formen der Geſellſchaft zugänglich ſind, ihre überſinnlichen Beziehungen und Zuſammenhänge jedoch mittels Hilfsbegriffen und Hilfsvorſtellungen (Abſtraktionen) gefaßt und übermittelt werden müſſen, ſieht er ſelbſt, wenn er betont, es komme nicht nur darauf an, *wie* abſtrahiert wird, ſondern auch *wer* abſtrahiert. Das Reiz- und Wertvolle iſt es nun aber gerade, dieſe ſozialen Fragen von einem Paul Ernſt behandelt zu haben, den die Freunde ſeiner bereits 10 Bände umfaſſenden Dichtwerke mit dieſer gehaltvollen Schrift von einer ganz neuen, geſellſchaftskritiſchen Seite kennen lernen.

Solange allerdings die Gunſt der Menge Erzeugniſſen wie „der Golem" und „das grüne Geſicht" zugewendet bleibt, beſteht wenig Ausſicht, daß die im beſten Sinne deutſchen Gaben eines Paul Ernſt die ihnen gebührende Wertung in der Gemeinſchaftsſeele finden; die wenigen aber, die dem Verſtändnis des Höher-Geiſtigen zugänglich ſind, werden ſich der Tiefe und des Reichtums an Geiſt in dieſer ſeelenkundlichen Schrift von neuem erfreuen, auch wenn ſie nicht mit allen (ſubjektiv bedingten) Wertungen der ſcharf beobachteten Erſcheinungen auf dieſem Gebiet übereinſtimmen. So iſt z. B. der Verfaſſer dieſes Berichtes geneigt, die als „Zerſtörung" gewerteten Veränderungen der geſellſchaftlichen Wirklichkeit mehr unter dem Bilde der (objektiven) Wandlung zu ſehen, die mit einer ſeeliſchen Schwingung der bürgerlichen Geſellſchaft nach der mehr auf die Entwicklung der materiellen Grundlage gerichteten Verſtandesſeite zuſammenhängt. So ſchwerwiegend und langdauernd dieſe Schwingung auch mitſamt ihren Folgen geweſen iſt, um ſo ſicherer iſt — bei Benutzung dieſer Hilfsvorſtellung der Schwingung — keine endgültige Zerſtörung des Höher-Geiſtigen mit einer ſeiner Grundlagen zu erwarten, ſondern das Kommen eines Hinüberſchwingens nach der Gegenſeite, die in das Bereich des Gemütes und einer allgemeineren Schätzung des Höher-Geiſtigen führt. Ja, wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo ſind durch den Krieg alle Vorbedingungen hierfür bereits gegeben.

Die große und langdauernde wirtſchaftliche Not, der wir nach der ſyſtematiſchen Vernichtung ſo ungeheurer materieller Werte mit Sicherheit entgegengehen, wird mit Notwendigkeit die Allgemeinheit auf das Geiſtige und ſeine höhere Wertſchätzung und Pflege hinzwingen, weil der Mißbrauch und die Verführung der materiellen Fülle der Vorkriegszeit in Wegfall kommt und eine einfache, natürliche Lebensweiſe ſich von ſelbſt ergibt. Der Reiz des Lebens wird dann auf ſeeliſch-geiſtigem Gebiet liegen und damit werden auch die deutſchen Seher und Dichter zur Anerkennung gelangen, die es verſchmäht haben, in der Heiligkeit ihrer Prieſterwürde der großen Menge zu ſchmeicheln oder die „Konjunktur auszunutzen", indem ſie, den myſtiſchen

oder anderen Modeneigungen der Menge ſich anpaſſend, zu ihr herabſtiegen, ſondern mit unerbittlichem Ernſt nur dem Gebot ihrer Muſe folgten und die Mitmenſchen zu einer höheren Geiſtigkeit heraufzuziehen ſich beſtrebten. C. Heinke

Verſchiebung des ländlichen Grundbeſitzes

Während in der Öffentlichkeit die Frage der Kriegerheimſtätten mit aller erdenkbaren Energie behandelt wird, vollzieht ſich von eben dieſer Öffentlichkeit ſo gut wie unbeachtet eine Verſchiebung des ländlichen Grundbeſitzes vom Bauern zum Kapitaliſten, auf deren volkswirtſchaftliche Gefahr nicht frühzeitig genug aufmerkſam gemacht werden kann.

In einzelnen Gegenden fängt die Beweglichkeit des Bodens an bedenklich zu werden. Beſonders Gegenden mit anerkannt landſchaftlichen Reizen ſcheinen ſehr gefährdet*, ſo vor allem in Süddeutſchland, Thüringen, Rheinland. Dort iſt Aufkauf kleinerer Anweſen, Neubildung und Vergrößerung beſtehender Fideikommiſſe zu beobachten.

Bedauerlicherweiſe ſind über dieſe Erſcheinungen genaue Zahlen nicht zu erlangen. Aber was man aus Privatnachrichten, gelegentlichen Zeitungsnotizen und nicht zuletzt Inſeraten erfährt, läßt ſehr viel befürchten.

Die Lage iſt etwa folgende: Infolge des Krieges ſind viele ländliche Beſitzungen verwaiſt; der Beſitzer oder ſeine Erben ſind gefallen, ein großer Teil der Frauen kann oder will ohne Ausſicht auf Ablöſung durch Männer nicht weiter wirtſchaften — was unter den Schwierigkeiten der Kriegswirtſchaft zum Teil wohl begreiflich iſt. — Andererſeits hat der Krieg, vorzugsweiſe in Induſtrie- und Handelskreiſen, große Vermögensneubildungen und -anhäufungen gebracht. Dieſe Vermögen ſuchen nun ſehr häufig nach Anlage in Land. Daß dabei landſchaftlich ſchöne Gegenden bevorzugt werden, liegt in der Natur der Dinge. Gleichzeitig wird in vielen Fällen fideikommiſſariſche Bindung erſtrebt, alte Fideikommiſſe ſuchen ihren Beſitz zu vergrößern bzw. abzurunden. Die Gelegenheit für das Kapital iſt denkbar günſtig. Es iſt zweifellos ein nicht geringes Angebot an Land vorhanden, das Kapital kann zudem, da es aus weſentlich anderen Gründen wie der Landwirt kauft, mit dem Preis ziemlich hoch gehen, ſomit ländliche Bewerber leicht aus dem Feld ſchlagen.

Das Ungeſunde dieſer Entwicklung liegt auf der Hand. Sie bedeutet den Beginn einer Entwurzelung unſeres Klein- und Mittelbeſitzes, über deſſen Bedeutung man angeſichts der Agitation für Kriegerheimſtätten kein Wort zu verlieren braucht. Dabei ſteht zu befürchten, daß der Übergang zum Frieden noch eine Verſchärfung dieſer Sachlage bringen wird.

Sie iſt aber auch beim Großbeſitz nicht ſo belanglos für die Allgemeinheit, wie es vielleicht ſcheinen möchte. Da dem Großbetrieb normalerweiſe die Funktion des Führers auf produktionstechniſchem Gebiete zufällt, iſt es durchaus nicht gleichgültig, ob er ſich in der Hand eines mit der Gegend verwachſenen Grundbeſitzers oder eines Unternehmers befindet, dem er nur als Landaufenthalt dient und der auf ſeine Rente nicht angewieſen iſt.

Es iſt recht merkwürdig, daß die Preſſe der Linken, die mit ſolchem Eifer gegen die Fideikommiſſe wettert und die von dorther drohende Gefahr bekämpft, das Einſetzen jenes unvergleichlich gefährlicheren Prozeſſes — weil mit ſehr viel größerer Kapitalmacht zu günſtiger Zeit unternommen — überhaupt nicht ſieht.

Es iſt höchſte Zeit, daß der Staatsregierung Handhaben geboten werden, hier ein-

* Ich habe im März 1914 in der „Hilfe“ auf dieſe Gefahr für Oberbayern hingewieſen, „Bauernlegen in Bayern“.

zugreifen. Meines Erachtens bieten dafür die von Dr. Heim* aufgeſtellten Grundſätze eine recht gute Grundlage. Darum mögen ſie hier ſtehen:

„1. Aufhebung des Fideikommißgeſetzes mit Erhaltung der fideikommiſſariſchen Gebundenheit, ſoweit dieſe Fideikommiſſe älter ſind als 20 Jahre. Aufhebung der fideikommiſſariſchen Gebundenheit für alle Neubildungen.

2. Verbot von Neuerwerbungen von Grund und Boden für beſtehende Fideikommiſſe, wobei Ausnahmen aus wirtſchaftlichen Gründen (z. B. Grenzregulierungen, kulturelle Verbeſſerung wie Wegeverlegung uſw.) genehmigungspflichtig zu machen ſind.

3.** Erſchwerung der Neubildung von Grundbeſitz durch Zuſammenlegung mehrerer Bauern, durch Einführung der Genehmigungspflicht.

4. Einführung der Bewirtſchaftungspflicht durch den Beſitzer bei Beſitzwechſel mit einer Genehmigungspflicht für Ausnahmen.

5. Einführung der Gebundenheit auch für die bäuerlichen Betriebe."

Dieſe Vorſchläge ſind zunächſt für bayeriſche Verhältniſſe gemacht, die inſofern ziemlich einfache ſind, als Bayern eine ſehr glückliche Grundbeſitzverteilung hat***. In Süd- und Mitteldeutſchland ſind die Dinge den bayeriſchen in dieſer Hinſicht ähnlich.

Schwieriger liegt die Sache in Preußen, in welchem 28,1 Proz. der landwirtſchaftlich genutzten Fläche auf Betriebe über 100 Hektar entfallen. Das iſt zweifellos ein Verhältnis, das über das ſachlich gebotene Maß weit hinausgeht, um ſo mehr, als von dieſer Fläche auch ein ſehr namhafter Teil fideikommiſſariſch gebunden iſt. Für Preußen müßten demnach beſondere Forderungen aufgeſtellt werden, was ich mir hier verſagen muß, da es mir zuvorderſt darauf ankommt, auf die drohende Gefahr aufmerkſam zu machen.

Wir dürfen uns ihr um ſo weniger verſchließen, als wir den Wert des Klein- und Mittelbauerntums erkannt haben und als eine große Bewegung zu kräftiger Förderung der inneren Koloniſation nach dem Kriege beſteht. Würden wir dem Treiben ruhig zuſehen, ſo würde das bedeuten, daß nach dem Kriege erſt wieder große Mittel aufgewandt werden müſſen, um in der Beſitzverteilung auf den status quo ante zu kommen. Das wäre Verſchwendung von Kapital und Kraft in jeder Hinſicht.

Drum mögen alle, die heute gegen Fideikommiſſe und für Kriegerheimſtätten kämpfen, über ihren Zielen die Erhaltung des Beſtehenden nicht vergeſſen, das nicht von dem ſachlich wirkenden Zwange wirtſchaftlicher Entwicklung, ſondern von einer wirtſchaftlichen Abnormität bedroht wird.

Dagegen braucht das Land heute Schutz. Eile tut not. R. Adelmann

„Akademiſch-Soziale Monatsſchrift"

Wenn die „Soziale Arbeitsgemeinſchaft Berlin-Oſt" im Jahre 1917 dazu übergegangen iſt, durch Herausgabe einer „Akademiſch-Sozialen Monatsſchrift" (Jena, Diederichs) eine größere Öffentlichkeit mit ihrer Arbeit und ihren Abſichten bekanntzumachen, ſo kann der aufmerkſame Beobachter der Entwicklungen unſeres ſozialen Weſens darin den ſichtbaren Ausdruck einer tief bedeutſamen inneren Verwandlung erblicken. Wenn ein Menſchenſucher ſagen wir einmal heute vor zehn Jahren durch die deutſchen Akademien gewandelt wäre,

* Kriegswirtſchaftliche Beilage des „Bayeriſchen Kurier" Nr. 40, S. 1. ** Von mir geſperrt. *** 1907 nur 535 Betriebe mit über 100 Hektar, die nur 2,2 Proz. der landwirtſchaftlich benutzten Fläche bewirtſchaften.

ſo hätte er unter den lehrenden und lernenden Mitgliedern der Hochſchule zwar mannigfache ſozialpolitiſche Intereſſen und Beſtrebungen, aber wenig wirkliches ſoziales Mitgefühl und daraus entſpringende unmittelbar praktiſche Arbeit gefunden. Einige wenige ganz iſolierte und von der Öffentlichkeit, auch der akademiſchen Öffentlichkeit, damals wenig bemerkte Kreiſe ſuchten im „Sozialen“ etwas anderes als die Befriedigung eines durch Neuheit und Größe der Probleme ſtark angeregten theoretiſch wiſſenſchaftlichen Intereſſes, oder den Tummelplatz eines dem kühnen Entwurf einer „Löſung der ſozialen Frage“ folgenden politiſchen Schaffensdranges. Man kann die wenigen ganz iſolierten Gruppen, die durch dieſe Beſchreibung nicht getroffen werden, faſt einzeln aufzählen: da wäre als Wichtigſtes zu nennen die um dieſe Zeit gerade beginnende „ſozialſtudentiſche“ Arbeit katholiſcher Akademiker unter Führung von Dr. Sonnenſchein — da gab es ferner die hier und dort ſchon damals in Wirkſamkeit getretenen „Akademiſchen Arbeiterunterrichtskurſe“ —, die nach dem Vorbild der Oſt-Londoner Settlements arbeitende Geſellſchaft „Volkswohl“ in Hamburg — und den Kreis um Adolf Weber (vgl. ſeine damals als Göſchenbändchen 346 erſchienene, noch für die heutige Zeit muſtergültige „Einführung in die ſoziale Hilfsarbeit“, und darin, als kompetentes, zeitgenöſſiſches Zeugnis für die in dieſem Rückblick gewagte Behauptung, beſonders S. 15, 16, 115, 116). Wer außerhalb dieſer und vielleicht einiger weniger anderer iſolierter Kreiſe wirkliche, unmittelbar dem leidenden Mitmenſchen zugewendete Menſchenliebe empfand und betätigte, hatte die Anregung zu ſolchem Empfinden und Handeln kaum ſeiner Akademie, ihren Lehrern oder ihrer Gemeinſchaft von Lernenden zu danken, ſondern empfing ſie aus irgendeinem anderen Lebenskreiſe, mit dem er durch Herkunft oder Zufall in Berührung ſtand. Heute iſt hierin eine bedeutſame Wendung eingetreten, und ein großer, täglich wachſender Kreis praktiſche Caritas übender deutſcher Studierender ſchart ſich um die ſolchem Streben zugewandte „Akademiſch-Soziale Monatsſchrift“.

Dieſe Veränderung in der Haltung der deutſchen akademiſchen Jugend war ſo notwendig, daß ſie auch ohne den Krieg gekommen wäre. Sie iſt aber durch ihn ſchneller und intenſiver herbeigeführt worden. Nicht hauptſächlich durch das ſtarke gemeinſame Erleben, welches in der erſten Kriegszeit die große Mehrheit aller Volksgenoſſen zu einer vorher nicht geahnten Einheit verband. Vielmehr in der Hauptſache durch den einfachen Prozeß der ungewöhnlich ſchnellen, ungeheuren Zunahme des Leides dieſer Welt. Die Summe des Leides iſt in unſerem Volke durch den Krieg nicht nur abſolut, ſondern auch relativ, im Vergleich zu früheren, von uns allen kürzlich ſelbſt erlebten und heute noch deutlich erinnerten Zeiten bis aufs äußerſte geſtiegen. Und es iſt, als ob es dieſer quantitativen Steigerung des Leides bedurft hätte, um uns auch ſeine einfache *qualitative* Realität erſt recht anſchaulich wahrnehmen, fühlen und erleben zu machen. Wir ſehen, daß unſere frühere Idee, dem Leide unſerer Mitmenſchen in kühnem Wurfe innerhalb einiger Generationen den Garaus zu machen, doch von einer falſchen Beurteilung des bisher erreichten Weltzuſtandes ausgegangen iſt und daß die Welt der menſchlichen Dinge erſt nach mühſeliger, enttäuſchungsreicher Arbeit und vielen neuen Leiden lange nach unſerem Zeitalter jenen Zuſtand vielleicht einmal erreichen wird, den wir vor kurzem für ſchon erreicht hielten und über den wir ſie durch unſere gründlichen ſozialen Reformen und Revolutionen noch ſo unermeßlich weit hinaus bringen wollten. Ja, manche von uns gehen weiter und erleben mit Doſtojewskis abgründigſtem Helden,

Iwan Karamaſoff, jene abſolute Irreparabilität des Leides der Kreatur, welche macht, daß ſelbſt eine einſtmalige Leidüberwindung und endliche Harmonie — auch wenn ſie erreichbar wäre — uns dieſes wirkliche gegenwärtige Leid nicht im mindeſten rechtfertigen oder erträglicher machen könnte.

Aus ſolchen Empfindungen heraus werden wir uns dann des Ungenügens jeder bloß Einrichtungen für die Zukunft ſchaffenden „Sozialpolitik" bewußt und werden zugänglich für jene, in der angelſächſiſchen Welt während der ganzen Epoche, da wir ſie ſchier vergeſſen hatten, immer fortlebende Lehre, daß jeder im Kampfe des Lebens noch aufrechtſtehende Menſch Menſchheit nur beſitzt unter der Bedingung, daß er am Leide der Kreatur nach Maßgabe ſeiner Kräfte, alſo deſto ſtärker, je ſtärker und von eigenem Leide freier er ſelber iſt, mitleidet und mitträgt. Es iſt ein durch ſeine Kühnheit und Machtgebärde beſtrickender Gedanke, der vor alters von heidniſchen Ethikern (Seneca) und neuerdings von einer Gruppe kraft-, ſchönheit- und jugendgläubiger Amerikaner (Prentice Mulford) vertreten iſt, daß jedes Mitleid als Schwäche und Krankheit zu bekämpfen ſei, da es die Kraft des Mitleidenden zum Schaden gerade auch ſeiner heilenden und helfenden Wirkſamkeit verzehre! Aber dieſe Lehre fordert einen unbedingten, unerſchütterlichen Glauben an die endliche Überwindung von Übel und Leid, der uns heute verlorengegangen iſt, und überdies eine Blindheit gegen das eigene Recht der nicht bloß „Vorſtufe", ſondern ſelbſt Leben, Sinn und Zweck ſein wollenden gegenwärtigen Wirklichkeit, zu der wir andern, deren Seele die Kraft, dieſes zu ſehen, einmal erlangt hat, auch mit beſtem Willen nicht mehr zurückkehren können. So finden wir unſere Sehnſucht nur noch da momentweiſe wahrhaft erfüllt, wo wir durch eigene Tätigkeit unmittelbar Freude bereiten, Nöte und Leiden lindern oder durch gemeinſames Tragen womöglich erleichtern können. Der „Wirkung in die Ferne" einer ſchöpferiſchen Sozialpolitik bleibt daneben ihr volles Recht und unſere volle Pflicht. Der einzige Unterſchied unſerer heutigen von unſerer früheren Einſtellung iſt der, daß wir damit allein das letzte und höchſte unſeres Strebens noch nicht befriedigt fühlen.

Iſt nun dies alles etwa, wie manche wollen, „praktiſches Chriſtentum"? Wie im engliſch-amerikaniſchen Weltanſchauungsgebiet, ſo finden wir auch in Deutſchland die ſoziale Caritas in innigſtem Zuſammenhange, in den meiſten Fällen wenigſtens in Perſonalunion, mit ſei es katholiſchem, ſei es proteſtantiſchem Chriſtentum. Auch in der „Akademiſch-Sozialen Monatsſchrift" ſehen wir, und zwar in zunehmender Tendenz, wenn wir die Hefte der Reihe nach durchblättern, eine fortwährende Verbindung und Wechſelbeziehung zwiſchen chriſtlichem Glauben und rein menſchlicher ſozialkaritativer Geſinnung in Erſcheinung treten. Iſt ſolche „Heteronomie" der reinen Menſchenliebe etwas Notwendiges? Ich denke nein. Und finde die wichtigſte, manche Zweifel löſende Beſtätigung dieſer Meinung in Leſſings geheimnisvoll tiefgründigen Freundesgeſprächen zwiſchen Ernſt und Falk (neu zugänglich gemacht durch Aufnahme unter die hervorragend ausgewählten „Feldausgaben" der Philoſophiſchen Bibliothek von Felix Meiner in Leipzig): in jenen Andeutungen über die einzig und allein in der Welt liegende, dennoch durch eine noch ſo vollkommene Geſtaltung der künftigen Welt- und Menſchenverfaſſung nicht erſchöpfte, ja noch nicht einmal berührte Aufgabe derer, die über alle ungeiſtigen Trennungen und Grenzen hinweg dem reinen Geiſt und der reinen Liebe in ſtillem, unabläſſigem, folgeloſem Wirken dienen und dadurch „alles Gute getan haben, was noch in der Welt iſt", und „fortfahren, an all dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird".

Die an ſich von jeder religiöſen Bindung freie Idee eines ſolchen notwendigen Wirkens von Geiſt und Liebe jenſeits aller irdiſchen und überirdiſchen Hoffnungen, in der fortwährenden Bekämpfung der lebensnotwendigen, unentbehrlichen Übel in der Welt, „in der Abſicht, ſie nicht größer einreißen zu laſſen, als die Notwendigkeit erfordert, in der Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen als möglich“ — dieſe Idee, und nicht irgendwelche Heilswahrheiten irgendeiner hiſtoriſchen Religion, ſcheint mir der tiefſte Sinn und die tragende Kraft aller jener, neben dem fröhlichen Aufbau einer künftigen vollkommeneren Verfaſſung von Staat und Geſellſchaft als etwas ganz und gar davon Verſchiedenes einhergehenden Betätigungen der ſozialkaritativen Geſinnung, deren für uns wichtigſtes Organ heute die „Akademiſch-Soziale Monatsſchrift“ darſtellt. Karl Korſch

Gedanken zur Zeit

Die Agitation der Vaterlandspartei. Hie ſtarke Hand, dort ſchwächlicher Kompromiß! Mit dieſer Parole ruft die Vaterlandspartei zur Rettung des Vaterlandes in die Schranken. Wie merkwürdig gering muß unter ihren Anhängern das Vertrauen zu den leitenden Männern unſeres Volkes ſein. Sie hat augenblicklich mit taktiſcher Abſicht den entſcheidenden Punkt ihres Programms — nämlich die Hemmung der politiſchen Weiterentwicklung zum Volksſtaat während des Krieges — in den Hintergrund treten laſſen, um fertige Gedankenkliſchees für die Friedensbedingungen des Siegers in Umlauf zu ſetzen. Sie facht den Glauben an, es ſei unſere wichtigſte Exiſtenzbedingung, ſogenannte militäriſche Sicherheiten zu erlangen, denn auch in Zukunft ſei das Ringen körperlicher Kräfte zwiſchen den Völkern das Entſcheidende; die Entwicklung unſeres wirtſchaftlichen Lebens erfordere Rückſichtsloſigkeit anderen Völkern gegenüber zum Nutzen der eigenen Volksgenoſſen. Vom Umdenken durch den Weltkrieg iſt bei ihr noch nicht das Geringſte zu bemerken.

Ich greife als Beiſpiel für ihre unbelehrte Phraſeologie folgende Sätze aus zwei Jenaer Telegrammen vom 18. Januar heraus. An Hindenburg: „Die zur Feier der Reichsgründung verſammelte Ortsgruppe Jena der Deutſchen Vaterlandspartei mit über 1650 Mitgliedern drückt Ew. Exzellenz ihre tiefſte Beſtürzung aus über die Haltung unſerer Diplomaten, welche bereit zu ſein ſcheinen, alles preiszugeben, was Heer, Flotte und Volk durch unerhörte Leiſtungen erreicht haben... Möge Ew. Exzellenz auch in dieſer ſchickſalsſchweren Zeit Deutſchlands Retter werden wie vordem bei Tannenberg und den Maſuriſchen Seen und die drohende Schmach von uns abwenden.“ An Hertling: „Schon jetzt drohen die ſchlimmſten Folgen. Greift dieſer Geiſt noch weiter um ſich, ſo wird Deutſchland vernichtet und die 500jährige Lebensarbeit des Hohenzollernhauſes hohnvoll zu Boden getreten.“ Dieſe Sätze voll Schuljungenweisheiten hat ein Jenaer Univerſitätsprofeſſor verfaßt. Die 1650 Mitglieder beſtehen zum großen Teil aus jungen Mädchen und ſonſtigen politiſch-naiven Perſonen, denen die Politik Hekuba iſt.

Gewiß ſteht uns jetzt im Kriege mit idealiſtiſchen Worten verbrämt die Abſicht der Regierungen unſerer Feinde gegenüber, uns wirtſchaftlich zu vernichten. Es wäre Schwäche, wenn wir ihre Worte vom „Bund der Nationen“, die eitel Dekoration ſind, uns in Nachahmung zu eigen machten. Aber vielleicht gehört es gerade zur Einſicht in die durch den Krieg geſchaffenen tatſächlichen wirtſchaftlichen Bedingungen und ihrer Konſequenzen auf die kommenden Jahrzehnte, wenn wir unſeren Blick nicht einſeitig auf unſer eigenes Volk richten, ſondern auf Europa, denn

der Krieg bedingt die Umgeſtaltung der ſozialen Struktur eines jeden an dem Krieg beteiligten Volkes. Was will demgegenüber das Wort „Siegerfriede“ oder „Hungerfriede“ bedeuten? Dieſe Worte ſind nur ein Beiſpiel, wie das Schlagwort regiert, weil wir von Illuſion zu Illuſion leben, da alle Tagespolitiker nicht mehr wiſſen, als was in den Zeitungen ſteht. Die Schwierigkeiten in den ruſſiſchen Verhandlungen geben jetzt Anlaß zu auf Schürung der Gefühle zugeſpitzten Volksverſammlungen und zu einem Trommelfeuer von Telegrammen an die Regierungen, die nach den Anweiſungen von Alldeutſcher Seite arrangiert wurden. Widerſpricht es nicht dem Stil des deutſchen Weſens, wie es Lagarde innerlich ſchaute, wenn den Redakteur eines Käſeblättchens das Orakeln überkommt, während er ſeine Weisheit fix und fertig von einer Korreſpondenz geliefert erhält? Widerſpricht es nicht dem deutſchen Weſen, wenn von vornherein ſeitens des angeſtellten Meinungsbeeinfluſſers die Bemühungen der Regierung abgelehnt werden, ohne das Für und Wider redlich zu erwägen, nur weil die Zentralſtelle die entſprechende Parole ausgibt? Iſt es überhaupt deutſch, nur das Nächſtliegende, nämlich den materiellen Standpunkt, ins Auge zu faſſen und abſichtlich nicht auf die letzten Tiefen zu gehen, die nur im Geiſtigen verankert ſein können?

Wir haben kein Recht, neues Koloniſtenland zu beanſpruchen, wenn unſer Land vermehrten Ertrag durch intenſivere Kultur geben kann, falls wir für ſtärkere Bauernkultur in unſeren öſtlichen Provinzen ſorgen. Man frage ſich: Standen nicht bisher unſere Erfindungsgabe und Technik viel zu einſeitig im Dienſte der Induſtrie und zu wenig im Dienſte des Ackerbaues? Fachleute erklären, wir könnten durch gärtneriſche Kultur in Verbindung mit Technik, in deren Praxis wir z. B. hinter Belgien weit zurück ſind, das Zwei- und Dreifache des Bodenertrages erreichen. Wir haben kein Recht, von neuen notwendigen Einflußſphären im Oſten zu ſprechen, wenn wir nicht zugleich einen anderen Menſchentypus in unſerem Volk ausbilden. Mit der Geſte des brüskken Kommandierens oder jener rückſichtsvollen Gutmütigkeit, die aus ſubalterner Betriebſamkeit fließt, machen wir keine Eroberungen bei andern Völkern. Wir leben ſogar in der Gefahr, daß wir in unſerer engen Verbundenheit mit der mechaniſtiſchen Kultur nicht einmal das Neue ſehen, das durch den Krieg heraufkommt und Urſprünglichkeit des Willens und daher *Geiſt* will.

Sieger wird im Weltkrieg nur jenes Volk ſein, dem für die neuen Aufgaben der Weltkultur Führer erwachſen. Daß dieſe heraufkommen, iſt die ernſte Sorge jedes Vaterlandsfreundes, der das Abwirtſchaften der Schlagworte beobachtet. Daß der konſervative Obrigkeitsſtaat oder ein ſinnvoll konſtruierter ſozialiſtiſcher Staat ſie erzeugt, möchte ich bezweifeln. Sie werden nur entſtehen im Ringen lebendiger Kräfte.

Brauſende Winde erzählen von den Geburtswehen der neuen Zeit. *Wo aber iſt die Vaterlandspartei des deutſchen Geiſtes?* E. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Vaterlandspartei und Heidelberger Studentenſchaft

Ein Ausſchuß unter Führung von stud. Ernſt Toller in Heidelberg verſandte an die Kommilitonen anderer Univerſitäten folgenden Aufruf:

„Wir unterzeichnete Studenten und Studentinnen der Univerſität Heidelberg nehmen den Aufruf der Deutſchen Vaterlandspartei zum Anlaß, um entſchiedenen Proteſt gegen ihre Grundſätze zu erheben und unſererſeits folgende *kulturſittliche Forderungen* aufzuſtellen:

Wir verwahren uns gegen die An-

maßung der Deutschen Vaterlandspartei und ähnlicher Strömungen, Sonderinteressen mit dem Wort „vaterländisch" zu decken und zu schützen. Wir wissen, daß unsere Kultur von keiner fremden Macht erdrückt werden kann, verwerfen aber auch den Versuch, andere Völker mit unserer Kultur zu vergewaltigen. Statt Machterweiterungen Vertiefung der Kultur, die Menschheitssittlichkeit zum Inhalt hat! Statt geistloser Organisation Organisation des Geistes!

Wir erklären weiter, daß wir Achtung empfinden vor all den Studenten in fremden Ländern, die gegen die unfaßbare Sinnlosigkeit und Entsetzlichkeit der Kriege sowie gegen jegliche Militarisierung überhaupt schon jetzt protestieren.

Aufrütteln wollen auch wir alle Teilnahmslosen, sammeln alle Gleichgesinnten. Studierende aller deutschen Hochschulen, schließen wir uns zusammen! Nehmen wir offene Stellung zu allen Gegenwartsfragen! Entschließen wir uns — bei allen Angelegenheiten, die uns angehen — zu gemeinsamer Aktion."

Dieser Aufruf fand in den auf die Vaterlandspartei eingeschworenen Blättern lebhafte Zurückweisung. In Jena gründete sich daraufhin eine studentische Gruppe von über 100 Mitgliedern der Vaterlandspartei und veröffentlichte folgende Erklärung:

„Heidelberger Studenten versenden an alle deutschen Universitäten ein Rundschreiben und einen Aufruf. Sie versuchen darin, ohne jede Rücksicht auf die gegenwärtige Lage unseres Vaterlandes, für die radikalsten pazifistischen und kosmopolitischen Ideen Propaganda zu machen.

Statt die militärische und wirtschaftliche Leistung, die das deutsche Volk in diesem Kriege vollbracht hat und täglich vollbringt, zu begreifen als die erhabenste Großtat deutschen Geistes, deutschen Willens und deutschen Gemüts, erdreisten sich jene Heidelberger Studenten, die Schlagworte der Entente-Presse aufzugreifen, um die gegenwärtige geistige und sittliche Kraftentfaltung des deutschen Volkes mit diesen Schlagworten herabzuwürdigen als „Militarismus" und „geistlose Organisation".

Statt zu begreifen, daß wir seit 3½ Jahren gezwungen sind, über der Not des Vaterlandes die Idee der Menschheit zu vergessen, vergessen sie über weltbürgerlichen Utopien ihr Vaterland.

Statt zu begreifen, daß unsere deutsche Kultur innerlichst verwachsen ist mit der Einheit und Macht des deutschen Großstaates, statt uns zu helfen, mit Leib und Seele täglich neu einzutreten für diesen Staat, begnügen sie sich mit dem kraftlosen Hinweis auf die Unzerstörbarkeit deutscher Kultur und fordern hierdurch mittelbar dazu auf, den deutschen Staat in seinem Daseinskampfe im Stich zu lassen.

Gerne würden wir annehmen, daß die Heidelberger Kundgebung nur auf Tatsachenblindheit, geschichtlicher Verständnislosigkeit und weltflüchtiger Schwärmerei beruht. Wir bedauern es tief, daß keine dieser Annahmen ausreicht. Nein! Diese Heidelberger Kundgebung stammt aus *feindseliger* Verkennung deutscher Größe. Ihre Urheber bekunden *eine Gesinnung, die eines deutschen Studenten unwürdig ist*."

Der Heidelberger Ausschuß versendet daraufhin folgende Erwiderung:

„Auf alle Angriffe, Beschimpfungen, Resolutionen, die anläßlich der Veröffentlichung unseres Aufrufs erfolgt sind, möchte ich einmal und *nur sachlich* erwidern:

Die Veröffentlichung des Aufrufs gegen die Vaterlandspartei war erst nach Sammlung der Unterschriften von Studierenden aller deutschen Universitäten beabsichtigt. Das Bekanntwerden des vertraulichen Briefes war nur durch mißbräuchliche Benutzung seitens des Einsenders („ein Universitätsprofessor") möglich, dessen Anonymität für sich spricht (vgl. Deutsche Zeitung vom 11. Dezember abends).

Schon immer wurde unbequemer Gesinnung der Vorwurf „nicht vaterländisch" oder „würdelos" gemacht? Ist der „nicht vaterländisch", der den friedlichen Bund freier selbständiger Völker erstrebt? Heißt das schon die Schändlichkeiten irgendwelcher Regierungen beschönigen wollen? Heißt das schon den Frieden um *jeden* Preis erstreben? — Dann hätte unsere deutsche Sprache ihren Sinn verloren.

Daß wir verhältnismäßig Wenige sind, will als Argument *nichts* gegen die *Wirklichkeit* dessen, was wir aussprechen, sagen.

Es liegt uns fern, „Parteipolitik" zu

treiben. Politik treiben heißt für uns: ſich für das Geſchick ſeines Landes ſittlich mitverantwortlich fühlen und dementſprechend handeln. Wer dieſe Aufgabe nicht erfüllt, hat das mit ſeinem Gewiſſen abzumachen. — Es gibt keine irgendwie begrenzte Sittlichkeit, es gibt nur eine Sittlichkeit, die für die geſamte Menſchheit tätig iſt. Es gibt nur einen Geiſt, der in der geſamten Menſchheit lebt. Auch wenn er oft verſchüttet iſt.

Gerade die von uns, die im Feld Krieg erlebt haben, fühlen ſich doppelt verpflichtet, ihren Weg unbeirrt zu gehen. Wir wiſſen, daß wir unſeren Brüdern draußen den wahren Dienſt leiſten. Auch wir lieben Deutſchland, nur auf eine andere Weiſe und mit höheren Anſprüchen — auch an uns.

Zum Schluß eine ſtudentiſche Forderung: Wir wollen keine „wertfreie“ Wiſſenſchaft. „Alle echte Wiſſenſchaft iſt“, wie Profeſſor Bücher mit Recht ſagt, „rückſichtslos und muß es ſein. Sie kennt keine gefällige Verſchleierung der Wahrheit, kein feiges Verſchweigen der Tatſachen, wenn ſie auch immer unbequem ſein mögen. Dieſe Pflicht iſt eine unbedingte.“ Ernſt Toller

Der Heidelberger Aufruf trägt gewiß mehr vom „neuen Geiſt“, deſſen Vater der Eros iſt, in ſich, als ſein Echo unter den Jenaer Studenten, die von feindſeliger Verkennung deutſcher Größe reden. Deutſche Größe liegt erſt in der Zukunft, nur der chauviniſtiſche Geiſt pachtet ſie als Schlagwort, nur der chauviniſtiſche Geiſt ſchaltet die Idee der Menſchheit je nach dem Grad beleidigter Gefühle aus. Es iſt wirklich an der Zeit, daß die Studentenſchaft den Begriff „Vaterland“ vor Verengung ſchützt, daß ſie von ihrem Verhältnis zum abſoluten Ideal aus orientiert iſt, und darum das politiſche Schlagwort an Ewigkeitswerten prüft. Wenn es nicht die Jugend täte, wer ſollte es ſonſt tun?

Etwas anderes iſt aber, wie weit die Jugend erkennt, welchen Weg der Menſchheitsgedanke zu gehen hat, um aus Wirklichkeiten die Herrſchaft der Idee aufſteigen zu laſſen. Es iſt ſchon aus der Stellung der freideutſchen Jugend in der Woche am Solling (vgl. Novemberheft S. 739) zu ſehen, daß eine neue Jugend, die zuerſt Forderungen an ſich ſtellt, bisher mit ihrem Verhältnis zum Staat noch nicht ins Reine gekommen iſt, eben weil alles ſchöpferiſche Wollen Einſeitigkeit erzeugt. Es lag ihr bisher allzu nahe, die Löſung der Frage des Verhältniſſes von Volk und Menſchheit zuerſt von der Vernunftidee des landesüblichen Pazifismus aus zu verſuchen. In dieſen Entwicklungsfehler befindet ſich auch der Heidelberger Aufruf.

Der Satz „wir wiſſen, daß unſere Kultur von keiner fremden Macht unterdrückt werden kann“ ſieht das Volkstum nicht als lebendigen Organismus, er weiß nicht, welchen Wert für geiſtige Dinge Heimat, das Wurzeln in feſtem Boden haben. Er weiß nicht, daß jedes Volk ſich im Staat einen Mechanismus ſchaffen muß, der ſeiner organiſchen Entwicklung auf körperlichem und geiſtigem Gebiet zugleich Gewähr leiſtet. Freilich darf dieſer Mechanismus nicht das Endziel ſein. Das Endziel heißt Menſchheits-Symphonie. Alle Kampfarten werden ſich aufeinander abſtimmen, um die Diſſonanzen zur höheren Löſung zu führen. Freilich, die Wehleidigkeit, die in jener pazifiſtiſchen Literatur verzapft wird, die nur den Blick auf das Leid des Krieges richtet, hat noch nichts mit der Ins-Werk-Setzung der großen Menſchheitsideen zu ſchaffen, auch wenn ſie die Pazifiſten täglich im Munde führen.

Menſchheitsideen verwachſen erſt allmählich zu immer deutlicheren Formen, und jedes Volk hat ihnen ſeine eigene Nuance zu geben, genau wie die Natur nicht eine Normalblume erzeugt hat, ſondern viele Blumen. Auch die Idee der Gerechtigkeit erfordert, daß ſich erſt Körper bilden, die primitiv egoiſtiſch wachſen, um dann mit anderen ſich zu meſſen und auf dieſem Wege ſich zu vergeiſtigen. So entwickelt ſich die Vegetation des Waldes, ſo entwickelt ſich der einzelne Menſch, ſo entwickelt ſich das Volk, ſo entwickelt ſich die Menſchheit. Ein Krieg iſt nicht allein die Folge äußerer Reibungen zwiſchen fremden Völkern, letzten Endes ſind ſeine Urſachen unter der Decke liegendes ſchwä-

lendes Feuer, innere Spannungen, die eine beſſere Geſtaltung der Volksorganiſation bedürfen, eben weil das Ziel eines jeden Volkes „Menſchheit“ iſt. Wenn ein ſchwerwiegender Vorwurf der Vaterlandspartei zu machen iſt, ſo iſt es der, daß ſie die Weitergeſtaltung innerer politiſcher Formen des Volkes hemmen will, daß ſie dadurch Intereſſenpolitik ſtatt Geiſtespolitik treibt.

Den Krieg aber aus der Welt zu ſchaffen, muß man Gott überlaſſen. Nicht dem Herrn der Heerſcharen, der nach der Auffaſſung der offiziellen Kirchen eines jeden Landes für „ſein Volk“ zu ſorgen hat, ſondern der für die Menſchheit ſorgt. Der Krieg wird aufhören, ſobald Gott in uns wird, ſobald im Leben eines Volkes die nackte Ausnützung anderer Menſchen als unſittlich gilt, ſobald das Gewiſſen der Mehrzahl der Volksangehörigen ſich ſo ſtark ſträubt, daß ſie einer in ſolchem Handeln ſittlich zurückgebliebenen Schicht den Zwang der äußeren Sitte auferlegt. Keine gutgemeinten Predigten von der Kanzel etwa bringen uns weiter, ſondern nur die Formung der Lebensſitten.

Um aber ein Volk dahin zu erziehen, muß es kraftvoll und geſund ſein, darf es nicht von weniger geiſtigen Staaten vergewaltigt werden. Das iſt der weltgeſchichtliche Sinn des heutigen Krieges, daß wir als Deutſche eine ſtärker im Geiſte lebende Volkseinheit ſchaffen, als wie heute das deutſche Volk lebt, daß wir uns der Weltherrſchaft des angelſächſiſchen Utilitarismus ebenſo entgegen ſetzen müſſen wie der ſlawiſchen Willensläſſigkeit. Das imperialiſtiſche Ziel einer deutſchen, England ablöſenden Weltherrſchaft iſt aber ein Weg des ungeiſtigen Materialismus in die Irre, und die blindwütige annexioniſtiſche Politik ein Ausweichen vor Selbſteinkehr. Wir müſſen uns klar werden, was wir durch eine einſeitige Einſtellung auf Handel und Induſtrie in den letzten Jahrzehnten an ſeeliſchen Werten eingebüßt haben.

Gewiß wird die Zeit eines europäiſchen Pazifismus kommen, *aber der Weg dazu iſt, daß der Pazifismus organiſch aus der Vergeiſtigung des nationalen Volkskörpers erwächſt.* Vielleicht iſt der Sinn des Krieges, der Menſchheit zum inſtinktiven Bewußtſein zu bringen (gleichwie das kleine Kind ſich an den Tiſch ſtößt), daß ſie ihre inneren Lebensformen zu erweitern und zu ändern hat. Hat ſie dies aber nicht gelernt, müſſen wir auch noch weitere Kriege ertragen, und darum wollen wir ihn nicht wehleidig räſonnierend, ſondern heroiſch-tatkräftig anſehen. Alle Übel ſind dazu da, damit wir unſere Kräfte an ihnen meſſen.

Eugen Diederichs

Bezugspreis der „Tat“ vierteljährlich: durch den Buchhandel M 4 —, durch die Poſtanſtalten M 4.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 4.30, Ausland M 4.75. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von 75 Pf.
Herausgeber Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Monatsſchrift für die Zukunft deutſcher Kultur

9. Jahrgang | Heft 12 | März 1918

Rudolf von Delius
Organiſches Denken

I

Wenn man der Philoſophie nähertritt, ſo ſollte man ſich doch immer zunächſt klar machen, daß das Gehirn des Menſchen ein Tiergehirn iſt und daher urſprünglich zum reinen Denken keineswegs taugt. Das Gehirn iſt ein ganz praktiſches Organ, zum Zurechtfinden im Raume, zum Behalten von Erfahrungen eingerichtet. Bei den primitiven Menſchen tritt dann zu dieſer praktiſchen Anlage, die bald zu der Fähigkeit des Erfindens und Werkzeugſchaffens wird, noch die Begabung zum freien Spiel mit jenen Bildern, die das Gedächtnis ſich aufbewahrte: die Phantaſie. So haben wir beim Menſchen zwei Grundfähigkeiten des Gehirns; nennen wir die eine, durch Rechnen, Zählen, Meſſen, Ausproben, Konſtruieren gekennzeichnet: das mathematiſche Denken; die andere, die in kindlicher Voreiligkeit für alles Unerklärbare ſich menſchenähnliche bunte Erklärungen ſchafft: das mythologiſche Denken. Dieſe zwei Denkarten beſtimmen auch heute noch im weſentlichen unſere Kultur. Lange Zeit war die Menſchheit auch mit ihnen zufrieden, und den meiſten Menſchen genügen ſie heute noch vollſtändig. Nun begannen eines Tages einige beſonders ſtarke Gehirne das reine Nachdenken über den Sinn der Dinge. Und als Hauptproblem tauchte da auf: die ſeltſamſte aller Erſcheinungen dieſer Erde, das Leben, zu verſtehen. Man verſuchte das zunächſt natürlich nach den beiden üblichen Methoden: mathematiſch oder mythologiſch. Doch da zeigte ſich dann bald, daß beide Methoden gerade hier verſagten. Weder mit Rechnen und Meſſen und praktiſcher Überlegung war dem Leben beizukommen, noch auch konnten die mythologiſchen Erklärungen länger befriedigen, die ſich als gar zu

deutliche Selbſttäuſchungen erwieſen. Eine neue Art Denken wurde notwendig. Ein Denken, das ſich in Formen bewegt, die der Wirkungsart des Lebens ſelber entſprechen; ein Inſtrument, mit dem es vielleicht möglich werden könnte, in das Weſen des Lebendigen ſelber einzudringen. — An dieſer Stelle ſteht heute die Menſchheit. Nennen wir dieſe neue Denkart: das organiſche Denken. Und verſuchen wir, ein paar erſte vorſichtige Schritte in dies neue Land zu tun.

2

Wir nehmen ein Blatt Papier und machen einen Punkt darauf; er heiße A. In einiger Entfernung von ihm machen wir einen andern Punkt B. Das mathematiſche Denken wird nun ausſagen: dies ſind zwei Punkte. Weiterhin wird es noch eine gerade Linie zwiſchen den beiden Punkten ziehen und dieſe Linie meſſen. Nun weiß es die Entfernung der zwei Punkte voneinander. Damit iſt ſein Intereſſe befriedigt.

Das neue, organiſche Denken wird etwa folgendes überlegen: hier ſteht Punkt A, ein einzigartiges Gebilde, das nur einmal vorkommt, jetzt und hier; und dort Punkt B iſt ebenfalls ein einzigartiges, mit nichts anderem zu vergleichendes Gebilde. Aber ſie ſind nicht getrennt. Als Punkt A allein da war, herrſchte er unumſchränkt auf der Papierfläche, Punkt B verändert ihn, A hat jetzt zu B ein beſtimmtes Verhältnis, er iſt in ſeiner Wirkung beeinflußt und ebenſo B durch A. Die beiden ſtehen in unlösbarer Wechſelwirkung. Und ſetze ich nun noch einen Punkt C irgendwohin, ſo iſt das wieder eine neue Kraft, die abermals ſofort das Kräfteverhältnis und damit auch das Weſen von A und B ändert.

Das mathematiſche Denken iſoliert künſtlich die Dinge, ſieht von allem Individuell-Lebendigen ab, um ſie ſo für das praktiſche Zählen geeignet zu machen. Das organiſche Denken weiß, daß jedes Ding eine Atmoſphäre um ſich bildet und daß die Wirklichkeit ein Netz von Kräfteſpannungen iſt, die gar nicht meßbar ſind. Das mathematiſche Denken vereinfacht und mechaniſiert die Welt durch Abſtraktionen; das organiſche Denken erkennt den unvergleichlichen Energiewert jedes Einzelnen.

3

Setzen wir nun an Stelle des Punktes A ein lebendiges Weſen, irgendeine Protoplasmazelle. Sofort tritt da eine Reihe von Tatſachen auf. A läßt die Dinge um ſich nicht in Frieden, es kriecht auf ſie los, nimmt ſie in ſich auf und verwandelt ſie in ſeinen eigenen Leibesſtoff. Und dann wird es von den Dingen gereizt und antwortet auf dieſe Reize. Es ſtößt ſich an etwas Hartem und zuckt zurück. Aber es behält in ſeinem Gedächtnis dieſen Stoß und weicht das nächſte Mal der unangenehmen Empfindung aus.

Jedes Lebendige iſt aktiv, aus ſich heraus Bewegung ſchaffend. Um

dieſe Bewegung in Gang zu halten, braucht es wohl Energiematerial, Nahrung, aber die Umſetzung dieſer Energieaufnahme in Aktivität iſt nie reſtlos berechenbar. Das Lebendige benutzt die Mechanik, aber es unterwirft ſie ſich zu ſeinen Zwecken: es herrſcht eine Eigenkraft, die aus ſich heraus produktiv iſt. Das Geſetz von der Erhaltung der Energie verliert beim Organiſchen ſeine abſolute Gültigkeit.

Und dann: das Protoplasma wählt aus; es frißt, was es brauchen kann, es läßt die Lichtwellen ſeine Nerven berühren, es iſt empfindlich für das, was ihm nötig iſt. Und dadurch ſchafft es um ſich eine durch dieſe Sinnesempfindlichkeiten begrenzte Welt. Jedes Lebendige lebt in ſeiner Welt, die ſich genau mit dem Wirkungskreiſe der Sinne deckt. Aus dieſem Kreiſe kann es niemals heraustreten. Was jenſeits dieſes Kreiſes liegt, iſt ihm vollkommen unzugänglich.

In dieſem Kreiſe aber herrſcht das Lebendige und kann ſeinen Reichtum immerfort mehren: einmal durch Übung und Verfeinerung der Sinne und dann durch Aufſpeichern der Eindrücke. Neben der immer reicheren Außenwelt bildet ſich auch eine immer reichere Innenwelt.

4

Aus dieſen Tatſachen nehmen wir die weiteren Grundſätze für das organiſche Denken: das elementare Geſetz der Verwandlungskraft zunächſt. Nichts iſt ſtarr, alles kann zum Fließen und Sich-Wandeln gebracht werden. Und das innerſte Leben iſt eben dieſe Verwandlungsmacht. Das mathematiſche Denken ſteht völlig hilflos vor dieſer Erſcheinung. Es gibt ſich die größte Mühe, dieſe Verwandlung doch zu verfolgen, ſie als eine bloß mechaniſche Verſchiebung, als errechenbar nachzuweiſen. Vergeblich.

Und dann: das Geſetz von den vielen relativen Welten. Jedes Geſchöpf hat eine eigene und andere Welt. Dort liegt ſein Fortſchritt, ſeine Betätigung, ſein Glück. Es gibt für jedes Einzelne immer nur einen Mittelpunkt, das iſt es ſelbſt. Ob das Ganze dieſes Univerſums überhaupt einen Mittelpunkt hat, entzieht ſich gänzlich der Erkenntnismöglichkeit. Das mythologiſche Denken hat hier ſehr naiv eingeſetzt, indem es den realen Erkenntniskreis einfach auf das Ganze übertrug und nun behauptete, etwas von dem Zentrum des Ganzen zu wiſſen, indem es doch nur dorthin ſich ſelber in vergrößertem Format ſetzte. Das iſt eine poetiſche Spielerei. Der Menſch kennt nur die durch den Erkenntniskreis ſeiner Sinne gegebene Welt, zu irgendeiner abſoluten Kenntnis des Ganzen fehlt ihm ſchlechterdings das Organ.

5

Und ein weiteres großes Gebiet für das neue Denken ſind dann: die Formen. Jedes Lebendige ſchafft ſich ſelber ſeine Form. Dieſe Form iſt einheitlich durchkomponiert, der Formwille wirkt von irgendeiner Mitte aus, die alle Teile durchtränkt und ſie feſthält. Von dieſen Ge-

ſetzen der Form wiſſen wir noch gar nichts. Uns fehlen da noch für das einfachſte Geſchehen die Worte. In ungeheurer Fülle ſtrömt das Leben Formen aus. Sie ſind überhaupt nicht praktiſch, die Mathematik iſt hier gänzlich ohnmächtig. Rein äſthetiſche Geſetze herrſchen und es wird erſt dem entwickelteren organiſchen Denken gelingen können, ſich dieſen Geſetzen zu nähern. Dies ganze große und ſo unendlich wichtige Reich des Erkennens iſt überhaupt noch nicht in Angriff genommen worden, eben weil weder das mathematiſche noch das mythologiſche Denken etwas damit anzufangen wußte.

Der Schmetterlingsflügel iſt für den Menſchengeiſt noch das ſtummſte Geheimnis. Die „Schönheit" der Natur, ſo viel von Frauen und Kindern geliebt, von Dichtern beſungen, iſt der Wiſſenſchaft noch mit tauſend Siegeln verſchloſſen.

6

Das Leben iſt reich an materieller Form, aber ſicherlich auch an pſychiſcher Form. Und da ſtehen wir wieder mitten in gänzlich unentdecktem Land. Bei der Beobachtung der Tiere fällt es uns ja bald auf, daß ſie weſentlich andere Sinne haben wie wir und infolgedeſſen auch einen weſentlich anderen Verſtand. Die Ameiſe lebt in der durch ihren Sinneskreis umgrenzten Ameiſenwelt, und durch die Erfahrungen dieſer Welt hat ſie ſich auch ihren beſonderen Ameiſenverſtand ausgebildet. Er iſt ſicherlich vom Menſchenverſtand ganz fundamental verſchieden. Trotzdem nimmt der Naturforſcher immer noch an, er müſſe doch unſerm Verſtande irgendwie ähnlich ſein, und wenn das nicht der Fall iſt, ſo ſpricht er erſtaunt von Rätſeln und Wundern der Natur. Man ſollte ſich aber doch klar ſein: die pſychiſche Bildungskraft des Lebendigen iſt auch unendlich reich. Unſer Menſchenverſtand iſt nur eine der vielen Möglichkeiten pſychiſcher Energieart. Es gibt ſicherlich auch ganz andere. Wir können aus Beobachtungen auf deren Bildung ſchließen, ſie „verſtehen" können wir natürlich nicht, da wir ja in unſerer Menſchenverſtand-Welt eingeſchloſſen ſind. Ebenſowenig wie wir jemals etwa die Geruchswelt des Hundes erleben und nachempfinden können. Es iſt das noch immer der alte anthropomorphe Größenwahn, der meint, es könne nur den Menſchenverſtand auf der Welt geben. So iſt ſchon die ganze Frageſtellung unſerer Wiſſenſchaft falſch, die ſagt: Haben die Ameiſen Verſtand? womit man meint: Haben ſie einen menſchenähnlichen Verſtand? Den haben ſie natürlich nicht, aber ſie haben ſicherlich ihren Ameiſenverſtand.

7

Einige Geſetze werden wir auch hier bald aufſtellen können. Das Menſchengehirn iſt als freibeweglicher, praktiſcher Lenker des Körpers hoch über ihn hinausgehoben, etwa wie der Kutſcher über den Wagen; es hat damit die intime pſychiſche Beziehung zum Körper verloren.

Das iſt nicht bei allen Tieren ſo. Bei vielen Inſekten iſt die pſychiſche Fähigkeit noch ganz eng an den Körper ſelbſt gebunden, alſo der Kutſcher ſitzt hier noch im Wagen ſelber drin und infolgedeſſen kann ein Bedürfnis, ein pſychiſches Wollen auch ganz unmittelbar den Körper beeinfluſſen. So kann ein ſolches Tier auf pſychiſchen Antrieb hin etwa die Farbe verändern, ja ſeine Form verwandeln. Wir Menſchen beſitzen dieſe Fähigkeit nicht mehr, jenes Tier hat einfach eine andere Verwendungsart ſeiner pſychiſchen Kraft. Durch genaue Beobachtung die vielerlei Arten von Gehirnanwendung feſtzuſtellen, iſt eine der ſchönſten Aufgaben des organiſchen Denkens. Erſt dann kann auch eine wahre Tierpſychologie beginnen.

8

Unſere ganze Geiſteskultur pendelt noch hin und her zwiſchen mathematiſchem und mythologiſchem Denken. Und dieſe beiden bekämpfen ſich erbittert, aber jetzt von der Schwelle des organiſchen Denkens aus wird uns erſt der eigentliche Grund klar, warum bisher das mathematiſche Denken nie ſo recht die Mythologie beſiegen konnte: es verſtand ja das Leben und damit die Seele ſelber nicht. So konnte das mythologiſche Denken ſich alſo immer entſchuldigen und mit gewiſſem Rechte ſagen: die Leute ſind nicht zu Hauſe in unſerem Reich. Das organiſche Denken, das gerade vom Pſychiſchen ausgeht, wird nun endlich imſtande ſein, das mythologiſche Denken ganz und gar abzulöſen. Will die Menſchheit wirklich vorwärtskommen, ſo müſſen die Kinderträume der Mythen durchaus verſchwinden; das mathematiſche Denken bleibt natürlich für das Gebiet des Praktiſchen als höchſt nützliche und brauchbare Erfindung beſtehen, aber es muß ſeine Grenzen einſehen lernen und das organiſche Denken als höheren Typus anerkennen.

9

Wir können wohl ſagen: dasjenige Volk wird die Führung der Geiſteskultur übernehmen, das ſich zuerſt entſchloſſen und ſtark ganz auf den Boden des organiſchen Denkens ſtellt. Es muß ſtolz verzichten auf das Einlullen der Mythologie, auf die kindliche Vorſtellung, als ſchlüpfe die Seele in den Körper ein und aus wie ein Vogel in ſeinen Käfig. Und ebenſo muß es den Wahn fahren laſſen, als hätten Menſchen jemals etwas gewußt von den Energiemächten jenſeits ihres realen Erlebniskreiſes. Alle Dämonenträume müſſen verſchwinden, ſie ſind doch nur der erſte aufſteigende Morgennebel der Menſchenkindheit. Jetzt treten wir in die Zeit des hellen Mittags und der ſicheren Erdenvollendung. — Und dann muß das Praktiſche an ſeinen Ort zurückgewieſen werden, wo es hingehört. Die Technik iſt ja hübſch und bequem und angenehm, aber ſie rührt nicht an das Weſentliche; ſie hat ſich jetzt einen Platz angemaßt, der ihr nicht gebührt; ihre Herrſcherzeit iſt aus.

Das organiſche Denken allein befreit und adelt, denn nur hier iſt Wahrheit. Doch Tapferkeit und Ehrlichkeit ſind nötig, unerbittliches Vorwärtsgehen und vor allem: echte, leidenſchaftliche Liebe zur Erkenntnis. Die entſcheidende Schickſalsſtunde auch für jeden Einzelnen iſt heute da. Jahrtauſendealte Denkarten und Vorſtellungskreiſe müſſen fallen. Es geht nicht anders. Aber nicht zwiſchen Trümmern ſtehen wir dann, ſondern vor lauter neuen, reichen Gedanken, die uns erſt wirklich hinführen zu dem großen, einfachen Sinn dieſer Erde.

10

So begründet das organiſche Denken zugleich auch eine neue Ethik. Die bisherige Ethik war weſentlich negativ; ſie beſtrafte, ſchalt und verfluchte jeden, der ihrem ſchematiſchen „Du ſollſt nicht" widerſprach. Die Hauptſache vergaß dieſe Ethik: aus dem Menſchen poſitiv etwas zu machen, möglichſt viel aus den Anlagen der Menſchenſeele herauszuholen, den Typus Menſch zum ſchönſten Blühen zu bringen. Die organiſche Ethik wird zeigen, daß jeder Einzelne ſich zunächſt ſelbſt vollenden muß. Das iſt für jeden das erſte, notwendige Ziel. Erſt dann ſteht er feſt und geſchloſſen da, eine ſich ſelbſt bewegende Kraft. Wer kein ſtarkes Eigenlicht iſt, deſſen Leuchten wird ſtets kümmerlich bleiben. Darum iſt Selbſtvollendung geradezu die Grundlage jeder weiteren Betätigung. Nur mit beſſerem Material können wir auch beſſere Bauten herſtellen: freiere Staaten, feinere Geſelligkeit, tiefere Kameradſchaft.

Das Leben ſelber zeigt uns auch dort den Weg, der nicht in die Irre führen kann.

Karl Scheiner*
Werkkunſt und Menſchengeſtalt

Als Goethe den Ausſpruch tat, daß der Menſch der höchſte, ja der eigentliche Gegenſtand bildender Kunſt ſei, hatte er die bildliche Darſtellung der Menſchengeſtalt in Malerei und Plaſtik im Auge: das Werk der bildenden Kunſt als Spiegel, in dem der Menſch ſich ſelbſt betrachtet, oft nach einem vorſchwebenden Traumbild veredelt. Raumkunſt und Baukunſt würden unter dieſem Geſichtspunkt nicht als ſelbſtändige, jenen nachahmenden Künſten nebengeordnete Schweſterkünſte zu betrachten ſein, ſondern nur als deren Rahmen und Umgebung. Der Innenraum wäre etwa die Erweiterung des Bilderrahmens und die Stadt eine würdig geſtaltete, räumliche Umgebung für die Aufſtellung der Denkmalplaſtiken. Tatſächlich müſſen die Räume und Architekturen etwa ſeit Beginn der griechiſchen Kunſt

* Der Verfaſſer iſt ein in Hermannſtädt lebender ſiebenbürgiſcher Architekt.

in dieſem Sinne aufgefaßt werden. Der griechiſche Tempel iſt weſentlich Rahmen des Götterbildes und die Renaiſſancekirche Rahmen der Altargemälde. Der lebendige Menſch iſt dabei ausſchließlich Zuſchauer, gleichſam bloßes Auge, er kommt nicht einmal als Größenmaßſtab in Betracht, wie die bedeutenden Größenunterſchiede der antiken Tempelbauten, die ſich immer auf die Skulpturen als Maßſtab beziehen, deutlich zeigen. Er bleibt ein Fremdkörper in den geheiligten Räumen und Kunſtſtätten. Er kann nicht gleichzeitig mit Gemälden und Skulpturen ins Auge gefaßt werden. Beide, die wirkliche und die dargeſtellte Menſchengeſtalt, gehören zwei verſchiedenen Welten an, wie der Menſch und ſein Spiegelbild, und ſind noch überdies zumeiſt in der Größe verſchieden, da die bildliche Darſtellung gewöhnlich in vergrößertem oder verkleinertem Maßſtab erfolgt.

Weſentlich anders liegen die Verhältniſſe in der Schauſpielkunſt. Auf der Schaubühne wird der Menſch durch den Menſchen ſelbſt dargeſtellt, und die bildenden Künſte ſinken zur bloßen Theaterdekorationskunſt herab. Die Vorſpiegelung der Menſchengeſtalten iſt unvollkommener als in den Bildkünſten, was ſich auch darin äußert, daß nun die Zuſchauer als „Publikum" eine gewiſſe Rolle ſpielen und den Schauſpieler nach Aktſchluß aus ſeiner Rolle herauszutreten nötigen.

Weit unklarer noch iſt die Spiegelung in der Tanzkunſt entwickelt, die zwar auch häufig darſtellend auftritt, aber in ihren edelſten Äußerungen ſich darauf beſchränkt, ſchön ſich bewegende Menſchengeſtalten vorzuführen. Im Vergnügungstanz vollends iſt alle Darſtellung aufgehoben und der Tänzer ſein eigener Genießer, der nur nebenbei daran denkt, wie er als Bild auf den etwaigen Zuſchauer wirkt. Und während der Tanzſaal noch ein Werk bildender Dekorationskunſt iſt, wird bei Volkstänzen im Freien die räumliche Umgebung durch die natürliche Landſchaft gebildet, ſo daß die Kunſt vollkommen in Natur und Leben aufgelöſt erſcheint. Das Reich der Kunſt iſt eins mit dem Reich der Wirklichkeit. Die Kunſt iſt nicht mehr ein Spiegel des Lebens, ſondern nur ein feſtlich gehobener Ausſchnitt aus demſelben. Aber ſie iſt immer noch nicht das Leben ſelbſt, denn ſie hat noch immer die Aufgabe, den Menſchen für einige ſchöne Stunden dem Alltagsleben und der „rauhen Wirklichkeit" zu entrücken.

Ähnlich wie in jenem Ausſpruch Goethes, wenn auch in ganz anderem Sinne, iſt in Richard Wagners Kunſtanſchauung die Geſtalt des Menſchen zum Brennpunkt der bildenden Kunſt und dieſe ſelbſt zum Begriff der Geſamtkunſt erhoben. Wagners „Kunſtwerk der Zukunft" ſtellt den großartigſten Kunſtgedanken dar, der ſeit Menſchengedenken gefaßt worden iſt: der Gegenſtand der Kunſt, das Kunſtwerk an ſich, iſt der Menſch, und die bildenden Künſte vereinigen ſich zu dem Geſamtzweck, die räumliche Umgebung für ſein Auftreten zu geſtalten.

Bedeutungsvoll an dieſem Kunſtbegriff iſt die Erkenntnis, daß die bildenden Künſte in Zukunft nicht mehr Selbſtzweck ſein dürfen, daß ſie nicht freie Einzelkunſtwerke ſchaffen ſollen, ſondern nur den Untergrund für das ſchön geſtaltete Menſchenleben zum Gegenſtande haben. Die Architektur baut Theater und Schaubühne, die Malkunſt ſchafft den Hintergrund und die dekorativen Künſte die weitere Ausſtattung des Bühnenraums. Und inmitten der künſtleriſch ſchön geſtalteten Umgebung ordnet ſich das Menſchenleben durch rhythmiſchen Tanz und Geſang, edle Rede und Gebärde zum muſikaliſchen Kunſtwerk.

Was bei dieſem Kunſt-Inbegriff ungewohnt erſcheint, das iſt die gänzliche Ausſchaltung der bildlichen Darſtellung der Menſchengeſtalt aus dem Bereich der räumlichen Kunſtgeſtaltung. Die Skulptur iſt gänzlich ihres Daſeinsrechtes beraubt, und die Malerei teilweiſe, ſofern ſie nämlich ein Spiegel menſchlichen Lebens und Handelns iſt. Dafür tritt der lebendige Menſch als notwendiger Mittelpunkt ein, zu dem alle Gebilde der Raumkunſt in Beziehung ſtehen. Es iſt die künſtleriſche Vermenſchlichung der Materie, die durch dieſe Kunſtauffaſſung vernichtet wird. Man denkt an das jüdiſche Verbot: Du ſollſt dir kein Bildnis machen. Nicht, als ob nun etwa in Zukunft auf die Darſtellung des Menſchen in Malerei und Plaſtik verzichtet werden ſolle — die Bildniskunſt wird trotz der Photographie immer ihren Platz an der Sonne behaupten —, ſondern die Kunſt kann die ſtarre Nachahmung der Menſchengeſtalten nicht mehr als ihre höchſte und eigentliche Aufgabe anſehen, wie ſie noch Goethe vorſchwebte. Lebendiger, großzügiger und einheitlicher iſt Wagners allumfaſſendes Geſamtkunſtwerk der Zukunft: der freie Menſch als Körper und Seele der räumlich geſtaltenden Allkunſt, in lebendiger Bewegung geſehen, iſt der Gegenſtand der erſehnten deutſchen Kunſt.

Dieſer Kunſtgedanke enthält heute viel Beſtechendes. Die nachahmende Kunſt iſt nie des Deutſchen ſtarke Seite geweſen. Zu allen Zeiten iſt die deutſche Malerei und Plaſtik von fremden Kulturen geleitet worden, Italien, Frankreich und England ſind ſtets die Lehrmeiſter Deutſchlands auf dieſen Gebieten geweſen. Dagegen iſt der Geiſt der Muſik und Dichtung urdeutſch, und eine Zuſammenfaſſung der Kunſtgebiete zur Geſamtkunſt würde dem deutſchen Weſen, das in allen Dingen nach Einheit ſtrebt, im Innerſten verwandt ſein. Nun hat tatſächlich die deutſche Kunſtentwicklung der letzten Jahre, indem ſie ſich von jenen fremdländiſchen Stileinflüſſen freizumachen ſuchte, dieſen Weg der Vereinheitlichung des Kunſtſchaffens beſchritten. Und zwar ſind es weſentlich Maler und Bildhauer geweſen, denen die Vorſpiegelungskunſt unter den Händen verkümmerte, ſo daß ſich ihnen der freie Blick für die Schönheiten der Wirklichkeit eröffnete. Die Landſchaftsmalerei wurde die Mutter des Natur- und Heimatſchutzes, und die impreſſio-

niſtiſch-dekorative Richtung in Malerei und Plaſtik führte in ihrer folgerichtigen Entwicklung zum Ornament, zu Plakat, Tapete und Sofakiſſen, zu Schmuck und Kunſtgewerbe. Damit war die Pforte zum Reich der diesſeitigen Kunſtgeſtaltung entdeckt, und ungeahnte Möglichkeiten der bildenden Kunſt eröffneten ſich dem erwachenden Seherblick begeiſterter Künſtler. Ohne den geopferten Götzen der Malerei und Bildhauerei viel Tränen nachzuweinen, pflanzte man auf dem Grabe der Illuſionskunſt das Banner der jungen Wirklichkeitskultur auf. Alle Gebiete menſchlichen Schaffens wurden dem neuen Geiſt erſchloſſen, Kunſthandwerk, Raumkunſt, Städtebau und Ingenieurbaukunſt vereinigten ſich zum Geſamtbegriff der Werkkunſt; das Ziel der deutſchen Kunſtentwicklung ſchien erreicht.

Konrad Langes Illuſionsäſthetik iſt durch dieſen Entwicklungsgang der Dinge natürlich ſehr in die Enge getrieben worden. Um ſich zu behaupten, ſchaltet ſie die Gegenſtände der Werkkunſt zum beſten Teil aus dem Bereich des Schönen aus und verweiſt ſie ins Reich des Praktiſchen. Als künſtleriſch läßt ſie daran nur die organiſche Belebung der Materie gelten. Dadurch ſoll der Gebrauchsgegenſtand dem ſchönheitſuchenden Blick wenigſtens andeutungsweiſe über die rauhe Wirklichkeit hinüberhelfen und die Einbildungskraft anregen. Die Starrheit und Trockenheit der einfach ſachlichen Material- und Zweckgerechtigkeit ſoll durch Anklänge an Pflanzenformen und Lebeweſen beſeelt und durchgeiſtigt werden. Ein neuer Anthropomorphismus wäre damit in die Werkkunſt eingeführt. Die Blumenvaſe, der Stuhl, die Säule, die Decke würden gewiſſermaßen als ſelbſtändige Weſen zu betrachten ſein, als unvollkommene, durch techniſche und praktiſche Bedingungen eingeſchränkte Kunſtgeſchöpfe. Das Reich der Phantaſie aber und damit die ſchöne Illuſionskunſt wären gerettet, die Werkkunſt dagegen gedemütigt und nach Gebühr den „höheren Künſten" untergeordnet. Von Stadtbaukunſt beiſpielsweiſe oder gar von Schönheit der Brücken und Luftſchiffe zu ſprechen, würde maßloſe Überhebung ſein.

Eine der Illuſionsäſthetik in jeder Hinſicht entgegengeſetzte Kunſtanſchauung hat anknüpfend an die neudeutſchen Heimat- und Werkkunſtbeſtrebungen der ſiebenbürgiſch-deutſche Architekt Friedrich Balthes entwickelt. Die Kunſt iſt nicht bewußte Selbſttäuſchung, ſondern Steigerung der Wirklichkeit und Veredelung des Lebens. Sie ſoll nicht ein ſchöneres Vorſtellungsreich ſchaffen, ſondern die wirkliche Welt ſchön geſtalten und gleichſam neu aufbauen. Nicht ein vorgeſpiegeltes Jenſeits, ſondern das lebendige Diesſeits iſt das Reich ihrer Betätigung, die in einer ſichtbaren Durchgeiſtigung und einheitlichen Zuſammenfaſſung aller Gebilde von Natur und Menſchenhand beſteht. Das räumliche Geſamtkunſtwerk der ſchönen Stadt und Heimat auf Erden

aber geſtaltet ſich zum zeitlichen Erlebnis, die gefrorene Muſik der Baukunſt erwärmt ſich und taut auf, Kunſt wird Leben, die Volkskunſt wird zur ordnenden Zuſammenfaſſung des Volkslebens im Rahmen des blühenden Heimatlandes. Die Seele des neuen Erſcheinungsreichs aber iſt der lebendige Menſch, der ſchaffend und ſchauend die ſtarren Werke der räumlichen Kunſtgeſtaltung belebt und erlebt.

Es iſt Richard Wagners Geſamtkunſt der Zukunft, ins Reich der Wirklichkeit übertragen, die uns hier entgegentritt. Das Kunſtwerk an ſich iſt die lebendige Menſchengeſtalt, und die bildenden Künſte: Handwerkskunſt, Raumkunſt, Stadt-, Land- und Gartenbaukunſt, vereinigen ſich als Werkkunſt zu dem einen, großen Geſamtzweck, die räumliche Umgebung für das veredelte Menſchenleben zu ſchaffen, das Heim und die Heimat zu geſtalten.

Wir wollen nun im einzelnen verſuchen, die Beziehungen der Werkkunſt zur Menſchengeſtalt aufzufinden. Dabei haben wir von folgenden Grundtatſachen auszugehen: der Menſch iſt nicht bloßes Auge, ſondern ein edel gebautes, in ſich vollendetes Lebeweſen, er gehört daher nicht bloß als Beſchauer, ſondern zugleich als lebendige Bildgeſtalt in den Bereich der bildenden Werkkunſt. Die räumlichen Geſtaltungen ſtehen untereinander in durchgängigem Zuſammenhang, nicht nur im Raum, ſondern auch in der Zeit: das geſamte Volksleben im Rahmen der geſamten Heimat bildet ein einziges, großes Volkskunſtwerk. Alle Verzweigungen des Kunſtſchaffens in Schweſterkünſte und dementſprechend in beſondere Einzelkunſtwerke und Einzelgebiete, wie ſie bisher unter dem Einfluß der Schulen üblich waren, gehören der Vergangenheit an. Die bildende Kunſt hat künftig nicht mehr die Aufgabe, ſelbſtändige Kunſtwerke hervorzubringen, ſondern mitzuarbeiten an der edlen und würdigen Ausgeſtaltung der räumlichen Umgebung für das alleinige, freie Kunſtwerk: den Menſchen. Alle ihre Erzeugniſſe bilden darum bloße Beſtandteile eines großen Ganzen und müſſen als ſolche geſchaffen und genoſſen werden, immer in unmittelbarer Beziehung zur Menſchengeſtalt, die den abſoluten Größenmaßſtab in die geſamte Erſcheinungswelt bringt an Stelle der bisherigen Verhältnisgrößen, nach jenem griechiſchen Denkſpruch, daß der Menſch das Maß aller Dinge ſei. Dadurch vereinigt der Menſch in ſich die Eigenſchaften des Schöpfers, des Geſchöpfes und des Beſchauers, er erlebt ſich ſelbſt in ſelbſtgeſchaffenen Räumen, er erkennt und betätigt ſich als Krone der Schöpfung.

Die erſte Folgerung aus der neuen Erkenntnis betrifft die Ausſchaltung der Bildhauerkunſt aus dem Bereich der deutſchen Werkkunſt, indem an die Stelle der hölzernen, ſteinernen, ehernen und aus Gips gegoſſenen Menſchengeſtalt der wirkliche, in Fleiſch und Blut beſeelte, lebendige Menſch tritt. Die Skulptur der Vergangenheit wird künftig

nicht als Gegenſtand der Nachahmung und Nacheiferung, ſondern als Vorbild für Körperpflege und Lebensgeſtaltung zu betrachten ſein, und im Mittelpunkt der neuen Werkkultur ſteht ſomit die Heilkunſt. Geſunde und ſchöne Menſchen in geſunder und ſchöner Umgebung heranzubilden iſt die Aufgabe der deutſchen Plaſtik.

Die zweite Folgerung bezieht ſich auf die Überwindung oder eigentlich nur mehr auf die Gutheißung der ſchon freiwillig erfolgten Selbſtüberwindung der Malerei. Blumen, Bäume, Gärten und Wälder ſollen künftig nicht gemalt, ſondern gepflanzt werden, nicht Landſchaftsmalerei, ſondern Naturſchutz, Heimatpflege, Wanderſchaft ſollen Loſung ſein. Das Menſchenleben ſoll nicht im Bilde dargeſtellt, ſondern erlebt, Licht und Farbe nicht auf die Leinwand gebracht, ſondern in die Heimſtätten eingeführt werden. Die ganze Heimat zu einem einheitlichen, lebendigen Bilde von edelſten Formen und Farben umzugeſtalten iſt die Aufgabe der deutſchen Malerei.

Die dritte Folgerung betrifft die Wiedergeburt des Menſchenlebens aus dem Geiſte der ſchönen Dichtung und Schauſpielerei. Die Kunſt der edlen Lebensführung gilt es zu pflegen. Die Freuden und Leiden des Menſchenlebens ſollen nicht zu Papier gebracht, ſondern voll und ganz erlebt werden nach der Schickſalsfügung des Lebensbuches, und das menſchliche Handeln und Wandeln nicht auf den Brettern der Kunſtbühne dargeſtellt werden, ſondern frei ſich abſpielen im Blumengarten der Erde. Die Bühne des Lebens zu beherrſchen iſt die Aufgabe der deutſchen Schauſpielkunſt.

Daß die Welt ſchön und das Leben eitel Freude und Sonnenglück ſei, iſt der Sinn der deutſchen Kunſterkenntnis, Wandern und Singen, Tanzen und Springen die Weiſe des deutſchen Kunſtlebens. Der deutſchen Werkkunſt aber fällt die Aufgabe zu, die Bühne des Lebens aufzubauen und ihre Räume auszugeſtalten.

Das erſte und dem menſchlichen Körper am nächſten liegende Gebiet werkkünſtleriſchen Schaffens iſt die Kleidung. Erblickte bisher die Kleiderkunſt ihr Ziel darin, die Menſchengeſtalt zu entformen und mit abenteuerlich verzerrten Modeauswüchſen zu überhäufen, ſo wird künftig ihre Aufgabe ſein, die natürliche Schönheit des menſchlichen Körpers zu ſteigern und klar zur Geltung kommen zu laſſen. Das einzelne Kleidungsſtück ſoll nicht ein Kunſtwerk für ſich ſein, ſondern nur ein Glied der Einrahmung bilden für die lebendige Erſcheinung des Menſchen, deſſen Formen und Bewegungen es ſich anmutig und veredelnd anzupaſſen hat.

Daß nicht das tote Einzelding, ſondern der lebendige Menſch zum Kunſtwerk beſtimmt iſt und jenes nur ein untergeordnetes Glied ſeiner Umgebung darzuſtellen hat, dieſe Erkenntnis wird bahnbrechend das geſamte Kunſtgewerbe umgeſtalten. Früher galt jeder gewerbliche

Gegenſtand als Kunſtwerk für ſich, das Handwerk war in einzelne Zweige geſpalten, deren jeder ſeine Früchte als ſelbſtändige, in ſich abgeſchloſſene Geſchöpfe hervorbrachte. Der Kunſtgegenſtand wurde reich gegliedert und verziert, er bezog ſich nur auf ſich ſelbſt, er wurde als Einzelſtück entworfen, gefertigt und betrachtet. Der Handwerker legte ſeine Eigenart in die werdenden Formen, er belebte ſein Erzeugnis durch den perſönlichen Zug ſeiner Hand. Und dieſe Belebung iſt es vorzugsweiſe, die das Handwerk von der Maſſenerzeugung unterſcheidet und deren Fehlen darum auch oft als ein künſtleriſcher Mangel der Fabrikerzeugniſſe betrachtet wird. Sie iſt es auch, die Konrad Lange als „organiſche Belebung" in das einfach ſachlich und konſtruktiv gefertigte Gebrauchsſtück wieder einführen möchte. Aber es liegt auf der Hand, daß die Warenherſtellung unſerer Zeit immer mehr auf Maſſenerzeugung dringen muß, und es fragt ſich nur, ob dieſe rein wirtſchaftliche Notwendigkeit eine künſtleriſche Gefahr bedeute. Wäre es nun die Aufgabe des Kunſthandwerks, einzelne Kunſtwerke hervorzubringen, ſo müßte die Frage bejaht werden und der künſtleriſche Wert der alten Handarbeit wäre für die Zukunft auf wenige Liebhaberſtücke beſchränkt. Nun ſoll aber der einzelne Gebrauchsgegenſtand nur ein Glied der räumlichen Umgebung bilden für das Kunſtwerk an ſich: den lebendigen Menſchen. Daher kann und darf es in Zukunft gar nicht mehr für ſich allein ins Auge gefaßt werden, es bezieht ſich nicht mehr auf ſich ſelbſt, ſondern im Verein mit vielen andern ſeinesgleichen auf die lebendige Menſchengeſtalt. Es kann alſo auch nicht mehr in der Art des früheren Kunſtgewerbes reich gegliedert und verziert, vor allem aber nicht perſönlich belebt werden. Die „organiſche Belebung" der Werkkunſt erfolgt weſentlich durch den lebendigen Zuſammenhang der toten Einzeldinge mit Menſchen, Tieren und Pflanzen. Die Blumen ſollen nicht im Kunſtgewerbe nachgeahmt werden, ſondern die Fenſter und Türen der Wohnungen lebendig ſchmücken und umranken. Und der Menſch ſoll nicht in Holz und Stein nachgebildet werden, ſondern durch den lebendigen Gebrauch die toten Dinge ſeiner Umgebung mit warmem Leben umhauchen und ſie in den Bereich ſeiner Liebe und Obhut, in den Geſichtskreis ſeiner Freuden und Leiden einführen. Die lebendige Menſchengeſtalt iſt es, die allen Dingen in der Welt Sinn und Bedeutung gibt, die vor allem auch den Werken der Hand Maß und Form und Gepräge verleiht. Aber in Zukunft nicht dadurch, daß der Menſch die Werke ſeiner Arbeit zum Spiegel ſeiner Eigenart macht, ſondern in jenem höheren und allumfaſſenden Sinne: daß er ſie untereinander in einheitlichen Zuſammenhang und zu ſich ſelber in lebendige Beziehung bringt, daß er ſie zur Bühne des Lebens zuſammenfaßt.

Der Stuhl wird künftig nicht für die Augenweide, ſondern für den lebendigen Gebrauch geſtaltet ſein müſſen, er ſoll nicht zum Angaffen,

ſondern zum Sitzen einladen. Er ſoll nicht ein Kunſtwerk ſein, ſondern nur die tragende Unterlage, gleichſam der Sockel für das Kunſtwerk: die Geſtalt des Menſchen. Vor allem aber ſteht er nicht allein da, ſondern bildet mit einer ganzen Reihe ſeinesgleichen einen Teil der Wohnungseinrichtung. Darum darf er auch nicht als Einzelſtück gedacht, verfertigt und betrachtet werden, ſondern als dienendes Glied der geſamten Umgebung des Menſchen.

Der Tiſch ſoll nicht als Einzelweſen geſchaffen und angeſchaut werden, ſondern die Familie oder Geſellſchaft zu frohem Kreiſe um ſich verſammeln. Nicht handwerkskünſtleriſche Perſönlichkeit, ſondern ſachliche Unperſönlichkeit muß darum ſein Gepräge ſein. Die menſchliche Wohnung ſoll ja nicht einer Sammlung von Kunſtgegenſtänden gleichen, deren jeder für ſich in Augenſchein genommen werden will, ſondern einen edlen, einheitlichen Rahmen bilden für die Erſcheinung des Menſchen. Aber auch als Ganzes ſoll ſie nicht ſtarr beſchaut und bewundert werden, ſondern jahrzehntelang in bewegtem, wechſelvollem Leben die vertraute Umgebung der Bewohner ſein.

Jenes allbekannte, liebliche Bildchen „Morgenſtunde" von Schwindt ſollte jeder Raumkünſtler bei Schaffung ſeiner Räume vor Augen haben. Wie wird doch die einfachſte, ſchmuckloſe Stube zum edelſten Kunſtwerk, wenn ſie ein ſo köſtliches Kleinod in ſich ſchließt, wie das anmutig blühende Mägdlein, das fröhlich im Lichte des anbrechenden Tages die friſche Morgenluft zum geöffneten Fenſter hereindringen läßt und ſingend die heimatlichen Berge begrüßt! Wie wird ſelbſt der ſchlichte Fenſterrahmen zum Kunſtwerk, wenn er, dem Goldring gleich, der die ſchönſte Perle umfaßt, ein ſo bildſchönes, liebliches Menſchenkind umrahmt! Die Raumkunſt hat nicht die Aufgabe, den Innenraum zum Kunſtwerk für ſich zu geſtalten, mit reichen Gliederungen und Verzierungen zu „verſchönern" und durch krauſe Bemalung zu „beleben", ſondern wohnlich traute, ſonnenhelle Umgebungen zu ſchaffen für das Leben der Menſchen. An Lebensſchmuck ſoll es den Heimſtätten gewiß nicht fehlen, aber der Schmuckkünſtler und Handwerker hat ſtets deſſen eingedenk zu ſein, daß er nicht Einzelkunſtwerke und Einzelſchmuckſtücke hervorbringen, ſondern die räumliche Umgebung ſchmücken und ausgeſtalten ſoll für das lebendige Kunſtwerk: die Menſchengeſtalt. Der einzelne Raum und Gegenſtand ſoll nicht auf künſtleriſche Wirkung berechnet ſein, ſondern durch ihn und mit ihm und in ihm ſoll der Menſch wirken und leben. Erſt in ſeiner Hand und als ein bewegliches Glied ſeiner Umgebung wird das Tongefäß zum Kunſtwerk, erſt in ſeiner belebenden Nähe der Ofen zu einem Werk der bildenden Kunſt. Erſt durch den Gebrauch wird das Gebrauchsding zum ſchönen Gegenſtand. Nicht das Buch iſt zum Kunſtwerk beſtimmt, ſondern der leſende Menſch, nicht der Brunnen ſoll ſchön ſein,

ſondern die Frauen und Jungfrauen, denen er Waſſer ſpendet. Erſt durch ſie erhält er Leben und künſtleriſche Bedeutung.

Wie haben ſich doch zu allen Zeiten die bauenden Künſtler und Meiſter bemüht und abgehetzt, die einzelnen Häuſer von innen und außen mit kunſtvollen Schnörkeln und reichen Geſimſen und Scheinformen zu aufſehenerregenden Kunſtwerken auszubilden, und wie jung und wenig geſchätzt iſt die Erkenntnis, daß das Einzelhaus nur ein untergeordnetes Glied eines großen, einheitlichen Ganzen, der Stadt oder Siedelung iſt, und daß dieſe nicht ſtarre Kunſtwerke darſtellen ſollen, ſondern würdig geſtaltete, räumliche Stätten für Leben und Treiben der Menſchen, daß ſie im lebendigen Verein mit Acker- und Gartenland die Bühne des Lebens bilden ſollen: die ſchöne Heimat auf Erden.

Werkkunſt und Menſchengeſtalt, Kunſt und Leben, Volkskunſt und Volksleben: eines iſt ohne das andere nicht denkbar. Das lebendige Geſamtkunſtwerk der Zukunft zu verwirklichen, dieſes iſt die Aufgabe der deutſchen Kunſt. —

Fritz Loew / Umriſſe zu einem deutſchen Volksſport

Alle Erziehung ſoll den Menſchen als Ganzes ſetzen. Dieſe Theſe, trotz ihres verehrungswürdigen Alters von ungeſchwächter Leuchtkraft, iſt ſo unangreifbar wie die mathematiſchen Geſetze. Aber von der theoretiſchen Erkenntnis bis zum praktiſchen Anhub iſt ein weiter Schritt, und von dieſem bis zur Durchführung ein weiter Sprung, ſo daß Wollen und Tat ſehr oft die gemeinſame Geburtsſtätte verkennen laſſen. Der Grund hierfür liegt weniger in der Unzureichlichkeit der Mittel oder der Unzulänglichkeit der Erzieher, als in dem Fehlen des ſittlichen Willens, ſich mit dieſem Problem und ſeiner Verwertung aufs Gewiſſenhafteſte auseinanderzuſetzen und die aus ihm austropfenden Imperative ſelbſtlos und rückſichtlos zu vertreten. Gemeinhin verflüchtigt und verflacht ſich der Begriff der Erziehung in den einſeitigen und untergeordneten der Schulung, und während dieſe nur auf die Überpflanzung von Kenntniſſen ausgeht, verlangt jene die Modellierung der perſönlichen Maſſe des Zöglings in den Linien und Grenzen ſeiner eigenen Anlage. Ohne Kenntniſſe und Fertigkeiten kein Wiſſen und Können, aber Können iſt noch keine Kunſt, und Wiſſen und Können machen noch keinen Charakter.

Wiſſen, Können und Wollen dürfen nicht wie nebeneinandergelagerte Zonen im Menſchen anzutreffen ſein, ſondern müſſen in das Gefäß

der lebendigen Perſönlichkeit einmünden und dort eine lückenloſe Einheit bauen.

Wenn wir erſehen, daß die zukünftige deutſche Menſchheit nicht wie die neblig verſchwommene Milchſtraße, ſondern wie das Heer der ſich ſcharf und geſondert vom Himmel abhebenden Sterne werde, ſo iſt Erziehung die Loſung.

Können wir ſo Vieles und ſo Großes vom Sport erwarten? Wir müſſen mit Ja und mit Nein antworten. Mit Nein, wenn wir als Sport das in Anſchlag bringen, was ſich heute alles unter dieſer Flagge breitmacht, mit Ja, ſofern der Sport von Grundſätzen getragen wird, die ich unter dem Kampf- und Sammelnamen „Deutſcher Volksſport" einführe.

Die glatte Übernahme des klaſſiſch-helleniſchen Sportes hätte viel Verlockendes. Ihr ſtehen aber anderes Klima, anderer Volkscharakter, andere Zeitforderungen entgegen. Als grundlegend aber für jeden Volksſport muß feſtſtehen:

Ausrollung aller lebendigen Kräfte und Fähigkeiten ſämtlicher Individuen ohne Anſehen des Standes, Berufs, Geſchlechts, der Religion, unter dem Zepter der Harmonie zum Zwecke dauernder Veredelung des Volksganzen im Intereſſe der Menſchheit.

Wollen wir zuerſt an die negative Flanke unſerer Frageſtellung herantreten und fragen: Wie muß der Sport beſchaffen ſein, um an der Erziehung vorbei- und nicht zu ihr hinzuführen? Das kann nur ein Sport ſein, der kein Sport iſt, ſondern nur irreführenderweiſe den Namen trägt. Wenn das Reiten nur dem „vornehmen Stand" eigen iſt, wenn Golf und Polo vermöge ihrer meterhohen Finanzzäune dem „Publikum" den Zutritt ſperren, ſo darf hier nicht von Sport als Volksſport geredet werden. Ebenſowenig darf ſich jene Erſcheinung dieſen Titel beilegen, die aus der Tätigkeit der Sportler einen Nervenaffekt für andere werden läßt. Hier iſt nichts von dem hochmutenden Wettkampf zu ſpüren, der ganz für ſich, aus ſich heraus im Sinne einer breiten Entfaltung der beſten und dem Volkscharakter dienlichſten Anlagen arbeitet, ſondern das Wetten beim Kampf. Hier wird ein adliger Zweck der Genußſucht unterworfen und der ſittliche Schwerpunkt des Sportes auf ein entartendes Gebiet verlegt. Hierhin gehört vor allem die Kategorie der „Spiele",* die wir gerne zulaſſen und pflegen möchten, ſofern ſie in Wahrheit Spiele wären, allerdings mit der Einſchränkung, daß ſie durch Ungezwungenheit, Leichtheit und Naivität als Gegengewicht und gleichſam zum Ausruhen vom ernſten Sport die Segnungen des Spielens verbürgen. Unter dieſem Aus-

* Sport (engl.) überſetzt von W. James: Spielen (im Freien), Beluſtigung, Zeitvertreib, Spielwerk, Wettrennen, Jagen, Fiſchen.

blick ſchätzen wir und ſichern uns gern die Vorteile, die uns die Spiele bieten, trotz ihrer angelſächſiſchen Herkunft. Hingegen müſſen wir die Diſteln und Dornen, die unter dem canthaften Roſenamen „Spiel“ unverhohlen lagern, mit Stumpf und Stil ausrotten, wenn wir es unſerm Volksſport angliedern wollen. Die unter dem harmloſen Spiel verſteckten Sporte ſind erzieheriſch bewußt angewandte Mittel zur Züchtung brutaler, rückſichtsloſer Charaktere* und dienen der engliſchen Volkserziehung für politiſche, vor allem imperialiſtiſche Ziele, indem ſie in die Volksmaſſen einen Grundzug ſelbſtverſtändlicher Rückſichtsloſigkeit tragen und die zarteren Anlagen grauſam und mit Bedacht unterdrücken. Soviel wirtſchaftspolitiſche und andere reale Vorteile Großbritannien auch daraus erwachſen ſind, ſo haben wir es doch, abgeſehen von der hier verkörperten Unkultur, mit einer Einſeitigkeit zu tun, die nachzuahmen für uns verhängnisvoll wäre. Unſere geographiſche Lage, unſere Volksart, unſere Geſchichte, vor allem unſere Zukunft verweiſen uns auf die Forderung, als Menſchen mit großer individueller Grundfläche modelliert zu werden, in denen aus der Buntheit der Anlagen möglichſt viele, natürlich beſtgeſtaltete, hervortreiben und eine individuell verwertbare Variationsbreite ſchaffen, die dem hiſtoriſch gewordenen Reichtum unſeres Weſens einen ins Nützliche ſich ergießenden Strom zugeſellt. Die Stimmen, die uns wie auf anderen Gebieten ſo auch hier auf das engliſche Vorbild verweiſen, ſind gerade zurzeit zahlreich und laut. Hüten wir uns, ihnen Gehör zu geben! Vergeſſen wir nicht, daß wir Deutſche ſind in unſerer natürlichen und geſchichtlichen Artung und keine Engländer, daß wir alſo auch nicht Engländer kopieren noch werden wollen. Unſer Menſchentum liegt auf anderer Scholle, unſere Sendung weiſt aufs Menſchliche. Hier und nur hierin ſehen wir die Loſung für unſere Erziehung, und wer es gut meint mit unſerm Volk und nicht durch die Zeitſorgen geblendet iſt, gehe mit uns. Die „Aktiviſten“ mögen beruhigt ſein, daß wir keine

* Auch erhebt ſich kein Tadel von ſeiten der Geiſtlichkeit oder der Laien, wenn ein Kirchenfürſt Dr. Moorhouſe eine körperliche und ſittliche Diſziplin, welche die Engländer zum Kriege tüchtig macht, verteidigt, den Wunſch ausdrückt, „ſie ſo zu machen, daß ſie tatſächlich wie der Fuchs, wenn ihn die Hunde geſtellt haben, beißend ſterben“, und ſagt, „dies ſeien moraliſche Eigenſchaften, welche unter unſerm Volke zu ermutigen und zu vermehren ſeien, und er glaube, daß hierzu nichts anderes genüge, als die Gnade Gottes, die an ihrem Herzen arbeite“.

Wie vollkommen in Übereinſtimmung mit dem allgemein verbreiteten Gefühl in einem mit chriſtlichen Kirchen und Kapellen bedeckten Lande dieſe Ermahnung des Biſchofs von Mancheſter iſt, ſehen wir auch in ſolchen Tatſachen, wie, daß die Menſchen eifrig die Berichte über Fußballſpiele leſen, bei denen durchſchnittlich wöchentlich ein Todesfall vorkommt, daß ſie ſich in Menge dazu drängen, Zeitungen zu kaufen, welche detaillierte Berichte über einen brutalen Preiskampf bringen ... (Herbert Spencer, „Erfahrungen aus der Zeit“, S. 71, entnommen den Süddeutſchen Monatsheften Juli 1916. England von Innen.)

Phantaſten, keine „deutſchen Michel" züchten wollen, dafür bürgt ihnen der Sport, den wir betreiben. Der verbürgt Tatkraft, Entſchloſſenheit, Geiſtesgegenwart, körperliche Gewandheit, kurz Aktivität. Wir haben in dem ſchwerſten aller Kriege unſern Mann geſtellt und werden auch weiter unſern Mann ſtellen.

Dieſe Arbeit kann nur begriffen werden als ſtahlharter Wille, alles dieſem einen Zweck zu opfern, um den deutſchen Sportsgedanken aufkeimen und hervorwachſen zu ſehen. Nicht der Staat allein kann es leiſten, vorausgeſetzt, daß er es redlich und mit weiſem Verſtändnis will und wollen kann, nicht die Singularitäten im Volke können dies Werk allein ſchaffen, geſchweige denn irgendein Stück Volksmaſſe. Alle zuſammen, verſtändnistrunken und geeint, mit Redlichkeit und ohne gewinnſüchtiges Schielen können berufen ſein, den Acker zu bebauen und zu beſtellen, auf dem unſere Saat erſprießen ſoll. An dem Willen zur Tat wollen wir nicht zweifeln, aber wohl können wir eine große Bangigkeit nicht loswerden, ob neben dem Willen auch die rechte, tiefe, hellſehende Erkenntnis für die richtige Behandlung, ob die zarte Liebe und Sorglichkeit in den Gemütern waltet, deren der empfindſame Pflegling bedarf. Jetzt, wo die zürnenden Kriegsgötter dem Denken der europäiſchen Menſchheit Inhalt und Weiſung geben, kreiſt die Gefahr um uns, daß man den Krieg als Normalzuſtand anſieht und alles nach ihm richtet und einrichtet. Schon wagen ſich die Unberufenen, die ſich berufen wünſchen, mit lautem Geſchrei an die Stufen der geſetzgebenden Körperſchaften und verlangen, daß man den Sport *mit Rückſicht auf die militäriſche Jugenderziehung* zwangsmäßig organiſiere. Ob wir mit Kriegen rechnen müſſen oder nicht, muß uns für unſere Sache abſolut gleichgültig ſein. Denn auch wenn der Pazifismus aus einer idealen Hoffnung und Forderung ſich in einen Wirklichkeitszuſtand umſetzte — nehmen wir dieſe in Utopia geborene Vorausſetzung einmal an — ſo bliebe das Verlangen nach einem deutſchen Sport beſtehen und gerechtfertigt. In der Unabhängigkeit, Selbſtändigkeit, Unbeſchnittenheit und Freiheit normieren wir den Weſenszug unſerer Sache. Daran dürfen wir nicht rütteln laſſen, hier hört jegliche Konzeſſion auf. Gerade hier ſind wir empfindlich und reizbar. Das mögen ſich die Vertreter der Sportorganiſationen, die ſo hungrig und überſchnell nach Knüttel und Gewalt rufen, geſagt ſein laſſen. Der Sport muß eine Freiſtätte ſein für das über- und areale Weſen der Menſchen. Er muß unangetaſtet ſein wie die Kunſt und jedem ſekundären, dienenden Zweck entrückt. Seine Bedeutung trägt er in ſich allein und ſeine Maximen ſind Geſetze für den ethiſchen Beruf des Menſchen. Sie haben die Formung des Menſchen zur *Perſönlichkeit* zum Gegenſtand in der Breite, Fülle und Umſchloſſenheit des Problems. Sie ſetzen den Grundriß, den Ausbau und die *Grenzen*

des Individuums zur Individualität fest und besorgen die Ausführung nach ihrem Zuschnitt. Sie erheben den Menschen zum Bewußtsein seines Könnens, seiner Leistung, seiner edlen Körperlichkeit, aber verweisen auch gebietend auf die Schranken des Vermögens. Hierin gesellt sich zu dem ethischen Wesen des Sports das künstlerische. Denn die Kunst begrenzt, zwingt zur Mäßigung, zur Form. Die Wildheit der Jugend wird in Schönheit transponiert, aus dem Chaos der Triebe und Instinkte sammelt sich die Gebundenheit des persönlichen Menschen.

Der Weg zum Volkssport, zum Sport der Massen, zum Sport aller gehe über den Einzelnen. Die Eigenschaften, Fähigkeiten, Besonderheiten des Einzelnen können nur isoliert gehoben und erbildet werden. Denn fortschreitend wirkt das Andersartige, das Neue, noch nie Dagewesene, die erstliche Erscheinung. Diese kann im Massenbetrieb nicht aufkommen, weil das Gewicht, die Wucht, das Starre der Masse das Zarte eines Keimlings zerquetscht und verstümmelt, unterdrückt. Behutsame Behandlung, weitgehendste Rücksichtnahme, Licht, Sonne, Luft und Freiheit in weiser Dosierung sind die Amme eines solchen Sprößlings. Und den Einzelnen, der berufen ist, der Menschheit eine Gasse zu hauen, neue Sterne zu zeigen, ein höheres Dasein vorzubereiten, wollen wir nicht verkommen lassen im Massengewirr.

Bei einem solchen Verfahren zur Erziehung für den Sport und durch den Sport gelangen wir zu dem gereinigten und gehobenen Problem der Massenbildung. Die Masse nicht als Tohuwabohu, nicht als Konglomerat, sondern als eine Summe Einzelner geschaffen, wäre eine Tat von Kultur, die zu kühn ist, um sie für die nächste Zukunft zu erwarten. Aber die Richtung ist gelegt, der Wegweiser gesteckt; wie weit zum Ziele, wer fragt danach. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg", und wo ein Weg ist, da wird auch gegangen. Und warum sollten nicht auch diejenigen ihn gehen wollen, die ihn bis dahin links liegen ließen! Oder jedenfalls sollen sie die andern nicht hindern, ihn zu betreten. Gerade die höchste Obrigkeit, die Vertreter des Staates sollten sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß man leichter mit erzogenen, persönlich gearteten, durch edle Zucht gereiften Menschen als Massen arbeiten kann als mit der sog. moles. Diese hat zwar den zweifelhaften Vorzug der Passivität. Aber ein kluger Staat kann nur Verständnis und Klugheit brauchen, er wird sie sich zunutze machen, er wird offen und gerade heraus mit seinen Untertanen reden können, er wird in jeder Lage über eine Auswahl Tüchtiger verfügen, auf die er nur zu greifen braucht.

Nachdem der Gang unserer Betrachtung durch ein Gestrüpp und Gewirr von Fragen und Problemen geführt hat, haben wir uns zu einer Lichtung durchgerungen, die uns eine gute klare Fernsicht er-

öffnet. Wir wiſſen, daß das Heil des Sportes, der das Relief zu einer Volksformung bilden ſoll, in ſeiner Freiheit, Anlehnungsloſigkeit, Selbſtändigkeit beruht. Wir fordern das Recht der freien Selbſtbeſtimmung in freundſchaftlichem Bund mit dem Imperativ der höchſten perſönlichen Verantwortlichkeit. Die Werdeſtätte dieſer Eigenſchaften und Charaktere kann in keinem Falle die Staatsſchule ſein. Dieſe kann beim beſten Willen der Aufgabe zu individualiſieren nicht gerecht werden; die Tendenz der Schule geht auf Entperſönlichung, weil das die einfachere Methode iſt, der Pluralität der Köpfe und Charaktere Herr zu werden. Ihr Maß iſt nicht der beſondere, eigene Menſch, der höhere, zukünftige, ſondern der Durchſchnitt. Für viele unſerer großen Volksgenoſſen, ja mit geringen Ausnahmen für alle, war die Schule eine Zwangsverflachungsanſtalt. Gegenüber dieſer unbeſtreitbaren Erkenntnis ſoll der Sport die Scharten der Schulerziehung ausmerzen und den Gebeugten die Köpfe recken. Wo jenſeits der Staatsſchule in Erziehungsinſtituten das Lot an die Perſönlichkeit angelegt wird, wo der organiſche Wurf des Individuums auf einer einſichtsvollen Überwachung im Werden und Wachſen beſchränkt bleibt und das Wiſſen nicht als Zweck, ſondern als eines der Erziehungsmittel genommen wird, da hat auch unſer Sport ſein Heim und ſeine Berechtigung. Denn hier will er das Gleiche wie dieſe Schulgattung. Dieſe Schulen ſind lebendige, unbezweifelbare Beweiſe für den Wert der perſönlichen Erziehung, die wie ein rotes Tuch auch heute noch auf viele, beſonders maßgebende Kreiſe wirkt. Und doch iſt dieſe Richtung gar nicht dem Geiſte nach ſo frevelhaft neu, haben wir ſie doch in der deutſchen Univerſität verwirklicht. Und wer hätte wohl die Kühnheit zu behaupten, daß die Ergebniſſe derſelben trotz mancherlei Übel nicht unvergleichlich ſchön und gut ſind. Wenn der oder jener durch die libertas academica Schaden an ſeiner Seele nimmt, ſo ſind es gewöhnlich ſolche, denen die Staatsſchule in ihrem Zwang und ihrer Bevormundung jegliches Maß von Selbſtändigkeit geraubt hat, die als fertige Charakterkrüppel die alma mater kennen lernen. Die deutſche Wiſſenſchaft ſteht in der Welt obenan. Iſt es ein logiſcher Fehlſprung, wenn man behauptet, daß dies nicht zuletzt dem Geiſt zu zollen iſt, der jubeln läßt „frei iſt der Burſch“?

Wollten wir das Gefährt des Sportes in dem alten Geleiſe weitertreiben und nur ſchneller laufen laſſen, ſo wäre das keine Arbeit von Bedeutung. Es aber umrangieren und auf neue Schienen bringen, verlangt erſt die Mühe des Umbauens. Dieſer Schwierigkeit ſind wir uns wohl bewußt, ebenſo der Widerſtände, die uns von den alten Regiſſeuren bevorſtehen. Doch der Zweifel und das Zagen findet bei uns keine Pforte. Perſönliches Vorbild und fachliche Schauſtellung müſſen die Grundlinien unſerer Werbe- und Umbildungsleiſtung ſein. Es muß

eine großzügige, weithin zu tragende geiſtige Propaganda betrieben werden. Die hohen Militärs, die ſich in der Preſſe für eine rein ſportliche, nicht militäriſch orientierte Jugenderziehung eingeſetzt haben, müßten zur Mitarbeit veranlaßt werden. Hauptſächlich wäre die Gründung einer Anſtalt vonnöten, der die Aufgabe obläge, Sportlehrer und Sportwarte heranzubilden, ſportliche Anregungen zu geben und empfangene zu prüfen und zu verwirklichen, Auskünfte und Belehrungen zu erteilen. Dieſe Anſtalt könnte in einer Phaſe günſtiger Entfaltung den Charakter eines „Zentral-Gymnaſions" annehmen, zu dem hin und von dem aus alle Fäden des Sports liefen. Bei geeigneter Jahresgelegenheit, etwa an einem Nationalfeiertag (ein ſinniger Vorſchlag des Herrn Eugen Diederichs), der nach den gigantiſchen Zuckungen und Erſchütterungen der Gegenwart nach aller Geſchmack ſein dürfte, müßten Schauſport und Schauſpiele den jeweiligen Höhepunkt der Entwicklung in klaſſiſchem, vorbildlichem Stil darbieten. Von dieſer Zentralſtelle aus müßten neue Vereine ins Leben gerufen und beſtehende reformiert werden. Ihr ſollte eine Abteilung für Sporthygiene unterſtellt werden, in der von ſportlich geſchulten Ärzten eine praktiſche Überwachung des Sportbetriebes und eine ſportwiſſenſchaftliche Tätigkeit geübt werden müßte. Im Intereſſe einer möglichſt ſtarken Verbreitung des Sportlebens ſollte die Erlernung und Ausübung des Sports koſtenlos oder unter Beiſteuerung niedriger Einzelbeiträge erfolgen. Hier täte ſich für hochherzige und weitſchauende Männer und Frauen eine Gelegenheit für Stiftungen auf, wie ſie zeitgemäßer und ſinnvoller nicht gedacht werden kann. Das wichtigſte und edelſte Amt dieſer Anſtalt muß es ſein, eine Kulturſtätte zu bilden in der kategoriſchen Forderung der Prinzipien, die im erſten Teil dieſer Abhandlung aufgeſtellt ſind.

Nun noch ein Wort über den Gegenſtand des deutſchen Volksſportes, nachdem wir uns über ſeine Art, ſein Ziel, ſeine Form verſtändigt haben. Ohne Vorſchule wird er nicht gemeiſtert werden können — darin wird mir jeder Sachverſtändige beipflichten. Der Sportbefliſſene muß ein ſolches Maß von körperlicher Gewandtheit, Fertigkeit, Gelenkigkeit, Ausdauer und Willenskraft beſitzen, daß er beim eigentlichen Sport beſtehen kann. Er muß ſeinen Körper völlig „in der Hand" haben, er muß ihn auf den zarteſten Tipp zu lenken befähigt ſein. Jeder einzelne Muskel muß emanzipiert und individualiſiert ſein, jede Muskelgruppe eine harmoniſch abgeſtimmte Klaviatur verraten, jedes Organ gefeſtigt und zum Standhalten erzogen und die ganze menſchliche Arbeitsmaſchine zu einem geſchmeidig funktionierenden Triebwerk umgeſchaffen ſein. Zu dieſer Stufe der Fähigkeiten führen viele Wege. Freigymnaſtiſche Syſteme verſchiedener Herkunft wetteifern miteinander, faſt jede Nation hat ihre Schule und ihre

Prinzipien, faſt jeder Einzelne ſchafft um und ſchafft für ſich Neues hinzu.* In Deutſchland, der Schweiz und Öſterreich nimmt das Geräteturnen einen breiten Raum ein, aber auch Freiübungen gelangen immer ſtärker zur Aufnahme. Daneben ſpielen „Müllern", Dalcroze, ſchwediſche Gymnaſtik, Menſendieck eine namhafte Rolle, desgleichen Tambach (ſpeziell für weibliche Körperkultur). Ihre Vorzüge und Nachteile zu erläutern iſt hier nicht der Ort. In der individuellen Anwendung und Doſierung liegt wohl der beſte Weg zum Erfolg, und ein erfahrener Lehrer und ſachverſtändiger Arzt werden die beſten Berater ſein. Auf jeden Fall muß der Organismus mit den oben aufgezählten Eigenſchaften ausgeſtattet ſein und ſtets verſehen bleiben, wenn man ſich mit Ernſt und Eifer der Sache des Sportes widmen will. Ein gewiſſes Maß von Übungen ſollte dauernd betrieben werden, eine Arbeit, die für den menſchlichen Körper ein Jungbrunnen iſt und welche die Beherrſchung desſelben bis ins hohe Alter verbürgt. Sie iſt das Inſtrument des Sportes, das man erſt vollkommen ſpielen muß, um die Muſik des Sportes machen zu können.

Der Boden für den Sport iſt der begrenzte Platz — und die Natur. Zu erſteren rechne ich den Spielplatz, die Sportwieſe, den Fechtſaal, das Reitinſtitut, das Velodrom uſf. Die auf dem beſchränkten Raum ſich betätigenden Sportarten fallen faſt alle unter den Begriff „Spiel", ſoweit ſie nicht ausſchließlich dem Rennſport angehören. Im weſentlichen laufen ſie auf den Schauſport hinaus. Beim Naturſport ſetzt ſich der Menſch mit den ewigen Mächten des Kosmos auseinander, bei den übrigen Sportarten mit dem Menſchen oder einem lebenden Objekt (Pferd). Bei dieſen ſind den häßlichen Trieben der Menſchen Tür und Tor geöffnet, und da bei ihnen Eitelkeit, Stolz und Ruhmſucht die ſeeliſchen Anreize ſind, und da dieſe Leute des Publikums als Bewunderer ihrer Künſte nicht entraten können, ſo ſind ihre Elaborate voller Widrigkeiten. Faſt alle hierher gehörenden Sportarten ſind fremden Urſprungs (Tennis, Golf, Rugby, Hockey, Boxen uſf.). Aber da ſie viel Gutes in ſich tragen, braucht das kein vernichtender Einwand zu ſein. Nur darf ihre Übernahme nicht ohne Kritik und ohne Aſſimilierungswillen erfolgen. Leider ſtehen wir aber hier einer Verpflanzung in Reinkultur gegenüber und man ſucht vergebens nach deutſchen Weſenszügen. Das Fremde hat auch hier auf der ganzen Linie geſiegt.

Es iſt daher für den Platzſport mit Beſtimmtheit zu fordern, daß

* Zur Orientierung über dieſe Frage ſei vor allem auf das höchſt intereſſante Werk von Ferdinand Lagrange „Phyſiologie der Leibesübungen" (Verlag Eugen Diederichs) und das gründliche, belehrende Buch von Ferdinand Auguſt Schmidt „Unſer Körper", Handbuch der Anatomie, Phyſiologie und Hygiene der Leibesübungen (R. Voigtländers Verlag), hingewieſen.

er einer gründlichen geiſtigen Reform unterzogen wird, die das Unorganiſche beſeitigt und das ſpezifiſch Deutſche zur Entfaltung treibt. Er ſoll ſich den Geſetzen beugen, die uns zur edlen Formung des Körpers, Charakters, des Willens und der Sinne voranleuchten. Er ſoll nicht einzelne Bevorzugte züchten, wie er es heute tut, ſondern allen ein gutes Niveau verſchaffen. Will er Schauluſt befriedigen, ſo ſollen die Darbietungen durch muſterhafte Art, durch künſtleriſch-äſthetiſchen Vortrag, durch Stil Wohlgefallen erregen und die geſunden Sinne erheben, aber ſie ſollen dem Zuſchauer keine Nervenexzeſſe verurſachen. Nur ſo wirken ſie pädagogiſch. Jede Geſundheitsgefährdung durch Überſpannung der Leiſtung iſt als unſchön zu verwerfen wie als Beeinträchtigung des Volkskörpers. Die Grenze der Leiſtungsfähigkeit darf nie das Maß der Leiſtung beſtimmen, ſondern die Maxime, daß das Spiel der Kräfte den diſziplinierten Anſtand des Körpers ſtets wahren kann.

Der Naturſport iſt ſeinem eigentlichen Weſen nach als Wanderſport aufzufaſſen. Auch hier gilt die Mahnung: Lerne! Lerne das Wandern! Lerne es methodiſch mit der Peinlichkeit und Gründlichkeit des Deutſchen! Es genügt durchaus nicht, daß der Menſch ganze Beine hat und gehen kann. Er hat auch Lunge und Herz, die geübt und geſtählt ſein wollen. Wie der Aviatiker nicht fertig geboren wird, ſo kommt auch der Schneeſchuhläufer nicht mit „Skibeinen" zur Welt. Hier iſt ſyſtematiſche, eingehende Unterweiſung und Führung ſtrenges Gebot, deſſen Übertretung oder Umgehung ſich bitter rächt. Nach der erſchreckenden Zahl alpiner Unfälle hat ſich die Schweizer Eidgenoſſenſchaft entſchloſſen, den „Alpinismus" zu lehren, die heranreifende Jugend mit allem vertraut zu machen, was zur Hochtouriſtik nötig und unerläßlich iſt. Dieſes ſtaatlicherſeits gegebene Beiſpiel verdient Nachahmung.

Der Naturſport als Wanderſport ſteht Mann und Weib, alt und jung gleichmäßig offen. Er iſt ein Sport für alle. Er beſeitigt törichte Gegenſätze, führt zuſammen, eint, wo andere Sportarten trennen. Er erzieht zur Kameradſchaft zwiſchen den Geſchlechtern und eröffnet ein Verſtändnis zwiſchen ihnen, wie es die Aufklärungsbeſtrebung der Frauenvereine bisher nicht erreicht hat. Und wiederum iſt er das Feld, wo ſich die Perſönlichkeit aus der Maſſe herausſchält, ſich von dem Typus, der im Turnen noch mehr ſeinen Ausdruck heiſcht, entfernt. Hier beginnt ihre Bahn und ihr Reich. Hier iſt ihre Freiheit, aber auch ihre Selbſtbeſchränkung. Was ſie ſein kann und ſein will, hier iſt's ihr gegeben.

Zugleich mit der Pflege des Naturgefühls als eine der edelſten Regungen der Menſchenbruſt verbürgt der Naturſport Geſundung, Regeneration, ſchafft Selbſtvertrauen ohne Überhebung und ſtreut ein

ſeltenes Glück aus. Das Verſtändnis für die Natur erhebt ſich zur Anbetung, das geläuterte Gefühl ſteigert ſich zur Religioſität, das Glück drängt zur Güte.

So münden denn die Wellen des Sportes in das Strombett der hohen Kultur, der Menſchwerdung. Was der geiſtigen Propaganda der Erziehung, was keiner Kulturbeſtrebung auf dem Weg der Kultur ſelbſt beſchieden war, auf dem Prinzip des „mens sana in corpore sano“ wird es zur Tat. Die Kultur des Körpers wird zur Kultur ſchlechthin, wenn ſie ſich auf die höchſten Prinzipien einſtellt.

C. Heinke/Die kulturelle Bedeutung des Entwicklungsgedankens

Der Gedanke eines Zwieſpaltes, ja einer unüberbrückbaren Kluft zwiſchen Idee und Wirklichkeit iſt noch immer weit verbreitet. Einen bekannten Ausdruck hat er in dem Gedicht Schillers „Das Ideal und das Leben“ gefunden. Es kennzeichnet jedenfalls die Denkweiſe ſeiner Zeit und den ſcheinbar unvermeidlichen Dualismus, auf den das Abſtrahieren der Geiſteswiſſenſchaftler führt. Auf weiten Gebieten der Kulturwiſſenſchaft durch Vererbung und geiſtige Übertragung heute noch herrſchend, wurzelt dieſe Anſchauung in der Philoſophie. Auch das „Ding an ſich“ Kants und ſeine Kategorienlehre laſſen den Dualismus deutlich erkennen.

Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet Goethe. Dank einer durch Selbſtſtudium erworbenen naturwiſſenſchaftlich-biologiſchen Bildung und der ſchöpferiſchen Gedankentätigkeit auf dieſem Gebiet, wie ſie u. a. in dem Lehrgedicht „Die Pflanze“ und in der Abhandlung über den Zwiſchenknochen des menſchlichen Kiefers ſich auswirkte, kann er geradezu als ein erſter Vertreter des Entwicklungsgedankens und der Relativität gegenüber den mehr abſolut gerichteten Kulturwiſſenſchaftlern und Denkern ſeines Zeitalters gelten. Allerdings waren ſeine einheitliche (moniſtiſche) Auffaſſung des Weltgeſchehens und ſeine daraus ſich ergebende Stellung als Entwicklungsmenſch noch mehr unbewußt und unausgeſprochen. Die wiſſenſchaftliche Begründung des Entwicklungsgedankens und ſein Herauswachſen aus der induktiv vorgehenden Naturwiſſenſchaft und aus dem von ihr beeinflußten Naturerkennen kamen erſt ſpäter. Wenn wir heute von einer allmählichen Bewußtwerdung des Entwicklungsgedankens in der Gemeinſchaftsſeele zu ſprechen vermögen, ſo darf nicht überſehen werden, daß wir über die allererſten Anfänge ſeiner Einwirkung auf das ſeeliſche Gebiet, auf

die in ihm Schöpferisch-Tätigen und auf alle Geisteswissenschaften noch nicht hinaus sind.

Wie wenig jener innere Zwiespalt als überwunden gelten kann, vielmehr das ganze Denken der Jetztzeit noch durchdringt, zeigt das Wiederaufleben des Dualismus auf dem politischen Gebiet. Der Krieg und die Erörterung der Kriegs- und Friedensziele haben ihn in der Gegenüberstellung von Idealpolitik und Wirtschaftspolitik gebracht. Als Beispiel einer charakteristischen Idealpolitik möge nur auf den Gedankengang der von verschiedenen Seiten entwickelten pazifistischen Ideologie oder auf die rein geistig-kulturelle Behandlung der politischen Begriffe hingewiesen sein, wie sie u. a. das Augustheft der „Tat" in dem vortrefflichen Aufsatz Lemms „Über das Wesen des Machtgedankens" enthält. Unter Absehen von allen wirtschaftlich-materiellen Schwierigkeiten der gegebenen Wirklichkeit wird die Frage geistig-abstrakt behandelt und so vom Standpunkt der Vernunft und des kulturellen Bedürfnisses aus ein scheinbar lückenloser Beweis geführt, der jede Kriegführung als unsinnig und unseres Kulturzustandes unwürdig aufzeigt und damit eine scheinbar unanfechtbare Unterlage für die Richtigkeit der pazifistischen Ideologie liefert.*

„Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen" trotz aller Vernunftbeweise. Von dieser Erfahrungstatsache ausgehend, findet kritisches Zusehen folgendes: Ein logischer Fehler jener trefflichen Beweisführung liegt nicht vor, aber es besteht trotzdem ein Grundmangel in jenem stillschweigend vorgenommenen Absehen von den wirtschaftlichen und realpolitischen Schwierigkeiten jeder Gegenwart durch Erörterung der Frage nur in der geistig-kulturellen Sehrichtung. Diese aber liefert ein einseitiges seelisches Abbild der Wirklichkeit, bei dem die von der Wirklichkeit untrennbare materielle Seite unzulässig, bis zum Verschwinden, verkürzt erscheint. Die Wahl des seelischen Blickpunktes erklärt also jenes Übersehen oder Unterschätzen infolge projektivischen Verschwindens oder Verkürzens. Diese Einseitigkeit erzeugt die scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen dem „Ideal" und dem „Leben" ebenso, wie sie sich bisher immer für das abstrakte, in Kategorien erfolgende absolute Denken ergeben hat. Gibt es da keine Brücke oder noch besser keine Möglichkeit der allmählichen Wiederausfüllung jener Kluft, die mit der Mehrung der Seelsorger infolge der geistigen Arbeitsteilung immer breiter geworden und in der Folgezeit nur von wenigen Auserwählten (wie Goethe) in der künstlerischen Gestaltung ihrer Lebensentwicklung überwunden worden ist?

Da will es nun ein bemerkenswerter Zufall, daß in demselben August-

* Anmerkung: Der vorliegende Aufsatz wurde eingesandt vor Erscheinen des Septemberheftes mit einem zweiten Aufsatz von Lemm, der den Augustaufsatz in manchen Punkten ergänzte.

heft der „Tat" unmittelbar vor dem Aufsatz von Lemm mit jener unausgesprochenen Frage ein anderer Aufsatz sich findet, der ebenso unausgesprochen eine Antwort hierauf einschließt. Gemeint ist der Aufsatz von Driesmans „Die Kultur der Verjüngung". Er weist auf die Ausfüllbarkeit jener Kluft hin, indem er die Relativität alles seelischen Schauens mit Hilfe des Entwicklungsgedankens zum Bewußtsein bringt und dessen völlig neue Denkweise betont gegenüber dem bisherigen Vorgehen des Einzelnen zwecks einer geistigen Bewältigung des inneren und äußeren Erlebens. Wie die Kluft der scheinbaren Gegensätze (Dualismen), z. B. bei der Scheidung in Idealismus und Materialismus, für den Einzelnen schon in der Gegenwart durch den Gedankenbogen der Entwicklung überspannt werden kann und wie der Entwicklungsgedanke für die Zukunft der Gemeinschaftsseele die allmähliche Ausfüllung jener Kluft verheißt, soll im folgenden zu zeigen versucht werden. An dem Beispiel der Überleitung vom Materialismus zum Idealismus soll entwickelt werden, wie auch für die geistige Behandlung die begrifflichen Halbwelten der zeitlich nebeneinander bestehenden Abstrakta (Absoluta) zusammengefaßt werden in eine (konkrete) Wirklichkeit durch das zeitliche Nacheinander der Entwicklung vom Mehr-Materiellen zum Mehr-Geistigen.

Dieses Vorgehen mit der „neuen Denkweise" führt zu einer gleichsam körperlichen (stereoskopischen) Weltanschauung, welche die beiden Einzelbilder, das Weltbild des von innen nach außen Sehenden und aufbauenden Kulturellen (Subjektivisten) und das Weltbild des von außen nach innen blickenden und zerlegenden Naturforschers (Objektivisten) miteinander zur Deckung bringt zu einer einheitlichen Weltanschauung (Monismus im philosophischen Sinne nicht in der einseitigen Parteibedeutung).

Die Berechtigung des Entwicklungsgedankens ist vielfach bestritten worden. Namentlich ist seine Grundlage, die Annahme einer Höherentwicklung, eines Besserwerdens, eines Fortschrittes, in Abrede gestellt worden. Das Eintreten von Veränderungen in einer bestimmten Richtung wird zwar als Erfahrungstatsache zugegeben, aber einzelne Vertreter des Geistig-Kulturellen und des Künstlertums leugnen nicht nur jede Höherentwicklung mit der Zeit, sondern sehen in der Veränderung der früheren Formen geradezu eine „Zerstörung", also einen Niedergang. Nun ist ja die übersinnliche Deutung der Erscheinungen natürlich Sache der subjektiven Wertung. Um also die Richtigkeit des Entwicklungsgedankens nach Möglichkeit sicherzustellen oder zu beweisen, genügt nicht nur die Beteuerung der Entwicklungsmenschen, daß sie ihrerseits vom Fortschritt im Sinne der Aufwärtsentwicklung überzeugt sind. Es ist vielmehr zunächst die Frage zu entscheiden, wie und woran die Entwicklung zu messen ist, um die Richtung der Bewegung

feſtſtellen zu können. Es iſt ferner klarzuſtellen, daß alle in der Vergangenheit liegenden Veränderungen ſowie alle Vorausſagen über in die Zukunft reichende Erſcheinungen nur eine Sicherheit beſitzen können, die in einer mehr oder weniger großen Wahrſcheinlichkeit beſteht und deshalb für die Erkenntnis und das als Überzeugung bezeichnete Empfinden zwangläufig wirkt. Etwa wie die Wahrſcheinlichkeit der Eiszeitvergletſcherung des Alpenvorlandes in der Vergangenheit für den geologiſch gebildeten Beobachter der Erd-Anſchnitte, oder für die Zukunft die Zuverſicht, daß an den folgenden Tagen die Sonne überhaupt aufgehen werde und außerdem zu der vorausberechneten Zeit. Endlich iſt zu erkennen, daß der Entwicklungsgedanke ebenſo wie alle anderen Vorſtellungen von überſinnlichen Wirklichkeiten, etwa Seele, Jenſeits, alle ſittlichen und überhaupt abſtrakten Begriffe, nur den Charakter von Hilfsvorſtellungen haben können.

Als Relativitätsmaß der Entwicklung eines ſeeliſchen Organismus wie einer Einzelſeele, oder einer Nationalſeele und weiterhin der Menſchheitsſeele und ſchließlich des geſamten Erdgeiſtes (Goethe-Fauſt) oder der Erdſeele (Fechner) können nicht vereinzelte Spitzen beſtimmter Gebiete, ſondern es müſſen die Geſamtentwicklung und die Höhe des mittleren Niveaus gewählt werden, weil die Spitzenhöhe erfahrungsgemäß eine gewiſſe Relativhöhe über dem Niveau nicht überſchreitet, die abſolute Höhe alſo letzten Endes von der Niveauhöhe abhängt. Die Behauptung der Anhänger des Entwicklungsgedankens beſagt, daß dieſe ſo gemeſſene Veränderung bei der irdiſchen Entwicklung in der Richtung vom Mehr-Materiellen zum Mehr-Geiſtigen ſich vollzieht.

Dies aber läßt ſich z. B. für die Menſchheitsſeele, die gewöhnlich derartigen Betrachtungen zugrunde gelegt wird, nicht feſtſtellen, indem man ein beſtimmtes ſeeliſches Gebiet, etwa die Kunſtwerke, das ſchon verhältnismäßig frühzeitig hochentwickelt war, für ſich und für eine ſo beſchränkte Zeitſpanne wie wenige Jahrtauſende allein betrachtet. Sucht man den Entwicklungsſinn durch Vergleich der Spitzenhöhen in ſo beſchränktem Bereich zu ermitteln, ſo kann man in ſolchen Teilgebieten womöglich eine Abnahme feſtſtellen. An eine ſtetig anſteigende Entwicklung iſt natürlich nicht zu denken, und ſie wird wohl auch von keinem kritiſch veranlagten Vertreter des Entwicklungsgedankens behauptet werden.

Die organiſche und ganz beſonders die ſeeliſche Entwicklung vollzieht ſich in Schwingungen. Stellt man ſich ſolche Schwingungen zur beſſeren Veranſchaulichung graphiſch dar, etwa in Form von Schwingungsſätzen, die man als Schwebungsſchwingungen mit zunehmender Schwingungsweite der reſultierenden Umhüllungskurven (der Schwebungen) ſich aufzeichnet, ſo erkennt man folgendes: eine einzelne Schwingung zeigt Aufſtiege und Abſtiege entſprechend der Entwicklung des Seeli-

ſchen innerhalb einer verhältnismäßig beſchränkten Zeitſpanne. Wählt man den Standpunkt zu nahe, ſo muß in gewiſſen Zeiten die Empfindung der Abwärtsentwicklung ausgelöſt werden. Tritt man aber weit genug zurück, daß man die Geſamtheit der ganzen Schwingungserſcheinung überblickt, ſo erkennt man die Zunahme der Schwingungsweite, d. h. bei einem Verbinden der Scheitelpunkte den reſultierenden Aufſtieg.

Die Erdgeſchichte liefert ſolche Punkte in den Ergebniſſen der Paläontologie, welche beim Vergleich der Entwicklungsformen geologiſcher Zeitalter die Entwicklung vom Mehr-Materiellen zum Mehr-Geiſtigen gewährleiſtet. Wenn auch nicht völlig lückenlos, wie ſie die überhaſtende Ungeduld manches für den Entwicklungsgedanken begeiſterten Naturforſchers gern hinſtellen möchte, ſo iſt doch auch hier nach den bereits zuverläſſig vorhandenen Beweiſen einer „natürlichen Schöpfungsgeſchichte" die Wahrſcheinlichkeit der aufſteigenden Entwicklungsrichtung in den Organismen der Vergangenheit ſo groß, daß jeder, der naturwiſſenſchaftlich-mathematiſch zu ſchließen gelernt hat, dieſe Hilfsvorſtellung der in der Bibel oder in anderen Götterſagen benutzten Hilfsvorſtellung einer Abwärtsentwicklung vom „Paradieſe" oder vom „Göttlichen" her vorziehen wird.

Innerhalb der Menſchheitsgeſchichte liefert dasſelbe Urteil der Vergleich der Lebenshaltung und -geſtaltung aller Vertreter der Menſchheit nach Höhe und Menge (Qualität und Quantität). Die Übertragung des aus der Erdgeſchichte (Paläontologie) und der vergleichenden Naturwiſſenſchaft abgeleiteten Entwicklungsbegriffes auf das Seeliſch-Geiſtige wird dem geübten Blick, der über den ſtändigen Wechſel von Werden und Vergehen, Veraltung und Verjüngung, von ſeeliſchen Schwingungen bei Individuum und Volk hinausgerichtet iſt, auch hier den Vorgang der Entwicklung vom Mehr-Materiellen zum Mehr-Geiſtigen und innerhalb des letzteren vom Mehr-Unbewußten zum Mehr-Bewußten nicht überſehen laſſen. So geſehen erſcheint der abwärtsſteigende Aſt einer Einzelſchwingung nicht als „Zerſtörung", ſondern als Schwingungsphaſe einer aufwärtsgehenden Geſamtentwicklung.

Der Vorgang dieſer Entwicklung vollzieht ſich in der Richtung von der Überhöhung des Aufbaues (dem Qualitativen) zur Ausbreitung (zum Quantitativen). Die hierbei ſubjektiv weniger erfreulich empfundenen Erſcheinungen der Halb- und Viertelsbildung mit Veräußerlichung und Verflachung des Höher-Geiſtigen, wie ſie u. a. in dem Unweſen des Arbeitens mit ſchlecht verdauten Schlagwörtern, Sätzen, Begriffen und bildlichen Wiedergaben (Schematen) ohne weſentlichen Begriffsinhalt zutage treten, werden objektiv als Übergangszuſtand bei jeder Ausbreitung erklärlich und damit erträglich. Tatſächlich iſt das Höher-Geiſtige nur wenigen zugänglich, weil durch Keimanlage

und Entwicklungsmöglichkeit bedingt. Die Anzahl der wenigen wächst aber durch Übertragung und Ausbreitung. Fällt auch, wie bei der bibliſchen Säemannsarbeit, vieles auf ſteiniges und unfruchtbares Land, ſo werden doch für manch anderen Keim die Entwicklungsmöglichkeiten gegeben; die letzteren alſo durch die Ausbreitung vermehrt und das geiſtige Niveau der Gemeinſchaftsſeele, als Ganzes genommen, gehoben. Die Entwicklung aus dem Mehr-Anorganiſchen ins Mehr-Organiſche oder in Übertragung auf das Seeliſche vom Mehr-Materiellen ins Mehr-Geiſtige wird trotzdem gefördert.

Für den Vollzug dieſer Entwicklung auf dem überſinnlichen Gebiet iſt die Schilderung notwendig auf die Benutzung einer paſſenden, allgemeiner bekannten und verſtändlichen Hilfsvorſtellung hingewieſen. Eine ſolche bietet das neuerſchloſſene Gebiet der Elektrophyſik bzw. Elektrotechnik in den Erſcheinungen der drahtloſen oder Wellentelegraphie.

Die Übertragung der ſeeliſchen Schwingungen einer ſchöpferiſch begabten Einzelſeele auf andere Einzelſeelen und damit die Gemeinſchaftsſeele erfolgt mittels der Schwingungen der Farben- und Formen- oder der Wort- und Tonſprache. Jede geiſtige Leiſtung und Schöpfung iſt hiernach der Ausdruck für (ſeeliſches) Leben mit Ausſendung ſtarker Seelenſchwingungen mittels des als Sendeapparat dienenden Werkes. Die Zeichen, in denen die ſeeliſche Ausmünzung erfolgt iſt, bilden alſo vorerſt das Symbol einmaligen ſeeliſchen Lebens, des Einmal-ſich-getroffen-Habens glücklicher Lebensbedingungen. Inwieweit dieſes primäre ſeeliſche Leben ſich in ſekundäres umzuſetzen und fortzupflanzen vermag, hängt von Abſtimmungsfähigkeit und Zahl der Empfangsapparate ab. Zur Erhaltung und Weiterentwicklung des ſeeliſchen Lebens iſt eine Fortzeugung wirkſam, die hier unter der Schwingungsform von Veraltung und Verjüngung vor ſich geht und eine Erziehung der ſpäter folgenden Atome der Gemeinſchaftsſeele bedingt. Dieſe Erziehung iſt eine Unterweiſung in der richtigen Selbſtabſtimmung und in der beſten Auswahl aus der Unzahl der auftreffenden Wellen. Die Einſtellfähigkeit der Reſonanz iſt Vorbedingung für ein Nacherleben, für die Auslöſung arbeitsbereiter ſeeliſcher Energie zum gleichtaktigen Schwingen mit dem primären ſeeliſchen Leben, vielfach frei über Zeit und Raum hinweg. Aufſpeicherung (Gedächtnis), Verarbeitung, Neuordnung und Wiederausſendung der aus Grundton und Obertönen neu zuſammengeſetzten Schwingungen geben die Abbildung des Entwicklungsganges bei einer ſelbſtſchöpferiſchen Seele als eines neuen Sproſſes des lebenden Teiles der Gemeinſchaftsſeele. Dieſer Sproß iſt der Ausdruck für die Stärke der Liebe des Überindividuellen (Höher-Geiſtigen) und das Maß für das künſtleriſche nnd geiſtige Schöpfertum.

Die (bewußte) Abſicht einer möglichſt wirkungsvollen Übertragung

von seelischen Schwingungen wird zur Aufgabe jeder geistigen Ausbildung oder Erziehung. Das Maß und die Ausgestaltung dieser „Erziehung" ist nun wieder eine vielumstrittene Frage. Die zahlreichen Richtungen des Erziehungsstrebens kann man nach Art der Linienzerlegung auf zwei einander Senkrechte als Grenzfälle (Komponenten) zurückführen. Die Grenzen oder Komponenten sind hier die völlige Freiheit einerseits, der völlige Zwanglauf oder die Gebundenheit andererseits.

Der Entwicklungsmensch (Relativist) wird gegenüber dem Absolutisten (mit der Voraussetzung eines dauernd Bestehenden oder unverändert Bleibenden in der Erscheinungen Flucht) den Begriff der Entfaltung von innen heraus an erste Stelle und damit die Relativität als Grundlage alles Denkens setzen. Er wird die Bedeutung der Reimanlage (Erbmasse) betonen gegenüber den äußeren Einflüssen (Erziehung, Nahrung), des „Immer-mehr-Werdens von dem, was wir sind" (Nietzsche). Er wird mehr für das Wachsenlassen eintreten aus der Erkenntnis heraus, daß eine absichtliche „Begünstigung" der seelischen Entwicklung eines anderen Wesens, etwa eines Kindes, seine großen Schwierigkeiten in der Beurteilung der tatsächlichen seelischen Wirkung hat. Daß jedenfalls die Gefahren des Zuviel an Einflußnahme weit größer sind als die des Zuwenig. Ihn wird aus der Überzeugung heraus „der Mensch macht sich (in seelischer Beziehung) alles selber" eine heilige Scheu vor dem seelischen Eigenleben eines anderen kennzeichnen. Diese Grundüberlegung wird ihn meist dazu führen, seine Entscheidung bei den eigenen Kindern zugunsten des mehr „freiheitlichen" Erziehungssystems zu treffen im Hinblick auf seine eigene, mehr seelisch selbständige Entwicklung.

Jeder steht in der Entwicklungsfrage vor der Entscheidung, eine Wegeart zu bevorzugen. Zur Erreichung eines gewissen Zieles der seelischen Entwicklung steht ihm zur Verfügung einmal die Heerstraße der zunftmäßig gebundenen Erziehung zum Mittelmaß. Dem Vorteil des verhältnismäßig bequemen Vorwärtskommens und einer verhältnismäßig sicheren Erreichung der nächsten Ziele stehen die Nachteile des (seelischen) Staubes und der pedantischen Gleichform gegenüber. Ein zweites Mal gibt es Nebenpfade für Alleingänger mit mehr künstlerischer Entwicklung der erblichen Anlagen. Der größeren Frische, Schönheit und Abwechslung stehen die Gefahren der Umwege, Irrwege oder Abwege gegenüber, also der Zersplitterung, des leichteren Steckenbleibens an einem Seitenziele oder auf einem Vorgipfel, allgemein der seelischen vorzeitigen Wucherung bei einseitiger Wegliebe und Mangel einer ausreichenden Zielstrebigkeit.

Nach Entscheidung über die Weggattung erfordert diese bei den Alleingängern eine größere Geduld bis zur Entwicklung des Pfad-

ſinderſinnes. Geduld mit den „Unarten“ des unzeitig betätigten Eigenwillens, wenn man ihn nicht beizeiten ein für allemal „brechen“ will, was für den Erzieher ungleich einfacher iſt, aber nicht im Sinne der Entwicklung einer Führernatur, die ein gewiſſes Maß von Eigenerfahrungen zum Klugwerden braucht. Wie aber die Entſcheidung auch ausfällt, eine Abneigung zwiſchen den zahlreichen und auf ihre Mehrheit pochenden Herdenmenſchen (Geſellſchaftsmenſchen) und den Alleingängern iſt unausbleiblich, ebenſo wie eine Anfeindung der letzteren durch die erſteren. Dieſes Entwicklungsgeſetz zeigt ſich allenthalben. Damit in Zuſammenhang ſteht die Erfahrungstatſache, daß die Herdennaturen mehr zur Betonung und zum Arbeiten mit perſönlichen (unſachlichen) „Beziehungen“ neigen, während der Alleingänger nur durch die Stärke der Sachlichkeit ſeiner Leiſtungen ſich durchzuſetzen und gegen die Schwierigkeiten der vom frühreiferen Ausland übernommenen Geſellſchafts-Einrichtungen, wie Clique und Mode, anzukämpfen vermag. Im Grunde ſtellt jeder Einzelmenſch in ſeiner Geſamtentwicklung natürlich ein Miſchergebnis jener beiden Erziehungsrichtungen dar, pflegt ſich aber der einen oder der anderen immer mehr anzunähern.

Die Entwicklung, welche die Gemeinſchaftsſeele unter ihrer Einwirkung genommen hat, folgt aus den inneren Gefahren der beiden Richtungen ſeeliſcher Beeinfluſſung. Für die Herdennaturen liegen ſie im Hang zur Mechaniſierung und damit in Verbindung zum Hindrängen nach der Seite des Materialismus; für die Alleingänger in Richtung des übertriebenen Individualismus und zum Hindrängen nach der Seite der ſeeliſchen Ichſucht (Iſolierung oder Abkapſelung).

Bei aller Weſensgleichheit zwiſchen Einzelſeele und der überindividuellen Gemeinſchaftsſeele, die als Nationalſeele bezeichnet ſei, beſteht aber ein wichtiger Unterſchied in der Entwicklungsphaſe. Bei allen geſchichtlichen oder Zeitpunktsfragen, vor allem alſo bei realpolitiſchen Betrachtungen muß dieſer Relativitätsſeite der Wirklichkeit genügende Beachtung geſchenkt werden. Bei den rein geiſtigen Behandlungen (Abſtraktionen) pflegt dies nicht zu geſchehen wegen der Einſtellung auf das Abſolute, alſo das Beſtreben, ſie allgemein gültig zu machen durch Herausheben aus Zeit und Raum. Der zeitliche Unterſchied, der hier bei der Beſchreibung der volleren Wirklichkeit mit hereinſpielt, entſpricht dem, was man bei Schwingungsvorgängen als Phaſenverſchiebung bezeichnet zwiſchen zwei vergleichbaren Entwicklungszuſtänden, etwa dem Erreichen der größten Schwingungsweiten (Amplituden).

Die Nationalſeele, als ſpäter entwickelter (höherer) Organismus, gleichſam als Seelenſtaat, weiſt naturnotwendig gegenüber ihrem Bauelement der Einzelſeele eine Phaſenverzögerung des relativen Entwicklungszuſtandes auf; ſie iſt alſo als Ganzes und dementſprechend

auch in ihren (ſeeliſchen) Beziehungen zu den anderen Nationalſeelen im Entwicklungszuſtand zurück. Die Geſchichte der Einzelſeele geſtattet demnach wichtige Schlüſſe auf die vorausſichtliche Entwicklung der Nationalſeelen zu ziehen.

Die deutſche Nationalſeele, als Reſultierende der deutſchen Einzelſeelen, zeigt in ihrer Erbmaſſe gegenüber den anderen Nationalſeelen eine Bevorzugung des Alleingängertums und der künſtleriſchen Entwicklung, die ausreichende Freiheit von Maſſendruck vorausſetzt. Am ſtärkſten iſt dieſer Trieb im Bauernſtand erhalten. Die Großſtadtbevölkerung neigt zum Herdenweſen mit der Tätigkeit in Bureau und Fabrik in Verbindung mit dem Hang zum Beamtentum und Chineſentum, wie er in dem ſich ſteigernden Prüfungs-, Berechtigungs- und Abgrenzungsweſen zum Ausdruck kommt. Ebenſo unverkennbar war die Entwicklung der Großſtadtbevölkerung als Geſamtheit in Richtung des Materialismus (Kapitalismus, Mammonismus und Amerikanismus), ferner des Drills, der Erziehung, der Organiſation von außen nach innen. Alles dies ſind unter dem Druck der Geſchäftsrückſicht (Konkurrenz) von außen übernommene, aber mit der dem Deutſchen eigentümlichen Inbrunſt ausgebildete Wirtſchaftsnotwendigkeiten.

Demgegenüber haben ſich die Vertreter der urſprünglich deutſchen Seele eingeſetzt für die Rückkehr zur Natur, zur größeren Einfachheit (Primitivität), zur freieren künſtleriſchen Entfaltung, zur naturnotwendigen Entwicklung durch inneren Drang im Gegenſatz zur gewaltſamen Erziehung im Wettlauf mit anderen Nationen.

Das deutſche Staatsweſen braucht beide Richtungen: für die überwiegend materiellen Teile des Staatskörpers, als Trägers der Nationalſeele, die Herdennaturen, für die ſeeliſche Führung oder die überwiegend geiſtig gerichteten Organe die im Alleingängertum ausgebildeten Führernaturen. Eine geſunde Weiterentwicklung bedingt die Sorge, daß das ſeeliſche Prinzip einer entſcheidenden geiſtig-ariſtokratiſchen Führung nicht überwältigt werde von dem Maſſendruck des demokratiſchen Prinzips mit dem Anſpruch der oberſten Leitung auf Grund von Mehrheitsabſtimmungen. Ebenſowenig darf natürlich das Umgekehrte zugelaſſen werden, daß die körperliche Geſundheit und Entwicklungsmöglichkeit dem einſeitigen ſeeliſch-geiſtigen Prinzip geopfert wird, etwa im Sinne einer erzwungenen Eheloſigkeit der Seelſorger, eine Maßnahme, wie ſie der gern zu Übertreibungen neigenden romaniſchen Seele entſprungen iſt.

Erziehung im nationalen Sinne oder die bewußte Erziehung der Nationalſeele ſetzt, wie jede Erziehung oder Ausbildung eines Einzelmenſchen, die Abſicht einer Wirkung in beſtimmtem Sinne voraus. Dieſe Wirkungsabſicht erlebt oft Enttäuſchungen, wenn Seelenkunde und Seelentechnik noch nicht genügend entwickelt ſind. Enttäuſchungen

ſind zurückführbar auf irrige ſtillſchweigende Vorausſetzungen. Deren am weiteſten verbreitete Urſache beſteht in der Annahme ausreichender ſeeliſcher Abſtimmung auf der Gegenſeite, ſo daß es genügt, primär nur das entſprechende Zeichen in Form eines Wortſymboles oder einer anderen Form- und Schwingungsgröße zu geben, um die gewünſchte ſekundäre Schwingung auszulöſen. Dieſer Analogieſchluß, der von der Schwingungs- und Einſtellfähigkeit der eigenen Seele ausgeht, erweiſt ſich nun erfahrungsgemäß vielfach als unzutreffend.

Die Entwicklung der letzten Zeit vor dem Kriege weiſt ſogar auf einen wachſenden Mangel an ſeeliſcher Gleichſtimmigkeit und Einſtellfähigkeit hin infolge zunehmender Auseinanderentwicklung (Differenzierung). Die Einfachheit und Berechenbarkeit der ſeeliſchen Wirkung nimmt ab bei ſtarkem Wechſel der Begriffsinhalte. Ein ſolcher iſt aber mit der Entwicklung ins Fachmenſchentum (Spezialiſtentum) etwa der techniſch-naturwiſſenſchaftlichen Richtung in Verbindung mit dem Rückgang oder der Verkümmerung der ſeeliſchen Entwicklung in Richtung des Künſtleriſch-Geſchloſſenen (der Totalität) als Folge der zuletzt eingehaltenen Entwicklungsrichtung gegeben. Die ſeeliſche Übertragung beſtimmter Empfindungskomplexe durch die gebräuchlichen Worte der Sprache zwiſchen den Einzelvertretern verſchiedener Berufsſtände wird immer ſchwieriger und unvollſtändiger. Schon an den Begriffen konkreter Materialien wie „Eiſen“ oder „Holz“ iſt nachweisbar, daß die Empfindungskomplexe, die den Vertretern verſchiedener Fachrichtungen gemäß ihrer ſtetig erweiterten Erfahrungen, hier phyſikaliſch-chemiſch-techniſch-handwerklicher Natur, durch jenes Wortzeichen ausgelöſt werden, ſich ſtark unterſcheiden. Dies iſt bei den abſtrakten Begriffen in immer ſteigendem Maße der Fall, um ſo mehr, je allgemeiner und umfaſſender die Begriffsinhalte ſind, die in der Wortſchale enthalten ſind oder ſein ſollten. Es iſt nicht zu verkennen, daß nicht nur die Gefahr, ſondern auch die Tatſache des Aneinander-vorbei-Redens erſchreckend zugenommen hat und zu vorſichtigerem Gebrauch der Worte mit umfaſſenderem Begriffsinhalte führen ſollte, alſo zu genauerer Verſtändigung über den letzteren. Sonſt ſinken ſie immer mehr zur Phraſe herab, d. h. es erfolgt ein Austauſch leerer Wortſchalen ohne oder mit wenig und zu verſchiedenem Inhalt. Im obigen Bilde der drahtloſen Übertragung geſprochen: der Mangel an Einſtellungsfähigkeit iſt zu groß und damit die Unwahrſcheinlichkeit eines genügenden ſeeliſchen Mitſchwingens. Offenbar iſt die Verſchiedenheit der Intereſſen, d. i. der materiellen Begriffsträger an dieſer Tatſache einer beginnenden babyloniſchen Sprachverwirrung ſchuld, da die Verſtändigungsmöglichkeit zwiſchen den Nationalſeelen eine beſonders ſchlechte iſt, wie der Krieg offenbart hat.

Mit dieſer Erkenntnis ſcheint aber auch die Einleitung einer Rück-

ſchwingung nach der Seite des Einfacheren (Primitiven), der Betonung des Allgemein-Menſchlich-Weſentlichen, des Wiedermehr-Zuſammenfaſſenden erfolgt zu ſein. Die Erkenntnis, daß an Stelle des Auseinanderſtrebens (Divergenz) eine Zuſammenleitung (Konvergenz) der kommenden Entwicklung zu treten habe, verlangt auch größere Beſcheidenheit in Bezug auf das anzuſtrebende Zeitmaß (Tempo) der Entwicklung. Die Kriegserfahrung lehrt, daß trotz aller Verſtändigungsneigung der paziſiſtiſchen Ideologen dieſe Zuſammenleitung und beſſere Zuſammenwirkung der ſeeliſchen Strömungen doch *vorerſt* und *unmittelbar* nicht international anzuſtreben iſt, ſondern im nationalen Verbande durch Pflege und Entwicklung der Nationalſeele als Bindeglied.

Die Überhaſtung in dem Beſtreben einer Entwicklungsbeſchleunigung des Menſchheitsgedankens hat ſich gerächt in Form von Gegenſchwingungen der Nationalſeelen. Das Ziel (Humanität) bleibt unverändert, aber das Zeitmaß des Aufſtieges und damit der Weg müſſen anders gewählt werden. Er geht nach den Offenbarungen des Krieges über die Nation und weiſt auf beſſere Pflege des engeren Kreiſes, auf einen vollkommeneren Ausbau jedes Einzelgliedes, nicht im einſeitig nationalen (chauviniſtiſchen) Sinne, ſondern im Hinblick auf den ganzen Menſchheitsorganismus. Auf die Tatſache der Verſchiedenheit ſeiner Einzelglieder hat der Krieg nachdrücklich hingewieſen. Die Mannigfaltigkeit ſchließt aber die Verträglichkeit nicht aus. Im Gegenteil ſetzt ein gutes Zuſammenarbeiten die Verſchiedenheit der Einzelglieder und Organe voraus, etwa wie beim Menſchenleib. Wohl aber ſetzt ſie die Erkenntnis des Sichbeſcheidenmüſſens und eine Beſchränkung der wirtſchaftlichen und geiſtigen Machtgrenzen auf Grund der nationalen Beſcheidenheit als notwendig voraus. So geſehen bedeutet der Krieg eine etwas ſtürmiſche Entwicklungsphaſe in der nationalen Neueinſtellung mit Abgrenzung der Menſchheitsaufgabe der Einzelnationen.

Die Wertung und Abſchätzung des nationalen Materials für den Menſchheitsbau in ſeeliſcher und wirtſchaftlicher Richtung hat die Grundlage einer *geſunden* Realpolitik zu bilden. Eine ſolche Realpolitik kann weder der Idealpolitik der Paziſiſten und der rein geiſtig-kulturell Gerichteten folgen, noch der Wirtſchaftspolitik der überwiegend materiell Gerichteten. Sie muß vielmehr mit Geſchick eine Zuſammenſchweißung beider („Recht und Macht") vornehmen unter Berückſichtigung der Phaſenverzögerung, welche die Staaten als überindividuelle Perſönlichkeiten im internationalen Verkehr aufweiſen gegenüber den in Richtung der ausſchließlichen Geltung des Rechtes ſchon höher entwickelten Einzelſeelen ihrer Staatsbürger.

Der Krieg als Lehrmeiſter weiſt auf die großen Zuſammenhänge hin, wie ein Unwetter oder ein gewaltſames, die ſtetige ruhige Entwicklung durchbrechendes Naturereignis den Menſchen von ſeinen

kleinen Eigengeſchäften hinlenkt auf das Gewaltige der Allnatur und ihn unverhofft auf einen erhöhten Standpunkt ſtellt. Von einem ſolchen Standpunkt, außerhalb und oberhalb des Alltäglichen, der über alle ſubjektiv-peinvollen Begleiterſcheinungen des Kampfes wegſehen läßt, erſcheint das Ringen der Volksſeelen, ähnlich wie das Ringen der Seelen der Geſchlechter, als Organiſierungsvorgang der beſſeren Einpaſſung in ein größeres Ganzes.

Wie das Ringen der Frauenſeele mit der Mannesſeele unweigerlich ſich in der Richtung der Gleich*berechtigung* beider entwickelt, aber unter Erkenntnis ihrer Verſchiedenheit und der notwendigen gegenſeitigen Ergänzung zum Vollmenſchentum, ſo wird der Kampf der Nationalſeelen, insbeſondere der angelſächſiſchen und der deutſchen, notwendig auch zu keinem Verhältnis der gegenſeitigen Unterordnung ſich entwickeln, ſondern zu dem der Gleichberechtigung. Allgemein wird die Entwicklung ſich vollziehen in Richtung der gegenſeitigen Ergänzung aller Nationalſeelen zur Menſchheitsſeele, d. h. nicht in dem Sinne, für den das Angelſachſentum (England-Amerika) kämpft, ſondern in dem Entwicklungsſinn, für den das Deutſchtum den Kampf ums Daſein auf ſich genommen hat. —

Die kommende Entwicklung des Deutſchtums wird den national Gerichteten gegenwärtig am meiſten am Herzen liegen. Dem auf das Allgemeine gerichteten Blick wird ſie aber doch nur als ein Sonderfall der ganzen Entwicklungsfrage erſcheinen. Wendet man ſich von dieſem politiſch-nationalen Sonderfall der Wirklichkeit und allen Schreckniſſen des Krieges, wie ſie das Mitſpielen und Mitkämpfen aller wirtſchaftlich-materiellen Träger der Idee notwendig im Gefolge hat, noch einmal zurück zum Rein-Geiſtigen und zum ſeeliſchen Ringen zwiſchen den Entwicklungsmenſchen und ihren Gegnern, ſo wäre abſchließend wie folgt zuſammenzufaſſen: Der Entwicklungsmenſch iſt im Gegenſatz zu der früheren Richtung des Geiſteswiſſenſchaftlers oder Kulturell-Konſervativen nicht auf das Einſeitig-Abſtrakte und Abſolute gerichtet und eingeſtellt, ſondern auf die Doppelſeitigkeit (Relativität) der Wirklichkeit. Die Geſchichte der Philoſophie lehrt, daß die fortgeſetzte einſeitig-logiſche Bebauung des Feldes der Geiſteswiſſenſchaften ohne Zufuhr neuer Gedanken (als geiſtiger Düngemittel) ein allmähliches Verſiegen des Erträgniſſes zur Folge hatte. Dieſe Verjüngung der Fruchtbarkeit müſſen die Ergebniſſe der induktiven Naturwiſſenſchaften leiſten. Das Weſentlich-Neue, welches die Überwindung des blutleeren Kategorienweſens durch eine doppelſeitige (ſtereoſkopiſche) Weltanſchauung zu bringen vermag, iſt der von ihr gelieferte Entwicklungsgedanke.

Edmund Kreuſch
Alfred Loiſy und der Krieg

Den letzten Schritt in ſeiner Entwicklung hat Loiſy in ſeiner neueſten Schrift getan „Der Krieg und die Religion“ (Guerre et Religion, Paris, Nourry, 1915). Er ſpricht darin vom Bankerott des Chriſtentums und der Kirche im Weltkrieg, der beweiſe, daß Chriſtentum und Lebenspraxis in unlösbarem Widerſpruch zueinander ſtünden; das Chriſtentum hätten wir durch zwei Jahrtauſende erprobt und es als praktiſch unmöglich befunden.

Wir kennen Loiſy als den bedeutendſten Kämpfer des franzöſiſchen Modernismus, der nicht, wie der deutſche eines Schell und Kraus, das katholiſche Dogma unberührt ließ, ſondern es umzugeſtalten verſuchte. Loiſy wurde 1857 als Sohn eines Bauern in Ceffonds bei Saint-Dizier, Departement Haut Marne, geboren und kam 1881 nach kurzer ſeelſorgeriſcher Tätigkeit auf dem Lande als Profeſſor der hebräiſchen Sprache an das katholiſche Inſtitut zu Paris. Dort wurde ihm 1883 die altteſtamentliche Exegeſe, 1886 dazu die Aſſyriologie übertragen. 1890 veröffentlichte er ſeine Doktorarbeit: „Histoire du Canon de l'Ancien Testament“, bei deren Beſprechung ein Kritiker ſchrieb: „Il y a un je ne sais quoi qui ne me plaît pas.“

Seine Vorleſungen wurden ſtark von Klerikern beſucht, die er freimütig in die modernen Probleme der Bibelkritik einführte. 1892 gründete er eine eigene Zeitſchrift „L' Enseignement biblique“, mit der er ſich für die hiſtoriſch-kritiſche Erforſchung der Bibel ein größeres Publikum ſuchte. In dem gleichen Jahre veröffentlichte er auch eine Studie: „Mythes Chaldéens de la cération et du déluge.“ Im Winterſemeſter 1892/1893 las er dafür vor faſt leeren Bänken über das Recht der Kritik an der Bibel; der Generalobere von Saint-Sulpice hatte ſeinen Seminariſten den Beſuch von Loiſys Vorleſungen verboten. Das erzbiſchöfliche Ordinariat nahm ihm zudem auch die exegetiſchen Vorleſungen ab und beſchränkte ſeinen Lehrauftrag auf die hebräiſche und aſſyriſche Grammatik.

Loiſy antwortete in ſeiner Zeitſchrift u. a. wie folgt: 1. Der Pentateuch kann ſo, wie er uns überliefert worden iſt, nicht das Werk des Moſes ſein. 2. Die erſten Kapitel der Bibel enthalten keine exakte und wirkliche Geſchichte des Urſprunges der Menſchheit. 3. Die Bücher des Alten Teſtamentes und die verſchiedenen Teile der einzelnen Bücher haben nicht alle denſelben geſchichtlichen Wert. 4. Alle geſchichtlichen Bücher der Schrift, auch die des Neuen Teſtamentes, ſind viel freier redigiert worden als die Werke der modernen Geſchichtsforſchung; die Freiheit, die ſich ihre Verfaſſer geſtattet haben, berechtigt auch zu einer

gewiſſen Freiheit bei der Erklärung und Auslegung. 5. Die Geſchichte der Glaubenslehre, ſoweit ſie in der Bibel niedergelegt iſt, weiſt eine Entwicklung dieſer Lehre in allen ihren Teilen auf, hinſichtlich der Erkenntnis Gottes, der menſchlichen Beſtimmung, des Sittengeſetzes. 6. In allem, was das Naturreich betrifft, erhebt ſich die Bibel nicht über die allgemeine Anſicht des Altertums.

Wegen dieſer Formulierung dieſer Selbſtverſtändlichkeiten wurde Loiſy ſeines Amtes enthoben und auf die Straße geſetzt.

Wenige Tage ſpäter erſchien die Enzyklika „Providentissimus". Loiſy unterwarf ſich, gab ſeine Zeitſchrift auf und zog ſich in die Einſamkeit zurück. Im Oktober 1894 beſtellte ihn nun das erzbiſchöfliche Ordinariat zum Beichtvater an dem Penſionat der Dominikanerinnen zu Neuilly-ſur-Seine, wo er fünf Jahre aushielt, unter Decknamen aber — Iſidore Desprès, Firmin, Jacques Simon — ſeine Gedanken weiter verbreitete.

Ende 1900 berief ihn die Regierung als Dozent an die Sorbonne, wo er eine ſtets wachſende Zahl von Klerikern mit der hiſtoriſch-kritiſchen Methode der Bibelforſchung vertraut machte. Im folgenden Jahre gab er die Decknamen auf und zeichnete als Verfaſſer des Buches „Mythes Babyloniens". Ein Buch, nicht für Theologen, wie er ironiſch bemerkte, da dieſe glaubten, die Geſchichte und ihre Erforſchung entbehren zu können. Ende 1902 bekämpfte er mit ſeinem Buche „L' Evangile et l' Eglise" Harnacks 1900 erſchienene Vorleſungen über „das Weſen des Chriſtentums", indem er „dem dogmatiſch getrübten Chriſtusbilde Harnacks das wirkliche, nun wahrhaft geſchichtliche Leben Jeſu" gegenüber zu ſtellen ſuchte.

In den Augen ſeiner kirchlichen Behörde trieb er jedoch nur den Teufel durch Beelzebub aus. Der Erzbiſchof von Paris verbot ſein Buch — und Loiſy unterwarf ſich zum zweiten Male. „Il va de soi", ſchrieb er am 2. Februar 1903 dem Erzbiſchof, „que je condamne et déprouve toutes les erreurs que l'on a pu déduire de mon livre."

Der Erzbiſchof von Paris gab ſich mit dieſer Erklärung zufrieden, die anderen Biſchöfe taten dies aber nicht und ſo entſtand Loiſys Verteidigung „autour d'un petit livre". In ſieben Briefen an verſchiedene Theologen gab er darin eine ſo ausgeprägte Zuſammenfaſſung des franzöſiſchen Modernismus, daß der Pariſer Erzbiſchof den Theologen den Beſuch der Vorleſungen Loiſys verbot. In dem gleichen Jahre gab er noch ein großes Werk von 960 Seiten „Le Quatrième Evangile" heraus. Dieſes wurde ſo wie die vorhergehenden am 4. Dezember 1903 auf den Index geſetzt, unter dem Pontifikate Pius X.

Loiſy ſuchte das Äußerſte, die Exkommunikation, zu vermeiden. Er ſowohl wie auch ſeine Freunde verlangten die Bibel und das Chriſtentum der Urzeit mit aller kritiſchen Unbefangenheit zu durchforſchen, verlangten ſich in den philoſophiſchen Anſchauungen eines Immanuel

Kant bewegen zu dürfen, wollten aber doch treue Katholiken und Prieſter bleiben. Radikale Kritik und kirchliche Treue hofften ſie miteinander vereinigen zu können. Am 12. Januar 1904 ſchrieb Loiſy dem Kardinal-Staatsſekretär, er nehme die Verdammung ſeiner Bücher reſpektvoll hin und verdamme ſelbſt alles, was daran wirklich tadelnswert ſei, aber auf das Recht ſeines Gewiſſens und ſeiner, obſchon unvollkommenen Überzeugung als Geſchichtsforſcher könne er nicht verzichten.

Rom verlangte unbedingten Widerruf. Den konnte und wollte Loiſy nicht leiſten. Alſo traf ihn 1904 die Exkommunikation. Eine modernistiſche Gemeinde konnte oder wollte er nicht gründen, auf ein Lehramt ohne Schüler verzichtete er, obſchon ihn wohl die Regierung gehalten hätte. Darum zog er ſich zu einem Freund und Schüler, dem Aſſyriologen Thurnau-Dangin, und ſpäter in ſeine Heimat Ceffonds bei Saint-Dizier zurück. Dort ſetzte er ſeine Studien fort, als deren nächſte Frucht 1907 ein zweibändiger Kommentar zu den Synoptikern „Les Evangiles synoptiques" erſchien. Im gleichen Jahre erſchien der Syllabus „Lamentabili", von deſſen 65 verdammten Sätzen 30 wörtlich Loiſys Schriften entnommen ſind.

Der Weltkrieg zeigt heute nun den von der römiſchen Kirche Verdammten als einen innerlich von ihr losgelöſten Freien. Sein Buch „Guerre et Religion" wendet ſich gegen das Papſttum, gegen die Kirche, gegen das Evangelium. Das Chriſtentum wird nach ſeiner Meinung „in der Lage der religiöſen Parteien Frankreichs keine Änderung hervorbringen". Die Partei der Nichtkonfeſſionellen „wird fortdauernde Gründe haben, ſich gegenüber den Religionen zu verhalten wie bisher und in dem Krieg ſelbſt, infolge der offenkundigen Ohnmacht des Evangeliums und des Katholizismus, ſeine Schrecken zu zügeln, eine Beſtätigung ihrer Grundſätze finden können, und eine Ermutigung, bei denſelben zu verharren".

Man würde ſich übrigens irren, erklärt er, wenn man ihm die Abſicht unterſchieben wolle, den weſentlichen Beitrag des Evangeliums und die wichtige Rolle der Kirche in der Entwicklung der europäiſchen Kultur zu leugnen. Er habe nur zeigen wollen, daß dieſe letztere ſich habe vom römiſchen Katholizismus löſen müſſen, um wachſen zu können. Auf dem Wege dieſer kirchlichen Befreiung müſſe ſie verharren, um ſich zu einem wahrhaft vollkommenen Menſchheitsideal zu erheben. Dieſes Ideal müſſe über die verſchiedenen chriſtlichen Richtungen hinausgehen, ohne jedoch die Inſpiration durch das Evangelium verleugnen zu wollen.

„In unſerer Zeit", ſagt er, „machen ſich viele im Chriſtentum erzogene Menſchen ein Humanitätsideal, von dem ſie überzeugt ſind, es ſei das des Evangeliums oder wohl der wahren katholiſchen Über-

lieferung. Dieſes Ideal lebt aber nur in ihrer Phantaſie. Man braucht nicht viel Verſtand, um einzuſehen, daß der Krieg, wenn alle Menſchen Brüder ſind und Gott zum gemeinſamen Vater und die ſelige Unſterblichkeit als letztes Ziel haben, nichts anderes iſt als ein unentſchuldbares Verbrechen gegen Gott und die Menſchheit. Es iſt jedoch nicht weniger klar, daß dieſe Auffaſſung von der Bedeutung des Krieges, der ſittlichen Stellung, der Pflicht und Beſtimmung des Menſchen durchaus nicht in Übereinſtimmung ſteht mit den wirklichen Exiſtenzbedingungen der Menſchen, und daß dieſe ſich in Kriegszeiten, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, betragen, als ob die chriſtliche Idee für ſie nicht exiſtiere. Die intenſive Entfaltung der perſönlichen Verleugnung, der Solidarität, der Hingebung bis zum Tod in dem Dienſte des Vaterlandes und des vaterländiſchen Ideals, entſpringt nicht dem evangeliſchen Glauben, ſondern einem anderen, in ſeinen Forderungen nicht weniger abſoluten menſchlichen Glauben, der anders orientiert und beſſer in der Wirklichkeit begründet iſt."

In dem Kapitel „Les Religions" führt er u. a. aus: „Man iſt erſtaunt, daß Evangelium und Kirche ſo wenig zu ſagen hatten, und doch hätte es für die Prediger des reinen Evangeliums nie eine ſchönere Gelegenheit gegeben, um auf die große Lehre Jeſu von der Brüderlichkeit aller Menſchen hinzuweiſen. Nur wenige Stimmen haben ſich erhoben, unter ihnen die des Pfarrers Babut von Nîmes, der ein Schreiben an den Hofprediger Dryander zu Berlin richtete. Das Schreiben des franzöſiſchen und die Antwort des deutſchen Pfarrers beweiſen nicht bloß, wie wenig Platz die evangeliſche Idee unter den Völkern einnimmt, ſondern vielmehr noch das offenbare Unvermögen, die heutigen Probleme durch das Evangelium zu löſen."

„Das Evangelium", ſagt Loiſy, „kennt kein Vaterland, ſondern unterdrückt es. Der Krieg unter wahren Chriſten iſt eine Abſurdität und eine Unbegreiflichkeit. Wenn es wahre Chriſten gäbe. Der wahre evangeliſche Chriſt wäre derjenige, der ſich töten laſſen würde, ohne ſich zu verteidigen, und der vor allem ſich weigern würde, die Waffen zu ergreifen, ſelbſt für den Dienſt ſeines Landes. Nur die Friedlichen haben — nach dem Evangelium — ein Anrecht auf den Namen der Kinder Gottes. Der wahre Gläubige möge ſich den Verfolgungen, den Leiden und dem Tode hingeben: ſeiner iſt das Himmelreich."

„Gewiß iſt die Idee der allgemeinen Brüderlichkeit", erörtert Loiſy weiter, „keine Extravaganz, und es macht den unvergänglichen Ruhm Jeſu aus, dieſes Prinzip in den klarſten Ausdrücken aufgeſtellt zu haben; aber man muß geſtehen, daß das Chriſtentum fortwährend an der Verwirklichung des von Chriſtus aufgeſtellten Grundſatzes geſcheitert iſt. Der Grund liegt nicht an der menſchlichen Unvollkommenheit, ſondern in der zu einfachen, zu imaginären und abſoluten Form ſelbſt,

die das Prinzip im Evangelium angenommen hat. Die Brüderlichkeit iſt ein anzuſtrebendes Ideal, Jeſus aber ſtellte ſie als eine vollendete Tatſache hin. Dieſe Hoffnung der Hoffnungsloſen hatte nur einen Fehler und zwar den, daß ſie die wirklichen Bedingungn des menſchlichen Daſeins verkannte. Das Reich Gottes kam nicht, an ſeiner ſtatt kam nur die Kirche. Die angeblichen Kinder Gottes fühlten ſich nicht als Brüder, obwohl man ſie lehrte, ſolche zu ſein. Sie gaben ſich wohl Mühe, es zu glauben, aber es gelang ihnen ſchlecht, das zu verwirklichen, was ſie glaubten. Die beginnende Renaiſſance gab ſich Rechenſchaft über den anormalen Abſtand zwiſchen dem chriſtlichen Ideal und dem Leben der Völker; ſie beſchuldigte die Kirche, daß die Welt ſo wenig chriſtlich ſei. Das war die erſte Kriſis. In der zweiten konnte der große Kraftaufwand des Proteſtantismus nur ein Reſultat haben: die Beſchleunigung der Auflöſung des abendländiſchen Chriſtentums dadurch, daß die Aufmerkſamkeit auf die Unhaltbarkeit ſeines Ausgangspunktes gelenkt wurde."

Der Leſer ſieht aus dieſem kurzen Auszuge des Kapitels über die Religionen, daß Alfred Loiſy ſich an das Humanitätsideal klammert, nach dem alle edlen Geiſter trachten, denen Evangelium und Kirche nicht genügt. Dieſes Ideal, fordert er, müſſe über die chriſtlichen Konfeſſionen hinausgehen, ohne aber die Inſpiration durch das Evangelium zu verleugnen.

Die Anklagen, welche der franzöſiſche Katholizismus während des Krieges gegen den deutſchen geſchleudert hat, die vortreffliche Erwiderung des deutſchen, die Bündniſſe der verſchiedenen Konfeſſionen der Entente einerſeits und der Mittelmächte andererſeits, geben ihm nach einer Richtung hin Recht. Die Völker müſſen ein Ideal über allen konfeſſionellen Bannern hochhalten, wenn ſie ſich noch verſtändigen wollen, ſei es zum Kriegsbündnis, ſei es zum Friedensbündnis. Jede Konfeſſion hat ihre Mängel, die vor dem allgemeinen Ideal in den Orkus verſinken ſollen.

Loiſy meint ferner: der Grund, daß die evangeliſche Idee der Brüderlichkeit in der Menſchheit bisher nicht verwirklicht worden, liege nicht in der menſchlichen Unvollkommenheit, ſondern in der einfachen, imaginären und abſoluten Form, die ſie im Evangelium angenommen habe. Jeſus habe die Brüderlichkeit als eine Tatſache hingeſtellt, während ſie doch nur ein anzuſtrebendes Ideal ſei.

Loiſy irrt ſich. Chriſtus hat nur eine Forderung aufgeſtellt, eine Forderung, deren Erfüllung nur an der menſchlichen Unvollkommenheit ſcheitert. Der Menſch hat einerſeits ſeinen freien Willen, andererſeits nur eine beſchränkte Erkenntnis: aus ſeiner „Gottähnlichkeit" und Menſchlichkeit entſpringt die Tragik ſeines Lebens, die Tragik auch des Krieges. Eine Tragik, die noch keine einzige Religion gebannt hat. Die Religion kann ſie nur lindern und ertragen helfen.

Loiſy irrt ſich auch, wenn er ſagt: „Das Evangelium kennt kein Vaterland, es unterdrückt dasſelbe.“ Jeſus Chriſtus hielt ſich fern von Politik, vertrat nur die Religion, vermiſchte ſie nicht mit der Politik. Sein Grundſatz lautet: „Gebt dem Kaiſer, was dem Kaiſer gebührt, und Gott, was Gott gebührt.“ Wenn Chriſti Evangelium das Vaterland unterdrückte, wäre es längſt nur mehr die Richtſchnur irgendeiner Winkelſekte.

In dem Kapitel „Die Religion“ leugnet Loiſy nicht, daß heute ein religiöſer Hauch die Seele der Völker bewegt, will aber dieſe Bewegung unterſchieden wiſſen von einer Rückkehr zu den alten Religionen, insbeſondere zu den Glaubensſätzen und Übungen des Katholizismus in Frankreich. Ein Wiedererwachen des Glaubens gibt es in Frankreich nur für die Gläubigen: „die Unentſchiedenen und Halbgläubigen überreden ſich nur, daß ſie glauben, denn der Augenblick iſt ernſt und man nimmt die Hilfe, wo man ſie findet.... Der Glaube und die Religion, in der alle eins ſind, das iſt die Liebe zum Vaterland und der unzerſtörbare Glaube an ſeine Zukunft. Die lebendigſte Religion, ja für eine große Zahl die einzig lebendige, iſt nicht der chriſtliche Glaube, ſondern der Kult des Vaterlandes. Jedes Volk hat heute — und möchte es immer ſo bleiben — als weſentliche Religion die Liebe zu ſeinem eigenen Lande.“

„Der Weltkrieg hat — ich zitiere nach dem Juliheft 1916 der ‚Freien Deutſchen Blätter‘ — an der geiſtigen Verfaſſung der Maſſen in Frankreich, die religiös indifferent ſind, nichts geändert; aber nach dem Kriege werden weder die klerikalen noch die antiklerikalen Führer ihre Anhänger wiederfinden. Das wird ſie zur Niederlegung der Waffen nötigen; es wird nicht mehr möglich ſein, den Klerus gegen die Nation oder die Nation gegen den Klerus aufzuhetzen, und das Land wird ſich wohl dabei befinden. Die Religion der Zukunft iſt das Ideal einer geſunden Freiheit und wahrhaften Gerechtigkeit. Dieſes Ideal hat das Chriſtentum nicht klipp und klar losgeſchält von den antiken Ideen. Um es recht zu ſagen iſt das Chriſtentum nicht auf den Begriff der Humanität begründet, ſondern auf die tranſzendente, unkontrollierbare Idee einer vom Herrn des Weltalls eingeſetzten ewigen Heilsökonomie für jene, die er dazu berufen. Von dieſem Zeitpunkt ab ſtellt es ſich weit mehr als eine internationale Bruderſchaft, denn als eine Weltreligion dar.... Das Chriſtentum iſt eine Religion der Auserwählten. Der wahrhaft religiöſe Begriff der Humanität, der ſich heute ſeinen Weg durch die Welt bahnt, begnügt ſich weder mit einer nebelhaften Hoffnung als höchſtem Gut, noch mit der Ungleichheit als göttlichem Geſetz. Wir verſtehen einfach eine Religion nicht mehr, deren weſentliches Objekt darin beſteht, eine Kaſte von Privilegierten in der Ewigkeit zu ſchaffen. Unſer Glaubensprinzip iſt, daß jeder Menſch mit einem

Recht geboren wird, daß die Eigenſchaft, Menſch zu ſein, allein ſchon Anrecht auf ein Leben ſchafft, deſſen weſentliches Recht iſt, ſich ſelbſt anzugehören. Das Reich Gottes in einer problematiſchen Ewigkeit macht keinen Eindruck mehr auf uns. Selbſt jene, deren Einbildungskraft ſich noch mit dieſem Glauben unterhält, ſind im Grunde ihres Herzens nicht in ihm verankert. Der Gedanke an die Toten, die man ſich nicht im Nichts vorſtellen mag, hält ſie noch bei ihm feſt, ihr ſittliches Verhalten und ihre ganze Lebensführung iſt nicht nach den Hoffnungen auf ein ewiges Leben eingerichtet. Wenn es ein Reich der Gerechtigkeit geben ſoll, dann ſoll es jetzt verwirklicht werden, darauf richten wir all unſere Kraft. Dieſes Menſchheitsbewußtſein iſt vom Evangelium vorbereitet worden, würde ohne dasſelbe nicht ſein, geht aber über das Evangelium hinaus."

Mit dieſem Schluß iſt Loiſy wieder an den Anfang ſeiner gewichtigen Gedankenreihe zurückgekehrt, die hier nur als Beleg ſeines Werdeganges feſtgehalten ſein ſoll.

Heute intereſſieren uns mehr die Kapitel „David et la Neutralité Belge" und „Les Allemands et le Règne de Dieu". In dem erſten wendet er ſich gegen Harnack, weil dieſer dem Reichskanzler vorgeworfen, daß er ſich wegen der Verletzung der belgiſchen Neutralität entſchuldigt; das ſei alſo ein legitimer Akt geweſen, wie etwa die Handlungsweiſe Davids, der von den heiligen Broten aß, die auf dem Tiſche des Gottes Israels ihm dargeboten wurden. In dem anderen kämpft er gegen den proteſtantiſchen Miſſionar Witte; keiner habe beſſer die Lehre vom deutſchen Imperialismus formuliert, aber er habe ſie nach dem Evangelium formuliert und das Evangelium ihr untergeordnet. Das heißt Witte: „das Ideal des chriſtlichen Univerſalismus in poſitive Beziehung bringen mit der gleichzeitigen Realität der nationalen Form, welche die Form jeglichen Lebens, auch des chriſtlichen ſei".

Von dieſer Aufſaugung des Chriſtentums durch das Deutſchtum, ſagt Loiſy weiter, gebe auch Adolf Deißmann in ſeiner Konferenzrede „Der Krieg und die Religion" (Berlin 1914) Zeugnis, und zwar über den Einfluß, den der deutſche Krieg auf die deutſche Religion und die Religion auf den Krieg ausgeübt, da dieſer Krieg der höchſte Akt der Religion ſei.

Die Geiſtesverfaſſung der Deutſchen erſcheint Loiſy heute im Weltkrieg als eine Miſchung von fanatiſchem Nationalismus und einem ſeiner Natur entkleideten Chriſtentum. Die Deutſchen haben Gott und die Heilige Schrift zu ihren Gunſten in Beſchlag genommen; für ſie hat Gott die Welt erſchaffen, für ſie und von ihnen ſpricht der Heilige Geiſt in der Bibel.

Es iſt der Widerhall jener unſinnigen Übertreibungen, vor denen

um Pfingſten dieſes Jahres die „Kreuzzeitung“ warnte, die im Deutſchen „Gottähnlichkeit“, im Feinde nur Niedertracht wittern. „Die Deutſchen“, rügt Loiſy in dem Kapitel „La Guerre“, „rufen am meiſten von allen Völkern Gott an. Er iſt der Gott der Deutſchen. Dieſer Gott iſt nicht die Perſonifikation des Menſchheitsideals, ſondern der deutſchen Kultur, eine Erſcheinungsform des deutſchen Hochmutes. Dieſer Gott der Deutſchen iſt ein ſehr alter Gott. Als die Könige von Ninive, die großen Menſchenſchlächter und Länderräuber, die offizielle Geſchichte ihrer Feldzüge ſchreiben ließen, ermangelten ſie nicht zu bemerken: ‚Unter dem Schutze des Gottes Aſſur, meines Herrn, marſchierte ich gegen dieſes und jenes Land.‘ Die Anrufung des Gottes der Deutſchen dient nur dazu, noch ſchärfer den Charakter des engherzigen und habgierig ſelbſtſüchtigen Nationalismus hervorzuheben.“

„Man könnte ſich fragen,“ fährt er fort, „ob Europa noch chriſtlich iſt oder ob es je chriſtlich geweſen; denn das Chriſtentum hat die Brüderlichkeit aller Menſchen verkündigt. Nun ſind es aber gerade die ſogenannten chriſtlichen Nationen, die ſich ohne Erbarmen hinſchlachten. Iſt das Chriſtentum alſo im Begriffe, ſich ſelbſt zu zerſtören, oder exiſtiert es ſchon nicht mehr? Sollte es über die Welt dahingegangen ſein wie ein Traum ſeliger Unſterblichkeit, ohne hier auch nur die Erinnerung an das Gebot der Liebe zu hinterlaſſen, das es als ſein Eigentum proklamierte? Die Götter, die es erſetzt hatte, ſcheinen zu neuem Leben zu erwachen: Aſſur von Ninive, Marduk von Babylon, Ammon von Theben und der Jupiter Capitolinus leben wieder auf im Gott der Deutſchen. Was tut unterdeſſen der Chriſtengott? Führer und Völker tun, als ob ſie ihn nicht kännten. Aber die Erde iſt noch voll von ſeinen offiziellen Vertretern, und ohne Zweifel werden ſie angeſichts der gegenwärtigen Kriſis nicht ſtumm bleiben können gegenüber einer Kriſis, die das furchtbarſte Dementi darſtellt, das ihrem Glauben je angetan worden.“

Die Antwort auf dieſes Dementi iſt ſchon gegeben. Der freie Wille einerſeits und die Unzulänglichkeit der Vernunft andererſeits verurſachen die inneren und äußeren Kämpfe und Kriege der Menſchheit. Dagegen kann keine Religion an; ſie vermag nur tragen zu helfen, was zu tragen iſt. Damit iſt auch die Anrufung des „deutſchen“ Gottes gerichtet. Die Menſchen und Völker ſchaffen ſich ſelber ihre Schickſale nach ihrer Einſicht und nach ihrem Willen. „Vor dir liegt das Gute und das Böſe,“ ſagte ſchon Moſes zu ſeinem Volke, „wähle, was du willſt.“

„Belgiſch Dagblad“, ein katholiſches Flüchtlingsblatt, ſpezialiſiert übrigens den von Loiſy gerügten Pangermanismus auf den Katholizismus. Im Gegenſatz zu der heroiſchen Kulturkampfſtellung („Freie deutſche Blätter“ l. c. p. 454) duckt ſich jetzt der politiſch organiſierte

deutſche Katholizismus vor dem Imperialismus und ſetzt den Kaiſer über den Papſt. Die deutſchen Katholiken ſtimmten der Methode des deutſchen Krieges zu und ließen insbeſondere Belgien ſchänden und zertreten. Katholiſche Führer vom Rhein, aus Weſtfalen und Bayern ſeien zu dieſem Werke zuſammengetreten. Regierungspräſident von Sandt aus Aachen, der 1911 das Großkreuz des belgiſchen Leopoldsordens bekommen, ſei die rechte Hand des „Lutheraners von Biſſing"; Trimborn, der einſtige Vertreter des deutſchen Rom im Reichstage, vertrete nun den belgiſchen Unterrichtsminiſter; der bayriſche Katholik Dirr, der liberale Landtagsabgeordnete von Augsburg, ſei eine Hauptkraft der deutſchen Verwaltung in Brüſſel; Erzberger gar und Spahn ließen ſich durch die Hoffnung leiten, der Anſchluß Belgiens an das Reich werde die politiſche Macht des Katholizismus in Deutſchland erheblich ſteigern; aus dieſem Grunde wollten ſie auch Nordfrankreich und Polen, „ſo ſoll das heilige Deutſche Reich des Mittelalters wieder hergeſtellt werden, der pangermaniſche Gedanke iſt damit katholiſch geworden".

Es wird genug katholiſche Idealiſten und Phantaſten in Deutſchland geben, die eine ſolche Vergrößerung der politiſchen Macht ihrer Partei mit Freude begrüßen würden, wenn ihre Realpolitiker ſie erreichen könnten. Doch dies nur nebenbei; der pangermaniſche Gedanke iſt weder katholiſch noch proteſtantiſch.

Und die Franzoſen pflegen dafür den pankeltiſchen Kult, der Gallien bis zum Rhein ausdehnen möchte. Idee gegen Idee. Die beſtbegründete und beſtgeſchützte wird ſiegen.

Ob das nicht ohne Kriege möglich ſein wird? Die Unzulänglichkeit der menſchlichen Erkenntnis kann vielleicht doch durch den Fortſchritt der Kultur behoben werden. Je weiter der Geſichtskreis, deſto mehr gegenſeitiges Verſtändnis. Wenn die geiſtigen Aufgaben des Lebens mit all dem Aufwand an Kraft und Geldmitteln in Angriff genommen würden, der jetzt vom Krieg gefordert wird, ſo könnte unendlich viel an Kulturgütern geſchaffen werden. Und die Tüchtigkeit, welche heute die Vorbereitung zum Kriege fordert, kann auch im Frieden, um ihrer ſelbſt willen, erzielt werden. Die neutralen Staaten, die niemals einen Krieg führen können, beweiſen das.

Notwendig ſind die Kriege nicht, um die Menſchheit höher zu führen, ſie ſind nur ein Zeichen der Schwäche des Willens zum Guten, der Beſchränkung in der Erkenntnis des Rechtes. Die Kriegspartei, der wir dieſe ethiſchen Mängel vorwerfen können, iſt dadurch gerichtet.

Auf die innerſte Urſache der Kriege, die Unzulänglichkeit der menſchlichen Erkenntnis und die Verkehrtheit des Willens bei vielen Menſchen hat auch der Reichskanzler im Dezember 1915 im Reichstage hingewieſen:

„Wenn einmal die Geſchichte über die Schuld an dieſem ungeheuerlichſten aller Kriege und ſeiner Dauer urteilen wird, wird ſie das entſetzliche Unheil aufdecken, das Unkenntnis und Verſtellung angerichtet haben. Solange dieſe Verſtrickung von Schuld und Unkenntnis bei den feindlichen Staatslenkern beſteht und ihre Geiſtesverfaſſung die feindlichen Völker beherrſcht, wäre jedes Friedensangebot von unſerer Seite eine Torheit, die den Krieg nicht abkürzt, ſondern verlängert. Erſt müſſen die Masken fallen.“

Umſchau

Vom preußiſchen Wahlrecht

Jeder reife Mann weiß, daß alle menſchlichen Einrichtungen unvollkommen bleiben werden. Auch auf dem Gebiet der Politik gibt es keine allgemein gültigen Rezepte: immer werden entgegengeſetzte Kräfte im Kampf liegen, immer wird neu drängendes junges Leben autoritätslos gegen hiſtoriſch Gewordenes anſtürmen. Alles Leben iſt im Fluß und daher Kampf.

Weder die Demokratie heilt alle Schäden, noch ſchafft die Ariſtokratie die beſte der Welten. Das Richtige wird wohl ſein, daß ſich beide Prinzipien die Wage halten. Die Demokratie ſorge im Volk für das Streben nach Mündigkeit, die Ariſtokratie für Selbſtbeherrſchung und Form. Aber keiner halte ſich vom andern abgeſchloſſen, immer muß eine Erneuerung der Ariſtokratie aus den unteren Schichten heraus ſtattfinden.

Bisher war die Verfaſſung Preußens auf ariſtokratiſchem Prinzip aufgebaut, das Abgeordnetenhaus wurde von den Beſitzenden gewählt, die Vertreter im Herrenhaus wurden von der Regierung ernannt. Daher kam Preußen, und da ſeine innere Politik von ausſchlaggebender Bedeutung auch für das Reich iſt, mit ihm Deutſchland nicht über den konſervativen Beamten- und Obrigkeitsſtaat hinaus. Es wurde zentraliſtiſch regiert, ſo daß man das Gefühl hatte, die deutſche Kultur krankt an Berlin, Deutſchland leidet an der Fiktion, ein einzelner Miniſter könne ſein ganzes Gebiet überſehen und müſſe alles anordnen. Müßte aber der Staat nicht vielmehr eine ſich ſelbſtändig regelnde Maſchine ſein mit vielen ſich im Gleichgewicht haltenden einzelnen Gliedern? Brauchen wir nicht ſchon deswegen einen Volksſtaat?

Die bisherigen Vorſchläge und Beratungen zum Fortſchritt ſind höchſt unvollkommen, denn ſie ſind mechaniſtiſch in dem Sinne der weſtlichen Demokratie. Man fühlt, die Maſſe, die in den Krieg gezogen, braucht nach dem Frieden die äußere Bekräftigung, daß ſie für zukünftige politiſche Verwicklungen mit verantwortlich iſt. Man iſt ſeitens der Regierung bereit, das Wahlrecht des Landtages auf die demokratiſche Grundlage der Addition des Stimmzettels zu ſtellen. Zugleich fühlt man die Sinnloſigkeit des Maſſenprinzips und ſucht das Herrenhaus nach höchſt komplizierten Verteilungsvorſchlägen ſtändiſch zu geſtalten. Aber wird auf dieſe Weiſe aus dem Herrenhaus ein lebendiger Organismus voll leichter Beweglichkeit? Hat es von jeher nicht daran gelitten, daß es ein Sammelplatz der ſaturierten Männer über 50 Jahre war?

Wir brauchen für die Wahlrechtsreform einen großen ſchlagenden Grundgedanken, der jedem einleuchtet und der Richtung gibt. Gleichwie jeder komplizierten Maſchine (z. B. der Setzmaſchine in der Druckerei) immer ein einfacher

Grundgedanke von großer Selbſtverſtändlichkeit zugrunde liegt. Dieſer Grundgedanke iſt: „Die demokratiſche Vertretung ſorge für Ziviliſation, die ariſtokratiſche Vertretung für die Kultur.“ Die Aufgabe der Regierung aber ſei, für das Miteinander-arbeiten beider Prinzipien zu ſorgen, und nicht immer nur konſervativ zu hemmen. Eigentlich iſt das eine Binſenwahrheit, denn für alle Parlamente des Stimmzettels einſchließlich des deutſchen Reichstages waren bisher die Vertretung kultureller Intereſſen nur unvermeidbare Anſtandsbeigaben, man intereſſierte ſich höchſt einſeitig nur für „Wirtſchaftsintereſſen“. Andrerſeits weiß jeder, daß die Kultur immer differenzierte Perſönlichkeiten zu ihrer Weiterentwicklung erfordert und daß der Beweis für die Tüchtigkeit, ſie richtig zu vertreten nicht im Stimmzettel, ſondern in der Lebensleiſtung der Perſönlichkeit liegt. Drittens fehlt es der Obrigkeitſtaatsregierung an Initiative. Mit jenem Grundgedanken komme ich folgerichtig zu einer radikalen Forderung: nämlich Aufhebung des Herrenhauſes und Erſatz durch eine den ſchöpferiſchen Perſönlichkeiten unſeres Volkes gerechter werdenden Organiſationsform.

Man ſetze eine ſtarke Selbſtregierung der Provinzen auf ſtändiſcher Grundlage ins Werk und verlege dadurch die kulturelle Leiſtung in das Bewußtſein der einzelnen Stämme.

Es teilen ſich dann die Aufgaben ſo, daß das Preußiſche Abgeordnetenhaus für den inneren Zuſammenhalt der Provinzen mit dem Staatsganzen ſorgt, für die mechaniſtiſche Konſtruktion des Staates, Heerweſen, Eiſenbahn, Poſt, Sozialpolitik, Steuern, Rechtsſprechung u. a. Die Provinzen ſind dann ſelbſtändig in der praktiſchen Durchführung kultureller Aufgaben, und alle Schmerzenskinder, die bisher in der Stubenluft der Bureaukratie verkümmerten, umgibt dann wieder der Wind friſcher Initiative. Es würden dann innerhalb Preußens eine Art Kleinſtaaten in der Größe Badens etwa entſtehen (warum war bisher Baden immer der geſetzgeberiſch fortgeſchrittenſte Muſterſtaat?) die ihren eigenen Etat haben und doch zugleich ſich durch ihren Landtag geeint in einem hiſtoriſch gewordenen Staat fühlen. Der Weltkrieg hat uns als Volk zuſammengeſchmiedet, darum brauchen wir keine Angſt vor neuem Partikularismus zu haben.

Unſere Gefahr iſt die zunehmende Bureaukratiſierung. Es entſpricht durchaus dem deutſchen Weſen, daß die Leiſtungen der Stämme, die nach ihrer Eigenart verſchieden ſind, durch keine Bureaukratie gehemmt werden dürfen, weil Bewegung nur durch Perſönlichkeiten geformt wird. Wenn derartig organiſiert die preußiſchen Provinzen dann in Wettbewerb treten, wird die katholiſche Rheinprovinz ihre Eigenart ebenſo ausbilden können wie die proteſtantiſche Mark oder Schleswig-Holſtein. Dann wird auch das den andern Provinzen vorausgehende neue Werden im Induſtriegebiete Weſtfalen ebenſo zu ſeinem Rechte kommen wie die konſervative Landwirtſchaft Pommerns.

Iſt dieſer Vorſchlag durchführbar? Er wird in den kommenden Friedensjahren durchgeführt werden müſſen von einer kraftvollen Perſönlichkeit, nicht durch eine Kommiſſion. Denn es heißt dabei, einen Sinn für lebendige Kräfte zu haben. Dieſer Vorſchlag iſt nicht ein gelegentlicher Einfall*, ſondern entſpricht den kulturellen Notwendigkeiten des individualiſtiſch gerichteten deutſchen Geiſtes. Er iſt der Weg zur organiſchen Löſung eines deutſchen Volksſtaates. Eugen Diederichs

* Vgl. meine Ausführungen im Maiheft 1915, die eine nach deutſchen Stämmen organiſierte Kulturpolitik fordern.

Das Völkiſche Zwei Typen ſtehen ſich in unſerem politiſchen und auch kulturellen Leben gegenüber, die Völkiſchen und die Intellektuellen, ſelbſt in den Kreiſen der Jugendbewegung ſind dieſe Gegenſätze ausgeprägt. Die Völkiſchen behaupten, ſie ſchlügen ihre Wurzeln in die Tiefe, ſie ſeien vertikal gerichtet, die anderen aber huldigten einem horizontalen verſchwommenen Internationalismus. Jene ſeien beſtenfalls gute Menſchen, aber ſchlechte Muſikanten, ſagen ſie achſelzuckend, und nennen ſie weltfremde Idealiſten. Sie ſprechen (nicht ganz mit Unrecht) von freiſinnig-jüdiſchem Aufkläricht, dem ſie ein organiſches Wachstum des „reinblütigen" Deutſchen gegenüberſetzen (als ob das deutſche Weſen wie eine Kartoffelpflanze wüchſe).

Man könnte annehmen, daß ſich in dieſem Streit zwei reine Menſchentypen gegenüberſtehen, die praktiſchen und die unpraktiſchen, die real gerichteten und die Ideenmenſchen. Aber richtiger iſt die Formel: in unſerm politiſchen Leben handelt es ſich zurzeit um die Gegenſätze „wiſſenſchaftlicher Naturalismus" und „ideologiſcher Rationalismus". Der zukunftskräftige Standpunkt, der im Sinne deutſchen Volkstums nichts anderes ſein kann, als ein Drittes, nämlich objektiv kühles Erfaſſen des Lebens mit dem Zielpunkt der Vergeiſtigung, fehlt. Darum wird der Deutſche erſt dann politiſch werden, wenn wir eine politiſche Partei haben, die den „realiſtiſchen Idealismus" vertritt. Dieſe bildet ſich aber nicht durch reinen Parlamentarismus, denn ſie iſt die Partei der Minorität an Zahl und der Majorität an ſchöpferiſchen Gedanken. Vielleicht iſt die praktiſche Durchführung des im vorhergehenden Aufſatz klargelegten Volksvertretungsprinzips ihre Geburtsſtunde.

Die Alldeutſchen gehören zum erſten Typus, ſie ſtecken noch völlig im Naturalismus des vergangenen Zeitalters, ſie ſind darum nicht Zukunfts-, ſondern Vergangenheitsmenſchen, und ſomit keine Führernaturen. Das zeigt ihre von den Angelſachſen übernommene und energiſch angewandte politiſche Taktik, die das Volk nicht im deutſchen Sinne Fichtes erzieht, ſondern die durch Schlagworte Suggeſtion ausüben will. Das zeigt ihre völlige Verſtändnisloſigkeit gegenüber dem Kommenden. Daß der Weltkrieg eine „Revolution" mit folgenden tiefgreifenden ſozialen Umgeſtaltungen und einer Umwertung des Eigentumsbegriffes iſt, iſt ihnen noch gar nicht aufgegangen. Sie wollen das Volkstum durch Programme, die den Subjektivismus der wirtſchaftlichen Entwicklung vertreten, vor der Umklammerung durch den internationalen Kapitalismus retten und bemühen ſich zu gleicher Zeit, den Sozialismus totzuſchlagen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß jener der einzige Weg der Rettung vor der drohenden Vertruſtung des Kapitalismus iſt. Sie loben wie der naive Yankee immerfort ſich und ihren geſunden Menſchenverſtand, der die Inſtinkte des Zugreifens nicht hemmt, ohne ſich klar zu machen, daß jenes rückſichtsloſe Zugreifen, das nichts mehr vom Gemeinſchaftsbewußtſein Europas wußte, das noch kommende ganz unüberſehbar große menſchliche Elend verſchuldet hat. Es wäre falſch, von Unehrlichkeit zu ſprechen, es befinden ſich viele Idealiſten und warmherzige Patrioten in den alldeutſchen Reihen, aber es liegt in der Weltanſchauung des materialiſtiſchen Zeitalters nach 1848 eine mangelnde Weitſichtigkeit eingeſchloſſen. Sie ſind in ihrer Weltanſicht auf die naturwiſſenſchaftliche Formel von Urſache und Wirkung orientiert, darum ſehen ſie das deutſche Weſen im reinen deutſchen Blut beſchloſſen und verleugnen in deſſen geſchichtlichem Werden jene geiſtigen Beeinfluſſungen, an denen faſt unſere ſämtlichen heutigen Feinde beteiligt ſind. Sie ſind im letzten Grunde irreligiös, mögen ſie bibelgläubig ſein oder

ſonſt von höchſten Zielen reden, denn ſie bauen nicht religiös auf. Darum würden *Fichte* und *Lagarde* von ihrer Seite abrücken, denn die Anbetung des nationalen Machtegoismus war beiden fremd. Deſto mehr war ihnen das Bild der Menſchenwürde eingeprägt, fern aller Schneidigkeit und dem Ehrenkodex des Verbindungsſtudenten. Gewiß iſt nationaler Egoismus ebenſo nötig wie menſchlicher Egoismus, aber beider Anſicht lief darauf hinaus, daß Egoismus dazu da iſt, um überwunden zu werden.

Die Alldeutſchen nehmen jetzt die Worte v. Kühlmanns: „*Der nationale Wille*, beſonders im Anfang der nationalen Entwicklung, *wird von einer kleinen Anzahl* geiſtig hervorragender Patrioten und begabter *Führer gebildet und zum Ausdruck gebracht*. Die große Maſſe kommt dann langſam nach“, in ihrer üblichen naiven Weiſe für ſich in Anſpruch. Die Entwicklung des deutſchen Volkstums nach dem Weltkrieg kann aber weder der Horizontverengung des naturwiſſenſchaftlich orientierten Typus des Alldeutſchen, noch dem ideologiſchen Typus, der auf den Rednern in der Paulskirche ſowie den heutigen liberalen Parlamentsgrößen und Journaliſten beruht, folgen, ſondern ſie wird ſich *auf ein Selbſtbewußtſein gründen, das erwächſt an den als metaphyſiſch erkannten Zielen deutſchen Menſchentums*. Es wäre eine Hemmung des Wachſens der deutſchen Seele, nur an den geſunden Körper zu denken, ohne zugleich ſein Verhältnis zum Endzweck alles Lebens, zum Geiſt, der alle Völker umfaßt, zu geſtalten.

Jenes Volk wird in Europa nach dem Krieg die Führung haben, deſſen Führer das Überindividuelle der geiſtigen Haltung nicht nur bei ihrem Volke, ſondern auch bei den anderen richtig einzuſchätzen und handzuhaben wiſſen. Darum brauchen wir Politiker des realiſtiſchen Idealismus. Das ſind freilich keine Schaumſchläger und Einſeifer wie Leute vom Schlage Tirpitz, Bülow und Genoſſen, keine Schlagwortfabrizierer wie jene, die ſagen, die Unfähigkeit unſerer Bureaukratie ſei eine Folge des mechaniſtiſchen Reichstagswahlrechts*, keine Maſſenumſchmeichler, wie ſo manche ſogenannte Volksführer, ſondern Säemänner deutſcher Innerlichkeit, wie es *Luther*, und Organiſatoren, wie es *Freiherr vom Stein* waren.

Eugen Diederichs

Das Rätſel der Demokratie

Im kleinen Kreis beſprachen wir uns lebhaft über den politiſchen Weltzuſtand. Es iſt erſtaunlich, wie der Krieg doch den ſonſt nicht übermäßig regſamen politiſchen Sinn unſeres Volkes antreibt und beflügelt.

Arbeiter bilden in der Hauptſache unſeren kleinen Zirkel, Menſchen, die ihre Pflicht im Graben alle erfüllten, der eine längere, der andere kürzere Zeit, die jetzt an Drehbänken und Fräsmaſchinen ſtehen und in aufreibender, übermäßiger Tag- und Nachtarbeit den Materialhunger der unerſättlichen Front ſtillen.

Die Kriegsarbeit hat einen eigenen Schlag von Arbeitern gemodelt. Daß dieſer Typ durchweg anziehend iſt, darf nicht behauptet werden. Es gibt in dieſen Schichten Kreiſe, die ein erſchreckendes Bild des ödeſten Materialismus ſind. Stumpfſinnige Knechtſeligkeit den hohen Löhnen zuliebe, ein Erſtarren im geiſtigen und ſittlichen Wollen, wie es vorher unter Arbeitern kaum zu beobachten war, das ſind einige Züge in dieſem Bild. Die „Konjunktur“ prägt ſich hier mit allen korrumpierenden Merkmalen aus. Eine entartete Lohn- und Preisbildung wird immer vergiftend wirken. Der Trieb zum Fortſchritt erſtickt in der ungeſunden Luft dieſer Geld-

* Vgl. die alldeutſche Monatsſchrift: Deutſchlands Erneuerung. Januarheft 1918.

macherei. Es wird nach dem Krieg festzustellen sein, was durch das System der Kriegsakkordarbeit und ihrer Entlohnung an moralischer Verheerung in breiten Volkskreisen bewirkt worden ist.

Einsichtige Arbeiter sind sich darüber schon heute klar. Oft genug stellen sie fest, wie die Teilnahme am Leben der größeren Gemeinschaft sinkt, wie der gesunde Rebellentrotz des Proletariers mit den Gemächlichkeiten und Schlampereien des selbstsüchtigen und selbstzufriedenen Spießertums durchseucht wird.

Zum Heil unseres Volkes gibt es aber auch einen anderen Schlag. Diese Art stemmt sich gegen die Zeit und ihre Verführungen und sucht im Wirrsal des täglichen Geschehens den festen Punkt, auf dem sich stehen läßt.

Sie finden diesen Punkt in dem großen Gedanken: Demokratie!

Kein Wort des politischen Gedankenschatzes übt eine ähnlich zauberische Wirkung auf die Massen. Geläufig war es ihnen ja schon immer in der parteipolitischen Bedeutung: Sozialdemokratie!

Aber daß Zwecke und Ziele, vor gar nicht langer Zeit noch von den Obrigkeiten verfemt und entschieden bekämpft, heute der Gegenstand des gesamten politischen Weltdenkens sind, gibt dem Wort neuen und heller als jemals strahlenden Glanz.

Klang und Sinn einer Heilsbotschaft bergen sich für Millionen in diesem Begriff. Einmütigen Gefühls schwören sie auf das Wort, aber die Not beginnt gleich, wenn es gilt, das Gefühl klar und scharf zu begründen.

Wir sind in unserem Kreis lauter Demokraten, doch die Meinungen, ob wir auch lauter Sozialdemokraten sind, laufen weit auseinander. Nun könnte man ja sagen, das ist doch schließlich nur eine Unterfrage.

Der Arbeiter will aber nicht Demokrat im Allerweltssinne sein. Er kann es auch gar nicht sein, solange er die Überzeugung hegt, der bewegende Grund zur Demokratie hin ist das Soziale.

Demokratie ist auch kein persönliches Einzelgefühl, ist keine Sache des Temperaments. Sie ist eine Forderung gegebener Zustände, ist eine Auflösung überlebter Verhältnisse und ihre Bindung in einer neuen Gesellschaftsform, ganz unabhängig vom Wünschen und Wollen des Individuums.

Dem Einzelnen bleibt nur überlassen, sich freudig oder widerwillig zu dieser Forderung zu bekennen.

Demokratie ist also für den Proletarier immer und alle Zeit: Sozialdemokratie! Es wird daraus klar, warum sich die beiden Richtungen der Arbeiterpartei bis aufs Messer bekämpfen. Die eine Richtung hat die andere im Verdacht, sie möchte den Sinn der Bewegung verdunkeln.

Wir kämpfen in unserem Kreis um diesen Sinn einer mit dem andern.

Als Wilsons Friedensprogramm bekannt wurde, war die Zustimmung fast einhellig. Die allgemeinen Punkte — vollständige Öffentlichkeit aller Verhandlungen, Verantwortlichkeit den Volksvertretungen gegenüber usw. — waren für uns selbstverständlich. Auch über das Selbstbestimmungsrecht der Völker gab es keinen Streit, den Gedanken rein als Ausfluß demokratischer Sittlichkeit gefaßt.

Doch als wir uns die Übersetzung dieses Gedankens in seine Wirklichkeit vorstellten, erhob sich das Rätsel der Demokratie stumm und groß vor unseren Augen.

Die Stimmung unseres Kreises ist „maximalistisch". Die Stimmung, nicht die Beweisführung. Es gibt heute neben Marx, Engels, Liebknecht und Bebel für uns noch drei Parteiheilige. Außer Jaurès die Genossen Lenin und Trotzky!

Einige Feuerköpfe ſind vollſtändig ruſſiſch orientiert. Das iſt gar nicht verwunderlich, wenn man ſelbſt etwas von der ungeheuren Anſteckungs- und Überzeugungskraft ſpürt, die jeder Revolution innewohnt. Sie treten entſchieden für die Politik der Bolſchewiki ein, wollen die Autokratie des Proletariats aufrichten und ſehen alles Heil der weiteren Entwicklung auf dieſem Weg.

Ihnen iſt großes Leid widerfahren. Die Konſtituante wurde von den Petersburger Machthabern geſprengt und der Demokratie im Namen der Demokratie ein Schlag verſetzt, der jeden wahren Demokraten tief ſchmerzt.

Sie haben rundweg erklärt, dieſes Ereignis falle ganz aus der Logik des demokratiſchen Gedankens. Ich glaube nicht einmal, daß es ſo iſt. Wer einen Blick auf das ſoziale Rußland wirft, ſieht noch andere Widerſprüche kommen.

Das Rätſel der Demokratie!

Worin beſteht es? Demokratie iſt heute eine Forderung des allgemeinen Willens. Selbſt die ſchärfſten Gegner der Demokratie ziehen wenigſtens ihre äußerſten Vorpoſten langſam zurück, ſo verbiſſen und hartnäckig ſie auch jeden Fuß Boden gegen den Anſturm verteidigen.

Aber dieſe Forderung iſt noch rein gefühlsmäßig, iſt ein die ganze Welt durchziehender Rhythmus, der das eine Volk in ſtärkerer, das andere in kürzerer Schwingung trifft. Die Wellenlänge des ruſſiſchen demokratiſchen Rhythmus iſt anders, als die Wellenlänge unſeres demokratiſchen Gefühls.

Die Welt iſt heute ein ungeheurer Orcheſterraum vor dem Konzert. Alle Inſtrumente ſind angeſtimmt. Harmonie und Tonlage treffen ſich in den Grundakkorden, aber noch fehlt die Melodie, die alles bindet und zur Einheit führt.

Wir haben die Programme in der Hand, wir begeiſtern oder verdammen die Muſik, die verſprochen iſt, und haben die Muſik noch gar nicht gehört.

Verſchiedene Taktſtöcke werden gehoben. Der Krieg wird leider noch einmal ſeinen blutigen Fanfarenmarſch ſchmettern, doch ſein Stück wird ausklingen und wir haben umſonſt auf den Ton der Zukunft gelauſcht.

Erſt wenn das Gewiſſen der ganzen Welt an das Pult tritt, werden die nebeneinanderlaufenden und immer noch einander verfehlenden Rhythmen ſich melodiſch finden.

Doch das Rätſel der Demokratie wird ſich nur langſam, ganz langſam entſchleiern und nicht eher gelöſt ſein, als Menſch den Menſchen nicht nur mit der Zunge, ſondern mit dem Herzen Bruder heißt.

Karl Bröger

Franzöſiſche Publikationen, Schweizer Eindrücke, Forderungen an Deutſchland

Vor der papiernen Unmöglichkeit einen Geſamtabdruck des ſchon erwähnten Aufſatzes von P. Jouve „Voix libres en France" in deutſcher Sprache zu geben, ſoll der findenswillige deutſche Leſer doch nicht wenigſtens um die Titel und hauptſächlichſten Charakterzüge dieſer tapferen Schriften gebracht werden. Schriften durchwegs, die gegen den Krieg und die Regierungen, aber für die Völker und die Menſchheit den Jammer der Zeit zum Himmel ſchreien.

Allen voran Romain Rolland mit ſeinen immer verſöhnenden Worten in „La revue mensuelle" (Genf) und in ſeiner ſtändigen Mitarbeiterſchaft an der franzöſiſchen Zeitſchrift „Demain" (Genf). Darunter ſeine Arbeiten „A l'antigonie éternelle", „Liberté", „Aux peuples assassinés", die letztere von einer geradezu unerhörten Wucht

und Schärfe, vor allem aber dem auch in Deutſchland ſchon bekannt gewordenen „Au dessus de la mêlée". — Neben dieſem Buche der Verſöhnung das Buch des Schreckens, von Henri Barbuſſe „Le Feu" (Flammarion, Paris. In deutſcher Überſetzung bei Raſcher, Zürich. Seit kurzem zum Vertrieb in Deutſchland freigegeben).

Neben dieſen beiden Heroen der franzöſiſchen Antikriegsliteratur die große Fülle aller jener Veröffentlichungen, die in Frankreich wenig, in Deutſchland nahezu gar nicht bekannt ſind. Von aufpeitſchenden Gefühlen getragen Marcelle Capy „Une voix de femme dans la mêlée" (Ollendorf, Paris), mit einer Vorrede von R. Rolland. Die Schweiz beſitzt von dieſem Buche etliche ſeltene Exemplare, die die von der franzöſiſchen Zenſur geſtrichenen Stellen enthalten. Dasſelbe menſchliche Weh ſpricht aus dem Buche Georges Duhamel, „La vie des martyrs" (Verlag Mercure de France). Guilbeaux, ein glühender Internationaliſt und Sozialiſt, ſchrieb für ſeinen Freund „Pour Romain Rolland", Jacques Mesnil und Georges Pioch — zwei Pariſer — taten desgleichen und ſammelten „Témoignages" für Romain Rolland, die ſpäter in „Les hommes du jour" und in der „Revue mensuelle" veröffentlicht wurden und für Frankreichs Intellektuelle ein freudiges Zeugnis gaben. Es ſind ihrer wohl mehr als hundert Zuſtimmungen. Saint Prix griff in ſeinem Aufſatz „Les intellectuels français" die bleibende Überzahl aufs heftigſte an. Guilbeaux kämpft ſeinen Kampf mit unerhörteſter Unerſchrockenheit, in der er ſich nicht durch Beſtechungsverſuche, nicht durch Todesandrohungen irremachen läßt. Von P. Jouve, einem jungen Pariſer Dichter, die Werke „Vous êtes des hommes" (Nouvelle Revue française, 1915), ſeine zweite Folge „Poème contre le grand crime" (Verlag Demain, 1916) und neueſtens, in Form und Sprache weitaus gereift, „Danse des morts", in einer vorläufigen Auflage von 200 Stück im Verlage von „Les tablettes", Genf. Frans Maſereel, Belgier, ein Talent von unerhörter Stärke und Tatkraft, arbeitet heute nahezu an allen Zeitſchriften freier Richtung; ſeine täglichen Arbeiten in „La Feuille" (Genf) ſind das aufpeitſchendſte an zeichneriſcher Kunſt im Krieg; ſein Reifſtes wohl ſeine Arbeiten in „quinze poèmes de Verhaeren". Die ſchon genannte „Nouvelle Revue française" veröffentlichte auch Jules Romains menſchlich verſöhnenden Gedichtband „Europe". René Arcos ſchrieb in verſchiedenſten Zeitſchriften und bereitet eben die Ausgabe eines Gedichtbandes vor. Maurice Wullens, aus deutſcher Gefangenſchaft zurückgekehrt, erzählt in „Dans la mêlée", („Demain") über Geſehenes und leitet mit den ſtreichelnden Worten ein: „A mon frère, l'anonyme soldat wurtembourgeois qui, le 30 décembre 1914, au bois de la Grurie, suspendant généreusement son geste de mort, me sauva la vie, à l'ami Léonard Helm qui, au Kriegsgefangenenlager Darmstadt, me soigna comme un bon père, et aux camerades Erhardt, Albert Kieser et Karl Businger, qui me parlèrent en hommes; sans compter maints autres, dont j'ignore le nom, je dédie affectueusement ces lignes". Unter ſeiner Leitung ſteht die in Paris erſcheinende Monatsſchrift „Les Humbles", gleicher Geſinnung. Ebendaſelbſt erſcheinen die ſtark geiſtig ausgeprägten „Cahiers idéalistes français". „Les hommes du jour" kämpfen leider noch etwas in der Mitte. Desgleichen „Le Pays", das Organ Caillaux und „La tranchée républicaine". Ungleich radikaler die Blätter „Ce qu'il faut dire", eine Wochenſchrift unter Sébaſtien Faure, mit wertvollen Mitarbeitern und die Tageszeitung „Vérité". Daneben unter A. Delemers Leitung „Vivre" und aus dem Künſtlerkreiſe „Les forgerons" das Blatt „La Forge". Was vor allem nicht zu überſehen und zu vergeſſen, „L'école de la Fédération", der Lehrer von Marſeille. Wie überhaupt die franzöſiſchen Lehrer weitaus die kriegsgegneriſchſten geblieben ſind. In Angers gruppieren ſie ſich um das Blatt „Emancipation", Marie

und François Mayoux veröffentlichten ihre Kampfbroſchüre „Les instituteurs syndicalistes et la guerre", tapfer und internationaler Geſinnung. In Genf erſcheint des franzöſiſchen Profeſſors Baudoin literariſch-politiſches Organ „Carmel".

Die Schweiz wird immer kleiner. Subjektiv. Die Fahrpläne ſind bis zum äußerſten eingeſchränkt, ſelbſt auf den Hauptlinien verkehren nur zwei Schnellzüge pro Tag, ungeheizte Wagen, aus Gewichtsgründen kleine Dreiachſer an Stelle großer D-Zugswagen und gewaltige Verteuerung der Preiſe ziehen die Kreiſe des Erreichbaren immer enger. Man erfand das Wort von der „Strafe zu reiſen". Karten für Brot, Butter uſw., wie überall aus Eitelkeitsgründen viel zu ſpät eingeführt, erinnern an Zeiten in Deutſchland. Die Rationen ſind nahezu durchweg kleiner als dort; dafür ſind aber noch reichlich Produkte im freien Handel, die allerdings um ſo ſchneller abgeſaugt werden. Das Wort Erſatz bleibt uns noch vorbehalten. Am prekärſten iſt im Augenblicke die Frage nach Kohlen. Wer nicht unerhört gehamſtert hat, und dazu war leider allzu lange Zeit, der mag ſehen, woher bekommen. Und zu welchen Preiſen, 200 Franken die Tonne. Kiloweiſe gehen die Armen Kohlen kaufen. Auch Holz iſt rar, da es im Austauſch ausgeführt werden muß. Die Welſchſchweizer ſind auf die Deutſchen erboſt, weil Deutſchland nicht genug Kohlen liefert. Die Deutſchſchweizer auf die Entente, weil kein Getreide hereinkommt. Mit Sorgen verfolgt man die Beſchlüſſe Waſhingtons. Einer der tüchtigſten Schweizer Wirtſchaftler, Profeſſor Rappard, und andere gingen in Miſſion aus eben dieſem Grunde hinüber. Genf iſt beſonders benachteiligt, weil ſeine ganze Nahrungsmittelverſorgung auf dem Freihandelsvertrag mit Hoch-Savoyen beruht, der vor etlicher Zeit ſuspendiert wurde. Daneben eine gute Sorte Bureaukratie — auch hier, wie ſonſt —, ein ſchiefes Auge gegenüber allen, die ihre „Papiere" nicht ganz in Ordnung haben, wenngleich ſie die wahrhaftigen Europäer ſind, Schweigſamkeit gegenüber Schiebern, die amtliche Empfehlungen beſitzen. Ein gründlicher Fremdenhaß obendrein, da von dieſen unerhört gewirtſchaftet wird. Insbeſondere in Sachen unerlaubter Hamſterei und Ausfuhr. Die Munitionsfabrikanten lächeln, die Groſſiſten heimſen ein, die Geſellſchaften verteilen Dividenden — auch hier wie ſonſt — und auch hier wie ſonſt hungert das Volk. Und murrt. Und murrt. Die Wahlen zur Bundesverſammlung verraten es. Die Zeitungen des Volkes ſchreien es zum Himmel. Die freiſinnige Syſtempartei hat vollkommen abgewirtſchaftet. Der Weg gehört den Klerikalen und Sozialiſten. Beſonders ihnen. Sie haben mächtigen Stimmenzuwachs. Das internationale Leben iſt das aufwiegende Moment gegenüber aller kleinlichen Laſt. Die Schweiz iſt Klippe im Meer, ſie hält. Eine Inſel der menſchlich Gebliebenen. Der europäiſch Wollenden. Nicht mehr zehn, ſondern hundert Zeitungen und Zeitſchriften dieſer Art ſprießen auf.

Das Spitzelweſen hat bei den Schweizern tiefſte Abſcheu gegenüber dem Fremden gelehrt. Es iſt ein gewiſſer Suiſſisme entſtanden, ein Schweizer Nationalismus. Mancherorts nicht ungefährlich. Hin und wieder werden kriegsalarmierende Gerüchte unters Volk geworfen; beſonders die höhere militäriſche Amtlichkeit übt ſich darin. Unerhörteſte Auflehnung dagegen im Volke, das von Militarismus nichts hören will. Daher auch eine ganz auffällige Feindſeligkeit gegenüber jedem Offizier. Von der Jugend angefangen bis hinauf zum hohen Alter. Ungeſchminktheit amtlichen Stellen die trefflichſten und gröbſten Wahrheiten zu ſagen. Entthronung des Staatsgottes! Welch herrliches Gefühl für einen Deutſchen, ein Volk zu ſehen, das den Staat mit Selbſtverſtändlichkeit als ſeinen Willensausdruck anſieht. So viele Deutſche waren von jeher in der Schweiz, warum haben ſie nichts davon gelernt? Nicht die Freiheit

empfinden lernen, die politische Demokratie gibt? Hier sind Aufforderungen über Aufforderungen an das deutsche Volk! Und daß nicht irgendein Falschspieler komme — wie Tausende alle Tage es tun — und mit den Folgen einseitig ausgebildeter politischer Demokratie, ohne daß soziale Demokratie im gleichen Maße gediehen wäre —, also Folgen sozialer Art als Beweis gegen Demokratie nehme. (Beispiel: Frankreich als politische Republik und Finanzmonarchie.) Das heißt Kartenfälschen und unerhörtes Spekulieren auf die politische Ungebildetheit des Volkes.

Deutschland von außen — daß es nur ehrlich gesagt sei —, der Anblick ist nicht erfreulich. Alles, was jemals Gutes geschehen war durch die oppositionelle Haltung verschiedener Parteien, Zeitschriften usw., scheint der „Vaterlandspartei" zu kompensieren zu glücken. Daß die Reichstagsverhandlungen nicht widerlegten, sondern letztlich bewiesen, daß sie von der Regierung unterstützt wird, gab im Ausland dem Vertrauen zur deutschen Regierung den letzten Stoß. Man kann sich von dem Mißtrauen keine Vorstellungen machen. Strategische Ereignisse bleiben dabei auf den Willen, mit dieser Regierung nie und nimmer zu verhandeln, ohne Einfluß. Die Mehrheitsparteien sind aber selbst zum großen Teile mit schuld. Sie kompromisseln immer wieder, immer von neuem, niemals sieht man eine unbedingte Tat. Sie glauben einen inneren Frieden halten zu müssen, der in Wirklichkeit nur Diktatur der Reaktionären ist. Sie müßten aber, wenn sie sich nur ein wenig um die Psychologie der übrigen Völker kümmern wollten (der Friede ist die Sache nicht nur einer Partei) und sie würden sehen, was der Augenblick fordert: Unbedingtheit. Unbedingtheit der friedlichen Gesinnung, der inneren Reform, der Rechte des Volkes und des Parlamentes. Deutschlands innere Befreiung brächte im Augenblicke äußeren Frieden. Mit einem demokratischen Deutschland würde nicht nur kein Franzose, wie ich das letztemal schrieb, sondern kein Engländer, kein Amerikaner, kein Russe mehr Krieg führen. Keine noch so imperialistische Kaste dieser Länder könnte die Völker mehr zum Marschieren bringen. Unbedingteste Vorbedingung aber: Deutschland von Grund auf eine Demokratie*. Das allein wird den Frieden bringen. Sehe das deutsche Volk zu, wie es trotz Vaterlandspartei und Gesinnungsgenossen seine Souveränität im Staate erkämpfe! Daß es mit allen Völkern vereint die — als wahres Ziel des Krieges — besiegt und niedergeworfen sehe, die seine wahren Feinde sind.

Jacob Feldner-Genf

Bevölkerungspolitik Wer sich über den innigen Zusammenhang zwischen Nahrungsspielraum und Volksvermehrung einigermaßen klar ist, wird nicht mit reiner Freude die sich immer rascher mehrenden Vereine und „Ausschüsse" begrüßen, die Gefahren für unsere Volksvermehrung bekämpfen wollen; denn fast alle diese Gruppen denken sogut wie ausschließlich daran, sie gesetzgeberisch zu fördern.

Soweit es uns gelingt, durch Friedensbedingungen den weltwirtschaftlichen Nahrungsspielraum des ganzen deutschen Volkes zu verbessern, ist jede Furcht vor ungenügender Volksvermehrung grundlos. Soweit das nicht möglich sein wird, können freilich nur innerpolitische Maßnahmen einem weiteren Rückgang der Geburtenziffer vorbeugen. In dauernd wirksamer Weise kann das nur dadurch geschehen, daß man die Lebensbedingungen des Volkes, und zwar des ganzen Volkes, verbes-

* Diese Forderung widerspricht durchaus dem von der Entente proklamierten Selbstbestimmungsrecht der Völker. Der deutsche Volksstaat liegt auf ganz anderer Linie wie die westliche Demokratie. (Leitung)

ſert, ſtatt ſich auf beſſere Regeln der Güterverteilung zu beſchränken. Solange nicht grundſtürzende Reformen die geſamten herkömmlichen Einkommensverhältniſſe der verſchiedenen Berufsgruppen umgeſtalten, kann keine politiſche Maßnahme gegen abnehmende Geburtenziffern dauernd wirkſam bleiben, wenn ſie nicht in erſter Linie darauf abzielt, die Lebensverhältniſſe der ländlichen Bevölkerung zu verbeſſern.

Dieſe Wahrheit iſt heute von vielen erkannt, aber wenige kennen ein Buch, das ihr am tiefſten auf den Grund geht: Georg Hanſens „Drei Bevölkerungsſtufen". Es erſchien bereits 1889, fand aber bisher ſo wenig Anklang, daß der Verlag erſt durch die kriegeriſchen Ereigniſſe, die dem Inhalt einen ſeltſam „aktuellen" Reiz verleihen, dazu angeregt werden konnte, durch Profeſſor Dr. H. Krämer eine neue Ausgabe zu veranſtalten. Vielleicht hätte das glänzend geſchriebene Buch ſchon längſt die weite Verbreitung gefunden, die es verdient, wenn der Verfaſſer nicht durch herausfordernd vorgetragene, veraltete politiſche Anſchauungen gerade ſolche Kritiker vor den Kopf geſtoßen hätte, die die Zugänge zu den großen Büchermärkten beherrſchen. Die wiſſenſchaftlichen Feſtſtellungen Hanſens ſind aber derart, daß ſie, wie alle gründliche wiſſenſchaftliche Arbeit jede politiſche Weltanſchauung zu befruchten vermögen.

Sein Hauptverdienſt beruht darauf, daß er die Klaſſen der Bevölkerung in modernen Staaten als verſchiedene Entwicklungsſtufen derſelben Bevölkerung auffaſſen lehrt. Von dieſen Klaſſen ſei nur die der Grundbeſitzer oder Bauern dauernd; aus dem Überſchuß an Kräften, die ſie erzeugt, bilde ſich zuerſt die ſtädtiſche Bevölkerung und aus ihr werde ſie fortwährnd erneuert und erſetzt. Ein kleiner Teil der in der Stadt durch Leute vom Lande verdrängten Bevölkerung geht aufs Land zurück; der größere Reſt geht in den Stand der beſitzloſen Arbeiter und des Proletariats über. Die ſtädtiſche Bevölkerung gleicht einem Landſee. Scheinbar führt auch ein ſolcher ein ſelbſtändiges Daſein; denn das Waſſer des Fluſſes miſcht ſich mit dem des Sees. Die Überlegung aber ſagt uns, daß ſich das Waſſer des Sees durch Zu- und Abfluß fortwährend erneuert. Wenn nun anhaltende Regengüſſe den Strom ſchwellen und ſein Waſſer trüben, ſo wird der Urſprung des Waſſers im See auch für das Auge ſichtbar, weil ſich auch ſeine Fluten durch das eindringende Waſſer des Fluſſes trüben. Ähnlich wird der Urſprung der ſtädtiſchen Bevölkerung erſichtlich, wenn die konfeſſionelle Zuſammenſetzung der Bevölkerung einer Stadt durch einen anders zuſammengeſetzten Zuſtrom vom flachen Lande ſich verändert. Hanſen weiſt an einer Reihe von Beiſpielen ziffernmäßig nach, daß die ſtädtiſche Bevölkerung, da ſie fortwährend durch die ländliche erſetzt wird, die Tendenz zeigt, allmählich dieſelbe konfeſſionelle Zuſammenſetzung anzunehmen, die die ländlichen Gebiete aufweiſen, aus denen die Einwanderung erfolgt. Bis dieſe Zuſammenſetzung erreicht iſt, zeigt regelmäßig eine neue, in der Minderheit befindliche Konfeſſion ein verhältnismäßig ſtärkeres Wachstum, als die alte, zahlenmäßig vorherrſchende. So zählt das einſt faſt ganz proteſtantiſche Regensburg heute nur noch 17 Prozent Proteſtanten, nicht mehr als das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch rein katholiſche Würzburg. Ähnliches gilt für die konfeſſionelle Zuſammenſetzung der Bevölkerung Schweinfurts, Kemptens, Augsburgs und Nürnbergs. Weit verbreitet iſt das Vorurteil, daß es vor allem die Arbeiterbevölkerung der Induſtrieſtädte ſei, die durch die Abwanderung vom Lande verſtärkt werde. Hanſen weiſt aber durch eine beſonders ſorgfältige Prüfung ſtatiſtiſcher Ermittelungen im Königreich Bayern nach, daß gerade die ſtark wachſenden Groß- und Induſtrie-

ſtädte nicht eine beſonders geringe, ſondern eine große Ortsgebürtigkeit aufweiſen. Hof und Fürth tragen unter den Städten Bayerns am meiſten den Charakter von Induſtrieſtädten und ſind zugleich in den letzten Jahren am ſtärkſten gewachſen. Trotzdem übertrifft ihre Ortsgebürtigkeitsziffer die aller anderen größeren Städte Bayerns. Es iſt, wie Hanſen auch an den Verhältniſſen Berlins und Leipzigs veranſchaulicht, der Mittelſtand, der zu ſeiner Erhaltung, erſt recht zu ſeiner Vermehrung eines fortwährenden Zuſtromes friſchen Blutes aus der Landbevölkerung bedarf, und zwar in ſolchem Maße, daß, wenn die Widerſtandskraft gegen dieſe Zuwanderung in der anſäſſigen Bevölkerung überall gleichmäßig gering wäre, ſich jede ſtädtiſche Bevölkerung in je zwei Menſchenaltern vollſtändig erneuern könnte. Im Mittelſtande iſt der Kampf ums Daſein am ſchärfſten; die geiſtigen Fähigkeiten, über die der Einzelne verfügen muß, um ſich zu behaupten, erſt recht, um eine Familie zu gründen und das Fortkommen des Nachwuchſes zu ſichern, ſind alſo viel höher, als die, mit denen in den beiden anderen Bevölkerungsſtufen noch gut durchzukommen iſt. Da aber geiſtige Fähigkeiten und Talente ſich ſelten vererben, ſo bedarf der Mittelſtand eines fortwährenden Zuganges friſcher Kräfte aus der übrigen Bevölkerung, und zugleich einer ſtetigen Abgabe unbrauchbarer Kräfte an dieſe. Im Mittelſtand gibt es wenig bleibende Geſchlechter; wer in ihn eintritt, hat in der Regel nur ganz geringe Ausſicht, daß ſeine Nachkommen ſich durch Generationen erhalten.

Das Weſen der drei Bevölkerungsſtufen wird durch die Verſchiedenartigkeit ihres Einkommens beſtimmt. Für den ſelbſtändigen Bauern arbeiten hauptſächlich die ſchöpferiſchen Kräfte der Natur; ſie beſtimmen vorwiegend die Höhe ſeines Einkommens, ſeine perſönlichen Leiſtungen können daran verhältnismäßig wenig ändern. Auch auf der höchſten Kulturſtufe bleibt der Ackerbauer nur der Leiter der Naturkräfte. Für die Maſſe derer, die keinen landwirtſchaftlichen Boden beſitzen, wirken jene Kräfte nur, ſoweit ſie die Grundbeſitzer veranlaſſen, ihnen einen Teil ihrer Erzeugniſſe abzugeben. Das können ſie nur durch ihre perſönliche Arbeit; denn für ſie ſorgt nicht mehr die allgütige Mutter Erde: „Wenn der Bäcker am Abend vom Backtrog tritt, wenn der Schmied das Eſſenfeuer löſcht, wenn der Schuſter die Ahle und der Schneider die Nadel niederlegt, dann ruht die Arbeit und bis ſie am andern Morgen wieder aufgenommen wird, ruht auch jegliche Produktion, jede Werterzeugung. In der Landwirtſchaft dagegen ruhen die werteſchaffenden Kräfte nie, der Samen keimt, und das Gras wächſt fort und am Morgen findet der Bauer vielleicht ein paar Lämmer mehr vor als am Abend da waren. Die Kuh gibt ihre Milch am Ende der harten Tagesarbeit wie am Schluß der Nachtruhe, und der erquickende Regen, der über Nacht fällt, fördert die Saaten mehr, als die angeſtrengteſte Arbeit es vermöchte.“ Aus ſolchen Unterſchieden ergibt ſich auch die verſchiedene Bedeutung des Beſitzwechſels im Bauern- und im Mittelſtande: „Wenn der Bauer die Augen für immer ſchließt, ſo fließt die Quelle des Einkommens unverändert fort; denn ſie kommt aus der Erde, wo die nie ruhenden Kräfte der Natur wirkſam ſind; ſtirbt dagegen der Kaufmann oder Handwerker, ſo verſiegt auch die Einkommensquelle. Wohl kann er ſeinen Kindern erſparte Güter hinterlaſſen, aber dieſe ſind an ſich tot, nur die Arbeit vermag ihnen erhöhten Wert zu verleihen.

Das Einkommen der dritten Bevölkerungsſtufe beſteht ganz oder großenteils aus dem Ertrage reiner körperlicher Arbeit. Da beſondere geiſtige Fähigkeiten nicht erforderlich ſind, ſo kann dieſe Klaſſe ihren ganzen eigenen Zuwachs verbrauchen, ſo-

weit genügende Beſchäftigung vorhanden iſt. Wie im Mittelalter die Landsknechtsheere, ſo bilden in der Neuzeit die Induſtriearbeiterſchaften Aufnahmebecken für die überſchüſſigen Kräfte des Mittelſtandes, nachdem ſolche aber einmal entſtanden ſind, könnten ſie des fortwährenden Zuganges aus den Reihen der mittelſtändleriſchen Bevölkerung entbehren, da die eigene Vermehrung mehr als genügt, jeder Erweiterung des Nahrungsſpielraums raſch zu folgen. Wächſt eine Stadt durch Handel, alſo vornehmlich durch Zunahme des Mittelſtandes, ſo wird man ſtets bemerken, daß nicht eine größere Ehehäufigkeit, ſondern eine ſtärkere Einwanderung damit verbunden iſt; iſt dagegen Induſtrie die Urſache des Wachstums, findet alſo eine Zunahme des Arbeiterſtandes ſtatt, ſo wird man immer eine Steigerung der Zahl der Eheſchließungen wahrnehmen. In der Stadt Leipzig kommen auf 100 Einwohner etwa 51 Ledige und 40 Verheiratete; in den vorwiegend von Fabrikarbeitern bewohnten Vorſtadtdörfern hingegen kommen auf 32 Ledige 59 Verheiratete, und in den Außendörfern, wo der Anteil der Fabrikarbeiter an der Bevölkerung noch größer iſt, gar nur 30 Ledige auf 61 Verheiratete.

Ein blühendes Volk beginnt zu verblühen, ſobald ſein Mittel- und Arbeiterſtand mehr Kräfte aufzehren, als die bäuerliche Bevölkerung zu erſetzen vermag, wenn ſich die ſtädtiſche Bevölkerung nicht mehr damit begnügt, von den Zinſen des Volkskapitals zu zehren, ſondern das Volkskapital ſelbſt angreift und zu verbrauchen beginnt. Die Folge iſt zunächſt eine künſtlich geſteigerte Blüte; der Bevölkerungsſtrom beſchleunigt ſich, der Wettbewerb um hervorragende Stellungen verſchärft ſich, die Leiſtungen werden höher, die Erträge aus Gewerben, Handels- und Induſtrieunternehmungen ſteigern ſich. Dauernd aber kann die Landbevölkerung nicht mehr Kräfte hergeben, als ſie hervorzubringen vermag; bald beginnt der Bevölkerungsſtrom zu ſtocken und der geiſtige Zuſtand des Mittelſtandes fängt an, zu ſinken, ſobald der Tod in den Reihen ſeines Führertums Lücken reißt, die weder aus dem eigenen Nachwuchs noch aus der ſpärlicheren Zuwanderung ausgefüllt werden können. Jetzt beginnen ſich auch im ſtädtiſchen Bürgertum Neigungen bemerkbar zu machen, mittels ererbten Reichtums landwirtſchaftlichen Boden zu erwerben, um deſſen Rente zu genießen, ſtatt überſchüſſiges Kapital in unſicheren kaufmänniſchen oder induſtriellen Unternehmungen anzulegen, für die man ſich nicht mehr geiſtig gewachſen fühlt. Der um ſeine fähigſten Köpfe fortgeſetzt beraubte Bauernſtand vermag dem Anſturm des ſtädtiſchen und induſtriellen Kapitals nicht zu widerſtehen; das vermehrte Angebot auf dem Grundſtücksmarkte treibt die Bodenpreiſe künſtlich in die Höhe, ſo daß die Erben kleiner oder mittlerer Güter beim Tode des Erblaſſers ihren mit Geld abzufindenden Geſchwiſtern Summen auszahlen müſſen, die in einem immer größeren Mißverhältnis zu den tatſächlichen Erträgen ſtehen. Erſt recht kommen die Käufer ſolcher Güter in eine ſchlimme Lage, wenn ſie nicht über große eigene Kapitalien verfügen. Die Zahl der ſelbſtändigen Beſitzer nimmt ab, die der Pächter zu, die großen Güter werden immer größer. Nach Hanſen iſt der Pächter ſeinen Einkommensverhältniſſen nach ſchon zum Mittelſtande zu rechnen. „Der Unterſchied beruht darin, daß für den Eigentümer die ſchöpferiſchen Kräfte der Natur arbeiten, für den Pächter nicht. Das Einkommen gleicht der wogenden See. Die Wellenberge bezeichnen die menſchliche Arbeit. Das Einkommen der Bauern bildet nur eine kleine Fläche, aber unter ihr iſt die unendliche Tiefe des ewig ruhigen Waſſers. Ihr gegenüber werden die Wellen der Oberfläche zur leichten Kräuſelung. Dem Pächter dagegen iſt das ruhige Waſſer vom Eigentümer abgeſchnitten, hoch

türmen ſich hier auf der größeren Fläche die Wellen, aber ebenſo tief, gähnt zwiſchen ihnen der Abgrund.“ Ähnlich wirken auch Schulden und feſte Geldabgaben: ſie beſchneiden das Einkommen des Grundbeſitzers am unteren, am ſicheren Teil, bei Mißernten ſaugen ſie vielleicht den ganzen Ertrag auf. Je mehr alſo der Bauer durch Schulden und Abgaben um den ſicheren Teil ſeines Einkommens betrogen wird, um ſo mehr tauſcht er die Nachteile der Lage des Mittelſtandes ohne deren Vorteile ein. Der ſchuldenfreie Kleinbauer überſteht eine wirtſchaftliche Kriſe immer leicht; er braucht ſich nur ein wenig einzuſchränken. Viel härter iſt der Stand des Bauern von mittlerem Beſitz, wenn er Schulden hat. Sparſamkeit kann ihm allein nicht helfen, er geht gewöhnlich tiefer verſchuldet aus der Kriſe hervor. Am meiſten aber leiden die Pächter: ſie gehen zahlreich zu grunde.

In England hat der ſtädtiſche Mittelſtand mit ſeinen kapitaliſtiſchen Zerſtörungsmitteln den Bauernſtand längſt ſo gut wie gänzlich zugrunde gerichtet. Damit dem deutſchen Bauernſtande dieſes Schickſal erſpart bleibe, fordert Hanſen wirkſame Maßnamen. Dazu wäre vor allem ein beſonderes ländliches Erbrecht zu ſchaffen, das nicht von der Perſon, dem Beſitzer, ſondern vom Beſitz, als der eigentlichen Quelle des Einkommens ausginge. Bei jedem Übergange eines Hofes in andere Hände müßten die Verhältniſſe ſo geordnet werden, daß der neue Eigentümer gut beſtehen kann. Eine Teilung dürfte nur ſtattfinden, wenn durch Übergang zu einer gründlicheren Wirtſchaftsweiſe die Wirkung der Naturkräfte ſo geſteigert würde, daß jeder Teil des Gutes genügte, um einer bäuerlichen Familie den genügenden Unterhalt zu gewähren. Außerdem empfiehlt Hanſen die Feſtſetzung einer Grenze in der Hypothekengeſetzgebung, über die hinaus ein einzelner Hof nicht belaſtet werden dürfte, Maßregeln zur Entſchuldung des ländlichen Grundbeſitzes, und zur Beſſerung der ländlichen Kreditverhältniſſe, ſchließlich eine tatkräftige innere Koloniſation. Jedes an unſerer Oſt- und Weſtgrenze dem Deutſchtum gewonnene Dorf bedeute für die Zukunft einen größeren Machtzuwachs, als der Beſitz beider Indien.

Dem praktiſchen Politiker, dem es nur darum zu tun iſt, zu wiſſen, was unter obwaltenden Verhältniſſen geſchehen könnte, mögen derartige Vorſchläge genügen; eine befriedigende Klärung des Problems, das ſich aus den wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen Hanſens ergibt, läßt ſich daraus nicht gewinnen. Was Hanſen von der Art des landwirtſchaftlichen Einkommens ſagt, wonach es viel mehr aus dem ſchöpferiſchen Wirken der Naturkräfte, als aus menſchlicher Arbeit abzuleiten iſt, läßt ſich für die Forderung geltend machen, daß das Eigentum an Boden nur der Volksgeſamtheit zuſtehen dürfte; denn mit welchem Rechte ſollen private Bodenbeſitzer der Maſſe der Nichtlandbeſitzer eine unmittelbare Nutznießung jener ohne ihr Zutun wirkſamen Kräfte vorenthalten dürfen? Hanſen lehrt die drei Bevölkerungsſtufen, die er unterſcheidet, auffaſſen als verſchiedene Organiſationsſtufen derſelben Bevölkerung. Vielleicht werden ſie einſt nur mehr verſchiedene Organiſationsſtufen im Leben eines einzelnen Vollmenſchen bedeuten, wie aller Generationswechſel niederer Pflanzen wie Tiere bei den höchſten Pflanzen und Tieren im embryonalen Stadium eines einzelnen Lebeweſens ſich abſpielt. In der Tat würde ſich das Weſen des Städters von Grund aus ändern, wenn es Regel wäre, daß jeder ſeine Jugend auf dem Lande verlebte und erſt landwirtſchaftlich tätig geweſen wäre, bevor er ſich einem ſtädtiſchen Berufe zuwendete, wenn ein innigerer Zuſammenhang zwiſchen Stadt- und Landwirtſchaft dem ſtädtiſchen Leben eine ſichere Grundlage verliehe, deſſen Fehlen es heute zu aufreibender Raſtloſigkeit verurteilt.

Otto Corbach

Die hygieniſche Forderung

Unter den großen nationalen Aufgaben, die unſerer im Frieden harren, wird die größte und ſchwerſte ſein, die Menſchenleben zu erſetzen, die wir durch den Krieg verloren haben. Wir wiſſen, daß ihre Zahl heute ſchon die dritte Million überſchritten hat, denn zu den blutigen Verluſten kommt der ungeheuere Ausfall an Geburten, den die jahrelange Abweſenheit der zeugungskräftigſten Männer bewirken mußte. Der Geburtenrückgang, der bislang Debattierſtoff für einen kleinen Kreis von Ärzten, Volkswirten und Politikern geweſen war, iſt damit plötzlich zu einer ſchweren nationalen Sorge geworden. Der Blick auf die anderen Völker, die unſer Schickſal teilen, befreit uns davon nicht. Es ſteht außer Zweifel, daß unſere Volkszahl einer Regeneration bedarf und daß der natürliche Bevölkerungsauftrieb, der jedem Feldzug zu folgen pflegt, nicht im entfernteſten dazu ausreichen wird, den Verluſt auszugleichen. Wir brauchen vielmehr eines energiſchen Antriebes, und es wäre zu wünſchen, daß die Maßnahmen, die Reich und Staat planen, aus dem Stadium der Beratungen bald in das der Taten träten.

Allein mit der Fürſorge um das zukünftige Geſchlecht iſt es nicht genug. Wie bei allen Gütern, die man mehren will, iſt auch bei dem höchſten Volksgut, dem Menſchen ſelber, das erſte Gebot: mit dem Vorhandenen hauszuhalten. Nachdem uns der Weltbrand die ſinnloſeſte Vergeudung von Menſchenmaterial aufgezwungen hat, iſt es nationale Pflicht der Geſamtheit und des Einzelnen, Menſchenleben zu ſparen. Das iſt, mit einem Worte, „die hygieniſche Forderung“, die uns Profeſſor Alfred Grotjahn, der Sozialhygieniker der Univerſität und der Stadt Berlin, in einem trefflichen Büchlein zuruft.*

Es iſt eine merkwürdige Tatſache: So rege das Intereſſe der Gebildeten für die Fortſchritte der Medizin heute iſt, ſo gering iſt das Intereſſe für das populärmediziniſche Schrifttum. Das Geſundheits- und Krankheitenbuch iſt faſt ausſchließlich die Lektüre des kleinen Mannes, dem es den Doktor erſetzen ſoll. Das iſt um ſo bedauerlicher, weil gerade bei den höheren Ständen die Kenntniſſe einer geſunden Lebensführung um nichts beſſer ſind als anderswo. Doch trägt daran wohl jene unüberſehbare „populäre“ Schundliteratur ſchuld, die, oft genug von Ärzten herrührend, in ſchäbigſter Aufmachung allerlei fragwürdige Heilmethoden anpreiſt und den Naiven fängt, den Gebildeten und Bildungsdurſtigen aber abſtößt.

So iſt es ein hohes Verdienſt, daß ein Fachmann von dem Range Grotjahns in prägnanter, anregender Form einmal darſtellt, was der moderne Menſch von der privaten und öffentlichen Geſundheitspflege wiſſen muß. Es iſt ein Volksbuch im beſten Sinne: leicht faßlich ohne Plattheiten, lehrreich, ohne ſchulmeiſterlich zu werden, gedankenvoll ohne Selbſtgefälligkeit, zielbewußt ohne Überſpannung, unbekümmert um Mucker und Nobili tapfer und frei: das Erziehungsbuch eines echten Arztes.

Grotjahn gruppiert den Rieſenſtoff nach den vier Kreiſen, an die die hygieniſche Forderung gerichtet iſt, den Einzelmenſchen, die Familie, die Stadt und den Staat.

Die Individualhygiene bildet naturgemäß die Grundlage aller Reformen. Hier heißt es immer wieder: aufklären und aufrütteln! Nicht erſt der kranke Menſch braucht Pflege. Auch der geſunde Körper bedarf der richtigen Behandlung und vor allem der Beobachtung. Wir müſſen aufhören, die Gewohnheiten des Alltagslebens

*Alfred Grotjahn, Die hygieniſche Forderung. Verlag der Blauen Bücher, K. R. Langewieſche.

als etwas Selbſtverſtändliches, Unabänderliches hinzunehmen, ohne ihren geſundheitlichen Wert oder Unwert zu prüfen. Toilette und Kleidung, Eſſen und Trinken, Schlaf und Arbeitspauſe und hundert andere Dinge müſſen rationaliſiert werden. Wir müſſen hygieniſch denken lernen.

Das gilt mit doppeltem Gewicht für die Familie, wo dem Erwachſenen zugleich die Verantwortung für die Aufziehung der Kinder obliegt. Neben der Hygiene des Geſchlechtslebens, deren Hauptforderung geſunde Eheſchließung iſt, iſt die Geſundheitspflege des Kindes von der größten Wichtigkeit für die Zukunft unſeres Volkes. Grotjahn gebraucht hier manches harte Wort. Der Satz: „Eine wirklich geſunde Schule gibt es in Deutſchland nicht und wird es bei der bei uns üblichen Überſchätzung gedächtnismäßig eingetrichterten Wiſſens vorausſichtlich in langer Zeit noch nicht geben“ wird gewiß etliche Schulmänner in Wallung bringen. Doch man wird anerkennen müſſen, daß ſich Grotjahn nie mit der Aufdeckung der Schäden begnügt, ſondern daß jeder Kritik ein von Sachkenntnis und Klugheit getragener Reformplan folgt. Einige Vorſchläge, die geſetzliche Stillpflicht, das Eheverbot und der Eingriff in die Fortpflanzung Tuberkulöſer, die obligatoriſche Elternſchaftsverſicherung u. a. mag man zurzeit noch radikal finden. Aber zweifellos wird ſich mit dem Erwachen des hygieniſchen Gewiſſens auch das Volksempfinden ſo weit wandeln, daß Staat und Kommune auch hier mit einer gründlichen „Neuorientierung“ beginnen können.

Den Verwaltungen unſerer Städte iſt im letzten Jahrhundert ein äußerſt umfangreiches hygieniſches Arbeitsfeld erwachſen. Zu dem Gebiet der Straßenreinigung geſellten ſich Waſſerverſorgung und Kanaliſation und vielerorts die Gas- und Elektrizitätsbeſchaffung. Die ſchnell emporgeſchoſſenen Großſtädte mit ihrem Maſſenverkehr, ihren Fabrikanlagen und ihren Mietskaſernen ſtellten die Kommunen vor ganz neue Aufgaben. Die Forderung nach Licht und Luft wurde immer dringender, und ſpät genug fing man an, die angerichteten Schäden wieder gutzumachen und neuen vorzubeugen. Es entſtanden die Verſuche eines geſundheitlich einwandfreien Städtebaues, in dem grüne Gartenſtadthäuschen die verrauchten Hofwohnungen ablöſen ſollten. An Stelle ſteifer Schmuckanlagen, die „dem Schutze des Publikums empfohlen“ wurden, begann man hie und da Volksparks und Spielplätze anzulegen.

Mit dieſem Gegenſatz von Ziergartenkunſt und Hygiene berührt Grotjahn eine Frage, die endlich einmal in aller Offenheit erörtert werden ſollte. Mit gutem Recht bemühen ſich heute zahlreiche Städte, ihre ſchönen alten Stadtbilder zu erhalten und gegen Verunſtaltung zu ſchützen. Das wäre ſehr löblich, wenn die „Altſtädte“ mit ihren maleriſchen Partien nicht zumeiſt aller hygieniſchen Anſprüche ſpotteten und geradezu die Brutſtätten von Krankheiten und Verkümmerung wären. Die verrufenſten Hinterhäuſer unſerer Mietskaſernen ſind dieſen Behauſungen mit ihren halsbrecheriſchen Stiegen, ihren niedrigen, dunklen, dumpfen Stuben, ihren riſſigen Wänden noch weit überlegen. Als man im Laufe des Krieges gezwungen war, weltberühmte Dome unter Feuer zu nehmen, da zögerten Künſtler und Kunſtgelehrte keinen Augenblick, es gutzuheißen, wenn die militäriſche Lage es erforderte. Cornelius Gurlitt z. B., dem wohl niemand den Vorwurf eines Kunſtbarbaren machen wird, erklärte unumwunden, daß auch die koſtbarſten Kunſtwerke geopfert werden müßten, wenn dadurch auch nur wenige Menſchenleben gerettet werden könnten. Sobald man aber auf geſundheitliche Gefahren altſtädtiſcher Häuſer hinweiſt, pflegt ſich bei uns ein Sturm der Entrüſtung zu erheben. Soweit es ſich um hiſtoriſch oder künſtleriſch beſonders bedeutſame Gebäude handelt, wird es nicht ſchwer fallen, ſie auch unbe-

wohnt zu erhalten. Ganze Wohnſtraßen und -viertel jedoch dürfen nur geduldet werden, wenn ſie hygieniſche Mindeſtforderungen, über die ärztliche Sachverſtändige zu entſcheiden haben, erfüllen. Alles andere kommt einem langſamen, aber ſteten Maſſenmorden gleich. Das ſollte man ſich auch künftig bei der Feſtſetzung von Verſtümmelungsſtatuten uſw. vergegenwärtigen.

Der größte Anteil der öffentlichen Geſundheitspflege fällt ſelbſtverſtändlich dem Staate zu. In ſeiner Hand liegt die Legislative. Wir können mit Stolz ſagen, daß auf dem Gebiet der Kranken- und Altersverſorgung Deutſchland mit ſeiner großzügigen Verſicherungsgeſetzgebung allen Ländern, die ſich auf die Caritas der Kirche und der Reichen verlaſſen, weit vorausgeeilt iſt. Aber auch hier gilt es noch weiter auszubauen und zu beſſern. Die Regelung der Gewerbehygiene, der Irren- und Alkoholikerpflege und manches andere liegt noch im Argen. Notwendig iſt vor allem, daß neben die Verfaſſung eine wohlorganiſierte und doch nicht kleinliche Medizinalverwaltung tritt, die die geſamte Bevölkerung umgreift, das platte Land ebenſo wie die Städte. Beide Faktoren müſſen zuſammenwirken, um dem Volke das zu geben, was des Volkes iſt: das Recht auf Geſundheit. Doch zu dem Rechtsbeſitz muß das Pflichtbewußtſein kommen, daß es eine nationale Pflicht iſt, ſeinen Körper geſund und leiſtungsfähig zu erhalten. Erſt dann kann die hygieniſche Forderung erfüllt werden, „deren Endziel nichts mehr und nichts weniger iſt als die ewige Jugend des eigenen Volkes“.

Richard Lewinſohn

Grete Meiſel-Heß: Die Bedeutung der Monogamie*

Als Abſchlußband der großangelegten Trilogie über das Sexualproblem, deſſen zweitem Teil Paul Oeſtreich in dieſen Blättern gerecht wurde**, erſchien vor kurzem dieſes Werk. Alle, die an der Erneuerung des Lebens nicht nur dem Worte, ſondern dem Weſen nach tätig ſind, werden Grete Meiſel-Heß für dieſe Arbeit Dank wiſſen. Hier ſind Dinge geſagt, die nicht ungeſagt bleiben durften, wenn wahrhaft auch im Perſönlichſten das Erlebnis werden ſollte, was die letzten Jahre uns in ihrem Zuſammenklang bedeuten — die Abkehr von den nur-naturaliſtiſchen Oberflächlichkeiten und eine Wiederbelebung des Bewußtſeins von den metaphyſiſchen Verkettungen des Lebendigen: ohne daß wir damit in Myſtizismus verſinken, auch ohne daß wir von einem „Fiasko der Umwertungen“ ſprechen müßten, wie Oeſtreich ſo überzeugend dartat.

Das Wechſelverhältnis pſychologiſcher und ſoziologiſcher Momente im Hinblick auf das heutige Geſchlechtsleben mit ſeiner ſo „ſelbſtverſtändlichen“ Verleugnung des monogamen Prinzips (wenigſtens männlicherſeits) iſt in grauſamer Klarheit gekennzeichnet: indem endlich einmal ausgeſprochen wird, daß mit nur „modernen“ Ideen und einer intellektuellen Feindſchaft gegen das Philiſtertum nichts gewonnen iſt, wohl aber alles verloren werden kann. „Die Ehen jener Menſchen, die ſich für höhere Kulturtypen halten, als der bürgerliche Typus es iſt — dieſe Ehen ſollen an innerem Wert *mehr* — viel mehr — bieten, als die nur bürgerlichen —, nicht aber deren primitivſte, unentbehrlichſte Grundlagen vermiſſen laſſen.“

Einzig im monogamen Prinzip ſind für jedes tiefere Sexualerlebnis dieſe primitiven Grundlagen gegeben; nicht *nur* für das Erlebnis ſelbſt, ſondern auch für die Lebensgarantien der Kinder eines Liebesbundes, ja für Erhaltung und Aufartung

* Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1917. br. M 5, geb. M 6.50. ** In „Tat“, Februar 1918, „Das Fiasko der Umwertungen“.

der „Raſſe“ ſelbſt. Mit einer erfreulichen Schärfe werden die Lächerlichkeiten, durch Legitimierung der Polygamie Bevölkerungsaufbeſſerung zu erreichen, abgetan, wie es Ehrenfels (er iſt Profeſſor!) oder Willibald Henſchel — leider auch in ſonſt wiſſenſchaftlich ernſt zu nehmenden Blättern — zu propagieren ſuchen.

Für jeden, dem es um innere Wahrheit ſeiner Lebensgeſtaltung ernſt iſt, ſollte die Einhaltung des monogamen Prinzips, eine ſtrenge Vermeidung jedes Neben- und Durcheinanders geſchlechtlicher Bindungen Selbſtverſtändlichkeit ſein. Leider iſt das Gegenteil der Fall: man ſehe beſonders auf die Zuſtände in den Etappengebieten, die der Krieg zeitigte. Dem Optimismus der Verfaſſerin kann ich nur widerſprechen: daß die Notwendigkeit der „Analyſe dieſer Zeit beweiſe, in welcher Verfallszeit wir waren“ . . . o nein, noch allzuſehr ſind, und wohl lange noch ſein werden!

An die Jugend wendet ſich die Verfaſſerin mit dem Ruf, wieder Achtung zu haben vor den tiefſten Geſetzen, die unſer Sein beſtimmen, bzw. es beſtimmen ſollen. Die Jugend, die eine Zukunft bewußt zu geſtalten gewillt iſt, trägt dieſe Forderung bereits in ſich — doch ſollen alle die Forderung hören, alle, ob ſie ſich die Ohren noch ſo ſehr verſchließen wollen: weil ſie ſich getroffen fühlen.

Im Zurückgreifen auf die jenſeits aller Sophiſtik liegende Grundlage des lebendigen — in höchſter Steigerung: des ſexuellen — Geſchehens liegt der beſtimmte Hinweis, daß die Erneuerung „nur aus den irrationalen Quellen, aus den tiefſten Schächten des Gemüts kommen kann“. In einer kritiſch-philoſophiſchen Aufſchürfung der Gegebenheiten a priori unſerer Reflexion und unſerer Vernunft liegt die Möglichkeit, jene „irrationalen“ Quellen zu erſchließen: in der Wiedererweckung der kritiſchen Philoſophie, die uns, metaphyſiſche Verbundenheiten des Lebens aufzeigend, Kriterien für die Umgeſtaltung der Welt an die Hand gibt und vermöge der in ihnen liegenden Objektivität die Verpflichtung, ihnen Genüge zu tun, in dieſer Erweckung liegt die Garantie dafür, daß Hoffen und Fordern der Verfaſſerin zur Wirklichkeit wird. Daß dieſer Weg hier — wenigſtens gefühlsmäßig — freigelegt wird, auch dafür unſeren Dank!

Max Hodann

Sexualität und Erotik Der kritiſchen Wiſſenſchaft bedeutſamſtes Verdienſt bleibt es, reinliche Wege gewieſen zu haben, ſauber geſchieden zu haben Geiſtiges von Körperlichem, Empiriſches von Metaphyſiſchem. In einer Zeit, in der die Notwendigkeit ſolcher Forſchungen uns dringender als je zu Bewußtſein kommt, erſcheint ein Buch, „Die ſexuelle Untreue der Frau“ von E. Heinrich Riſch. 1917,* das wirbelnd Erotik und Sexualität durcheinander mengt. Hier wird jedwede Untreue der Frau auf phyſiologiſche und biologiſche Urſachen zurückgeführt. Auch da, wo Wahlverwandtſchaftsprobleme eingreifen, Handlungen aus ſubtilſten Nervengründen herrühren, ſteht dozierend des Naturforſchers Finger. Jeden guten Willen führen empiriſche Beweiſe zum Ziel: eines jeden Dinges, iſt es auch noch ſo wenig erdverwurzelt, Verwandtſchaft mit dem Irdiſchen kann bewieſen werden. — Wichtig für den Künſtler iſt es und für den Wiſſenſchaftler, der frei iſt von empiriſchen Vorurteilen, wie viel an Verſuchung aus gefühlsmäßigen Gründen an die Frau herantritt, wie oft ſie fällt, ehe ſie noch „gefallen“ iſt. Banal iſt die Unterſuchung über die ſexuelle Wirklichkeit, die hier aufgetan wird. Was will es heißen, ob rein organiſch Mann oder Frau mehr tieriſchen Trieben zu folgen geneigt ſind? Ob geiſtige Eigenſchaften des Weibes Einfluß haben auf ſeine Neigung zur Untreue, ob die Stärke der Perſönlichkeit des „verführenden“ Mannes? Was iſt dies alles gegen den nerven-

* A. Markus und E. Webers Verlag, Bonn.

haften Vorgang, der eine Frau zur Untreue treibt, die ſich bekundet in Blick, Geſte oder Miene?! Gegen die unterbewußte Untreue, mit der eine Frau hundertmal mehr ſündigt und wahrhafter, als durch die gleichgültige Reaktion ihrer Körperlichkeit?!

Schweigen müßte man über dieſes Buch, entflammte nicht zum Proteſt Art und Weiſe dieſer Beweisführung eines Wiſſenſchaftlers, auf der fußend jetzt Dutzende von unwiſſenſchaftlichen Menſchen die Möglichkeit haben, leichtſinnig zu jonglieren.

Paul Nicolaus

Bauordnung und Kleinhaus

Einſtimmig iſt man der Anſicht, daß das Wohnweſen von Grund auf geändert werden muß, will man ernſtlich die ungeheuren Schäden dieſes Krieges heilen und Volksverjüngung treiben. Man iſt ſich auch darüber einig, daß man raus aus der Mietskaſerne muß, ländliche Kleinhäuſer zu ſchaffen hat, man weiß, was zu tun iſt. Aber man redet und läßt eben alles beim alten.

An einzelnen Stellen hat man wenigſtens das Gefühl, dieſe Untätigkeit zu begründen, und weiſt ſchüchtern auf die hohen Koſten, Materialknappheit uſw. hin.

Aber der Hauptgrund liegt doch ganz wo anders. Das Grundübel iſt und bleibt die allenthalben jede Kleinbauweiſe verhindernde Bauordnung, liegt daran, daß für Kleinhäuſer dieſelben Beſtimmungen gelten wie für Mietskaſernen. Daß auf dieſe Weiſe das Einfamilien- und Kleinhaus unnütz verteuert wird, hindert eben ſeine Verbreitung, abgeſehen von verſchiedenen privatwirtſchaftlichen Haupt- oder Nebenerſcheinungen.

Soll das Einfamilien- und Kleinhaus ſiegen, müſſen in erſter Linien die baupolizeilichen Beſtimmungen abgeändert werden, und zwar zugunſten dieſer Bauart. Das heißt, es müſſen ganz bedeutende Bauerleichterungen bezüglich der Verwendung und Güte des Baumaterials geſchaffen werden. Daß weniger ſtabil gebaute Häuſer immer noch feſt und dauerhaft und geſund ſind, haben mir doch meine Kriegsfahrten durch Europa gezeigt.

Belgien und Nordfrankreich, man könnte ſie neidvoll die Länder des Einfamilienhauſes nennen — trotz der rieſigen Induſtrie, die nicht wie bei uns ſelbſt Häuſer baut —, weiſen Häuſer auf, die bei uns zu bauen und zu bewohnen jede Baupolizei verboten hätte, weil ſie zu „leicht“ ſind. Und doch leben darinnen geſunde Menſchen. Noch augenfälliger iſt's doch in Rußland, Galizien und Serbien. Was haben dort die nur aus Balken und Strohlehm beſtehenden Häuſer für Stürme, Regenſchauer, Fröſte auszuſtehen! Sie halten und man wohnt ſo gemütlich und ſicher drin! Und am ſchlagendſten ſind doch unſere ſelbſtgebauten, dünnen Holzbaracken da draußen an der Weſtfront, die Blockhütten des Oſtens! Wie wohl und geborgen haben wir uns da im grimmigſten Winter oder ſtürmiſchſten Herbſte gefühlt. Und wie gemütlich, wie feſt ſind ſchon die ein klein wenig verſchwenderiſcher gebauten Offiziersbaracken!

Ich meine, wenn man nach dieſer Richtung hin die Anforderungen an die „Feſtigkeit“ uſw. herabſetzt, iſt mit einem Schlage die Überlegenheit des Kleinhauſes da. Daß eine geringere „Stabilität“ vorhanden wäre, leugne ich auch ab, denn mein vierſtöckiges väterliches Haus beſteht nur aus Balkengerüſt und Lehmflechtwerk und ſteht ſchon zwei Jahrhunderte, hält im erſten Stock ohne Verſteifung ſogar eine Druckmaſchine aus!

Außerdem iſt ja gar nicht notwendig, daß die Häuſer ſo für Jahrhunderte gebaut ſind. Ein Einfamilienhaus wird doch lange nicht ſo beanſprucht wie ein Mehr-

familienbau. Was es ſchließlich an Zimmergröße dem Mietshauſe nachſteht, hat es dafür an Gartenraum und Freiluft und Freilicht weit voraus. Doch brauche ich ja die Vorzüge des Kleinhauſes nicht erſt zu preiſen.

Zu preiſen iſt aber der, der endlich den Stein ins Rollen bringt, der zur Tat übergeht, der uns über den deutſchen Zivilſtandpunkt der „Erwägungen“ hinausbringt. Daß Eile not tut, wiſſen wir doch. Und iſt die hemmende Bauordnung gefallen, kommt das andere von ſelbſt.

Willi Ehmer

Gloſſen zum Theater

Die wirtſchaftlichen und künſtleriſchen Nöte des Theaters ſtanden im letzten Jahrzehnt in einem gewiſſen Zuſammenhang. Das Bedürfnis, ausgefahrene Gleiſe zu verlaſſen, erzeugte eine Bewegung, die ohne Zweifel viel Wertvolles hinterließ. Im ganzen dürfte aber die Richtung tieferen Anſprüchen längſt nicht mehr genügen. Die Regie hat ſich in unerlaubter Weiſe in den Vordergrund gedrängt, da die Bewegung von ihr ausgegangen iſt, und mit ihr die Ausſtattung. War nicht das natürliche Verhältnis, danach Schauſpieler, Regie und Ausſtattung im Dienſte der Dichtung zu ſtehen haben, ſolchergeſtalt auf den Kopf geſtellt, daß die Dichtung nur noch äußerlicher und zufälliger Anlaß war zur Entfaltung von Regiekunſtſtücken und Luxusausſtattungen als Selbſtzweck, wobei jeglicher geiſtige Gehalt unterging in Geſichts- und Gehörimpreſſionen? Griechiſche Tragödien und Komödien, Offenbachſche Operetten und Mozartſche Opern: die geſamte Weltliteratur wurde durchſtöbert auf neue Effekte. Der Boden und das ſtilbildende Prinzip dieſer Kunſtrichtung iſt ohne Zweifel der Luxus, das Ergebnis Veräußerlichung und — Verteuerung.

Eine abermalige Reform hätte erſt das richtige Verhältnis von Zweck und Mittel wiederherzuſtellen: damit würde das Theater rückwirkend die Stilbildung des Dramas beeinfluſſen, um ſo mehr, als zu erwarten ſteht, daß der Krieg einen neuen Lebensſtil im Gefolge haben wird — ob erzwungen oder freiwillig, bleibe dahingeſtellt —, dem Theater und dramatiſche Dichtung auf ihre Weiſe die künſtleriſche Ausdrucksform werden zu geben haben, ſofern ſie deſſen fähig ſind. Einfachheit, Gediegenheit, Strenge, Vergeiſtigung und Vertiefung ſind ſeine Kennzeichen, „Los vom Luxus“ ſein Schlachtruf: Der Geiſt macht lebendig und frei. Ohne Scheu iſt für Leben und Kunſt zu fordern ein neues Puritanertum, eine ſtrenge Form, die zum Inhalt hat das Heilige und Erhabene.

Zwei Wege führen in die Zukunft, und das Theater wird ſich für einen entſcheiden müſſen. Verbleibt es dem Luxus, ſo verfällt es künſtleriſch und wirtſchaftlich jenem kleinen Teil, in deren Taſchen ſich das Volksvermögen im Krieg angeſammelt hat, auf Gnade und Ungnade. Von den Schillerſchen Idealen laſſe es alsdann die Finger: es wird eine virtuoſe Vergnügungsanſtalt.

Der andere weiſt ihm einen Weg, wirtſchaftlich möglichſt auf eigenen Füßen zu ſtehen und als Kunſtinſtitut mit der Nation und aus der Tiefe ihres Geiſtes heranzuwachſen. Vereinfachung des Betriebs lautet das wirtſchaftliche, Vergeiſtigung das künſtleriſche Prinzip.

Heilige Not, als Erzieherin ſeiſt du dereinſt hoch geprieſen! — —

> Die Welt iſt verkehrt. Ergib dich darein
> und ſtemme das Schiff deines Lebens nicht mehr
> der Strömung des Schickſals entgegen“

— ſo möchte man angeſichts von hunderttauſend Erſcheinungen dieſer Zeit mit Hekabe hinausſchreien. Mir drängt ſich der Schrei auf die Lippe, wenn ich ſehe, daß in dieſen

Tagen ausgerechnet die „Troerinnen“ des Euripides als geeignete geiſtige Koſt dem deutſchen Volk von der Bühne dargeboten werden. Iſt's böswillige Abſicht oder bodenloſer Gedankenſchwund bei Theater und Publikum? Inmitten ſchwerſter Kriegsnot ſingt man „das Lied ungeheuerlichen Grams“, das in ſtets geſteigerter Troſtloſigkeit Fluch auf Fluch auftürmt zu einer rieſenhaften Anklage gegen Gott und Menſchheit, einem Volk, das um ſein Daſein einen ſieghaften Kampf ausficht. Ein ehrwürdiger, aber an ſeinem Volk, ſeinen Göttern und der Menſchheit verzweifelnder Geiſt erbricht ſeinen Gram und ſeine Galle — uns vielleicht zum Troſt? Öffnet einen Abgrund von Nacht, Verzweiflung und Erbitterung — uns zur Erbauung? Wahrlich, König Lear und Hamlet ſind angeſichts dieſer Anklage die reinen Theodizeen: als hätte der Dramatiker des Stagiriten Zielſetzung der Tragödie, durch Mitleid und Furcht zu reinigen und zu erheben, von vornherein Hohn ſprechen wollen. Will man uns damit die moraliſche Kraft knicken? Oder rechnet man mit einem Publikum, das ſo abgeſtumpft iſt, daß es beim erſten Glas „Aktienjauche“ die Predigt der Friedloſigkeit vergeſſen hat?

Ernſt Krieck

Eine Religion des Allgefühls

Man kann die Dichter nach ihrem Verhältnis zur Natur in zwei Arten einteilen: in naturnahe und naturfremde. Der Typus der letzteren iſt wohl Doſtojewski, zu den erſteren gehört der Öſterreicher Rudolf Hans Bartſch, der am 11. Februar 45 Jahre alt geworden iſt. Was ſeinen Büchern das beſondere Gepräge verleiht, iſt ein tiefinnerliches Erleben der Natur, vor allem ſeiner heimiſchen ſteiriſchen Bergnatur. Seine Geſtalten ſind geradezu verwachſen mit der reinen, von Menſchenfuß nicht betretenen Welt der ſüdöſterreichiſchen Berge und Wälder. Es iſt nicht etwa Kulturüberdruß, was Bartſch der Natur in die Arme treibt, ſondern ein unmittelbares Gefühl der Zugehörigkeit zieht ihn zu ihr. Und dieſes Aufgehen in der Urwüchſigkeit und Erhabenheit der Natur wird ihm zur Religion. Er findet Troſt und Heilung in dem Bewußtſein, ein Teil der gewaltigen, immer wieder in Schönheit ſich erneuenden, kraftüberſtrömenden Natur zu ſein. Er ſpürt in ihr das Walten der Gottheit; ſie wird ihm identiſch mit dem Gotte, der ſchützend ſeine Hand über ihn hält und ihn nicht untergehen läßt. Die unermeßliche Weite der Landſchaft, die er von den Gipfeln ſeiner Berge vor ſich ausgebreitet liegen ſieht, wird ihm ein Bild der Unermeßlichkeit des Alls, und ein ſchrankenloſes Sichverſenken in die unbegrenzte Natur führt ihn unmittelbar zu einem inbrünſtigen Erleben des grenzenloſen Alls, des allumfaſſenden Reiches einer großen, ungekannten und doch in jeder Lebensregung genau geſpürten Gottheit. Von einem „Sichauflöſen in Himmel, Wald und Seeferne“ redet er, von einem „Überrinnen der Seele in das All“ und einem „Entſchweben ins Endloſe“. Schon in den „Zwölf aus der Steiermark“ findet ſich dieſe Religion in Andeutungen, bis der Dichter ſie ausdrücklich zum Gegenſtand der Behandlung genommen hat, nämlich einmal in dem ſeltſam packenden Buche der Andacht „Er“ und dann in dem aus der Not der Gegenwart heraus geborenen neueſten Roman von dem Gottſucher und Erlöſer „Lukas Rabeſam“ und ſeinen Jüngern.

Man mag viel Indiſches in Bartſchs Religion wiederfinden, viel Myſtik eines Franz von Aſſiſi oder Angelus Sileſius, aber, ſo wie ſie iſt, iſt ſie durchaus Bartſch, eben durch das ganz individuelle, einzigartige, jedem Leſer ans Herz rührende Erleben der Gott-Natur. — Eigene Worte mögen uns auf einem raſchen Gange durch des Dichters Gedankenwelt geleiten.

„Religion iſt von jeher geweſen: Einſamkeit. Vor allem Einſamkeit, um ſich ſelber zu finden und dann ſich ſelber zu verſchenken.“ Sich ſelber kann man aber nur finden am Herzen der Natur, „damit der Menſch noch nicht zu ſchaffen gehabt hat“. „Das iſt ja der wunderbare Troſt der Natur, daß ſie ſcheinbar gleichgültig, in unnachahmlicher Größe an den widrigen Händeln der Menſchen vorbeiſieht, ins Unermeßliche hinausblickend.“ Reſtlos glücklich iſt der Menſch nur, „ſolange die Gottheit des blauen Himmels und der goldenen Blätter, des froſtigen Todesrauſches und des ambroſiſchen Südhauches mit den tauſend Stimmen des Allgefühls ſingt: Mein Kind, mein Kind!“ Nur diejenigen ſind glücklich und Gottes Kinder, die „gänzlich in ſich beruhen und in der Ewigkeit der Natur“. Der Dichter erkennt, daß Menſch, Tier und Pflanze eins ſind, und Lukas Kabeſam erklärt: „Zwiſchen Huhn, Baum, Strauch, Kettig und Menſch iſt gar kein Unterſchied ... Wir alle ſind Brüder.“ Geheimnisvoll andeutend noch ſagt der alte Onkel Valentin (in „Hannerl“): „Du glaubſt nicht, was für ein Troſt unſereins beim Anblick des unverbeſſerlichen Lebens der kleinen Pflanzengeſchöpfe erquickt; wie mit himmliſcher Zurede! Die Nelke vom Vorjahr, die Nelke von heuer, eine Blume ſind ſie, obwohl dazwiſchen Monate ſchweigſamer Erde liegen. Ich werde leben, und mein alter Leib wird ſich wieder in der wilden Luſt der Jugend biegen.“ Knapp und klar aber ſteht das Bekenntnis des Glaubens an die Unſterblichkeit in dem Büchlein vom „Deutſchen Volk in ſchwerer Zeit“: „Wer ſich mit ganzer Seele erzog, das liebe Grün als ſeine eigene Familie anzuſehen, dem kann nichts mehr geſchehen; denn der Tod iſt ihm nur ein Nachhauſegehen; er hat unmittelbar Unſterblichkeit gewonnen.“

Wer nun ſo in der Natur ſeinen Gott, ſich ſelber und ſeine Unſterblichkeit gefunden hat, der weiß, daß „tiefſtes Selbſtvertrauen zugleich Gottvertrauen iſt“ Gott iſt ja, weil in allem, auch im Menſchen ſelber.

Mit dem bloßen Aufgehen im All freilich iſt es nicht getan; zur Alliebe muß es ſich ſteigern. Ein „wunderbares Heimverlangen“ nämlich iſt in Grille, Hummel, Blatt und Wolke, und hierauf gründet Bartſch ſeine Lehre von der Erlöſung durch Alliebe. „Es iſt nur eine Religion, und die war immer bei Gott ſelber, alſo in allem. Sie iſt im Flügelzittern des beſonnten Falters und im überquellenden Vogelgeſtändnis: ich liebe. Sie iſt in der Todesangſt des zerriſſenen Tieres bei Nacht. Wenn die Eule den dunklen Mantel ihrer Flügel um eine kleine Maus ſchlägt: ihr letzter Pfiff ruft den Herrn der Erlöſung an, der mit ihr leidet. Denn das Leben iſt die Sünde und der ſchwere Traum Gottes.“ Das unſägliche Leid des Daſeins ſchreit nach Erlöſung, und dem Problem der Erlöſung iſt der Dichter in ſeinem neueſten Buche nachgegangen. Der liebenswürdige Grübler Lukas Kabeſam ſagt in einer ſeiner markigen Predigten: „Nur einen kleinen Ritz hat euch dieſer Traum gelaſſen, durch den ihr ins Wahre zu ſchauen glaubt ... Und Gott iſt in euch, aber ihr ſchaut nach außen. Alliebe müßt ihr haben ... ſo erlöſt ihr den Gott in euch. Blickt um euch: dieſe Wolken ſeid ihr! Dieſe Weite ſeid ihr! Dieſe Wälder und ihr Rauſchen ſeid ihr! Bebt ihr vor Glück? — Aber auch dieſer Raubkäfer, dieſe Schlupfweſpe, die ſo entſetzliches Leid antut, ihr ſeid es. Zuckt euer Herz vor Weh? Wollt ihr, daß dies Leid ende? Sehnt ihr euch nach Gelöſtheit? Sehet, das iſt Religion!“ Und in unmittelbarem Anſchluß an Angelus Sileſius fährt er fort: „Wollt ihr zu Gott, ſo entfernt euch von dem, was in euch Kreatur iſt. Gott verlor ſein Leben im ſelben Augenblicke, da ihr ſagtet: Ich. Gib ihm ſein Leben wieder, indem du alles wirſt ...

Es gibt nur ein Gebet: dein Wille geſchehe; laß mich dein Wille ſein ...

Seid immer er; nichts macht geſünder, ſchöner und heiterer, als immer an Gott zu denken."

Natürlich meint Bartſch nicht ein weichliches, tatloſes Verſinken in dies Allgefühl, nicht ein Sichabſchließen von der Welt in einſeitiger Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, dem Gott in der eigenen Bruſt, ſondern jeder muß, er ſoll ja „alles werden", bereit ſein, ſich zu opfern, um die Vielzuvielen, die „Ameiſen" zu Gott hinzuführen, ſie zu erlöſen. „Ihr müſſet gänzlich zur Liebe werden, die ſich ſelber entſagt um der anderen willen." „Denn Gott iſt die Liebe und iſt jedes Menſchen Kind und die Demut vor ihm."

Auf dieſem Wege gelangt nun der Dichter zu ſeiner Lehre von der ewigen Wiederkunft des Erlöſers Jeſus Chriſtus, der ſein Werk vollenden will. Ein jeder von uns kann Erlöſer werden, in jedem Menſchen kann der Chriſtus wiedererſtehen. Schon in Georg Bogenhardt, dem Helden des Romans „Das deutſche Leid", hat Bartſch einen Menſchen gezeichnet, „der das Geheimnis zu beſitzen ſchien, die beiden großen Gefühle dieſer Erde, den menſchenliebenden Chriſtus und den natureinſamen Pan, in einem Gottesbegriff zu empfinden", und Lukas Rabeſam verkündet: „Der neue Chriſt wird alles mit gleicher Ehrfurcht und Innigkeit umfaſſen ... Pflanze, Tier ... Er wird alles lieben als ſich ſelber ..." Dieſelbe Anſchauung findet ſich, im Gewande des Mythus, wieder in dem ſchon genannten Buche „Er". Hier erzählt Bartſch die Legende von dem nach ſeiner Kreuzigung nach Italien verſetzten Heiland. Dort ſind die Menſchen für die Lehren, die er in ſeinem jüdiſchen Heimatlande verkündigt hat, noch nicht reif. Da faßt ihn, als er in einer Zirkusvorſtellung ſcheußliche Tierquälereien mit anſehen muß, inniges Mitleid mit aller Kreatur. Und, in die Einſamkeit geflüchtet, findet er Raſt in einem vergeſſenen Heiligtume des Pan, des alten Gottes der unberührten Natur. Im Traum erſcheint ihm dieſer und ſtellt ihm die vorwurfsvolle Frage: „Nun, du Chriſt, ſage mir denn: Iſt der Vater nur im Menſchen oder auch im Wolfe, im Reh, in der Blütenſtaude und im Stein?"

„Er iſt all dieſes", ſagt das Kind Gottes.

Der Pan aber ſpricht weiter: „Haſt du erkannt, daß Gott dort am dichteſten ſich ballt, wo das Leid iſt? ... Und meinſt du nun, Gott höre im Tier und in deſſen Liebe und deſſen Leiden auf? Iſt nicht das betende Begehren und das Lichtempfangen und das Welken der Blumen auch ſeine Sünde und ſein Weh? ... Und ſchreibt nicht ſogar der Stein ſeine dehnende Sehnſucht in die Wunderſchrift des Kriſtalls? Auch er wartet auf ein anderes Leben, als das ſeine iſt, und auf Erlöſung aus ſeiner Dumpfheit, wie alles, was da iſt!"

Chriſti Herz ſchließt ſich den Worten des Pan ganz auf; er übernimmt die Erbſchaft des heidniſchen Gottes und beginnt alsbald ſein Erlöſerwerk an den Tieren. Er wird Zeuge, wie arme, abgeſchundene Pferde unter grauſamen Geißelhieben viel zu ſchwere Laſten bergauf ziehen müſſen. Da trifft ihn der Jammerblick eines beſonders elenden Rößleins, ſodaß es ihm übermächtig die Seele rührt. „Seht ihr das? Oder ſeht ihr nicht, wie der Gott leidet im Tiere und um Gnade anruft euch und den Himmel?" Und der Heiland läßt es geſchehen, daß die rohen Fuhrknechte ihn neben das Tier vor den Karren ſpannen, und er hilft dem Pferde die Laſt ziehen, bis er erſchöpft zuſammenſtürzt.

Nur eine einzige Szene aus dem ewigen Erlöſungsdrama iſt es, die wir hier mit-

erleben, nur ein kleiner Teil der unendlichen Erlöſertat, die im Daſein waltet, ſichtbar im helfenden Handeln des Heilandes. „Er aber hatte nur den zweiten ſeiner Tage erfüllt, und dieſer Tage ſind Legionen an Zahl, denn auch heute iſt er irgend unter uns und ſucht der Liebe nach.“ —

Rudolf Hans Bartſch ſteht heute auf der Höhe ſeines Schaffens. Wir dürfen erwarten, daß ſeine Gedankenwelt noch manche Bereicherung im einzelnen erfahren wird, wenn ſie auch im ganzen abgerundet vor uns liegt. Daß Bartſch nicht nur der feinſinnige Schilderer des Liebeserlebniſſes, nicht nur der ſinnenfrohe Dichter der Stimmungen iſt, als den man ihn kennt und ſchätzt, ſondern auch der tiefernſte, unermüdliche Verkünder einer das ganze Leben verklärenden Religioſität, dies klar zu machen, war die Aufgabe dieſer Zeilen. Fritz Albert

Vom religiöſen Erleben und dem Strom der Zeit

Es iſt ſchwer, den Krieg als lebendiges Schickſal zu erfaſſen und ſich perſönlich mit ihm auseinanderzuſetzen, und es iſt faſt unmöglich, als Einzelner auch nur die größten Probleme der Zeit zu erkennen und zu ergründen. Aber noch viel ſchwerer iſt es — und das iſt wohl nur den wenigſten gegeben — das Leben ſchaffende Gotteswalten hinter der Trauer des Alltags mit dem Herzen zu erfühlen und das hohe Lied der Zeit zu ſingen. Und doch werden wir alle, die wir Religion als Ringen um letzte Wahrheiten, als Ringen um Schönheit und Vollendung verſtehen, es wieder lernen müſſen, mit dem Herzen den Dingen dieſer Welt gegenüberzuſtehen. Artur Bonus ſagte einmal, es handele ſich in der Religion letzten Endes um die Schaffung eines höheren Typus Menſch. Darum handelt es ſich für mich auch im Kriege. Es liegt in dieſem Gedanken mein tiefſtes Kriegserleben gegründet. Ich habe das erfühlt in dem jubelnden Schlagen meines Herzens mitten in Not und Tod. Mag der Krieg ein Wirtſchaftskrieg, ein Krieg um die Hohenzollern ſein! Das ſind die entſcheidenden äußeren Anläſſe. In den großen Zuſammenhängen ethiſchen Weltgeſchehens, in jener gewaltigen Geſchichte von Menſchenreinheit und Menſchenſchuld, von Völkeridealen und Völkerverderb ſehe ich in dem Krieg das Mittel unentwirrbarer Gottesgedanken zur Weiterentwicklung und endlichen Vollendung des — „Typus“ Menſch.

Wer hier im Felde in Granaten geſtanden, der hat an ſich die Kraft des Todeserlebens erfahren können; der weiß, daß in den ſchwerſten Augenblicken nur ganz Urſprüngliches, Weſentliches, Geſteigertes in den Herzen ſelbſt der Einfachſten iſt; der weiß mit jenem gefallenen franzöſiſchen Künſtler, daß „das Leben nichts iſt, als das Werkzeug, welches der Seele den Weg zum All bereitet“; der fühlt das beſeligende Wiſſen, daß der Tod nur die ſchwere Überwindung eines Gipfels ſei auf dem Höhenwege in immer herrlichere Reinheit und Kraft. Der Strom der Zeit trägt uns wieder ein köſtliches Ahnen dieſer letzten Dinge zu. Es iſt nicht nötig von Gott zu „wiſſen“, wenn wir ihn nur als Tiefſtes, Heiligſtes, Unfaßbares in unſeren Herzen fühlen, und um ihn in unſerem äußeren Leben Verantwortung tragen wie Königskinder um ihre Krone. Und darin liegt vielleicht das große Fruchtbringende des Krieges, daß wir mit Meiſter Eckehart lernen, „mit den Herzen zu ſchaffen und zu ſchauen“. — In dieſen Tagen iſt es, als ränge ſich aus der gemarterten Erde erſter Frühling empor. Faſt unmerklich iſt es wie ein Singen in dieſer Luft. Die Sehnſucht nach Erlöſung und Frieden und Sonnenland ſingt in den müden Herzen; und das Jetzt iſt heilig und verträumt und voll Vertrauen in die Ziele Gottes.

Aber noch ein anderes trägt der Strom der Zeit uns zu. Im Felde haben wir die Nähe und doch die Einſamkeit des Kameraden kennen gelernt. Wir wiſſen wieder von der Not und der Bedrängnis des fremden Herzens. Und wenn wir auch äußerlich im Wiſſen und Weſen unendlich verſchieden ſind, wir haben erkannt, daß das Tiefſte in uns gleich und [illegible]s iſt. Darin liegt das große Einigende des Krieges, das Einigende über Freund und Feind hinweg. Auch das wird vielleicht in der Folge große Frucht tragen in unſerm Leben untereinander. Jener gefallene Franzoſe, den ich ſchon einmal erwähnte, ſchrieb an ſeine Mutter: „Nach der Qual des Kampfes wird uns eine heiße Sehnſucht nach Mitleid, Brüderlichkeit uud Güte verbleiben.“ Aus Wintereis und Wintertrieb wird nichts Großes geboren. Alles Gewaltige dieſer Erde iſt aus Glut und heißen Herzen gezeugt. So wird die Kälte unſerer Einſamkeit uns die Reinheit unſerer Sehnſucht bezeugen; aber das neue Leben, die Frucht einer nahen Zukunft, wird geboren aus dem gemeinſamen Schaffen und Dienen um höchſte und letzte Ziele, aus der Wärme der Herzen.

Januar 1918. Hans Codras Mutzenbecher, im Felde

Wer iſt ein Dichter?

Dieſe, im Urteil über eine „ſchreibende“ Perſönlichkeit ſo ſchwer zu beantwortende Frage, löſt ſich mit dem Worte: Unſterblichkeit. Der Dichter, der wahre Dichter iſt unſterblich. Warum? Eine zweite Frage.

Wie in jeder Kunſt ſcheidet man auch in der Dichtung Form vom Stoff, Ausdruck vom Inhalt; in der Zeit-, der Kulturgeſchichte — bei kritiſcher Betrachtung — Form eines jeweiligen Menſchengeſchlechts von dem urſprünglichen Menſchen, dem Rein-Menſchlichen. Der Menſch iſt Maßſtab aller Dinge.

Kultur iſt nichts der Natur Entgegengeſetztes, ſondern nur Form für den vom Geiſt des Menſchen beſeelten Weltzuſtand. Jeder Weltzuſtand aber wurzelt in dem Natürlichen.

Unbedingt. Sonſt wäre eine hohe Kultur der Untergang. Der Untergang eines Volkes begründet ſich aber nur im Verſagen der natürlichen Kräfte. Das Wort Kultur darf nicht den Beigeſchmack der Wertſchätzung tragen. Auch ein Wildenvolk hat eine, wenn auch nach unſeren Begriffen beſchränkte Kultur.

Kultur iſt Form, Ausdruck einer Menſchheit und ihrer Zeit. Der Dichter — wie jeder Künſtler — Mundſtück, Spiegel ſeiner Menſchheit, ſeiner Zeit. Aber dieſes ſei mit Vorbehalt geſagt.

Wer iſt ein Dichter? Ein jeder — und ein jeder ſchreibt aus ſeiner Zeit heraus —, der es mehr oder weniger gut verſteht, der Kultur ſeines Volkes ein Denkmal zu ſetzen? Wir wollen einmal anders fragen: ein jeder, der tatſächlich in ſeinen Werken vielleicht ungewollt einen Spiegel der Kultur (oder Unkultur) ſeines Volkes gibt, indem er dem Geſchmack (oder Ungeſchmack) ſeiner Zeit Rechnung trägt? Eine neue Frage: ſchafft denn nun der Dichter die Kultur ſeiner Zeit oder umgekehrt die Kultur ihre Dichter?

In der Beantwortung dieſer Frage finden wir die letzte Löſung.

Kulturen, — wir wollen dieſes Wort einmal ſetzen, es führt ſchneller zum Ziel.

Wir — das heißt wir europäiſche Menſchheit — haben verſchiedene Kulturen gehabt, Kulturen der einzelnen Völker, Kulturen der einzelnen Zeitabſchnitte. Jede Kultur war durch die natürlichen Vorbedingungen — Land, Lage, Klima — und durch den Charakter des Volkes — Raſſe, Stamm, völkiſche Eigenheit — bedingt.

Wir alle aber, wir europäiſchen Völker, haben *eine* Wiege, und das iſt die Wiege der Menſchheit. Denn wir ſind Menſchheit, d. h. wir europäiſche Völkerfamilie, zu der die übrige andere Welt — bis auf geringfügige, gegenteilige, geſchichtliche Ausnahmen — in abhängigem Verhältnis ſteht. In unſerem Gehirnzentrum — will ich einmal ſagen — gebären ſich die Gedanken einer Weltentwicklung, einer allgemein kulturellen; wir haben in der Geſchichte mit unſerem Blute bezahlt, was außereuropäiſche Völker als fertige Fakta nur einzuheimſen brauchten. Jede große Menſchheitsidee hat noch ihren Ausgangspunkt von dieſem verhältnismäßig kleinen Fleckchen Erde genommen. Ob dieſe Menſchheitsideen in andere, außereuropäiſche Völker tief eingedrungen ſind, iſt eine Sache für ſich.

Wir haben eine Menſchheitsentwicklung, — oder nicht? Bezweifelt es der peſſimiſtiſche Materialiſt: „alles iſt ſich aus Lage der Umſtände ergebende natürliche Notwendigkeit?“ — Selbſtverſtändlich. Auch dieſer Krieg. — „Eine Menſchheitsentwicklung gibt es nicht, nur ein Emporſteigen eines Volkes als Vorbedingung zu ſeinem Untergang?“ — Ja, die Weltanſchauung iſt recht, aber nur beſchränkt recht, eine Teilwahrheit. Die große Wahrheit liegt in dem, allerdings als ideal verketzerten Glauben des Strebens der Menſchheit von dunklen Anfängen zu lichteren Höhen. Wollen wir einen Sinn in der Menſchheit ſehen, d. h. uns Exiſtenzberechtigung zuerkennen, ſo *müſſen wir glauben*, müſſen eine Menſchheitsentwicklung als erſten Grundſatz in unſere Weltanſchauung einſetzen. Wir *ſtreben* nach einer höchſtmöglichen Form einer menſchlichen Geſellſchaft (Staat), wir entwickeln uns — um allein dieſe äußere Form zu erreichen — innerlich, moraliſch, ſittlich. Das Individuum ſowohl, wie das Volk, — wohlverſtanden, das einzelne Volk.

Ein Volk ſteigt auf, lebt und verſchwindet. Ein bitteres Los, wie das des einzelnen Menſchen. Aber *etwas* bleibt! Wie man dem geringen, durchſchnittlichen Menſchen eine Unſterblichkeit in beſchränktem Sinne zuſprechen muß, wenn er durch ſein Leben, durch ſein Vorbild, ſei es auch nur auf den kleinſten Kreis ſeiner Nachkommen im Erziehen zum „Guten“ gewirkt hat, ſo viel mehr dem Volke, das in ſittlicher Beziehung — und ſittlich heißt hier: menſchheitsgeſellſchaftlich fördernd — auch nach ſeinem (ſtaatlichen) Vorgang über Jahrtauſende hinaus auf andere Völker, auf die *Menſchheit* wirkſam bleibt. Die Wirkung aber geſchieht: direkt durch lebendige Berührung mit dem Volke, indirekt durch die — ich will einmal ſagen: materialiſierte Lebensidee, durch das ſtofflich Unſterbliche: Werke der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Religion, der Kultur.

Der „Spiegel“, dieſes Wort — ich gebrauchte es abſichtlich — hat nun ſchon eine ganz andere, tiefere Bedeutung erhalten: Vorbild, bleibende Erinnerung, fördernder, formgewordener Ideenkomplex.

Ich wiederhole die Frage: ſchafft ein Dichter die Kultur ſeiner Zeit, oder umgekehrt eine Kultur ihre Dichter?

Man hat das Wort „Modedichter“ geprägt. Das ſagt viel. Das ſagt nämlich, daß wir den Begriff des Wortes Dichter recht weit faſſen. Daß wir einen jeden Menſchen, der mit der Feder, der Modeform gerecht, irgend etwas Bedeutendes oder Unbedeutendes in Worte faſſen kann, Dichter nennen. Gern mit Recht, wenn wir für den Ausübenden in dieſer Kunſtgattung, der ein *wirklicher* Dichter iſt — ſeht an, da haben wir's! — ein wirklicher Dichter iſt, ſage ich, ein anderes Wörtchen hätten. Das haben wir aber nicht. Alſo müſſen wir dieſes Wort feſter umreißen.

Ich beantworte die Frage. Der wahre Dichter ſchafft die Kultur, d. h. die Lebens-

form ſeines Volkes und ſeiner Zeit, der andere „Dichter“ ſchafft aus der Kultur ſeiner Zeit heraus. So muß man ſcheiden, wenn man ſcheiden will.

Dichter heißt Schöpfer, Schöpfer in einer beſonderen Gattung der Kunſt.

Was iſt zu ſchöpfen? Woraus iſt zu ſchöpfen? Es ſei mir ein Gleichnis geſtattet.

Ein Volk — wie wir — ringt um ſeine Lebensform. Um eine echte Lebensform, die ſich aus der Tiefe ſeiner ſeeliſchen Eigenheit bilden ſoll. Das iſt ein Ringen! — Was iſt — für mich als Individuum — erreicht, wenn ich erſt weiß, was und wer ich bin? Wenn ich mich ſelbſt erkannt habe? Alles! Dann kann ich eine Form für mein Leben finden, ſei es — um es deutlich auszudrücken — auch nur die Lebensform im Beruf. Je komplizierter eine Menſchennatur gebildet iſt, um ſo ſchwieriger wird es für ſie ſein, Normen über ſich aufzuſtellen, dementſprechende Lebensformen zu finden. Desgleichen bei einem Volke, bei einem neugeborenen (oder wiedergeborenem), ſich erſt entwickeln wollendem Volke.

Wie ſchwer iſt es dieſem Volke, ſich, ſeine ſeeliſche Eigenart zu erkennen. Die Ziele finden ſich ja, wenn erſt das Wollen geklärt iſt. Es iſt faſt ein dumpfes Hinbrüten, mit hier und dort aufzuckenden, tauſendfach ſich kreuzenden und zuwiederlaufenden Ideen. Da ſchenkt die Zeit dieſem Volke einen Dichter, aber einen wahren Dichter! Der mit ſich ſelbſt zu ringen hat, die Dunkelheiten ſeiner Seele zu klären. Die Dunkelheiten, die dieſelben ſind, wie die ſeines Volkes. Und im Löſen der tauſendfältigen Lebensfragen: warum bin ich, wer bin ich, wie bin ich, und wie ſtehe ich zu der Welt — wohlverſtanden zu der Welt, nicht zu ſeinem Volke — löſt er auch die Fragen ſeines Volkes, enthüllt mit ſeinen ſeeliſchen Eigenheiten auch die des Volkes, aus dem er geboren iſt. Schafft Klarheit, Wahrheit — und gibt Antwort.

Antwort auf die Frage: wie ſoll ich leben? Wohin ſoll ich ſtreben? Wo iſt mein Ziel?

Und aus ſeiner Seele, die ein Teil der Seele ſeines Volkes iſt, ſchöpft er im ringenden Schaffen das unſterbliche Werk. In dem Grade unſterblich, wie ſeine und ſeines Volkes Bedeutung. Ein Werk für die Menſchheit. Das iſt es.

Kulturen wechſeln, ändern ſich. Der Menſch von heute iſt ein anderer, als der der Renaiſſance. In ſeinen äußeren Lebensformen aber nur, als Menſch iſt er derſelbe.

Er hat ſich entwickelt, wir wollen es annehmen. In der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit können nicht ein, zwei Jahrhunderte eine Rolle ſpielen. Er hat ſich aber nur entwickeln können dadurch, daß ihm Richtlinien gegeben wurden, die Weltidee, die ſeiner Entwicklung zu Grunde liegt, ſein Ziel ihm klarer wurde: die Beſtimmung des Menſchen. Nur ſittlich kann der Menſch wachſen. Die Unſterblichkeit eines Dichters iſt durch den Grad ſeiner Sittlichkeit beſtimmt.

Was iſt ſittlich? Alles was menſchlich im guten Sinne iſt. Hermann H. Müller

Die Vorbedingungen einer Kulturtagung

Zur Frage der Formen einer Kulturtagung glaube ich aus eigener Erfahrung in der Jugendbewegung einiges Grundſätzliche und Praktiſche geben zu können. Vorausſchicken möchte ich, als meine perſönliche Meinung, die aber auch der Erfahrung nicht ermangelt, daß ich überzeugt bin, eine „Kulturtagung“ iſt heute, wenn ſie werden ſoll, was wir uns als Höchſtes unter dieſem etwas peinlichen Wort vorſtellen können, nur als Jugendtag denkbar. Die Menſchen der älteren Generationen ſind ſchon im Zuſammenſein zu zweit, geſchweige denn im größeren Kreis, nur in den ſeltenſten Fällen fähig, die Grundvorbedingung, die der reſtloſen Aufgeſchloſſenheit zu erfüllen.

Ein Zuſammenſein von Menſchen iſt ohne Sprechen nur denkbar, wenn eine große, tiefe Verbundenheit bereits vorhanden iſt. Fehlt ſie, ſo kann die Rede bis zu einem gewiſſen Grade die beſtehenden Widerſtände zwiſchen den verſammelten Menſchen beſeitigen und ſo vorbereitend wirken. Auch dann iſt ſie aber nur Mittel. Was eigentlich geſchieht, die Steigerung der Kräfte aller Art in den Einzelnen durch das geſtärkte Bewußtſein vom Daſein und Weſen anderer verwandter Menſchen, bleibt unſichtbar. Es kann in einzelnen Fällen ſich zu der begeiſterten Rede eines Menſchen verdichten, aber das iſt ein ſeltenes Ereignis. Man ſollte ſich deshalb von vornherein darauf einſtellen, auf ſichtbare Ergebniſſe einer „Tagung" zu verzichten. Damit aber auch auf Berichterſtattungen. Je weſentlicher eine ſolche Zuſammenkunft war, um ſo weniger wird ſich über ſie berichten laſſen; die eigentliche Wirkung beginnt erſt nach dem Auseinandergehen der Teilnehmer in dem bisherigen Wirkungskreis eines jeden. Man hat z. B. verſucht, über die Zuſammenkunft Freideutſcher Jugend im vergangenen Herbſt zu berichten und hat von einem Siegeszug des „Menſchheitsgedankens" geſprochen. Das iſt aber ganz irreführend. Es iſt dort — von den organiſatoriſchen Beſchlüſſen natürlich abgeſehen — viel mehr geſchehen. Es zeigten ſich Anſätze zu einem Erlebnis, das man wohl auch mit dem Wort „Menſchheit" umſchreiben kann. Nur muß man das Wort dann anders, in ſeinem vielleicht urſprünglichen Individualſinn verſtehen: Menſch-heit wie Rein-heit, als Inbegriff der höchſten menſchlichen Eigenſchaften in ihrer Losgelöſtheit. Menſchheit als Kraft, die in jedem noch nicht ganz erſtarrten Menſchen aufſtehen kann im Erlebnis der Gemeinſchaft, unter der Führung des Eros; die zur „Menſchheit" im alten Sinne des Wortes werden kann, wenn ſie alle Einzelnen, alle Gemeinſchaften, darüber hinaus die Gemeinden, Bünde, Völker erfüllt und verſchmilzt. Dieſes Feuer im kleinen Kreiſe der Bereiten zu entzünden, die es dann hinaustragen, jeder wieder zu ſeinem Kreiſe, das kann allein Sinn aller Kulturtagungen ſein. Dies Geſchehen aber bleibt unſichtbar, da das Wunder in der Bruſt des Einzelnen geſchieht.

Wenn alle Teilnehmer ſich darauf einſtellen, auf greifbare „Ergebniſſe" verzichten und ſich, lediglich als Menſchen, dem Augenblick öffnen, werden ſie auch ganz anders ſprechen können. Das ärgſte Hindernis aller ſolcher Zuſammenkünfte iſt ja das übliche „Reden". Die meiſten Menſchen ſind unfähig, ſich dem Geſchehen der Gegenwart hinzugeben. Hören ſie einen andern ſprechen, ſo folgen ſie nicht eigentlich ſeinem Gedankengang, ſondern halten dem Geſagten Wort für Wore ihre Meinung über den Gegenſtand entgegen, ſtellen die Unterſchiede feſt und tragen in der Antwort dann vor, worin dieſe Unterſchiede beruhen, wobei alles darauf ankommt, die Überlegenheit des eigenen Standpunktes herauszuarbeiten. Auf dieſe Weiſe, wo nur jeder ſein Steckenpferdchen in Dreſſur vorführt, kann es natürlich nicht zu einer Bewegung aller durch Gemeinſames kommen. Höchſtens wenn ein überragender Geiſt da iſt, der eine Art Führung — aber es iſt das keine eigentliche Führung — übernimmt. Die Einzelnen werden dann hingeriſſen, ohne ſich hingeben zu müſſen, ſie finden ſich in einem Außen, nicht aber eine Gemeinſchaft im Erleben ihres tiefſten Innen. Nach einiger Zeit fallen ſie aus ihrem zeitweiſen Hingeriſſenſein zurück in ihre alten Denkbahnen. Fruchtbar kann die Ausſprache erſt werden, wenn alle den Worten des jeweils Redenden ſich ganz öffnen. Der nächſte Sprecher wird dann, wenn er an das Wort des Vorgängers mitgehend anknüpft, nicht nur dieſen für ſeine Worte offen finden, ſondern alle, und dadurch alle bewegen. Die Rede wird auf dieſe Weiſe wahrſcheinlich den „großen Zug" vermiſſen laſſen und wird als Stenogramm un-

bedeutend ſein. Aber darauf kommt es ja auch gar nicht an. Im Gegenteil faſt: wenn die ſtille Verpflichtung, wohlgeordnete und geſchloſſene Reden vorzubringen, gefallen iſt, wird der Fachmann leichter aus ſeinem Gedankenkreis herauskommen und der zaghafte Laie eher mitzureden ſich entſchließen können.

Eine ſolche Art der Rundſprache ſetzt aber ein gewiſſes Maß von Hingabefähigkeit voraus, ohne die auch der beſte Wille nutzlos iſt. Die meiſten Menſchen, auch die, welche heute aus allen möglichen Gegenden zu einer ſolchen Tagung kommen, leben in Zuſammenhängen, in denen ſie nicht in der Lage ſind, ſich ſo offen, ſo menſchlich zu bewegen. Es wird einer gewiſſen Zeit bedürfen, bis ſie dazu fähig ſind, ſo daß die eigentlichen Ausſprachen erſt am zweiten oder dritten Tage beginnen können.

Die Mauern zwiſchen den Menſchen ſinken am leichteſten im Zuſammenſein zu zweien und dreien oder im größeren Kreis vor einem Kunſtwerk. Als mehr techniſche Notwendigkeit kommt hinzu ein möglichſt freies, leichtes Verhältnis zu den Formen und Formalitäten des Verkehrs. Es muß ſelbſtverſtändlich ſein, daß ich auf jemanden zugehe und ihn lediglich mit der Begründung, ſeine Züge, ſeine Sprache oder ſonſt irgend etwas an ihm ſei mir ſympathiſch, zu einem Spaziergang einlade.

Damit bei einer ſolchen Anarchie in der Anfangszeit aber keine Zerſplitterung eintritt, da es doch wieder leicht zur Bildung von Fach- an Stelle von Menſchengruppen kommt, iſt eins nötig. Es muß ein zuſammenfaſſender Rahmen vorhanden ſein. Haben wir nun bisher alles auf Gemeinſamkeit und Menſchlichkeit geſtellt, ſo kann dieſe wichtige Aufgabe nicht einem Einzelnen oder gar einem toten Programm zugeteilt werden. Sie muß lebendig und gemeinſchaftlich-lebendig angefaßt werden. Es hat ſeit jeher in allen Jugendbewegungen Gemeinſchaften in engſter Verbindung ſtehender Menſchen gegeben, die neben ihrer gemeinſamen Arbeit ſich einen eigenen geſchloſſenen Stil für ihr Zuſammenleben geſchaffen haben. Einem ſolchen Kreiſe iſt die ganze Führung, beſonders für die erſten Tage, zu übertragen. Wie dieſe ſich bemerkbar machen wird, hängt vom Charakter der Gemeinſchaft ab. Beginn und Abſchluß der ganzen Tagung und die Geſtaltung der gemeinſamen, nicht der Rundſprache gewidmeten Zuſammenkünfte liegen in ihrer Hand, während der ganzen Zeit müſſen ihre Glieder als Ferment in der Schar der anderen wirken und doch zugleich mit ihrem Gemeingeiſt alles zuſammenhalten. — Nach all dem wäre der Verlauf einer ſolchen Zuſammenkunft etwa folgendermaßen zu denken.

Die Tagung iſt „zu Gaſte“ bei einer Gemeinſchaft, deren Geiſt und Gebräuche den Grundton des Zuſammenlebens beſtimmen. Den Beginn macht eine Feier oder ein Referat, bei dem die ihm folgende Ausſprache abgebrochen wird, wenn ſie anfängt, ſpannend zu werden. Einige Tage ſind dann die Teilnehmer ganz ſich ſelbſt, d. h. einander überlaſſen. Vereinigt werden ſie durch die gemeinſamen Mahlzeiten und tägliche feſtliche Veranſtaltungen der führenden Gemeinſchaft. Dieſe hat auch das Zuſtandekommen einer lebendigen Gruppierung zu unterſtützen, wo äußere Umſtände oder die Fremdheit und Abgeſchloſſenheit der Einzelnen hindernd im Wege ſtehen. Vom dritten oder vierten Tage an vereinigen ſich die Teilnehmer täglich zu gemeinſamen Ausſprachen. Den Beginn mag je eine Eingangsrede über verſchiedene oder eine geſchloſſene Reihe von Themen machen. Bei den Zuhörern und Sprechern wird ſtärkſte Hingabe an das jeweils Geſprochene vorausgeſetzt. Denn ohne dies iſt jede noch ſo ſchöne Tagungsordnung zwecklos. Die Rundſprachen ſollten täglich nicht mehr als drei bis vier Stunden dauern. Alle andere Zeit ſind die einzelnen Gruppen und Kreiſe ſich ſelbſt überlaſſen, ſoweit nicht eine für viele oder alle beſtimmte be-

ſondere Veranſtaltung, ſei es, daß ſie von der Grundgemeinſchaft ausgehe oder aus der Mitte der Gäſte, zur Verſammlung im größeren Kreiſe ruft. Die Geſpräche im kleineren Kreiſe ſtehen den gemeinſamen an Bedeutung um nichts nach. Ja ſie können viel weſentlicher ſein als ſie, ſobald im größeren Kreiſe ſtörende Glieder das Entſtehen einer Gemeinſamkeit verhindern. Den Abſchluß bildet eine Kritik der Tagung, bei der die „gaſtgebende“ Gemeinſchaft zu richten beginnt. Auch dieſe Schlußſprache ſoll ſich nicht bemühen, irgendein Facit aus dem Ganzen zu ziehen.

Dies iſt natürlich nur ein Schema, ein „etwa ſo“, das an Dürre verliert und an Leben gewinnt, ſobald im praktiſchen Verſuch die lebendigen Kräfte und Vorgänge, Menſch, Gemeinſchaft, Liebe, Wort und Geiſterlebnis an die Stelle der hier gegebenen „Anweiſungen“ treten.

Alfred Kurella

Jugendbewegung und Jugendpolitik

In einer längſt vor dem Kriege begonnenen, durch den Krieg vielfach gehemmten und unterbundenen, vielfach auch mächtig geförderten Entwicklung iſt in unſeren Tagen der Kampf um eine neue Jugendverfaſſung aufgenommen worden. Die Jugend ſelbſt, geführt von einer Reihe Erwachſener, die alle menſchlichen Dinge nur vom Standpunkt der Jugend aus betrachten, hat, im Wandervogel und ähnlichen Beſtrebungen, ihre beſondere Art des Fürſichſeins in Anſpruch genommen. Sie hat darüber hinaus, am bewußteſten in dem Kreiſe um Wyneken, den beſonderen Wert der Leiſtung des jugendlichen Geiſtes für die geſamte Welt der menſchlichen Dinge entdeckt und den Befreiungskampf der Jugend als eine, als die Kulturbewegung unſerer Zeit ausgerufen.

Da iſt es denn merkwürdig zu beobachten, wie wenig dieſe Revolution und Emanzipation der Jugend im weiteren Kreiſe der Gebildeten jene Aufmerkſamkeit und enthuſiaſtiſche Teilnahme erregt hat, welche ſonſt weitzielende revolutionäre Bewegungen in ſo großem Umfange auszulöſen pflegen. Ich glaube, daß ſich nur wenige unter den Wortführern der heutigen Jugendbewegung bewußt ſind, wie gering außerhalb ihres eigenen engen Kreiſes die Zahl derer iſt, die in dem Wandervogel etwas anderes als eine verbeſſerte Auflage des Räuber- und Gendarmſpieles ihrer eigenen Generation ſehen oder gar von dem Weſen und den Abſichten der Freien Schulgemeinde irgendeine Kenntnis oder Vorſtellung haben. Es iſt aber eine völlig unbeſtreitbare und durch jedes neue Experiment, das man anſtellt, neu beſtätigte Tatſache.

So ſtände es denn ſchlimm um die Ausſichten der neuen Jugendverfaſſung, wenn ihre Notwendigkeit nur von der Jugend ſelbſt und von dem Kreis derer empfunden würde, die auf ihr Privileg des Erwachſenſeins verzichten, ſelbſt „wie die Kinder werden“ und das „Jungſein“ zu einem abſoluten und allgemein verbindlichen Kulturideal erheben wollen. Und es iſt unter dieſem Geſichtspunkt betrachtet kein geringes Glück, daß der ernſthafte Wille zu einer völligen Neuordnung des geſamten ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Jugendweſens noch in einer anderen, ebenfalls ſchon lange vor dem Krieg einſetzenden und durch den Krieg teils gehemmten, teils geförderten Entwicklung von ganz anderer Seite her eine bis zum heutigen Tage immer wachſende Bedeutung erlangt hat. Dieſe andere Richtung der Jugendpolitik, deren Hauptrufer im Streit eben ſeine Forderungen in dem Verlangen nach einem einheitlichen deutſchen Jugendgeſetz* zuſammengefaßt hat, will nicht die

* „Ein deutſches Jugendgeſetz“, vom Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Dr. Feliſch, E. Mittler, Berlin 1917, VI und 72 Seiten.

Jugend als ſelbſtändiges, gleichberechtigtes Subjekt in die Kämpfe der Zeit hineinſtellen, ſondern ſieht in dem Problem der Jugendbehandlung nur ein vor allen andern wichtiges und der politiſchen und geſellſchaftlichen Neuordnung in beſonderem Grade fähiges und bedürftiges Teilgebiet unſeres öffentlichen Lebens.

Wir leben — ſo etwa können wir die Erkenntnis- und Empfindungsgrundlage dieſer Richtung in Worten wiedergeben — wir leben heute nicht im Staat der Freiheit und des erfüllten Geiſtes, ſondern im Staat der Not. Harten Zwang ſehen wir allüberall in der ziviliſierten Menſchheit auf den einzelnen Menſchen ausgeübt, um ſeine Mitmenſchen vor ihm zu ſchützen und um allen die für die Lebensfriſtung aller notwendigen Leiſtungen abzunötigen. Dieſer Zuſtand, ſo wenig er unſerem Ideal entſpricht, muß von uns Erwachſenen, die in der rauhen Welt der Wirklichkeiten leben und in die Schuld aller gegen alle verfangen ſind, hingenommen und ertragen werden. Ganz unleidlich und ſchlechthin unerträglich aber iſt es, daß dieſer Druck und Zwang des Notſtaates heute auch auf das Geſchlecht der unſchuldigen Kinder und heranwachſenden Jünglinge, ganz als wären ſie nur kleiner geratene Erwachſene, miterſtreckt wird.

Demgegenüber gilt es, unter Betonung des qualitativen Weſensunterſchiedes zwiſchen Kind und Erwachſenem, eine Magna Charta des Rechtes der Jugend im umfaſſendſten Sinne aufzuſtellen: von der Welt der Erwachſenen zu verlangen, daß ſie ihre Geſetze, an deren Geſtaltung die Jugend keinen Teil hat, auf dieſe Jugend, auf die ſchöne und an der Not des erwachſenen Lebens noch nicht mitſchuldige Welt des Spieles und der bloßen Vorbereitung, auch nicht in jenem bitteren und rückſichtsloſen Ernſt anwende, deſſen Anwendung gegenüber den Erwachſenen nur die Not des Notſtaats, deſſen Anwendung gegenüber Kindern aber nichts auf der Welt rechtfertigen kann. „Jedes Einſchreiten gegen einen Jugendlichen", ſo formuliert Feliſch einige der wichtigeren Leitſätze der von ihm geforderten neuen Jugendpolitik, „muß die gleichzeitige Förderung von deſſen Heil erſtreben. Keine öffentliche Maßnahme gegen Kinder ſoll durch den Zweck beeinflußt werden, für andere Kinder ein warnendes Beiſpiel aufzuſtellen. Kein Träger einer öffentlichen Gewalt darf einem Jugendlichen ein Leid zufügen, das den Erziehungszweck gefährdet. Nichts darf geſchehen, um die Jugend ſich für beſtimmte Zwecke zu erobern, alles nur, um ihr zu dienen und ſie ſelbſtlos zu fördern. Alle Erſatzerziehung, einſchließlich der Zwangserziehung, darf nicht Strafe, auch nicht Surrogat der Strafe ſein."

Um mit ſolchem Geiſte die geſamte Behandlung der Kinder und Jugendlichen durch alle Organe des Staates und der Geſellſchaft völlig zu durchdringen, fordert Feliſch einerſeits als erſte, allen Einzelforderungen vorangehende Hauptforderung die unverzügliche Inangriffnahme eines einheitlichen, lückenlos das geſamte öffentliche und bürgerliche Recht einſchließenden Reichsjugendgeſetzes, andererſeits die, ebenfalls durch das geforderte Jugendgeſetz ſelbſt anzubahnende, Eingliederung der geſamten „freien" Jugendfürſorgetätigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft in die gleichartige Arbeit der öffentlichen Behörden. Von dem materiellen Inhalt des geforderten Jugendgeſetzes in ſeiner ausgedehnten Mannigfaltigkeit zahlreicher, innerlich doch organiſch zuſammenhängender Einzelbeſtimmungen hier eine Vorſtellung zu geben iſt unmöglich. Tritt doch bei dem Verfaſſer ſelbſt an die Stelle einer ausführlichen Darlegung gar häufig die faſt atemloſe Aneinanderreihung von Stichwörtern, deren jedes einzelne ein ganzes Arbeitsprogramm für ſich einſchließt. Dagegen ſei wenigſtens kurz darauf hingewieſen, welche beſondere Bedeutung der

zweiten, mehr organisatorischen Forderung Felischs in unserer heutigen Lage zukommt. Nicht nur auf dem Gebiete der Jugendfürsorge, sondern im gesamten Felde der sozialen Wohlfahrtspflege überhaupt erscheint heute, wo der anderweit allzu stark in Anspruch genommene Staat für die selbständige Lösung solcher Aufgaben bald nicht mehr Kraft genug übrig haben dürfte, wo also eine Zusammenraffung aller sonstigen, heute chaotisch durcheinander und teilweise gegeneinander wirkenden Hilfskräfte desto dringender geboten ist, eine Aufgabe vor allen andern wichtig: die Aufgabe der systematischen Verschmelzung von öffentlich rechtlicher Wohlfahrtspolitik und freier Fürsorge. Seitdem vor Jahren die grundlegenden Ausführungen der Webbs* dieses Problem erstmals in die gebührende Beleuchtung gerückt haben, sind in allen Ländern schon vor dem Kriege große Fortschritte in dieser Richtung gemacht worden, und der Krieg selbst scheint uns einer völligen Lösung der Frage nahebringen zu wollen. Die nähere Entwicklung dieses Gedankens muß einer selbständigen Darstellung vorbehalten bleiben. Ohne gesetzlichen Zwang, so viel sei schon hier betont, kann selbst auf dem besonderen Gebiete der Jugendfürsorge, wo leichter als irgendwo sonst das Gebot der selbstlosen Hingabe an die sachliche Aufgabe zu beherzigen und zu erfüllen scheint, ein friedlich zweckvolles Zusammenwirken so verschiedener Organe, wie staatliche und kommunale Behörden, Kirche, Schule, politische Parteien, Berufsverbände, freie Vereine aller Richtungen, Stiftungen und Privatpersonen, jedenfalls nicht zustande gebracht werden. Das hat auch schon der Vorkämpfer des deutschen Jugendgesetzes erfahren müssen, der mit seinen Bestrebungen, eine neue Organisation für Jugendpolitik mit dem Ziel einer reichsgesetzlichen Regelung der Jugendfürsorge zu begründen, schon im Kreise der näheren Interessenten zwar auf der einen Seite begeisterte Zustimmung, auf der anderen aber desto feindseligere Ablehnung gefunden hat. (Man vergleiche die Berichte in der „Frankfurter Zeitung“ vom 23. und 25. November unter dem Titel „Jugendpolitik“.) Viel opferwilliges Bemühen und eine unermüdliche Geduld wird nötig sein, unter so widrigen Winden dem Ziele entgegenzusteuern. Helfen hierzu kann vor allem auch jene dünne Schicht der gebildeten Jugend, die in der modernen „Jugendbewegung“ ein helles Bewußtsein ihrer eigenen geistigen Nöte und ihrer weiten geistigen Wirkungsmöglichkeiten erlangt hat. Niemand wird von dieser Jugend verlangen, daß sie die für die gemeine Notdurft des Lebens sorgende „soziale Jugendwohlfahrtspflege“ zu ihrem einzigen Ziele erküre. Jugendlicher Genius ist schenkender Genius und denkt an sich selbst zuletzt und an alles Größte und Fernste zuerst, und so soll es bleiben. Neben der Arbeit am reinen Geiste, die sie als ihre eigenste Aufgabe betrachtet, möge aber diese Jugend auch der elementaren, Geist und Körper zugleich verderbenden Nöte in höherem Grade bewußt werden, unter denen heute der weitaus größte Teil unserer Kinder und Jugendlichen leidet, und wenigstens mit voller, enthusiastischer Teilnahme das Werk derer begleiten, die als Erwachsene die Linderung solcher Nöte als eine nähere und dringendere Aufgabe ergreifen. Karl Korsch

Gedanken zur Zeit Vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Jenes Schlagwort wurde von England in die Welt gesetzt, aber dieses denkt nicht im entferntesten daran, es in Wirklichkeit umzusetzen. Und doch muß man bei diesem Wort an die Art der Engländer zu kolonisieren denken. Sie greifen bei den unterworfenen Völkern nur in das wirtschaftlich unum-

* S. und B. Webb, Das Problem der Armut, Jena 1912, Seite 130ff.

gänglich Notwendige ein, üben keinen überflüſſigen Druck, reden nicht von ihren Prinzipien und den Vorzügen ihres Weſens, ſondern handeln. Ob es uns Deutſchen wohl ſo ſchnell wie den Engländern gelungen wäre, ein beſiegtes Volk wie die Buren uns binnen wenigen Jahren zu Freunden zu machen? Wie gering iſt uns das nach 50 Jahren bei den uns verwandten Elſäſſern oder bei den Dänen Nordſchleswigs gelungen, von den Polen ganz zu ſchweigen.

Und doch verſtanden wir zur Zeit der Hanſa das Koloniſieren. Es iſt als ob der Deutſche vor dem dreißigjährigen Kriege mehr Kraftgefühl und innere Haltung gehabt hätte wie heute, wo ein ſubalterner Ton des Strebertums und Vorwärtskommens um jeden Preis herrſcht, der ſamt ſeinem Gegenſatz der äußeren Schneidigkeit und des Anſchnauzens im Widerſpruch zum inneren Weſen des Germanentums ſteht. Jener Ton iſt nicht nordgermaniſch, das ſpürt man ſofort beim Überſchreiten der däniſchen Grenze. Ein Neutraler, der ſich jetzt viel in Polen umgeſehen hat, erzählte mir: Ich habe den Polen immer entgegengehalten, die Deutſchen wüßten ſich nur nicht zu geben. „Pas du tout, les allemands ne manquent pas de geste, ils manquent de coeur" hätten mehr wie einmal die Polen geantwortet und er ſetzte hinzu, „ich konnte ihnen nicht viel entgegenhalten". Dieſer Neutrale liebte aber Deutſchland.

Den Deutſchen fehlt zumeiſt eine menſchlich notwendige Eigenſchaft: Der gütig verſtehende Skeptizismus, der ſeine Mitmenſchen nicht taktlos und beſſerwiſſend kritiſiert, ſondern ihrem Charakter gerecht werden läßt. Das Pflichtbewußtſein, das alle Dinge bitter ernſt nimmt, und die ſprichwörtliche deutſche Gefühlsſentimentalität erſetzen dieſes Manko nicht. Welcher preußiſche Regierungspräſident hat bisher ein inneres Verhältnis gehabt zu den Kräften, die von der Stammesart der Elſaß-Lothringer oder dem Charakter der däniſchen Nordſchleswiger ausgehen? Wenn ich aber dieſes fordere, komme ich zum Kernpunkt des Problems, wie weit wir Deutſchen uns auf das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker einzuſtellen haben.

Deutſche ſitzen überall in Europa und in den anderen Weltteilen außerhalb des Deutſchen Reiches in größerer kompakter Maſſe. Keiner von uns hat die Forderung erhoben, daß ſie zum Reich gehören müßten. Wie wenig haben wir uns z. B. um die Siebenbürger Sachſen gekümmert. Jene waren aber tüchtig genug, um ſich Formen zur Aufrechterhaltung des deutſchen Charakters zu ſchaffen, von deren Vorbildlichkeit ſpäter noch einmal ausführlich hier die Rede ſein ſoll. Es wird immer im Staatenleben Grenzgebiete geben, deren Bevölkerungen durcheinandergewürfelt ſind, und wer dies als läſtig empfindet, gleicht dem Pedanten, in deſſen Syſtematik die Übergangsformen zwiſchen den Pflanzen und Tierarten nicht paſſen. Der Volkskundler weiß aber, daß gerade in dieſen Gebieten die meiſten Schätze der Vergangenheit ſich erhalten haben, ſie ſind ſeine Fundgrube, und der moderne Verleger weiß, daß dort gerade der beſte Abſatz für ſeine Bücher iſt, ſofern ſie die Probleme des Lebens behandeln. Ein abgeſprengtes Volksſtück kann ſein Volkstum unter fremder Herrſchaft durchaus bewahren, *ſobald ihm ſeine geiſtige Entwicklung verfaſſungsmäßig gewährleiſtet wird*, und der Hauptteil ein ſelbſtändiges nationales Leben führt. Darum haben wir fremdes Volkstum, das innerhalb unſerer Grenzen lebt, durchaus zu reſpektieren und können nur verlangen, daß es ſich auf die mechaniſtiſchen Intereſſen des Geſamtſtaates einſtellt.

Wir haben an der Einigung Deutſchlands erlebt, daß beſtimmte Wirtſchaftsgebiete ein in ſich geſchloſſenes politiſches Ganze bilden müſſen, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß nach dem Kriege die jetzigen Wirtſchaftsgebiete Europas zu noch größeren

Komplexen vereinigt werden. In dieſen Komplexen wird ſich das Verhältnis der kleineren Völker nach ihren Leiſtungen richten und nicht nach papiernen Prinzipien, die die Krankheit „Größenwahn" hervorrufen wie beiſpielsweiſe jetzt bei dem tſchechiſchen Volke. Wirtſchaftliche und politiſche Verhältniſſe ſind eng verbunden, und die letzteren ergeben ſich in der Regel aus den wirtſchaftlichen Beziehungen und werden geformt durch die inneren Anlagen des Volkes. Es geht dabei in ähnlicher Weiſe wie in einer Ehe zu, die natürliche Kraft wird den Ausſchlag geben. Ein trauriger Mann iſt der, der zu ſeiner Frau immer von ſeinem Recht und von ſeiner Stärke redet, der nicht verſteht großherzig zu ſein. Jene Deutſchen, die immer von ihrer Miſſion reden, bei andern Völkern Ordnung zu ſchaffen, beſitzen keine innere Überlegenheit. Sie ſind ebenſo ſchädlich wie die, die ohne innere Güte und ſicheren Lebensſtil als Zerrbilder das deutſche Weſen, wie es unſere Großen ſchufen, ſchänden. Darum bedeutet für uns die Löſung des Problems des Selbſtbeſtimmungsrechtes der Völker jetzt im Oſten: Betrage dich, Deutſcher, ſo, daß andere Völker freiwillig zu dir kommen, weil ſie fühlen, daß ſie durch dich reicher werden. Darum ſei weder hochfahrend noch übermäßig beſcheiden, ſondern ſei im ſtetigen Kampfe mit deinem Selbſt dir deines Wertes bewußt.

Das Recht wirtſchaftlicher Vorherrſchaft hängt eng zuſammen mit der geiſtigen Leiſtung eines Volkes zur Weltkultur. Das Baltentum hat z. B. kein inneres Recht zur wirtſchaftlichen Vorherrſchaft, wenn es den Letten gegenüber kulturell rückſtändig und ihr Volkstum unterdrückte. *Wirtſchaftliche Vorherrſchaft über ein andersraſſiges Volk darf nie Helotentum oder Unterdrückung werden, ſondern ſie bedeutet das Indiehandnehmen ziviliſatoriſcher Aufgaben, damit auf dieſem Boden eine Menſchheitskultur entſteht, zu der beide Völker ihren Teil je nach ihren Anlagen beitragen.* E. D.

Welt und Krieg*. Die geiſtige Entwicklung der Menſchheit iſt nicht loszulöſen von der Entwicklung des Kosmos. Der im All waltende Gott hat ſich im Menſchen bewußt geſtaltet und ſeinem Allwillen den Einzelwillen entgegengeſetzt. In der Spaltung Gottes in viele Einzelwillen liegt die Möglichkeit zu einer höchſten und bewußten Einheit; zugleich aber die Tragik der Welt.

Die Tendenz des Einzelwillens iſt zunächſt, nach Selbſtbefriedigung zu ſtreben und ſein Sonderintereſſe zu verfolgen. Alſo müſſen die vielen Einzelwillen, die keine Gemeinſchaft kennen, ſondern nur Intereſſenbündniſſe, ſich bekriegen.

Wir ſtehen heute mitten im Kampf der Einzelwillen, der ſich nach außen in der Kataſtrophe des Weltkrieges entlädt. Der Krieg iſt nicht Geſetz, ſondern Not. Not der Individuen, der Völker, die von den Sklavenbanden materieller Intereſſen gefeſſelt ſind, aus Entwicklungsgründen noch gefeſſelt ſein müſſen. Der Krieg iſt von Menſchen gewollt, und doch iſt er Schickſal und wurzelt im Urgrund des Seins. Denn die Menſchenwillen ſind eine Erſcheinung des Weltgeiſtes, der da ſchafft und irrt und nach Erlöſung ringt.

Der Krieg iſt die Verneinung der Freiheit, und ein Tor, wer glaubt, daß durch Grauen und Mord die Menſchheit voranſchreite. Aber die begeiſterte Hingabe Vieler, die Bereitſchaft, Leid zu tragen und zu überwinden, iſt Bejahung und weiſt in die Zukunft, wo als fernes Ziel die bewußte Einheit der Einzelwillen, alſo Geſetzmäßigkeit — Freiheit und Erlöſung des Weltgeiſtes ſteht. Paula Billigheimer

*Vgl. Joſ. Furtmeyer, Vom Weltkrieg und vom neuen Geiſte. Oktoberheft S. 641

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Zukunftsausſichten für Bodenreform und Kriegerheimſtätten

Von mancher erfreulichen Arbeit haben wir im Laufe des Jahres an dieſer Stelle berichten können, von regem und tätigem Intereſſe in den verſchiedenſten Kreiſen. So ſind wir auch in das neue Jahr hineingeleitet worden von der Anteilnahme von Männern, zu denen das deutſche Volk heute aufſieht als zu ſeinen Größten und Beſten: das leuchtende Doppelgeſtirn Hindenburg-Ludendorff iſt durch den Vorſitzenden des Hauptausſchuſſes für den Gedanken der Kriegerheimſtätten gewonnen worden und hat ſich darüber in Briefen geäußert. Der Feldmarſchall ſchreibt u. a.: „Es handelt ſich hier um ein Werk von größter ſozialer Tragweite. Je eher dieſes in Angriff genommen wird, deſto mehr wird es eine Quelle neuer Freudigkeit und dankbarer Hingebung unſerer tapferen Truppen werden.“ Bei Ludendorff heißt es: „Es iſt nun zweifellos die entſcheidende Frage für unſere ganze Zukunft, daß wir ein geſundes, wachſendes Volk und vor franzöſiſchen Zuſtänden bewahrt bleiben. Viel Unzufriedenheit und viele wirtſchaftlichen Kämpfe, die unſer Volk nach dieſem Kriege noch ſchwerer denn je ſchädigen müßten, werden deshalb durch die Heimſtättenbewegung verhütet werden.“ Mit den Zeugniſſen dieſer beiden Männer gehen wir getroſt der Zukunft entgegen. Sie werden auch in weiteren Kreiſen nicht ungehört verhallen, ſondern ein Anſporn ſein.

Hoffentlich wirken ſie auch bei den amtlichen Stellen antreibend. Lange haben wir warten müſſen, bis in Preußen ſich an höchſter Stelle etwas geregt hat. Aber auch dieſe Freude konnten wir in das neue Jahr hinübernehmen. Das Miniſterium der öffentlichen Arbeiten hat einen Erlaß ausgehen laſſen über die kommende Wohnungsnot. Schon daß einmal von amtlicher Seite klar die Tatſache ausgeſprochen wird, daß dringend notwendig etwas geſchehen muß, iſt erfreulich. Freilich war es längſt kein Geheimnis mehr, aber die Stimmen der Intereſſenten, die nicht laut genug leugnen konnten, daß Grund zu Befürchtungen vorhanden iſt, wurden doch nicht ſtill. Nun aber darf man doch hoffen, daß ihre Macht gebrochen ſein wird, ſo daß wirklich etwas geſchieht. Sehen wir uns den Miniſterialerlaß einmal etwas genauer an. Er lohnt es, trotzdem er leider nicht vorbildlich genannt werden kann. Er zeigt uns im Gegenteil, wie notwendig Aufklärungsarbeit immer noch iſt, und die kann ja jeder leiſten. Keiner weiß, wohin die Samen ſeiner Worte verweht werden; darum ſoll keiner denken, daß er nichts tun könne oder brauche, weil er nicht mit einflußreichen Kreiſen Verbindung hat. Die Maßregeln nämlich, die der Erlaß „in erſter Linie“ für geeignet hält, um der Wohnungsnot zu ſteuern, ſind nicht gerade „mit bodenreformeriſchem Öl geſalbt“, um den Ausdruck eines Oberbürgermeiſters auf einem der Bundestage zu gebrauchen. Zunächſt wird nämlich das Zerlegen größerer Wohnungen empfohlen. Da es kaum möglich ſein wird, dieſe dann ſo umzubauen, daß jede Wohnung die notwendigen Nebenräume erhält, ergeben ſich daraus Zuſtände, wie wir ſie in den Mietskaſernen aus geſundheitlichen Rückſichten bekämpfen müſſen: gemeinſame Küche und Toilette für mehrere Familien. Damit ſich die Hausbeſitzer gutwillig dazu verſtehen, werden ſie mit der Steigerung der Rente gegenüber der ſtärkeren Abnutzung der Wohnung getröſtet. Es folgt der Vorſchlag, ſonſt unzuläſſige Dach- und Kellergeſchoſſe einzurichten, allerdings vorübergehend. Es iſt aber zu befürchten, daß die Hausbeſitzer ſehr gelehrige Schüler ſein werden und die „Erhöhung der Rente“, die ſie dadurch erzielen und dringend nötig brauchen, als Grund anführen werden, um die Räumung der ſo entſtandenen abſolut ungenügenden Wohnungen hinauszuſchieben, wobei denn „aufgeſchoben“ dem „aufgehoben“ ſehr nahe kommen dürfte. Für die Unterbringung von Familien werden ferner Schulen ins Auge gefaßt. Nun iſt der Unterricht durch militäriſche

Belegung von Schulen während des Krieges schon vielfach schwer geschädigt worden, ganz abgesehen von dem überall herrschenden Lehrermangel. Es ist im Interesse der Jugenderziehung und -bildung also dringend zu wünschen, daß sobald wie möglich wieder geordnete Zustände herbeigeführt werden. Es wäre da wirklich am Platze, daß sich unsere großen Lehrerverbände mit Eingaben an das Ministerium wendeten, um dafür andere Vorschläge zu erwirken. Das ist nur die eine Seite der Sache. Die wohnungspolitische ist — soll man sagen schlimmer? — jedenfalls ebenso schlimm. Man stelle sich doch nur einmal den Eindruck vor, den es auf die Leute machen muß, wenn sie statt in eine Wohnung für sich mit soundsovielen in Schulen untergebracht werden. Glaubt man, daß das Gefühle wachrufen wird, die von denen wesentlich verschieden sind, die 1870 die Barackenbewohner beseelten? Und doch warnt der Erlaß ausdrücklich davor, daß man solche Zustände wie damals einreißen läßt. Übrigens fehlen auch die Baracken nicht; in denen sowie in Turnhallen sollen Ledige hausen. Ihre „etwa notwendige" Einrichtung soll, „soweit möglich", vorbereitet werden. Dann erst kommen die Maßregeln zur Erörterung, die von den Gemeinden „vor allem" zu ergreifen sind, nämlich die Schaffung von Bebauungsplänen u. dgl. Der Eindruck wäre jedenfalls ein besserer gewesen, wenn diese Dinge am Anfang gestanden hätten. Ist es überhaupt notwendig, daß ein Ministerialerlaß Vorschläge wie die anfangs genannten bringt? Wäre es nicht besser gewesen, auf Kriegerheimstätten hinzuweisen und ganz eingehend und dringlich über die Möglichkeiten und die Notwendigkeit der Beschaffung neuer Wohnungen zu sprechen? Kennt man im Preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten die menschliche Trägheit so wenig, daß man wirklich glaubt, es werden nun die schwierigeren und kostspieligeren Arbeiten zuerst in Angriff genommen werden, noch dazu, wenn der Erlaß erst in seinen letzten Zeilen darauf hinweist? Uns scheint, das schreit förmlich nach einer gesetzlichen Regelung der Kriegerheimstätten in allernächster Zeit. Wenn die vom Ministerium empfohlenen Mittel wirklich zur Anwendung kommen, so häuft sich der Zündstoff bedenklich. Das kann gar nicht ausbleiben. Und davor uns in acht zu nehmen, haben wir wahrlich Grund. Es ist sehr bequem, sich über die Streikenden moralisch zu entrüsten und sie Vaterlandsverräter zu nennen. Fruchtbringender aber ist es, den Ursachen nachzugehen und zu fragen, ob wirklich alles geschehen ist, um den Streikenden auch den Schein des Rechtes zu nehmen.

Zur Frage der gesetzlichen, und zwar der reichsgesetzlichen Regelung der Kriegerheimstätten, bringt die „Bodenreform" in ihrer Nummer 1 des neuen Jahrgangs (Probehefte kostenfrei durch die Geschäftsstelle Berlin NW, Lessingstraße 11) einen interessanten Beitrag aus den Erinnerungen von Lujo Brentano. (Elsässer Erinnerungen. Berlin 1917. Erich Reiß.) Brentano schildert dort das Zustandekommen der berühmten Mülhäuser Arbeiterstadt. Der Fabrikant Jean Dollfus besaß im Nordwesten von Mülhausen ausgedehnte Ländereien und hatte daher starkes Interesse an der Entwicklung der Stadt in dieser Richtung. Deshalb trat er 8 Hektar zu billigem Preise ab an eine Baugesellschaft, die Arbeiterwohnungen errichten sollte. An dem Rest hatte er einen 3—4fachen Gewinn, da nach Anlage des Arbeiterquartiers von Spekulanten vielfach Neubauten dort errichtet wurden. In 13 Jahren konnte ein Arbeiter bei Anzahlung von 300 Franks Besitzer eines Hauses im Werte von etwa 3000 Franks werden. Wollte ein Arbeitgeber einen Arbeiter an sich fesseln, so lieh er ihm wohl die Summe zur Anzahlung. Dadurch waren ihm natürlich die Hände gebunden. Hier sehen wir also eine zwiefach unerfreuliche Wirkung; einmal die Beförderung der Spekulation und dann die Knechtung des Arbeiters durch die Heimstätte statt seiner inneren Befreiung. So wollen wir denn auch im neuen Jahre unermüdlich wirken für das Reichsgesetz für Kriegerheimstätten.

F. Schoenberner

Zur Erneuerung des Wandervogels. Ein Aufruf!

Der Wandervogel droht ſeine Bedeutung als immer junge Wurzel der großen deutſchen Jugendbewegung zu verlieren; er erſtickt in alten überlebten Formen, in Selbſtgefälligkeit und Selbſttäuſchung, in Harmloſigkeitsverlogenheit und Heuchelei; nur eins kann ihn retten: das Bündnis, der Wille und die gemeinſame Tat derer, die ihn *anders* wollen. Wir wenden uns an alle Wandervögel, beſonders auch an die, welche dem Bunde den Rücken kehren, weil er für ſie ſinnlos geworden iſt, und an jene, die am Wandervogel von heute leiden und wollen, daß er ein Leben in innerer Wahrhaftigkeit führe und dadurch lebendig und groß ſei, kurz an alle, die an ihn glauben.

Wir fordern.

Die Ausleſe der Wandervogel-Gemeinſchaft werde allein durch den *Wert der Perſönlichkeit* beſtimmt. Nicht Zünftigkeit und Betriebſamkeit, nicht Blut und Herkunft kennzeichne den rechten Wandervogel, ſondern allein die Geradheit ſeiner Geſinnung, der Glaube an den göttlichen Urſprung ſeines tiefſten, geheimſten Sehnens, die Hingabe an dies heilige Geſetz. Das gemeinſame Geſetz ureigener Entwicklung eines jeden iſt das einende Band, die immer neu geſtaltende Kraftquelle der Gemeinſchaft. Gemeinſchaften ſolcher Jugend werden nicht in abgenutzten, lebloſen Ausdrucksformen erſtarren, brauchen nicht nach dem „echten Wandervogelgeiſt“ zu ſchielen, ſie ſchaffen ſich unbeirrt und wagend neue Wege, neue Formen des Lebens.

Jede Wandervogelgemeinſchaft ſei wahrhaft jugendlich, nicht nur dem Namen nach, nicht nur zu einem Teile. Es geht nicht an, daß in Gruppe, Kreis und Bund der beſtimmende Einfluß von Alten ausgeübt wird, von ſolchen, die „auch einmal jung waren und es gut mit der Jugend meinen“. War zu Anfang unſerer Bewegung die Jugend Manns genug, ſich ſelbſt zu leiten, ſo wird es die heutige nicht minder ſein. — Die Organe des Wandervogels müſſen aus ihm ſelbſt gewachſen, in ihm verankert ſein. Darum fort mit allen unjugendlichen Älteren, die vorgeben unſerer Sache zu dienen, während ſie in Wirklichkeit bewußt oder unbewußt nur verſteckte Jugendpflege mit uns treiben. Verſchwinden müſſen alle Einrichtungen und Verträge mit ſolchen Elternräten und Schulbehörden, die den Gemeinſchaften gute Lebensbedingungen als offizielle Schülervereine ſichern und im Grunde nur eine Zähmung des alten aufrühreriſchen Wandervogelgeiſtes und ſeine Kontrolle bezwecken. Geht es nicht anders, ſo werde die Gruppe wieder zum Geheimbund und der Aufrat wieder zum Schutzwall gegen alle Eingriffe der „Alten“ gebildet nur aus *den* Eltern und Freunden, die wahren Sinn für das freie Leben der Jugend haben.

Wandervogeltum höre nicht auf, *eine innere Verpflichtung* zu ſein für jeden, der ſich aus innerſtem Erleben dazu bekennt. Fort mit den Lauen und Trägen, den Selbſtgenügſamen und Fertigen, fort mit den „ewigen Wandervögeln“! Fort mit den Schmarotzern und Mitläufern, die den Wandervogel verwäſſern! *Fort auch mit allen falſchen Führern*, die ihr eigenes Halbwiſſen und ihre Plattheiten auf den Thron ſetzen, euch gängeln und unfrei machen; die ſich befriedigunghaſchend an euch betätigen wollen, um ſich ſo über die eigene Leerheit und den Verrat an ihren Jugendträumen hinwegzutäuſchen. *Platz werde für wahre Führer*, die euch nie in ihre eigenen Bahnen hinüberreißen werden! Sondern die alles, was ſie ſelbſt beſitzen, euch zwar ſchenken wollen, aber nur, wenn ihr es zur Entwicklung eurer eigenen Weſensart ergreift und ſo zu eurem lebendigen Beſitz macht. Führer, die ganz von dem Glauben durchdrungen ſind, daß ihr nie ſtärker und reicher werden könnt, nie tiefer einer Gottheit dient, als wenn ihr ſie auf den euch eingeborenen eigenen Wegen zu tragen ſucht. Führer, die hierin eure Adelspflicht erkennen, und die von der unbegrenzten ſieghaften Schönheit eines ſolchen Suchens ſo mächtig erfüllt ſind, daß ſie ihr Führertum allein darin ſehen, euch Mahner und Diener zu ſein,

damit ihr dieser Arbeit nicht vergeßt. Es genügt nicht, Wandervogel der Gesinnung nach zu sein. Es gilt, ein Leben zu erobern und zu führen, ein Leben, das unserer bedarf, das nach uns verlangt, nach dem wir uns alle heimlich oder heißfordernd sehnen. Der Wandervogel fängt erst an, sich zu beweisen, wenn er draußen steht und von seiner Kraft, die er innerhalb der Wandervogelgemeinschaft läuterte und steigerte, anderen Menschen gibt, sei es von Hand zu Hand, sei es gestaltend an Organisationen und Lebenseinrichtungen, sei es durch demütige in sich gekehrte Arbeit an einem Kunstwerk.

Der Sinn unserer Gemeinschaft ist, durch sie Fesseln und Ketten abwerfen zu lernen, gleichviel ob andere sie geschmiedet, oder ob wir selbst sie uns, irregeleitet, enger schlossen. Um jener leisen aber unerbittlich fordernden Stimme in uns selbst folgen zu lernen, die klar zu hören uns selten nur vergönnt ist, von der wir aber alle wissen, daß sie allein uns Wahrheit und Weg ist. — So nur schaffen wir Tatbereitschaft, den Menschen frei zu machen zu wesentlichem Sein und schöpferischem Handeln.

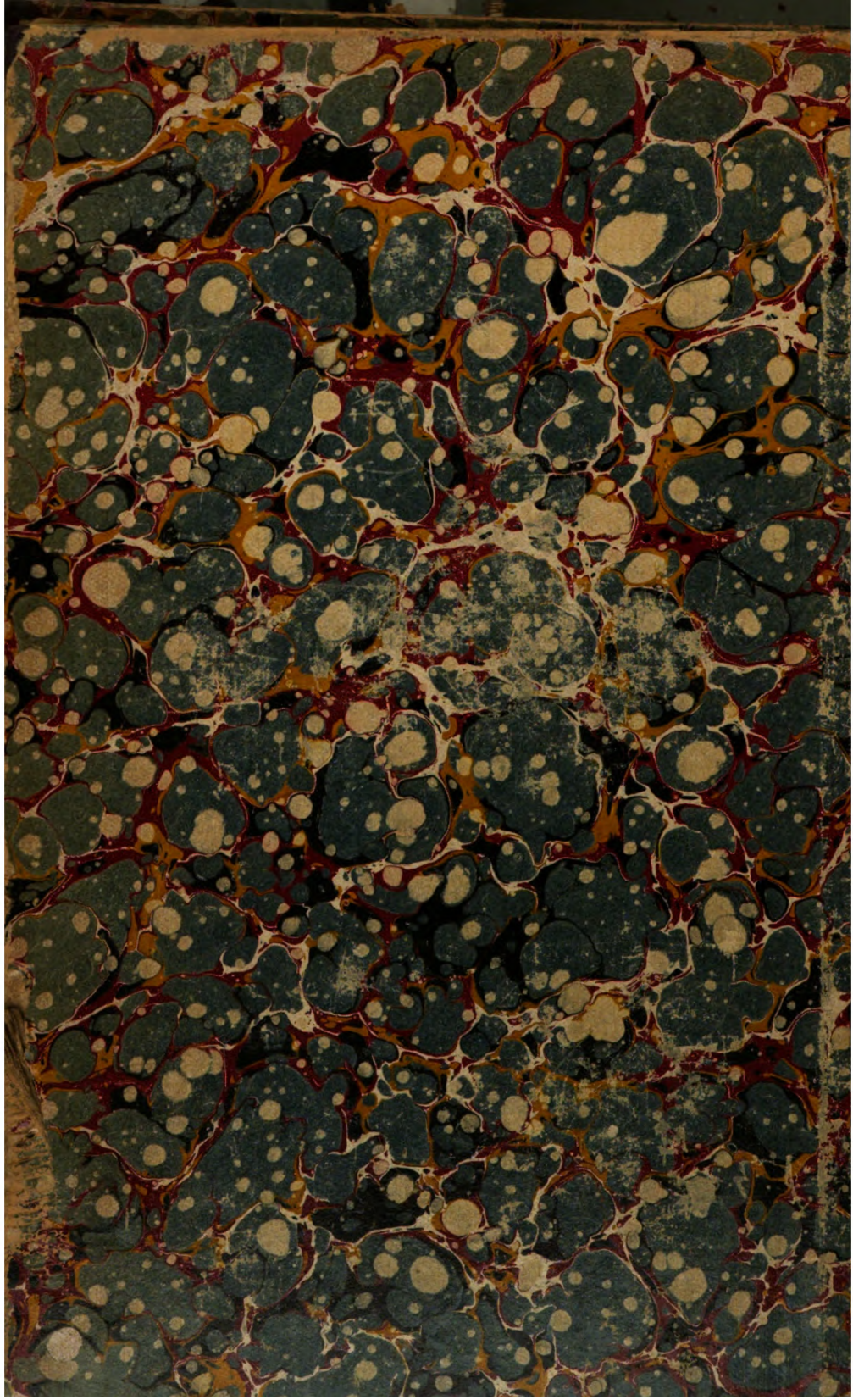
Nach solchem streben wir, solches fordern wir von euch. Denn wir glauben, daß es in uns allen lebt, in euch wie in uns, daß es nur eines Weckrufes bedarf, der euch aufstehen läßt, um euch selbst und jener Stimme zu folgen. Fort von selbstgefälliger Genügsamkeit, fort aber auch von wollüstigem Versenken in Selbstverneinung und tatenlose Zweifel! — Scheint euch solche Forderung zuviel, allzuviel, so glauben wir, daß Tag und Stunde noch kommen werden, wo ihr uns versteht, weil ihr euch selbst darin findet. Sagt jemand, unser Fordern gehe weit über die Grenzen des Wandervogels hinaus, so entgegnen wir: er hat keine Grenzen. Nur wenn jeder alles fordert und Stein an Stein zu dessen Vollendung fügt, ohne in Teilarbeitsgebietchen jenen Zusammenhang mit dem Grenzenlosen zu verlieren, dann kann der Wandervogel wieder werden, was er seiner Urbestimmung nach ist: Sammelpunkt der wirklich besten freigesinnten Jugend unseres Landes, Tummelplatz für hinausstrebende gesunde Jugendkräfte, Plan für den Aufbau eines selbstbestimmten eigenen Lebens — in Abkehr von trägen Gewohnheiten der Alten, im Willen zu einer neuen Lebensgestaltung, Schule endlich des mutigen, tatentschlossenen jungen Geschlechtes, dessen die Zukunft bedarf.

Viele von euch wollen Gleiches wie wir. Laßt uns Fühlung miteinander nehmen! Laßt nicht allein das Band unserer gemeinsamen Gesinnung uns unsichtbar vereinen, laßt uns voneinander wissen! Verhelft uns und euch dazu, daß aus lebenswarmem Wechselspiel von Mensch zu Mensch uns allen die Kraft erwachse, wir selbst zu sein. Nur dann werden wir Wege finden, den Wandervogel neu zu gestalten, oder ihm endgültig und entschlossen den Rücken zu kehren.

Karl August Wittfogel (Altwandervogel Lüneburg), Paul Vogler (Altwandervogel Neuwied), Carl Rieniets (Wandervogel E. V. Jena), Alfred Kurella (Wandervogel E. V. Bonn), Günther Krayer (Jungwandervogel), Gerhard Fils (Jungwandervogel Berlin), Else Erig (Jungwandervogel Bremen), Hugo Debrunner (Schweizer Wandervogel Zürich), Hermann Bergmann (Deutscher Wandervogel Berlin), Margret Ahrends (Wandervogel E. V. Naumburg).

Im Frühjahr 1918 soll ein erstes Treffen stattfinden, dem wir ein von den einzelnen Bünden unabhängiges Führerheft vorausschicken wollen.

Wer zu uns gehört, sende seine Anschrift an: Irmgard Rasch, Berlin-Friedenau, Fregestraße 72.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 4.—, durch die Postanstalten M 4.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 4.30, Ausland M 4.75. Probenummern versendet der Verlag gegen Einsendung von 75 Pf.
Herausgeber Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

Princeton University Library
32101 064481847